BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36630611670013

<36630611670013

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

Oeconomica Laica 17.

Oec. gen. No. 22.

VIVAT
IOSEPHU
PATER
PATRIÆ

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;
von
D. Johann Georg Krünitz.

Drey und zwanzigſter Theil,
von Hemd bis Hirſe. Mit 16 Kupfern.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunſthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. H.

Hemd, (das) L. Induſium, Fr. Chemiſe, f. Eigentlich und in der weiteſten Bedeutung ein jedes Kleidungsſtück und Bekleidung des menſchlichen Körpers; in welcher Bedeutung es aber nur noch in einigen Zuſammenſetzungen, als: Chorhemd, Futterhemd, Meßhemd, Panzerhemd, üblich iſt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine meiſtentheils leinwandene Bekleidung des Körpers, welche man unmittelbar an die Haut leget. (*) Im bloßen Hemde ſeyn, Fr. être en chemiſe, oder être nu en chemiſe.

Man

(*) In der zweyten engern Bedeutung in den gemeinen oberdeutſchen Mundarten Hemat, in dem Heldenbuche Hemmat, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hemede, in den ſpätern Zeiten Hembe und Hemb, im Angelſ. Haam, Ham, in Ungar. Imeg, im mittlern Lat. Camiſia,

In der weitern Bedeutung einer jeden Kleidung lautet es bey dem Notker Hemide, der es für einen Rock braucht, da es dann ſehr deutlich mit dem Griech. ἱματιον überein kömmt. Im Isländ. iſt Hempe ein Unterrock. Wachter leitet es von Hanf her, der erſten und älteſten Materie der Hemden. Allein, es gehört wohl unſtreitig zu dem alten hemen, heimen, bedecken, bekleiden, Hebr. אטם, von welchem es vermittelſt des Suffixi de oder d abſtammet. Im Griech. iſt εἷμα und ἕω

Man ſagt figürlich, und theils ſprichwortsweiſe: Jemanden bis auf das Hemd ausziehen, mettre quelcun en chemiſe, einen um alle das Seinige (in die äußerſte Armuth, an den Bettelſtab) bringen; einen völlig ruiniren oder zu Grunde richten. Er hat kein ganzes Hemd auf dem Leibe, il n'a point de chemiſe, er iſt bettelarm. Er hat alles bis aufs Hemd verkauft, (verſetzt, verfreſſen, verſpielt ꝛc.) il a vendu (engagé, mangé, joué) juſqu'à ſa chemiſe, er hat ſein ganzes Vermögen liederlich verſchwendet. Das Hemd iſt mir näher als der Rock, ma peau m'eſt plus proche que ma chemiſe, mein eigenes Intereſſe liegt mir am nächſten an; erſt muß ich für mich ſelbſt ſorgen.

Das Hemd in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, oder diejenige Bekleidung des Leibes, welche die Menſchen über die bloße Haut zu ziehen pflegen, beſteht gemeiniglich aus weißer Leinwand, welche auf unterſchiedene Art geſchnitten und zuſammen genähet wird. Inſonderheit ſind die Hemden der Frauensperſonen mancherley; denn es giebt dergleichen mit Aermeln und ohne Aermel, davon die leztern Achſelhemden heißen. Einige ſind gehörige, mit ſchiefen eingeſezten Seitenſtücken, und langen Zwickeln. Es ſind dieſes diejenige Art von Frauenzimmerhemden, woran das Vorder- und Hintertheil die rechte Breite der Leinwand behalten, von da aber zu beyden Seiten, bis oben an den Hals, ein ſchiefer Streifen die Länge heran davon geſchnitten wird, dergeſtalt, daß oben

ich ziehe an, im Schwed. hama, hema, bedecken, Ham, eine jede Decke, beſonders ein Kleid, Eſtniſch Hame. Das däniſche Ham bedeutet einen abgeſtreiften Schlangenbalg. Auch des griech. $\alpha\mu\phi\iota$, und deutſche um ſcheinen hieher zu gehören. S. Heim, Himmel.

Der Plural Hemder, anſtatt Hemden, iſt nur im g. L. üblich.

Das b vor dem d, Hembd, iſt einigen oberdeutſchen Mundarten eigen, welche dem leztern Buchſtaben gern ein b vorher ſchleichen laſſen. Uebrigens wird ein Hemd bey dem groſſen Haufen der Oberdeutſchen ein Pfad, Pfoad, und eine Hemdkrämerin, eine Pfadlerin genannt, womit das gothiſche und Isländ. Paita, ein Hemd, überein kommen.

oben nur ſo viel Breite an der Leinwand übrig bleibt, als von einem Armloche bis zum andern nöthig iſt; von dieſen vier gehrig oder ſchief abgeſchnittenen Stücken werden hernach die ebenfalls gehrig geſchnittenen Armzwickel ſowohl, als auch die, ſo in den Seiten herunter gehen, genommen, zwey und zwey zuſammen genähet, und alsdann gehörig eingeſetzt. Oder ſo genannte Lätzchenshemden, welche einen beſonders zuſammen gereiheten Oberleib haben; zum Unterſchiede von den gemeinern Kittel- oder Leibhemden, welche ohne Lätzchen und Gehre ſind. Plätthemden aber werden diejenigen genannt, darein Aermel von ſehr feiner Leinwand geſetzt, und dieſe öfters auch noch mit Spitzen beſetzet werden. Ein kurzes Hemd gemeiner Frauensleute, welches nur die Schultern und die Bruſt bedeckt, wird ein Halb- oder Halshemd genannt. Die Mannshemden unterſcheiden ſich nach der Güte der dazu genommenen Leinwand, da dann die ſchlechtere zu Unterhemden, und die feinere zu Oberhemden gebraucht wird; welche letztere man inſonderheit des Winters auch über einen Latz oder über ein Kamiſol zu ziehen, zu Sommerszeit hingegen auch wohl, wie die erſtern auf der bloßen Haut zu tragen pflegt. Ein türkiſches Hemd hat die Figur der europäiſchen Weiberhemden; nur die Aermel deſſelben ſind viel weiter.

Was den Zuſchnitt eines Hemdes für eine Mannsperſon betrifft: ſo nimmt man, wenn die Statur lang iſt, 4 Ellen Leinwand zum Leibe; ſonſt aber, wenn ſie klein iſt, nur $3\frac{1}{2}$, auch wohl nur $3\frac{1}{4}$ Elle. Die Leinwand behält ihre ganze Breite von $\frac{6}{4}$, und es werden auf beyden Seiten die Sahlleiſten überwändlich zuſammen genähet. Zu den Aermeln rechnet man 2 Ellen, und ſchneidet, ehe ſie getheilet werden, der Länge nach, einen $7\frac{1}{4}$ Zoll breiten Streifen ab, daß alſo die Aermel nicht völlig $\frac{5}{4}$ Weite behalten.

ten. Dieſer Streifen giebt alle kleine Stückchen und Zwickel; denn man ſchneidet daraus ein Paar Zwickel unter die Arme, und 1 Paar oben zum Halſe, die ins Gevierte juſt 6 Zoll haben; der davon abgehende, $1\frac{1}{4}$ Z. breite und 1 Elle lange, Streifen giebt die Achſelſtücke, deren jedes $9\frac{1}{2}$ Z. lang wird, und 5 Zoll bleiben übrig. Dieſe Achſelſtücke werden auf die obern Zwickel geſteppt, nachdem dieſelben übereck wie ein Halstuch zuſammen geleget und alſo eingeſetzet worden. Alsdann werden von eben dieſem Streifen wieder $15\frac{3}{4}$ Zoll abgeſchnitten, und die Breite $1\frac{3}{4}$ Z. abgenommen. Dieſer ſchmale Streifen giebt wenn er getheilt wird, die beyden Bindchen, ſo wie der breitere den Hals. Nun ſind noch 1 Paar kleine Zwickel von $3\frac{1}{2}$ Z. ins Gevierte zu ſchneiden, die unten an das Hemd, wo die Naht aufhört, auch ſchräge doppelt geſetzt werden, und ein kleines Herz, welches 2 Z. breit und lang iſt, und auf der linken Seite, wo der Schlitz, in welchen der Buſenſtreif kömmt, und den man 12 Zoll lang zu machen pflegt, unten aufhört, geſetzt wird. Solchergeſtalt bleiben nur 2 ſchmale Streifchen übrig, die, wenn mehrere Hemden zugleich zugeſchnitten werden, den Nutzen ſchaffen, daß einige Paar Aermel, juſt $\frac{5}{4}$ breit, bleiben können, indem aus dieſem abgehenden Streifen die Achſelſtücke und Bindchen geſchnitten werden können. Oben am Schlitz, wo der Hals aufgeſetzt wird, ſchneidet man das Hemd, eines kleinen Fingers breit, aus.

Zu einem Frauenhemde braucht man gemeiniglich 5 Ellen $\frac{6}{4}$ breite Leinwand; nämlich 4 Ellen und anderthalb Viertel zu dem Leibe, und $2\frac{1}{2}$ Viertel zu den Aermeln. Man ſchneidet zu 6, 8, 12 Hemden die Aermel ab, ſo bleiben die Längen zu den Leibern à 4 Ellen $1\frac{1}{2}$ Viertel an einem Stücke zuſammen, von welchen man die ganze Länge herunter einen $\frac{1}{2}$ Elle breiten Streifen abſchneidet. Von demſelben bekömmt man

die Zwickel, zu welchen man $3\frac{1}{4}$ Elle rechnet. Dieſes wird doppelt gelegt, an den Seiten der Sahlleiſte überwändlich, an der andern überſchlagen zugenähet, und ein ſolcher Sack wird ſo übereck aus einander geſchnitten, daß die Naht in die Mitte jeder Spitze kömmt; und dieſes ſind die beyden Zwickel. Wenn nun ſolche mit einer überſchlagenen Naht in das Hemd geſetzt worden ſind, bleibt eine Oeffnung von $\frac{1}{2}$ Elle, in welche die Aermel, erwähntermaßen, $\frac{3}{4}$ weit und $2\frac{1}{2}$ Viertel lang eingeſetzt werden. Die Zwickel unter die Arme an den Aermeln nimmt man aus dem Ausſchnitt des Hemdes, welcher $7\frac{1}{2}$ Viertel im Umfange hat, daher die Zwickel ein klein Viertel ins Gevierte bekommen, und auch noch Achſelſtückchen übrig bleiben. Schneidet man mehrere Hemden zu, ſo bleibt von dem Streifen zu den Zwickeln ſo viel übrig, daß man einige Paar Aermel davon erhält. Wenn man nämlich 3 Breiten $2\frac{1}{4}$ lang zuſammen nähet, und alsdann halb von einander ſchneidet, ſo hat man gleich 1 Paar Aermel, die ſo weit ſind, als die aus der ganzen Breite geſchnittenen.

No. 34 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1774, S. 293, f.
Ein Franzoſe, Namens Bedeau, hat eine Maſchine erfunden, allerhand Hemden, Nachthauben, Schlafhoſen und Beinkleider ohne Naht zu machen. Die Akademie zu Paris meldet, daß man ſchon vorher dergleichen Hemden geſehen habe, woran an den Aermeln und dem Halſe, wie überall, keine Naht befindlich geweſen, die Art und Weiſe der Verfertigung aber ſey nicht bekannt geworden.

Eins der vornehmſten Stücke im Weißnähen, iſt das Setzen eines Queders oder Kragens auf ein Hemd. Nach der Vorſchrift eines geſchickten Frauenzimmers, Catharina Helena D*** (*), im XI B. der

(*) Ich werde vermuthlich nicht irren, wenn ich unter dieſem etwas durchſichtigen Schleyer, die gelehrte Demoiſelle Katharina Helena Dörrien, zu Dillenburg, der florentiniſchen botaniſchen Geſellſchaft, wie auch der berlin. Geſellſchaft naturforſchender Freunde, Mitglied, anzutreffen glaube.

der Leipz. Samml. 1755, 8. S. 342, fgg. iſt hiebey folgendes zu beobachten.

Ehe man die Krauſen anfängt, es ſey in einem Aermel oder Rumpfe, worauf das Queder oder der Kragen geſetzt werden ſoll, muß man zuerſt eine Spendel in die Mitte ſtecken, hernach eine Hälfte noch einmal zuſammen ſchlagen, und hievon wieder die Mitte mit einer Stecknadel bezeichnen. Hierauf fängt man an, die Krauſen in geraden Fäden, einen Strohhalm breit von der Kante, zu machen, wozu vor allen Dingen ein ſtarker, gewichſter Faden genommen werden muß, an deſſen Ende ein Knoten gemacht wird. Man nimmt zu einer Krauſe nicht mehr als 2 bis 3 Fäden auf die Nadel, und etwa 5 bis 6 Fäden dazwiſchen, wenn man nämlich einen Aermel einkrauſet. Wenn man aber einen Rumpf einkrauſet, darf man nicht mehr, als höchſtens 4 Fäden zwiſchen jeder Krauſe laſſen, indem, da ein Kragen viel länger, als ein Queder, iſt, und man alſo die Krauſen hernach weiter aus einander ziehen muß, man deren zu wenig bekommen würde. Wenn man damit zu Ende iſt, werden die Krauſen ſo dicht als möglich zuſammen gezogen, und die Nadel wird an das Ende geſteckt, um welches man den Faden wickelt, damit er nicht nachgeben könne. Alsdann nimmt man eine ſtarke Spendel, und ſtreicht von dem linken Ende zum rechten, mit Behutſamkeit, jede Krauſe hervor, ſo daß keine verſteckt bleibe, ſondern daß ſie alle neben einander liegen, indem man ſonſt das Queder nachgehends nicht gut aufſetzen kann. Wenn die Krauſen, wie geſagt, gehörig eingeſtrichen ſind, macht man den zuvor umgewickelten Faden von der Nadel wieder los, und zieht die Krauſen ſo weit aus einander, als das Queder lang iſt. Alsdann theilt man das Queder, nachdem es vorher rund herum in geraden Fäden eingeſchlagen worden, gleichfalls in 4 Theile, und ſticht das beſteppete Ende accurat auf die zuvor in den Krauſen gemachten Eintheilungen, jedoch nur ſo weit herüber, daß man den Faden in denſelben nicht ſehen kann, und befeſtiget den Faden wieder am Ende um die Nadel, womit das Queder aufgeſteckt worden iſt. Iſt alles dieſes wohl in Acht genommen worden, ſo fängt man an, das Queder aufzunähen. Bey jedem Stiche muß nur eine Krauſe auf die Nadel genommen werden. Man ſticht, wenn man zuvor den Faden befeſtigt hat, ins Queder 2 Fäden hoch hinein, und bleibt bey jedem Stiche in geraden Fäden, giebt auch wohl Achtung, daß die Krauſen an einem Orte nicht näher oder weiter zu, oder von einander

kommen,

kommen, als am andern. Iſt man mit der erſten Seite alſo zu Ende, ſo kehrt man den Aermel oder den Rumpf des Hemdes um, ſchlägt das Queder oder den Kragen herüber, und nähet das andere Ende auf den Krauſen gleichfalls in geraden Fäden feſt. Hier kann man wohl zwey Krauſen auf die Nadel nehmen. Die Stiche müſſen aber auf der rechten Seite nicht zu ſehen ſeyn, daher man das Queder nicht zu weit über die Krauſen darunter nähen muß. Zuletzt wird das Queder, nachdem daſſelbe zuvor eingeſchlagen worden, zu beyden Enden mit Ueberſtichen, wie bey der Naht über der Hand, zugenähet.

Ein Queder iſt gut aufgeſetzt, 1) wenn es ganz gerade auf den Krauſen ſitzt, und nicht an einem Orte tiefer, als an dem andern, herunter genähet worden; 2) wenn es oben in geraden Fäden hinüber geſchlagen iſt, ſo daß es an allen Orten eine gleiche Breite hat; 3) wenn die Krauſen allenthalben gleich weit aus einander, und 4) alle Stiche in geraden Fäden und von gleicher Größe ſind.

Ein gutes Knopfloch zu machen, werden meine ſchöne Leſerinnen vollkommen wiſſen. Da aber Jede vielleicht hierin ihren eigenen Geſchmack hat, ſo werden ſie mir erlauben, ihnen erzählen zu dürfen, wie mein Frauenzimmer das ihrige zu machen lehrt.

Es muß ſolches zuerſt in geraden Fäden eingeſchnitten werden. Dieſes geſchieht am beſten mit einem Federmeſſer, wenn man zuvor eine Spendel ſo lang unten her geſteckt hat, als das Knopfloch ſeyn ſoll. Alsdann wird es auf folgende Weiſe genähet. Wenn man an einem Ende des Knopfloches die Nadel mit dem Faden von unten, etwa 4 Fäden von der Kante, da es eingeſchnitten iſt, herauf gezogen, und das Ende des Fadens, um hernach darüber her zu nähen, zwiſchen das Queder geſchlagen hat, ſticht man aufs neue von unten in eben derſelben Linie wieder herauf, ſo daß nur ein Faden dazwiſchen bleibt. Ehe man nun den Faden ganz in die Höhe zieht, faßt man mit der Nadel durch die Schlinge auswärts zu ſich ein, zieht alsdenn den Faden feſt an, ſo daß an der Kante des Knopfloches ein Knötchen wird; und ſo continuirt man um das ganze Knopfloch herum. Man nähet ein Knopfloch allemal von der linken zur rechten Hand; die Stiche müſſen in egalen Fäden bleiben, und nicht weiter, als einen Faden, von einander ſeyn.

Ich verlaſſe die Frauenzimmerſchule, und kehre zu meinem mediciniſchen Lehrſtuhl zurück. Ich betrachte die Hemden als Arzt, und behaupte, daß Perſonen, bey denen die Ausdünſtung ſchwach iſt, inſonderheit Gelehrte, auch diejenigen, die rheumatiſchen Zufällen (dem Gliederreißen, dem Gliederfluſſe,) inſonderheit dem Hüftweh, unterworfen ſind, billig wollene Hemden tragen ſollten. Da aber dieſe das Vorurtheil der Mode ganz wider ſich haben, ſo ſind baumwollene oder kattunene wenigſtens den linnenen vorzuziehen, weil die Baumwolle ſchwammichter, als der Flachs iſt. Sie würden es noch mehr ſeyn, wenn ſich der Unrath nicht ſo leicht an ſie legte. Sehr vorzüglich iſt eine in einigen ſächſiſchen Gegenden gewöhnliche Leinwand, welche halb aus baumwollenen, und halb aus leinenen Fäden gewirkt iſt.

Die Eskimaux und andere Völker der Länder Labrador, der Straße Davis, und der Nachbarſchaft von Novazembla machen ſich Hemden aus Blaſen und Gedärmen von Fiſchen, welche in gleiche Streifen geſchnitten, und ſauber zuſammen genähet ſind. Ein ſolches Hemd geht nicht weiter, als bis auf die Hüften, und hat eine Kappe, welche den Kopf und Hals bedeckt. Auf der Bruſt iſt es nicht offen; und damit es nicht zerreiße, ſo iſt es an den Enden mit einem feinen ſchwarzen ledernen Riemen geſäumet. Ueber dieſem Hemde tragen ſie einen Ueberrock von Seewölfen, Hirſchen oder andern Thieren, die ſie auf der Jagd erlegen, welche ſehr artig zubereitet, und mit ihren Haaren verſehen ſind. Dieſe Häute ſchneiden ſie in lange Streifen von verſchiedenen Farben, und nähen ſie ſo ſauber an einander, daß ſie nur aus einem einzigen Stücke gemacht zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Ueberrock iſt etwas länger als das Hemd, und geht vorwärts ſpitzig zu. Die Hüften und Beine ſind durch eine Art von Beinkleidern und Strümpfen bedeckt, welche von eben dem

Zeuge

Zeuge ſind, daß es ſcheint, als ob alles an einander hienge.

Hemd-Korb, ſiehe **Wärm-Korb**.

Hemd-Kragen, ſ. oben, S. 5 fgg.

Hemerobius Linn.; ſ. Stink-Fliege.

Hemerocallis, Tagblume, Affodill-Lilie, Taglilie; ſiehe unter Lilie.

Hemicranie, Schmerzen an einer Seite des Hauptes, oder an dem halben Haupte; ſiehe Kopf-Schmerzen.

Hemine, Hemina, Fr. Hémine, Emine, oder Eſmine, hieß bey den alten Römern und Griechen ein Maß zu flüſſigen Dingen, welche 10 Unzen Wein, oder 9 Unzen Oehl, oder einen Pariſer Demi-ſeptier (d. i. den 4ten Theil einer Pinte) oder ungefähr einen halben Schoppen oder $\frac{1}{2}$ Seidel betrug.

Noch heut zu Tage iſt Hémine, ein an verſchiedenen Orten in Frankreich, wie auch in einigen Häfen der barbariſchen Küſten, gebräuchliches großes Getraidemaß, welches aber nicht, wie etwann ein Scheffel, ein wirkliches, ſondern nur ein Rechnungsmaß iſt, welches aus verſchiedenen andern Maßen beſteht.

Zu Auxonne in Burgund, beträgt die Hémine 25 Burgunder Boiſſeaux, d. i. $2\frac{1}{3}$ Pariſer Seſter (Septiers.) Es wiegt 640 Pfund Handelsgewicht (Poids de marc;) 100 ſolche Heminen betragen 222 lyoner Anées.

Zu Manilly hält die Hémine 25 dortige Boiſſeaux, welche 3 Pariſer Septiers ausmachen. Sie wiegt 720 Pfund.

Zu St. Jean-le-Laune, hält die Hémine 17 Landesſcheffel, welche in Paris 2 Septiers und 10 Boiſſeaux (oder nach dem Korntarif, und der Berechnung des Hrn. Giraudeau, 3 Septiers) betragen. Sie wiegt ebenfalls 720 Pfund.

Zu Marſeille, wird die Schwere einer Hémine Getraides auf 75 Pfund dortigen Gewichtes, oder auf 60 Pfund und etwas darüber, Handelsgewicht, geſchätzt, und in 8 Sivadières eingetheilt. 4 Hémines machen daſelbſt 300 Pfund.

Auch in Languedoc iſt die Hémine gebräuchlich, inſonderheit zu Agde, Beſiers, Narbonne. Zu Agde beträgt ſie 2 Septiers, und wiegt 120 Pfund; zu Beſiers iſt ſie ohne

den Abſtrich um 2 pro Cent ſtärker, und wiegt 122 Pfund; zu Narbonne wiegt ſie nur 65 Pfund, 2 Hémines machen daſelbſt 1 Septier.

Zu Montpellier, wird die Hémine in 2 Quartes eingetheilt. 2 Hémines machen 1 Septier, und 6 Heminen betragen 1½ Amſterdamer Mud.

Zu Caſtres, hält die Hémine 4 Megères, eine Megère aber 4 Boiſſeaux; 2 Heminen machen 1 Septier. Es wiegt etwa 200 caſtriſche Pfund, oder 170 Handelsgewicht, nach welchem 50 caſtriſche Heminen 1 Laſt Amſterdamer Maß betragen.

Zu Chalons und Dijon wiegt die Hemine Weizen 45 Pfund, Mengkorn 43 Pfund, Rocken 41 Pf., Hafer 27 Pf. Handelsgewicht.

Zu Dole, Pontarlier und Salins, wiegt die Hemine Weizen 60, Mengekorn 59, Rocken 58 Pfund Handelsgewicht.

Zu Toulon machen 1½ Hemine 1 Septier, 3 Heminen betragen 1 Pariſer Septier.

Zu Genua wiegt die Hemine 198 Pf. Handelsgewicht; daß alſo 100 genueſiſche Heminen 82½ Pariſer Septiers gleich ſind.

In der Barbarey macht die Hemine 9 pariſer Boiſſeaux, und wiegt 182 Pfund Handelsgewicht.

Hemiplegia, der halbe Schlag; ſ. Schlag=Fluß.

Hemiſch, Eibiſch; ſiehe Althaea.

Hemm=Fiſch, der Name eines Seefiſches; ſiehe Sauger.

Hemm=Gabel, Sperrgabel, Fr. Fourchette, ein langes, mit zwey ſpitzigen Eiſen verſehenes Stück Holz, welches an den Wagenbaum einer Kutſche angemacht iſt, und wenn es Berg auf geht, niedergelaſſen wird, damit die Kutſche nicht zurück rolle.

Bey Fracht= und Laſtwagen hat man ein nach den Felgen ausgehöhltes und an einer Kette befeſtigtes, Stück feſtes Holz, welches der Hemmſchuh genannt wird, und womit man ein Rad, wenn es Berg ab geht, einzuhemmen pflegt. Man hat auch eiſerne Hemmſchuhe. Zu einem vierſpännigen Wagen wiegt ein eiſerner Hemmſchuh ungefähr 36, zu einem dreyſpänni-

ſpännigen 30, zu einem zweyſpännigen Wagen 26, und zu einem leichtern Fuhrwerke 12 bis 15 Pfund.

In Sachſen werden eiſerne Hemſchuhe auf den erzgebirgiſchen Zain=und Waffenhämmern, vornämlich in dem Bezirke des Kreisamtes Schwarzenberg, wie auch in Erdmannsdorf zwiſchen Chemniz und dem churfürſtl. Schloſſe Auguſtusburg, und in Langenhennersdorf unweit Pirna, verfertiget. Man kauft ſie auf der Stelle nach dem Gewichte, das Pfund à 2 Gr. No. 39 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778, S. 347.

Hemm=Haken, ſiehe im folg. Artikel.

Hem=Kette, Sperrkette, iſt ein nothwendiges Stück beym Fuhrwerk, und wird auf abhängenden und Bergeinwärts gehenden Wegen gebraucht, den allzu ſchnellen und gefährlichen Lauf eines Wagens dadurch zu hemmen oder aufzuhalten. Sie iſt ungefähr 4 Ellen lang, und kurz hinter dem Lenkſcheite an dem Langwagen angeſchleift. Wenn man nun einhemmen will, wird der eine mit einem Haken (dem Hemmhaken) verſehene Theil um die Felgen eines von den Hinterrädern, zwiſchen den Nägeln herum geſchlagen, und mit ſolchem Haken in ein Glied geſpannet, welches verurſachet, daß alsdann ſolches Rad nicht herum laufen kann.

Ein gewiſſer Georg Bellas, in England, hat, um den übeln Folgen des kurzen Umwendens eines Wagens mit einer ſchweren Ladung (welches gemeiniglich zerbrochene Räder und Deichſeln, und zerriſſene Stränge ſind,) vorzubeugen, 2 Ketten angebracht, deren jede ungefähr 2 Fuß lang iſt, welche an dem einen Ende durch einen Nagel, ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll im Durſchnitte, durch den Unterleiterbaum ungefähr 1 Fuß weit hinter dem Oberkiſſen angemacht, und mit einem Vorſtecker befeſtiget werden; das andere Ende geht durch das Unterkiſſen mit einem, ungefähr 1 Fuß langen, Nagel und einer Nuß, denſelben, ſo lang es nöthig iſt, einzuſchrauben. Dieſe Ketten, an jeder Seite eine, hängen

gen locker und loſe, wenn der Wagen in einer geraden Linie fort fährt, bey dem Wenden aber hemmen ſie ihn, ehe er anſtößt. Beyde Ketten zuſammen wiegen etwann 11 bis 12 Pfund.

Fig. 1305 a) iſt ein Berkſhirer Wagen mit den daran gemachten Hemmketten. Die obern Speichen des Vorderrades ſind weggelaſſen, damit man deſto beſſer ſehe, wie die Hemmkette hängt und angemacht iſt.

Fig. 1305 b) iſt die Hemkette ſelbſt. An dem Ende a iſt der eiſerne Nagel und Vorſtecker; bey d ſieht man das Eiſen mit der Schraube und der Nuß, wodurch ſie an das untere Kiſſen angemacht wird. Die Ausmeſſungen ſind folgende. Von a bis b iſt ein Maß von 6 Zoll; von b bis c, welches die Länge der Kette iſt, ſind 2 Fuß; von c bis d ſind 12 Zoll.

2 Band des aus dem Engl. überſ. Muſeum ruſt. & commerc. Lpz. 1765, 8. S. 422, f.

Hemm-Schuh, ſ. Hemm-Gabel.

Hemmen, (*) die Bewegung eines Körpers hindern.

1. Eigentlich, wo es doch nur in einigen einzelen Fällen, beſonders aber von Rädern gebraucht wird. Einen Wagen hemmen, oder die Räder hemmen, durch eine angelegte Kette den Umlauf der Räder hindern; ſ. die vorhergehenden Artikel Hemm-Gabel und Hemm-Kette. In den Uhrwerken hemmt der eine Zahn des engliſchen Hakens das Steigerad, wenn er in daſſelbe eingreift, und deſſen Umlauf unterbricht, daher dieſer Haken auch die Hemmung genannt wird.

Das

(*) Im Engl. hem, im Dän. hemme, im Poln. hamuie, im Schwed. haemma, und mit andern Suffixis hamma, hamla und hafna; woraus zugleich zu erhellen ſcheint, daß man dieſes Wort füglich zu haben und heften, oder auch zu hamm, lahm und hammeln, verſtümmeln, rechnen könne. Siehe Hammel. Friſch leitet es ſehr unwahrſcheinlich von hängen ab, leget ihm auch eine falſche Nebenbedeutung bey, wenn er behauptet, daß es nur dem heftigen Laufe eines Dinges Einhalt thun, bedeutet; worin ihm auch Herr Stoſch gefolget iſt. Im Niederſ. iſt für hemmen, lemmern üblich, ohne Zweifel von lahm, eigentlich lähmen, welches zugleich die Ableitung von ham, lahm, verſtümmelt, wahrſcheinlich macht. Siehe auch Ham-Stock und Hamen.

Das Waſſer hemmen, deſſen Fortfließung oder Abfluß vermittelſt eines Dammes, eines Wehres, eines Schutzbretes u. ſ. f. hindern; im g. L. es ſtauen.

2. Figürlich, den Lauf, den Fortgang einer Sache hindern, unterbrechen. Furcht und Zweifel hemmen oft große Anſchläge gleich im Anfange. Eines Muth hemmen.

Hemmerling, ſ. Emmerling und Hämmerling.

Hendel-Kraut, Alſine media *C. B.*; ſ. Th. I, S. 584.

Henge-Bank, **Henge-Kappe**, **Henge-Nagel**; ſ. unter Hä.

Hengel, ſ. Hängel.

1. **Hengſt**. 1. Der Nagel an den Fahrzeugen und Kähnen, woran und worauf das Ruder beweget wird, beſonders im Oberdeutſchen.

2. Bey den Färbern führt dieſen Namen derjenige Haſpel, womit das gefärbte Zeug aus der Blauküpe gewunden wird. Auch die Ruthe an einem Ziehbrunnen, woran der Eimer befeſtiget wird, führt in einigen Gegenden den Namen des Hengſtes, Schwed. Hink, dagegen er an andern Heinz genannt wird; ſ. Th. XXII, S. 802, f.

In der erſten Bedeutung kann dieſes Wort durch den eingeſchobenen Naſenlaut aus Haken gebildet ſeyn. In der zweyten ſcheint es mit Hainz von einem veralteten Zeitworte abzuſtammen, welches ziehen bedeutet haben mag.

2. **Hengſt**, (*) ein unverſchnittenes Pferd männlichen Geſchlechtes, Fr. Cheval entier, zum Unterſchiede von einem

(*) Im ſaliſchen Geſetze ſchon Chengiſto, im Niederſ. und Dän. Hingſt, im Böhm. Hynſt, im Schwed. Hingſt. Friſch läßt es mit vieler Wahrſcheinlichkeit von hinnire, im Oberd. hamen, abſtammen, ſo fern dieſes Wort eine Nachahmung des den Pferden eigenthümlichen Geſchreies iſt, wovon die jungen Füllen in Franken und einigen andern Gegenden auch Hankerlein genannt werden. Bey den Saterländern im Stifte Münſter bedeutet Hangſt, ein Pferd überhaupt, und da ſcheint es zu dem Schwed. Haeſt und Dän. Heſt, ein Pferd, zu gehören, welches Ihre von Haſt, Eil, herleitet, ſo wie das Lat. Equus, von ὠκυς, hurtig, abſtammen ſoll. Uebrigens wurde ein Hengſt ehedem auch ein Meyden genannt.

einem Wallache und von einer Stute; welches, wenn es beſonders zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes beſtimmt iſt, auch der Beſchäler, Reithengſt, Springhengſt, Zuchthengſt, genannt wird. Figürlich in den niedrigen Sprecharten, eine geile Perſon männlichen Geſchlechtes.

Hengſt-Füllen, ein Füllen männlichen Geſchlechtes, zum Unterſchiede von einem Mutterfüllen; im g. L. ein Hengſtfohlen, Niederſ. Hingſtvale.

Hengſt-Geld, Geld, welches man dem Eigenthümer eines Springhengſtes für deſſen Zulaſſen bezahlet; das Beſchälgeld.

Hengſt-Mann, in den Stutereyen, derjenige welcher die Belegung der Mutterpferde zu beſorgen hat; der Stutenmeiſter, Wildenhirt. Im g. L. führt auch derjenige den Namen eines Hengſtmannes, welcher mit ſeinem Beſchälhengſte von einem Orte zum andern reitet, und Mutterpferde gegen einen gewiſſen Lohn belegen läſſet.

Er bekömmt gemeiniglich für ſein Pferd drey Mahlzeiten Futter, und die Hälfte des Lohnes, welcher in einem halben Gulden oder halben Thaler beſteht, zum voraus, die andere Hälfte aber wird ihm auf den Fall, wenn die belegte Stute gefohlt hat, entrichtet.

Henkel, (*) derjenige in Geſtalt eines Oehres gebogene Theil an einem Körper, woran derſelbe hänget, oder gehenket werden kann. Der Henkel an einem Topfe, an einer Taſſe, an einem Korbe, an einem Ducaten u. ſ. f.

Imgleichen am Lichte, der an der Spitze vor dem Talge vorſpringende Theil des Dochtes, woran das Licht zuerſt angezündet wird.

Daher

(*) Im Niederſ. Henk und Hängel, von dem Zeitworte henken, hängen, ſo daß die Sylbe — el ein Werkzeug bedeutet.

Daher henkeln, mit einem Henkel verſehen. Alte gehenkelte Ducaten. Gehenkeltes Geld.

Henken, (*) ſcheint das Frequentativum oder Intenſivum von hängen zu ſeyn, wird aber mit hängen in einerley Bedeutung gebraucht, hängen machen. Das Kleid, den Degen an die Wand henken. Sein Gewiſſen an den Nagel henken. Indeſſen bedient man ſich in dieſen und andern Fällen im Hochdeutſchen doch lieber des Wortes hängen, und ſchränket das henken bloß auf das Hängen an den Galgen ein. Einen Dieb auf den Galgen henken laſſen. Am häufigſten abſolute. Der Dieb iſt gehenket worden.

Das Hauptwort die Henkung, iſt nur in den zuſammen geſetzten Aufhenkung und Erhenkung üblich.

Henker, (**) von dem vorigen Zeitworte. 1. Eigentlich, derjenige, deſſen Geſchäft es iſt, Verbrecher zu henken, welches der vornehmſte Knecht des Scharfrichters iſt, der zugleich den Staupbeſen giebt, das Peinigen verrichtet u. ſ. f. Dem Henker in die Hände fallen. Dem Henker übergeben werden.

2. In weiterer Bedeutung führt auch der Scharfrichter oder Nachrichter, ſowohl im g. L. als in der edlen Schreibart, obgleich nicht ohne Beleidigung, den Namen des Henkers, vermuthlich, weil er ehedem auch das Henken verrichtete. Von des Henkers Hand

(*) Die Niederſachſen kennen dieſes Wort nicht, ſondern brauchen dafür ihr hangen Siehe Hängen.

(**) Im Oberdeutſchen ehedem Hoher, im Niederſ. Henger. In Nürnberg heißt der vornehmſte Knecht des Scharfrichters, dem Friſch zu Folge, Bal[illegible], in andern oberdeutſchen Gegenden Bendel, Beul, welches vermuthlich eine weiche Ausſprache von Büttel iſt. Im Niederſ. führt der Henker oder Scharfrichter auch den Namen Nikker, vermuthlich von dem Angelſ. naecan, tödten, Lat. necare, welches Wort dann ſo wie das Hochdeutſche auch figürlich von dem Teufel gebraucht wird. Im Engl. iſt Nick, gleichfalls der Teufel. Siehe auch Nix.

Hand ſterben, hingerichtet werden. Sein eigener Henker werden, ſich ſelbſt umbringen. Von den Scharfrichtern und Henkern, ſ. den Art. Feld-Meiſter, im XII Th. S. 522, fgg.

3. Figürlich, ein grauſamer, blutdürſtiger Menſch. Dieſer Vater iſt ein wahrer Henker ſeiner Kinder. Imgleichen eine Perſon oder Sache, welche uns in einem hohen Grade quälet und beunruhiget. Sein eigener Henker ſeyn, ſich ſelbſt quälen. Das Laſter iſt ſein eigener Hänker.

4. Im g. L. wird dieſes Wort, beſonders bey unangenehmen Vorfällen, ſehr oft als ein Zwiſchenwort gebraucht. Der Henker! Das wäre der Henker! Das wäre des Henkers! Zum Henker reden ſie doch. Imgl. in Vergleichungen. Er fragt den Henker darnach, d. i. nichts. Ich fürchte mich vor ihm wie vor dem Henker; imgl. ich fürchte mich vor ihm ganz des Henkers. Er iſt ganz des Henkers, ausſchweifend, zornig, wild u. ſ. f. Das taugt den Hänger nicht, gar nichts. Wo es oft eine verdeckte Benennung des Teufels iſt. Daß dich der Henker hole! Gehe in des Henkers Namen! Gehe zum Henker! Reitet dich der Henker? reizet dich der Teufel?

Henker-Beil, in denjenigen Ländern, wo die Enthauptung noch vermittelſt eines Beiles geſchieht, das dazu beſtimmte Beil; das Richtbeil.

Henker-Geld, dasjenige Geld, welches der Henker für das Aufknüpfen, und in weiterer Bedeutung, der Scharfrichter für die Hinrichtung eines Verbrechers bekömmt.

Henker-Mahl, die letzte, gemeiniglich feyerliche Mahlzeit eines zum Galgen, und in weiterer Bedeutung, eines jeden zum Tode verurtheilten Miſſethäters. Das Henkermahl halten. Im mittlern Lat. Coena libera, welches ſchon bey dem Tertullian vorkömmt Figürlich

lich, die letzte Mahlzeit vor einer traurigen oder unangenehmen Begebenheit; Niederſ. Hülgrütt, Heulgrütze, weil ſie mit Weinen verzehrt wird.

Henker-Schwert, das Schwert des Henkers, d. i. Scharfrichters; das Richtſchwert.

Henkers-Knecht, der Knecht des Henkers, d. i. Scharfrichters, im g. L. der Schinder.

Henkerey, an einigen Orten die Wohnung des Scharfrichters und ſeiner Leute, die Scharfrichterey.

Henne. (*) 1. In der weiteſten und eigentlichſten Bedeutung, ein weibliches Individuum ſowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche.

In dieſer veralteten Bedeutung iſt es das weibliche Geſchlecht von dem alten Isländ. und Schwed. Vorworte han, hon, er, Walliſ. hwn, hon, yn, Perſ. ein, an, Hebr. אוה, von welchem unſer ihm, ihn u. ſ. f. noch Ueberbleibſel ſind. Das Fämininum dieſes Vorwortes lautet im Schwed. hon. Das in einigen Gegenden noch übliche Wot Hanfhenne, den weiblichen Hanf zu bezeichnen, erhält dieſe ſonſt veraltete Bedeutung noch im Andenken.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein weibliches Individuum einiger größern Vögel, zum Unterſchiede von dem Hahne. Die Auerhenne, Birkhenne, Faſanhenne, Haſelhenne, Rebhenne, Truthenne, Waſſerhenne u. ſ. f. Im engſten Verſtande ein weibliches Individuum der zahmen Hühner; ſiehe Bruthenne, Gluckhenne, Legehenne, Leibhenne, Zinshenne u. ſ. f. Von den Hennen, und ihrer Zucht, Wartung ꝛc. ſ. den Art. Huhn.

Sprichw. Das Ey will klüger ſeyn als die Henne. Oft findet eine blinde Henne auch ein Korn. Von den Zinshennen, welche die Leibeigenen an einigen Orten als ein Zei-

(*) In der zwoten engern Bedeutung bey dem Notker Henna, im Nieder. Häne, welches dem männlichen Hahn näher kömmt, im Holländ. Hinne, Henne, im Angelſ. und Dän. gleichfalls Henne, im Engl. Hen, im Schwed. Höna, im Finniſchen Cana, bey den krimmiſchen Tatarn Ano. Siehe Hahn und Huhn.

Zeichen der Leibeigenſchaft noch geben müſſen, hat man in den Rechten noch verſchiedene ſprichwörtliche Grundſätze. **Es flieget keine Henne über die Mauer**, d. i. wie es **Friſch** erklärt, man nimmt keinen Leibeigenen zum Bürger in einer Stadt an; oder nach andern, die Bürger, d. i. Einwohner der Städte, ſind zu keinen Zinshühnern verbunden. **Die Henne trägt das Hauptrecht auf dem Schwanze**, d. i. wer eine Henne zinſet, bekennet dadurch, daß er nach ſeinem Tode dem Hauptrechte oder Hauptfalle unterworfen iſt.

In einigen Gegenden wird auch der Polarſtern, oder der Wagen, die **Henne** genannt; ſ. Th. XIX, S. 204.

Die **fette Henne**, im g. L. der Name eines ſehr ſaftigen Krautes, Sedum Telephium *Linn.*; ſ. Zungenkraut.

Hennen-Biß, Hennen-Darm, eine Pflanze, welche auch **Hühnerbiß** und **Hühnerdarm** heißt, Alſine media C. *B.*; ſ. Th. I, S. 584.

Hennen-Thaler, Gluckhennenthaler. Dieſe Benennung führt der, bey Gelegenheit der im J. 1691 in der freyen eidgenoſſiſchen Stadt Baſel entſtandenen großen innerlichen Zerrüttung und heftigen Zwiſtigkeit zwiſchen dem Magiſtrat und einigen unruhigen Bürgern geprägte Thaler. Fig. 1306. Die erſte Seite enthält die Abbildung der größern und kleinen Stadt Baſel, wie ſolche durch den dazwiſchen fließenden Rhein von einander abgeſöndert, aber durch eine ſchöne, 250 Schritt lange, Brücke an einander gehängt werden. Darüber iſt die aufgehende Sonne und ein kleines Gewölk, und im Abſchnitt das zwiſchen einem Palmen- und Lorbeerzweige ſtehende Stadtwappen zu ſehen. Auf der andern Seite iſt eine am Ufer des Rheinſtromes und im Proſpect der Stadt Baſel ſitzende Gluckhenne mit vier Küchlein, unter dem ſtralenden Namen Gottes zu ſehen. Ein Küchlein ſteht auf dem Rücken derſelben; das andere ſteht vor ihr; das dritte ſäuft aus einem Näpfchen, und das vierte bicket auf der Erde. Im

Abſchnitt iſt zu leſen: ALIT ET PROTEGIT. (d. i. Sie ernähret und beſchirmet.)

Die Erfindung iſt eine Anſpielung auf die Klage des Heilandes: **Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne verſammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel** ꝛc. Der Magiſtrat in Baſel lockte damals auf das freundlichſte und glimpflichſtt die aufſäzigen Bürger wieder an ſich, und ſuchte ſie zu beſänftigen; ſie widerſtrebten aber, bey 9 Monaten, dieſer freundlichen Lockſtimme, zu ihrem erfolgten Unheil auf das hartnäckigſte.

Eine umſtändliche Erzählung dieſes wichtigen Vorfalles, findet man im XIV. Th. des Theat. Europ. S. 143—150, und in **Köhlers hiſtor. Münzbeluſtig.** 19. Th. Nürnb. 1747, 4. 27. St. S. 211—216.

Hennin. Dieſen Namen führten im 15ten Jahrhundert die ungeheuer hohen Kopfzeuge, welche damals die franzöſiſchen Damen trugen, und vermittelſt welcher ihr Geſicht ſrecht in der Mitte ihrer ganzen Länge ſtand. Dieſe Mode erhielt ſich bis 1701, wo die Damen anfiengen, ſich, von unten hinauf, durch hohe Abſätze an den Schuhen zu erhöhen.

„Apprenant qu'on retrouve en hauſſant ſes patins,
La taille que l'on perd en abeiſſant ſa tête!
Voilà le changement extrême
Qui met en movement nos femmes de Paris.
Pour la *coiffure* des maris,
Elle toujours ici la même.“

ſo heißt es in einem Epigramm, welches Madame de Laſſay auf die Abſchaffung der Hennins machte.

Henning. 1. An einigen Orten, z. B. im Meklenburgiſchen, ein Name des Hahnes; ſ. Hahn.

2. Ein männlicher Tauf= und Geſchlechtsname welcher vermuthlich von der vorigen Bedeutung entlehnt iſt.

Henri, ein Mannsname; ſ. Heinrich.

Henri-d'or, hieß eine unter dem Könige von Frankreich Heinrich II. im Jahr 1551 geprägte Münze von Piſtolengolde, und am innern Werthe 20 Ggr. 67 Henris-d'or giengen auf 1 Mark; das Stück galt 50

 Sous.

Sous. Die Mark Goldes galt damals 172 Livres. Auf dem Avers ſteht des Königs geharniſchtes Bruſtbild: HENRICUS. II. D. G. FRAN. REX. Auf dem Revers, der gekrönte Buchſtab H viermal, als ein Kreuz, zuſammen geſetzt, welches in der Mitte mit dem Buchſtaben A, als dem Münzzeichen von Paris, und in den vier Winkeln wechſelsweiſe mit einem halben Mond und einer Lilie beſetzt iſt. Darüber iſt eine Sonne, mit der Umſchrift: DUM. TOTUM. COMPLEAT. ORBEM. 1551. Man hat dergleichen von unterſchiedenen Stämpeln, als: mit dem Buchſtaben G in der Mitte, welcher das Münzzeichen von Poitiers iſt.

Unter eben dieſem Könige wurde auch eine andere Art Henris-d'or, auch als ½ Ducaten geſchlagen. Auf dem Avers iſt das belorberte und geharniſchte Bruſtbild: HENRICUS. DEI. G. FRANCOR REX. Auf dem Revers iſt Frankreich als eine römiſche Frauensperſon, welche auf allerhand Waffen ſitzt, und auf der ausgeſtreckten rechten Hand eine Victorie hält, mit der Umſchrift: OPTIMO. PRINCIPI. Im Abſchnitt: GALLIA.

Henriette, ein weiblicher Taufname, welcher das weibliche Geſchlecht von Heinrich iſt, aber zunächſt aus dem Franz. Henriette herſtammet. Im gem. L. wird dieſer Name häufig in Jettchen, Gettchen, Gette, Niederſ. Jetke, verkürzt.

Hepatica, ſ. Leber-Kraut.

Hepatorium, Odermennig; ſ. *Agrimonia*.

Hepfen, Hupfen, Eppich; ſ. *Apium*.

Heppe, ſ. Hippe.

Heptaphyllum, ſ. Tormentill.

Hera, ſ. Haus-Frau und Haus-Mutter.

Heracleum foliis pinnatifidis *L.* Kuhpaſtinak; ſ. Th. I, S. 230.

Heraut, ſ. Herold.

Herba,

Herba, ſ. Kraut.

Herbarium, ſ. Kräuter-Buch.

Herbe, ſ. Gras, Kraut.

Herbe, (*) Acerbus, Fr. aigre, âpre, revêche, rude, eine Eigenſchaft der Körper in Abſicht auf den Geſchmack, nach welcher ſie einen mit Säure vermiſchten, ſtechenden, zuſammenziehenden und die Zähne ſtumpf machenden Geſchmack haben; im Gegenſatze des angenehm und milde.

1. Eigentlich. **Unreifes Obſt iſt gemeiniglich herbe. Die Schlehen ſchmecken herbe. Ein herber Wein.** Ueberhaupt iſt dieſer Geſchmack allen mineraliſchen, vegetabiliſchen und thieriſchen Säuren natürlich. Wenn er ſich in einer vegetabiliſchen oder thieriſchen Subſtanz entwickelt, wo man ihn zuvor nicht gewahr wurde, iſt er allemal in ſelbigen das Product der ſauern Gährung.

2. Figürlich, im hohen Grade unangenehm. **Ein herber Schmerz. Die herbſten Worte anhören müſſen**, welche die bitterſte, unangenehmſte Empfindung machen. Imgleichen rauhe, widerwärtige Sitten habend.

Daher herblich, ein wenig herbe. **Ein herblicher Geſchmack.**

Und die Herbe, die Eigenſchaft eines Dinges, nach welcher es herbe iſt.

(*) Das e am Ende iſt das e euphonicum, welches nicht wegbleiben kann, wenn nicht das b, wider die hochdeutſche Ausſprache wie ein p lauten ſoll. In unſern alten Denkmälern kömmt dieſes Wort nicht vor. Im Schwed. iſt kerf, unſchmackhaft, widerwärtig von Geſchmack, im Walliſ. chwerw, bitter, und garw, rauh, widerwärtig, welche Bedeutung auch das Finniſche carwe hat. In Bretagne iſt für herbe fur, und in Vannetois in Frankreich huero, üblich, welches mit dem Deutſchen ſehr genau überein kömmt, ſo wie auch das Lat. acerbus; ſiehe auch Sauer. Die Niederſachſen brauchen für herbe ſtrauf, und im figürlichen Verſtande von rauhen Sitten, wreed.

Herberge, von Heer und bergen. 1. Ein Ort, wo ſich ein Heer, d. i. viele, vor der Witterung bergen, oder daſelbſt Schutz finden können.

Zu dieſer eigentlichſten, aber bereits veralteten Bedeutung, gehört das Engl. Harbour, ein Hafen, das bretagniſche Erberch, ein vor der Witterung ſicherer Ort, Abri, hieher.

2. In engerer Bedeutung, eine jede Wohnung, eine Hütte, ein Gezelt, ein Logis u. ſ. f. In einigen Gegenden der Schweitz, z. B. in Schafhauſen, imgleichen in der Oberpfalz, bedeutet Herberge noch ein Logis in einem Hauſe, eine gemiethete Wohnung. Im Hochdeutſchen iſt es auch in dieſer Bedeutung veraltet.

3. Ein Lager, der Ort, wo ſich ein Kriegesheer unter freyem Himmel vor der Witterung birgt; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, welche aber in den mittlern Zeiten ſehr häufig vorkömmt.

4. Ein jeder Ort, wo man einkehrt, und auf kurze Zeit verpflegt wird, es ſey für Geld oder aus Gefälligkeit; imgleichen die Einkehrung und der Aufenthalt an einem ſolchen Orte. Bey Jemanden zur Herberge ſeyn. Seine Herberge an einem Orte haben, ſie bey Jemanden nehmen. Eine gute, eine ſchlechte Herberge. Sich bey Jemanden die Herberge ausbitten. In dieſem Verſtande braucht man es nur noch im g. L., wo man auch Gaſthäuſer, beſonders geringer Art, wo Reiſende für Geld Aufenthalt und Bewirthung finden, Herbergen, öffentliche Herbergen zu nennen pflegt. Ein verdächtiges Wirthshaus an einem ungewöhnlichen Orte, imgleichen eine verbotene unerlaubte Herberge, pflegt man Winkel- oder Heckherberge (ſ. Hecke 2. Anm.) zu nennen. Bey den Handwerkern iſt die Herberge derjenige Verſammlungsort einer Zunft oder Innung, wo ſie ihr Lade hat, die reiſenden Geſellen beherbergen, und die Kranken verpflegen läßt.

In der letzten Bedeutung ſchon bey dem Notker Herebergo, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hereberge, im Angelſ. Hereberga, im Niederſ. Harbarge, im Dän. Herberg, im Schwed. Haerberge, im mittlern Lat. Heribergum, Herbergamentum, Herbergagium, Alberga u. ſ. f. im Franz. von einem Gaſthofe Hauberge, Auberge, Hebergement, im Ital. Albergo, im Span. Alvergue.

Ungeachtet man in dem vorigen Jahrhundert angefangen hat, Heer und deſſen Zuſammenſetzungen und Ableitungen mit einem doppelten e zu ſchreiben, ſo haben ſich doch Herberge und Herzog bey der alten Schreibart erhalten, vermuthlich, weil man ſie ſchon von Alters her mit einem kurzen offenen e ausgeſprochen, dagegen Heer ein langes ſcharfes e hören läßt.

Ich werde dasjenige, was ich, von den Gaſthöfen und Herbergen, nach der Abſicht gegenwärtigen Werkes, zu ſagen habe, im Art. Wirthshaus beybringen.

Herbergen, kömmt in doppelter Geſtalt vor.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hilfsworte haben. Bey Jemanden herbergen, bey ihm einkehren, auf einer Reiſe ſeinen Aufenthalt bey ihm nehmen; im mittlern Lat. herbergare. Haben wir auch Raum, in deines Vaters Hauſe zu herbergen? 1 Moſ. 24, 23. Der Kobold wird auch daſelbſt herbergen, Eſ. 34, 14.

2. Als ein Activum, Herberge geben, auf der Reiſe aufnehmen und verpflegen, wofür doch beherbergen üblicher iſt. Es war Niemand, der ſie die Nacht im Hauſe herbergen wollte, Richt. 19, 15. Herberget gerne, Röm. 12, 13. Im mittlern Lat. heribergare, im Ital. albergare. Figürlich, in ſich faſſen, enthalten.

Anſtatt dieſes Activi iſt im g. L. mit der ausländiſchen Endung — ieren, herbergieren üblich, Reiſende für Geld aufnehmen und bewirthen. In dieſem Gaſthofe iſt viel Herbergieren, es kehren viele Leute daſelbſt ein. Daher der Herbergierer, ein Gaſtwirth, beſonders geringerer Art.

Herbier, ſ. Banſen. Kräuter-Buch.

Herbière, ſ. Kräuter-Frau.

Herbon, das Rundmeſſer; ſ. Meſſer der Lohgärber.

Herboriſiren, nach dem Franz. herboriſer, Arzneykräuter oder auch andere Pflanzen, um ſie kennen zu lernen, auf dem Felde, in den Wäldern, auf Gebirgen, in den Gärten u. ſ. w. aufſuchen und ſammeln; herbatim gehen.

Herboriſt, nach dem Franz. Herboriſte, einer der die Arzneykräuter wohl kennt; ein Kräuterkenner oder Kräuterverſtändiger. Imgleichen einer, welcher allerley Arzneykräuter verkauft, z. B. ein Kräutermann, welcher ſelbſt dieſelben zur gehörigen Zeit einſammelt, um ſie an die Apothecker zu liefern, oder ſonſt zu verkaufen; oder auch, ein Kräuterhändler, der allerley Kräuter aufkauft, und Handel damit treibt.

Faſt in allen Handelsſtädten findet man dergleichen Kaufleute, welche Arzneykräuter verkaufen. In Paris machen die Herboriſten gleichſam eine eigene kleine Innung aus, zu der Niemand gelaſſen wird, als bis er ein Examen über die Eigenſchaften und Natur der Pflanzen, die zur Arzney gebraucht werden, ausgeſtanden hat, weil es oft mit vieler Gefahr verknüpft iſt, wenn eine für die andere genommen wird. Es iſt ihnen auch nicht erlaubt, ſie insgeſamt an allerhand Leute ohne Unterſchied zu verkaufen, und einige gefährliche Kräuter und Wurzeln dürfen ſie nicht anders, als an die Apothecker oder andere bekannte und ſichere Perſonen, verkaufen.

Herbſt. 1. Die Einſammlung der Feldfrüchte, die Aernde, die Weinleſe; eine nur noch im Oberdeutſchen übliche Bedeutung. Einen guten Herbſt haben, eine gute Aernde, eine gute Weinleſe. Daher das oberdeutſche Zeitwort einherbſten, für einärnden; ſ. Th. X, S. 393. Siehe auch Herbſt-Brief, und Herbſt-Ordnung.

2. Figürlich, und im Hochdeutſchen im gewöhnlichſten Verſtande, die gewöhnlichſte Zeit der Aernde, d. i. diejenige Jahrszeit; welche auf den Sommer folgt, und vor dem Winter hergeht; L. Autumnus, Fr. Automne.

In

In der Bedeutung der Aernde lautet dieſes Wort im Engl. Harveſt, im Angelſ. Haerfeſt, in der Bedeutung der Jahrszeit aber zu Carl's des Großen Zeit und bey dem Notker Herbiſt, im Niederſ. Harfſt, im Engl. Harveſt. Die Abſtammung dieſes Wortes iſt noch ungewiß. Friſch leitet es von herbe her, weil die Witterung in dieſer Jahrszeit ſchon unangenehm iſt. Wachter aber vom Gothiſchen Ar, Getreide, und angelſ. fon, nehmen. Tacitus ſagt von den alten Deutſchen, daß ſie nur zwo Jahrszeiten kenneten, Sommer und Winter, autumni perinde nomen ac bona ignorantur. Ihre ſchließt daraus, daß der Name des Herbſtes daher aus einer fremden Sprache eingeführt ſey. Allein wider ſeine Gewohnheit fällt er auf den unwahrſcheinlichen Gedanken, es aus dem Lat. Auguſtus herzuleiten, woraus die Niederſachſen ihr Auſt, die Holländer ihr Oogſt, und die Schweden ihr Höſt, alle in der Bedeutung der Aernde und des Herbſtes entlehnt haben, woraus durch Einſchiebung des r unſer Herbſt geworden ſeyn ſoll. Die älteſten Römer hatten gleichfalls nur zwo Jahrszeiten, in der folgenden Zeit nahmen ſie auch den Herbſt an, und nannten ihn Auctumnus, von augere. Vermuthlich haben die Deutſchen die Einſammlung der Feldfrüchte, und die Zeit, in welche dieſelbe fällt, auf ähnliche Art benannt. Im Angelſ. bedeutet aerfwa, erwerben, und Arf, Yrfe, eine jede erworbene Sache; Wörter, welche für unſer Herbſt eine weit wahrſcheinlichere Abſtammung an die Hand bieten, als der Auguſtus. Aus eben dieſer Urſache hieß die Aernde und der Herbſt im mittl. Lat. Gagnagium, und im Altfr. Gain.

Der Herbſt, welcher auch das Spätjahr, und im Niederſ. das Nachjahr, ſo wie der Frühling das Vorjahr, genannt wird, iſt die dritte Jahrszeit, von der Herbſt-Tag- und Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) bis zu dem Winterſonnenſtillſtande (Solſtitium brumale oder hybernum) wozu drey himmliſche Zeichen, die Herbſtzeichen, L. Signa autumnalia, genannt, und zwar bey uns die Wage, der Scorpion, und der Schütze, gegen Süden aber der Widder, der Stier und die Zwillinge, gerechnet werden. Seinen Anfang nimmt er, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, d. 22. oder 23. Sept.) und damit die andere Tag- und Nachtgleiche macht. Er währt drey

Monate, und endigt ſich am Thomastage, oder, wenn ſich die Sonne in den Anfang des Steinbockes bewegt, und den kürzeſten Tag macht.

Ehe ich zur meteorologiſch = ökonomiſchen und diätetiſch = mediciniſchen Betrachtung des Herbſtes übergehe, erlaube man mir, folgende Gedanken über den Herbſt, die jedem empfindſamen Weltbürger geziemen, voran zu ſchicken.

Ein weiſer Regent durchlebt die friedlichen Tage ſeines glorreichen Lebens, das Glück ſeiner Millionen zu bilden. Nie erbaut er tyranniſch auf zerſtümmelten Leichnamen für ihn kämpfender Bürger, wodurch ein Wüterich ſeinen furchtbaren Namen ſich blutig erkauft, verruchte Altäre des Sieges. Nie entheiligt er Tempel, und nie verödet er Städte, um deren mit Blut beſudelte Trümmer dem lüſternden Vorwitze werdender Enkel als tyranniſche Denkmale ſeines unrühmlichen Daſeyns zurück zu laſſen. Nein! nur fühllos gegen ſich ſelbſt erſchöpft er ſein hohes Talent, den goldenen Frieden und die verlorne Freyheit auf hinlänglich gezüchtigte Staaten wieder zu bringen. Er ſieht die Stunde des Todes, dieſe dem Thoren nur ſchreckliche Stunde, wie den ſegnenden Strahl des friedſamen Morgens, herein brechen, und wird, nachdem er Länder geſegnet, willig ihr Raub. Gleich ſolchen weiſen Regenten verläßt der Sommer mit langſamem Schritte die befruchtete Erde. Vom rauchenden Opfer dankbarer Länder, und vom wild ſchallenden Jubel des bereicherten Landmannes begleitet, entzieht er langſam den geſegneten Ländern ſeinen wohlthätigen Strahl. Mit ihm weicht die ermattende Hitze, die ſelbſt den Weichling zum Laſter zu träge macht, und ihm auf weichen Polſtern zur Laſt wird; und der nervige Arm des fröhlichen Landmannes ſammelt mit neuern Kräf-

ten

ten den reichen Segen des Sommers. Aber, gleich wie die balſamiſchen Freuden der göttlichen Tugend auf dornigen Wegen verherrlichet werden, ſo müſſen rauhere Lüfte den Segen des Sommers zum Genuſſe verſchönern, in welchem der flüchtige Liebling der Erde ſein rühmliches Denkmal zurück läßt. Und ſchon tragen unfreundliche Lüfte den männlichern Herbſt über ermattete Länder. Dienſtbare Winde beſtreuen vor ihm die Wege, über welche er ſegnend daher zieht, mit würdigen Früchten, und gewinnen, gleich ſclaviſchen Lieblingen des verhaßten Fürſten, der ſich, ſeinen tyranniſchen Stolz zu befriedigen, unwilligen Bürgern aufdringt, die Seelen der Erdbewohner, die rauhe Ankunft des Herbſtes mit dankbarem Herzen zu feyern. Er kömmt, der unfreundliche Herbſt. Unter dem langſamen Schritte reiſt der Segen des Sommers. Sein trunknes Haupt iſt mit Reben umwunden. Sein ſinkender Arm trägt das voll gerüttelte Füllhorn, und ſeine männliche Schultern ſind mit mancherley Früchten belaſtet. Er kömmt, und ſchüttet ſein Füllhorn über die Erde. Sein Ueberfluß überſteigt jede Erwartung, und der unerſättliche Geizhals fühlt ſich auf wenige Augenblicke geſättigt. Er kömmt, und die Früchte des Landes füllen krachende Böden und unanſehnliche Scheuern. Der ſparſame Landmann bedeckt Reichthümer der Erde mit Stroh, und entwöhnt von ſich den Neid, der ſich bloß mit blendendem Schimmer beſchäftigt. So liegt der Tugenden Schmuck im verachteten Sclaven unbemerkt verborgen; im verachteten Sclaven, über welchen ein Liebling des Laſters hochmüthig ſein tyranniſches Joch warf. Nun wiſcht der geſättigte Landmann, zufrieden, vom verbranten Geſichte, den mit Staube vermiſchten Schweiß, und dünkt ſich glücklicher, als der Weichling, deſſen Wolluſt zu ſchonen er den Schweiß ſeines Antlitzes vergoß. Mit rauhen Händen windet er ſtachelige widerſpenſtige Rei-

Reiſer in die durchſichtigen Wände ſeiner armſeligen Hütte, und ſichert die gefüllten Scheuern mit Schichten von Stroh, vor dem Sturm des anwandelnden Winters. Und nun ſchwingt der froſtige Herbſt über leere Gefilde fürchterlicher ſeinen deſpotiſchen Scepter. Rauſchende Winde, die ſchnellen Vollführer ſeiner wilden Befehle, veröden um ſich ganze Gebiete, und entblättern die Wälder. Der ſchwächere Strahl der entferntern Sonne drängt ſich durch entblätterte Haine zu den Geheimniſſen der Schatten, die das reichſte Feuer der majeſtätiſchen Sonne nicht zu verrathen vermochte. Einzelne gelbliche Blätter hängen an älternden Aeſten, beſtimmt, den rauhen Triumph des nächſten Sturmes zu mehren. Nun iſt der entheiligte Hain nicht mehr die Zuflucht der Liebe. Nur die mächtigen Streiche der zerſchmetternden Axt, und das laute Geräuſch vieljähriger, dem Gipfel nebeliger Berge entſtürzender Eichen, ſchallen lauter durch den leereren Wald, und gewöhnen das neugierige Ohr des Echo, welches zu ſüßen Geſprächen der Liebe verwöhnt war, zu rauheren Tönen. Verödete Fluren, die vormals, noch ſchwanger mit dem Segen des Sommers, von niedlichen Füßen roſenwangiger Mädchen betreten zu werden verdienten, dulden unwillig den Unſinn auf ihnen wandelnder Thiere. Der geſchwätzige Vogel entweicht dem unfreundlichen Winter, ſich unter Bewohnern wärmerer Länder Bewunderer zu ſuchen. Noch minder ſingt Philomele von nahen Zweigen ihre ungelernte Accorde durch den horchenden Hain; denn die ſchattigen Blätter, unter welchen ſie ſich dem Lobe der Kenner beſcheiden verbarg, ſind nicht mehr. Jetzt reißt ſich ein nördlicher Wind aus unterirdiſchen Höhlen, worin er ſeit langen freundlichen Tagen unwillig ſchlief, und verbreitet um ſich Verwüſtung. Unbarmherzig verſcheucht er den Weichling, der ſich ganz zum Sommer verwöhnt hat, in das wärmere Zimmer, und

läßt

läßt ihn unzufrieden die traurige Wahrheit empfinden, daß kein ewiger Sommer den Erdkreis beſtrahle. Nein! nicht immer lächelt ein Frühling der Erde. Es kömmt ein unfreundlicher Herbſt, und gebiert in uns den vergeblichen Wunſch nach den verfloſſenen Stunden des Sommers und Frühlinges.

Und dennoch ermuntert der Herbſt unſern dankenden Jubel gegen die Vorſehung, auch wenn ſolche ſich nicht durch den herrlichen Segen, womit er geſchmückt iſt, zu dem feurigſten Danke berechtigte. Doch müſſen feyernde Loblieder die unentbehrlichen Stunden des Herbſtes erheben, dieſe unentbehrliche Stunden, ohne welche ein trauriger Winter uns unerträglich ſeyn würde. Nicht umſonſt entzieht uns die wohlthätige Sonne langſam ihren erwärmenden Strahl; nein! uns nach und nach zu der furchtbaren Herrſchaft des tyranniſchen Winters vorzubereiten. Nicht umſonſt ſtrahlt die fliehende Sonne unter den trüben Tagen des Herbſtes einen hellglänzenden Tag, einen unglücklichen Nachahmer des einladenden Frühlinges, durch die bläulichen Wolken des verklärten Olympes. Nicht umſonſt laden die ſchimmernden Augenblicke uns ein, die öden Gefilde und die nackten Haine zu ſuchen, oder vielmehr, uns zu verrathen, daß wir den Frühling verloren haben; ein Gedanke, den wir zu leicht vor uns ſelbſt verbergen! Nicht umſonſt ſchmückt ein unfreundlicher Herbſt die Jahrszeiten; er iſt uns ein deutliches Bild des Herbſtes im menſchlichen Alter. Bedachtſam merkt ſich der Weiſe dieſes lehrreiche Vorbild, und es dient ihm zum Glücke. Jung, wie der blühende Frühling, ſieht er unſchuldige Jugendfreuden auf heilſamen Wegen unter der Aufſicht ſeiner Vernunft grünen, und er genießt ſie. Kein ewiger Frühling lächelt ſeiner Empfindung; dieſes denkt er, und ahndet den froſtigen Herbſt, der, wie der Herbſt der Jahre, das Dunkel der Haine uns ſelbſt entfaltet, und unſerer

Ver-

Vernunft die kleinen Geheimniſſe aufdringt, die wir ſorgfältig vor derſelben verborgen haben. Unter dem begeiſternden Strahle der wachſamen Vernunft wächſt ſeine Tugend bis durch ſein männliches Alter, bis durch den Sommer des Lebens. Nun überfällt ihn der Herbſt, aber nicht unerwartet, und trägt ihn auf matteren Flügeln den hohen Beſtimmungen näher. Er ſieht den arbeitenden Landmann, wie er zur Stunde des Herbſtes Reichthümer der Erde ſich ſammelt. Nicht weniger ſammelt der Weiſe, aber wichtigere Schätze, die der ganze Segen der Erde nicht überwiegt. Jeder Vorfall ſeiner durchwandelten Jahre geht jetzt vor dem forſchenden Blicke ſeiner beurtheilenden Seele vorüber. Sorgfältig vergleicht ſeine Vernunft die mannigfaltigen Vorfälle, wodurch ſein Leben bemerkt iſt; ſein erleuchteter Blick überſieht ſie in feyernder Stille, und manches wird ihm nun hell, wie ein glänzender Frühling, was ihm ſonſt undurchdringbares Dunkel zu ſeyn ſchien. Dort ſieht er Stunden, wo furchtbares Elend, gleich ſchweren abhängigen Felſen über ſeine Scheitel herab hing; verworfen, ohne Troſt, ohne Hoffnung lag er ohnmächtig danieder, und nur eine einzige Thräne blieb ihm noch übrig, der traurige Herold ſeiner Verzweiflung zu werden. Er ſieht ſich mächtig errettet, und merkt, im kurzſichtigern Blicke der Menſchen war der ihm traurige Vorfall nur Elend. Er ſegnet noch jauchzend die ſelige Stunde, in welcher die bebende Trauer in unausſprechliche Freuden ſich auflöſete. Er ſchöpft herrlichen Segen aus erdulteten Schmerzen, und verſorgt ſich damit gegen die feindſeligen Anfälle des drohenden Winters. Wie der ſorgfältige Landmann ſeine baufällige Hütte vor dem kommenden Winter befeſtiget: ſo ſichert der Weiſe ſich ſelbſt durch ſelige Tugend von den Beſchwerlichkeiten des heran nahenden Alters, bey welchen ein Thor oft ſeine Beſtimmung vergißt und das traurige Schickſal

ver=

verdient hat, ſich durch unbillig behauptete Vorrechte der Jugend in einem ohnmächtigen Körper verächtlich zu machen. Alſo nutzet der Weiſe den Herbſt; und alsdann iſt ihm der Winter nicht ſchrecklich. Schon mit ſeinen Schrecken bekannt, und vor ſeinem Unſinn beſchützt, wie kann er ihn fürchten? Er ſieht weit um ſich her ſeine ſchreckenden Wetter ſich lagern, und noch fürchtet er nichts. Jetzt ſtürzen die Wetter durch zerriſſene Wolken herab, und noch fürchtet er nichts. Jetzt fallen ſie auf ihn, und noch fürchtet, noch empfindet er nichts. Er verſchließt ſich in ſich, und findet da Ruhe und Freuden, und hört, gleich dem furchtbaren Bewohner des Weltmeeres, gleich dem fühlloſen Leviathan, bey dem aufrühriſchen Frevel ſich thürmender Fluthen, den Sturm nur draußen. Er fühlt nicht den froſtigen Herbſt, und nicht den noch froſtigern Winter. Es iſt ihm immer, wie im Sommer der Jahre, und um ſeine Seele lächelt ein ewiger Frühling.

Von dem Herbſte hat ein vorſichtiger Haus- und Landwirth folgende Vermuthungen in Acht zu nehmen. Gemeiniglich pflegt man von der guten [illegible] erklaren Witterung um das Herbſt-Aequinoctium im Sept. auf einen guten Herbſt zu ſchließen. Ein warmer Herbſt, welcher zugleich hell und klar iſt, macht zu einem guten Getraide- und Wein-Jahr Hoffnung; ein naſſer Herbſt aber bringt Unfruchtbarkeit, die Trauben können nicht reif werden, und die Gartenfrüchte werden nicht vollkommen. Man hat angemerkt, wenn der Herbſt mit früher Kälte, von Stürmen und Regen untermiſcht, anfängt, daß alsdann ein langer Winter darauf zu erfolgen pflegt.

Die Urſachen hievon ſind leicht einzuſehen. Denn wenn Stürme und Regen die Erde, nebſt der Luft, einmal in den Zuſtand geſetzt haben, daß ſie vom Froſte nicht mehr weit ſind, oder wohl gar ſchon Froſt erlitten haben, ſo iſt derſelbe Zuſtand hernach ſchwer zu ändern. Wenn ſich auch gleich noch

Süd-

Südwinde einſtellen und Wärme mit ſich bringen, ſo pflegt doch ſolches theils nicht ſo lange zu währen, daß nicht die eingebrochene Nordluft wiederum dagegen die Oberhand behalten ſollte; theils aber hindert auch ſolches nur bloß den Froſt; und die Kälte, bey der man die Zimmer heizen muß, wird dadurch nicht gehoben. Je früher es demnach angefangen, und je länger es angehalten hat, deſto ſpäter hört es auch auf, oder deſto länger währt es im Frühlinge, ehe die Wärme wieder die Oberhand gewinnen kann, wenn nicht eine faſt beſtändig hergewehete Südluft dazu kömmt. Dieſes aber kann wegen gedachter Hinderung nicht leicht geſchehen. Daher währt insgemein die Kälte ſo viel länger, je früher ſie anfängt, und je länger ſie nach einander anhält.

Das Laub, wenn es lange in den Herbſt hinein an den Bäumen bleibt, ſoll eines frühen Winters Vorbote ſeyn, ein ſchöner klarer Herbſt aber einen windigen Winter bringen. Wenn die Vögel und die Haſen im Herbſte ſehr fett befunden werden, ſoll es einen kalten Winter mit vielem Schnee geben. Warme Herbſtnächte bringen ſüßen, aber ungeſunden Wein, kühle Nächte hingegen harten, aber geſunden Wein. Wenn das Laub im Herbſte langſam von den Bäumen fällt, ſo werden im folgenden Sommer viel Raupen. Wenn viele Reife und Nebel fallen, und mit mit dem Süd- und Weſtwinde keine Regen zugleich kommen, ſoll es auf Krankheiten deuten, welches man auch von den heftigen Sturmwinden, wenn ſich zur Herbſtzeit dergleichen ſpüren laſſen, vermuthen will.

Was die Herbſtarbeiten, d. i. die in der Haus- und Landwirthſchaft üblichen und nöthigen Arbeiten und Verrichtungen betrifft: ſo ſind davon die Artikel September, October und November nachzuſehen.

Ich komme zur Betrachtung des Einfluſſes des Herbſtes auf unſere Geſundheit, und zur Anzeige desjenigen, was in Anſehung der zur Erhaltung derſelben nöthigen Lebensordnung und der vor-

vorkommenden Krankheiten, im Herbſte zu beobachten iſt.

Der Herbſt iſt eine der gefährlichſten Jahrszeiten für die Geſundheit. Er und der Frühling ſind eigentlich nichts anders, als die Zeiten der Entwicklung des Sommers und Winters. Sie ſind die kritiſchen Zeiten der Natur, da ſie gleichſam in einer Verwandlung liegt, und da alſo die größten und wichtigſten Veränderunden mit ihr vorgehen. Der Frühling iſt der Uebergang der kalten Witterung in die warme, der Herbſt aber der Uebergang der Hitze zum Froſte. Dieſer Uebergang geſchieht jedesmal nur allmählig; allein, die Grade, durch die er gehen muß, ſind doch dem menſchlichen Körper empfindlich genug, um alle mögliche Vorſicht zu erfordern. Regen, Sturmwinde, unfreundliche Tage, Nebel, Ueberſchwemmungen und alle Uebel, die wir öfters mit Schrecken erfahren, wechſeln in beyden mit einander ab, und bringen eine Vermiſchung von warmen und kalten Tagen hervor, die, wie alle ſchnelle Abwechslungen des Wetters, der Geſundheit gefährlich ſind. Da aber, überhaupt betrachtet, die Wärme, und die Abwechslung der kalten unfreundlichen in warme und angenehme Tage, der Geſundheit zuträglicher iſt, als die naſſe Kälte, und der Uebergang der trocknen, milden und heitern Witterung in kaltes und ſchlackiges Wetter: ſo hat, in Abſicht der Geſundheit, der Frühling noch einen gewiſſen Vorzug vor dem Herbſte, welcher die wahre Urſache iſt, warum im Frühjahre nicht ſo viele geſunde Leute erkranken und ſterben, als im Herbſte. Eben deswegen iſt es höchſt nöthig, zu dieſer Jahrszeit beſonders auf ſeiner Hut zu ſeyn, und alles anzuwenden, damit die üblen Eigenſchaften derſelben keinen ſchädlichen Einfluß in unſere Geſundheit haben.

Die kalten Herbſtwinde ſind eines der vornehmſten Uebel, vor dem man ſich zu hüten hat. Sie verwehen

Südwinde einſtellen und Wärme mit ſich bringen, ſo pflegt doch ſolches theils nicht ſo lange zu währen, daß nicht die eingebrochene Nordluft wiederum dagegen die Oberhand behalten ſollte; theils aber hindert auch ſolches nur bloß den Froſt; und die Kälte, bey der man die Zimmer heizen muß, wird dadurch nicht gehoben. Je früher es demnach angefangen, und je länger es angehalten hat, deſto ſpäter hört es auch auf, oder deſto länger währt es im Frühlinge, ehe die Wärme wieder die Oberhand gewinnen kann, wenn nicht eine faſt beſtändig hergewehete Südluft dazu kömmt. Dieſes aber kann wegen gedachter Hinderung nicht leicht geſchehen. Daher währt insgemein die Kälte ſo viel länger, je früher ſie anfängt, und je länger ſie nach einander anhält.

Das Laub, wenn es lange in den Herbſt hinein an den Bäumen bleibt, ſoll eines frühen Winters Vorbote ſeyn, ein ſchöner klarer Herbſt aber einen windigen Winter bringen. Wenn die Vögel und die Haſen im Herbſte ſehr fett befunden werden, ſoll es einen kalten Winter mit vielem Schnee geben. Warme Herbſtnächte bringen ſüßen, aber ungeſunden Wein, kühle Nächte hingegen harten, aber geſunden Wein. Wenn das Laub im Herbſte langſam von den Bäumen fällt, ſo werden im folgenden Sommer viel Raupen. Wenn viele Reife und Nebel fallen, und mit mit dem Süd= und Weſtwinde keine Regen zugleich kommen, ſoll es auf Krankheiten deuten, welches man auch von den heftigen Sturmwinden, wenn ſich zur Herbſtzeit dergleichen ſpüren laſſen, vermuthen will.

Was die Herbſtarbeiten, d. i. die in der Haus= und Landwirthſchaft üblichen und nöthigen Arbeiten und Verrichtungen betrifft: ſo ſind davon die Artikel September, October und November nachzuſehen.

Ich komme zur Betrachtung des Einfluſſes des Herbſtes auf unſere Geſundheit, und zur Anzeige desjenigen, was in Anſehung der zur Erhaltung derſelben nöthigen Lebensordnung und der vor=

vorkommenden Krankheiten, im Herbſte zu beobachten iſt.

Der Herbſt iſt eine der gefährlichſten Jahrszeiten für die Geſundheit. Er und der Frühling ſind eigentlich nichts anders, als die Zeiten der Entwicklung des Sommers und Winters. Sie ſind die kritiſchen Zeiten der Natur, da ſie gleichſam in einer Verwandlung liegt, und da alſo die größten und wichtigſten Veränderunden mit ihr vorgehen. Der Frühling iſt der Uebergang der kalten Witterung in die warme, der Herbſt aber der Uebergang der Hitze zum Froſte. Dieſer Uebergang geſchieht jedesmal nur allmählig; allein, die Grade, durch die er gehen muß, ſind doch dem menſchlichen Körper empfindlich genug, um alle mögliche Vorſicht zu erfordern. Regen, Sturmwinde, unfreundliche Tage, Nebel, Ueberſchwemmungen und alle Uebel, die wir öfters mit Schrecken erfahren, wechſeln in beyden mit einander ab, und bringen eine Vermiſchung von warmen und kalten Tagen hervor, die, wie alle ſchnelle Abwechslungen des Wetters, der Geſundheit gefährlich ſind. Da aber, überhaupt betrachtet, die Wärme, und die Abwechslung der kalten unfreundlichen in warme und angenehme Tage, der Geſundheit zuträglicher iſt, als die naſſe Kälte, und der Uebergang der trocknen, milden und heitern Witterung in kaltes und ſchlackiges Wetter: ſo hat, in Abſicht der Geſundheit, der Frühling noch einen gewiſſen Vorzug vor dem Herbſte, welcher die wahre Urſache iſt, warum im Frühjahre nicht ſo viele geſunde Leute erkranken und ſterben, als im Herbſte. Eben deswegen iſt es höchſt nöthig, zu dieſer Jahrszeit beſonders auf ſeiner Hut zu ſeyn, und alles anzuwenden, damit die üblen Eigenſchaften derſelben keinen ſchädlichen Einfluß in unſere Geſundheit haben.

Die kalten Herbſtwinde ſind eines der vornehmſten Uebel, vor dem man ſich zu hüten hat. Sie ver-

wehen den lauen Dunſtkreis der Ausdünſtungen, die uns umgeben, und es iſt keine Falte unſerer Kleidung ſo verborgen, die ſie nicht durchwehen und abkühlen ſollten. Da nun dieſer Dunſtkreis eigentlich die Vermittlung, wodurch wir die Abwechslung der lauen Luft unſerer Zimmer mit der in der freyen Luft ohne Schaden ertragen können, indem er verhindert, daß die Schweißlöcher nicht zu ſchnell zuſammen gezogen, und die unentbehrliche Ausdünſtung unterdrückt wird: ſo iſt der Zuſtand, in den wir gerathen, wenn wir unſern Leib den kalten Winden ausſetzen, mit demjenigen im gleichen Verhältniß, wenn wir aus den warmen Betten aufſtehen, und ohne Kleidung im Zimmer herum gehen wollten. So gewiß ein ſolches Verhalten eine Erkältung nach ſich ziehen würde, ſo gewiß thun es die Herbſtwinde, wenn man darin ausgeht, ohne ſich warm anzukleiden. Die raſchen Sommerkleider, denen es an der gehörigen Weiche mangelt, welche die wirkſamen Theilchen der Wärme zur Ruhe bringt, und die Dünſte des Körpers um ihn her als eine laue Wolke verſammelt, ſind die ſchädlichſten, die man zu dieſer Zeit tragen kann. Es giebt einige geſetzliche Leute, welche ihre ſeidene Strümpfe und Sommerkleider nicht eher, als mit dem kürzeſten Tage ablegen, und wenn ſie gleich vor Froſt zittern und beben müßten. Ich halte die Ordnung in Ehren, die ſie zum Deckmantel ihrer Thorheit gebrauchen; allein, ich wollte lieber weniger geſetzlich, als weniger geſund, ſeyn. Man trägt die Sommerkleider nicht darum, weil es Sommer, ſondern weil es heißes Wetter iſt; und hieraus folgt, daß man mitten im Sommer Winterkleider tragen müſſe, wenn der Sommer ſolche kalte Tage mitbringt, als öfters kaum im Winter ſind.

Die Mode muß hier kein Geſetz ſeyn. So närriſch ſie zuweilen iſt, ſo gründet ſie ſich doch mehrentheils auf gewiſſe vernünftige Ueberlegungen. Man hat jederzeit ſehr gute Urſachen,

chen, warum man die Kleider mit kurzen oder langen Schößen, ſteif oder ungeſteift, Perrücken mit dicken oder dünnen Haaren, die Haupthaare aufgeſchlagen oder herab hangend, trägt, u. ſ. w. Alle dieſe Moden haben gewiſſe Bequemlichkeiten, Zierden oder Bedeutungen, weshalb man ſie wählt, gleichwie es keiner an Ungelegenheiten, Unzierden und Beſchwerlichkeiten fehlt, weshalb man ſich endlich, nachdem man ſie ſo lange beybehalten hat, bis man ihre Vortheile vergißt oder vernachläſſiget, und ihre Unvollkommenheiten zu oft und deutlich empfunden hat, eine andere wünſcht, deren Vortheile ſich in einem neuen Glanze zeigen. Dieſes iſt die Urſache der Abwechslung der Moden, und ſie enthält zugleich dasjenige in ſich, was einen weiſen Mann berechtiget, eine üble Mode abzuſchaffen oder zu übertreten, wenn er einem modiſchen Volke die vernünftige Urſache ſeiner Abweichung begreiflich und ſinnlich machen kann. Die klugen Menſchen müſſen es ſeyn, welche üble Gewohnheiten abſchaffen, und gute Gebräuche einführen; denn das iſt das Loos der Thoren, die ſchlechten Moden zu behalten, und die guten nicht mitzumachen.

Ein Menſch, der den grimmigſten Froſt ohne Schaden erträgt, kann eine kühle naſſe Herbſtluft nicht ausſtehen. Eine kalte Luft, die mit naſſem Nebel angefüllt iſt, wird davon zwar nicht dichter, weil die leichtere Luft den zwiſchen ihr ſchwebenden Dünſten ausweicht; allein es befinden ſich alsdann in unzähligen Stellen des Dunſtkreiſes, wo ſich ſonſt Lufttheilchen aufhalten würden, feine Waſſertheilchen, welche die Haut beynahe in tauſendmal mehr Puncten berühren, als die Lufttheilchen, indem das Waſſer um ſo viel ſchwerer, und alſo auch, dem körperlichen Inhalte nach, um ſo viel zahlreicher an Beſtandtheilen iſt. Da nun ein wärmerer Körper ſeine Wärme um ſo viel eher verliert, in je mehr Puncten er von einem kältern berührt wird: ſo erhellet, daß eine naſſe Luft, welche mit einer trocknen einerley Grad der Wärme beſitzt, den menſchlichen Körper beynahe tauſendmal ſchneller oder mehr erkalten müſſe, als die trockne. Dieſer Unterſchied iſt nicht ſo geringe, daß man ihn zu überſehen Urſache hätte. Es folgt vielmehr daraus, daß man

bey nebeligen Tagen die warme Kleidung eben ſo unentbehrlich nöthig habe, als bey kalten Winden. Beſonders müſſen diejenigen Theile am meiſten beſchützet werden, die am wenigſten von der Berührung der Luft frey ſind, und das ſind die Füße. Wer dieſe mit einfachen dünnen Strümpfen für verwahrt genug hält, der wird ſich die gefährlichſte Erkältung verſchuldet zuziehen. Da die Feuchtigkeit zugleich die Fäſerchen unſers Körpers ſchlaff macht, deren lebhafte Wirkung zur Beförderung der Ausdünſtung nothwendig iſt: ſo hat man deſto mehr Urſache, dieſen Fehler auf alle mögliche Art zu erſetzen. Dieſes geſchieht durch die Anſtrengung derſelben vermittelſt der Leibesbewegung, und durch den Trieb, welchen man ſowohl hiedurch, als durch einen mäßigen Gebrauch ſpirituöſer Getränke, dem Blute mittheilt, welches von innen heraus die Schweißlöcher mit aller Gewalt öffnet, wenn nur der Leib dabey gehörig warm gehalten wird.

Wer am Vormittage in die freye Luft gehen muß, der kann bey kalter und nebeliger Luft nichts beſſeres thun, als daß er vorher etwas Speiſe zu ſich nimmt, und allenfalls ein Glas Wein oder Liqueur darauf trinkt. Hiedurch wird eine kleine Verdauung erreget, welche nie ohne einige Bewegung im Geblüte von ſtatten geht, und wodurch ſich alſo der Leib leichter erwärmt. Ein jeder darf nur auf ſeine eigene Erfahrung Acht geben, um hievon überzeugt zu werden. Es iſt den meiſten Menſchen gemein, daß ſie des Vormittages die Füße warm zu bekommen, und überhaupt ſich des Frierens zu erwehren, nicht vermögend ſind, da ſie hingegen in wenigen Augenblicken durchaus warm werden, nachdem ſie etwas Speiſe zu ſich genommen haben. Bey ungeſundem Nebel wählt man Vormittags zu einer ſolchen Speiſe am liebſten ein fettes Butterbrod; und auch dieſes hat ſeinen guten Grund. Die ſtinkenden, freſſenden, ſcharfen Nebel legen ſich im Munde, im

Schlunde und in der Luftröhre an, und werden ſolchergeſtalt mit dem Schleime in allen dieſen Theilen vermiſcht, da denn ein Theil davon verſchluckt, der andere aber zur Lunge geführt wird. Dieſer leztere Theil macht durch ſeine Schärfe eine rauhe Bruſt, Huſten, Heiſerkeit und Catarrhe. Der erſte hingegen, welcher in den Magen kömmt, reizt die Häute deſſelben, und kann Bauchgrimmen, Durchlauf, Magenſäure, Magenkrämpfe und andere üble Zufälle nach ſich ziehen. Ein fettes Butterbrod beuget beyden Arten des Schadens vor. Denn die im Munde und Magen erwärmte Fettigkeit überzieht die inwendigen Häute des Mundes, Schlundes und Magens, und macht dadurch die böſen Theile des ſcharfen Nebels unvermögend, in dieſe Häute zu wirken. Da ſich nun überdies der verſchluckte Schleim, welcher von ſolchen ſchädlichen Theilen angeſteckt iſt, mit dem Brey der Speiſen, die er im Magen antrifft, vermiſchet, ſo wird er ſogleich von der Verdauungskraft mit in Arbeit genommen, und verliert ſolchergeſtalt alle Kraft zu ſchaden. Was die Luftröhre und Lungen betrifft, ſo weiß Jedermann, daß ein fettes Butterbrod, wie alle öhlige und fette Sachen, den Auswurf befördere, oder den Schleim von der Bruſt los mache. Mehr als dieſes wird nicht erfordert, um die ſchädlichen Dünſte des Nebels wieder aus der Bruſt heraus zu ſchaffen, damit ſie nicht in die Häute dieſer edlen Theile wirken können.

Sich mit warmem Thee= oder Kaffeewaſſer vor den Wirkungen der naſſen Kälte zu verwahren, iſt keine gute Gewohnheit. Sie ſchwächen nur die Kraft des Magens, deſſen Verrichtung beſſer erwärmet, als alles, was man ſonſt thun kann; überdies geben ſie dem Blute keinen Trieb, ſondern erwärmen den Leib nicht weiter, als in ſo fern ſie ſelbſt warm ſind. Dieſer Grad der Wärme iſt ſo ſchwach, daß er nicht in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Was aber

aber das ſchlimmſte iſt, ſo treiben dieſe beyde Getränke den Urin, und zwar beſonders, wenn man nach ihrem Genuſſe in die naſſe Kälte geht. Alles aber, was auf dieſe Weiſe den Urin befördert, iſt der Ausdünſtung des Leibes gerade entgegen geſetzt, und dieſe iſt doch der einzige Weg, auf welchem man die ſchädlichen Wirkungen der naſſen Kälte verhüten kann.

Man wird an der Gewißheit dieſer Sache nicht zweifeln, wenn man weiß, wie es diejenigen anfangen oder anfangen ſollten, die von vielem Getränke berauſcht ſind, und ſich nicht eher ſchlafen legen dürfen, als bis ſie der meiſten überflüſſig genoſſenen Feuchtigkeiten durch den Urin wieder los geworden ſind. Wenn ſie nämlich dieſe gute Wirkung recht geſchwinde befördern wollen, laſſen ſie ſich die Kleider los machen, oder ziehen ſie gar aus, damit die kalte Luft die Schweißlöcher der Haut zuſammen ziehe. So bald dieſes mit gehöriger Behutſamkeit geſchehen iſt, ſtürzt in wenig Augenblicken das Waſſer durch den Urin ſo häufig von ihnen, daß ſie ſich ohne die geringſte Furcht, von dem in der Blaſe ſich anhäufenden Waſſer beſchweret zu werden, zur Ruhe legen können. So gewiß iſt es, daß eine kalte Luft, noch mehr aber die, welche zugleich feucht iſt, bey denen, die viel Waſſer getrunken haben, den Urin befördere, da man doch in einer ſolchen Luft die gerade entgegen geſetzte Ausführung durch die Transſpiration befördern ſollte.

Ein wenig flüchtiges Hirſchhornſalz in einem Glaſe Rheinwein genommen, und darauf ausgegangen, iſt ein weit beſſeres Mittel wider den Morgennebel, als der beſte Thee und Kaffee. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß diejenigen in den rauhen Herbſttagen nicht eher, als wenn die Sonne am Himmel ſteht, ausgehen dürfen, welche dieſe Bequemlichkeit, ohne ihren Schaden, haben können, weil Morgens und Abends die Nebel am häufigſten niedrig ſtehen, und die Kälte am empfindlichſten iſt.

Die Ueberſchwemmungen überhäufen die Länder mit ſtehendem Waſſer, und die Luft mit faulen Dünſten. Daher ſind die Faulfieber nirgends gemeiner, als an ſolchen

chen Orten, wo rings um eine Stadt herum viel Moräſte, öftere Ueberſchwemmungen, und in derſelben eine Menge verſchlämmter Canäle voll faulen Waſſers vorhanden ſind. Dieſe Umſtände treffen vornämlich Holland, wo Pringle das häßliche Faulfieber hat kennen lernen, deſſen Natur und Grauſamkeit er uns ſo umſtändlich beſchrieben hat. Um nun durch den Schutz des Himmels die größten Gefahren abzuwenden, welche von einer ſolchen, mit faulen wäſſerigen Dünſten angeſteckten Luft entſtehen könnten, wird man folgende Regeln der Vorſicht nicht ohne Nutzen beobachten. Ueberhaupt iſt es bey dieſen Umſtänden beſſer, in den oberſten Zimmern der Häuſer zu wohnen, die von den üblen Dünſten, welche von der Oberfläche des Erdbodens empor ſteigen, am weiteſten entfernt ſind. Die Luft iſt deſto trockener und reiner, je weiter ſie von der Oberfläche einer Gegend, welche faule Dünſte in ſie hinein hauchet, abſteht. In dieſen Zimmern ſollten billig Kamine ſeyn, und man könnte das Kaminfeuer beſtändig unterhalten, und zuweilen mit gutem Nutzen Steinkohlen darin brennen. Ein wenig Steinkohlendampf iſt wider eine feuchte faule Luft ſehr heilſam; der harzige Schwefel, welchen ſie in ſich enthalten, reiniget die Luft und widerſteht der Feuchtigkeit. Wo alles dieſes nicht thunlich iſt, da iſt zu rathen, daß man wenigſtens die Oefen in den Zimmern zeitig heizen, und ſie täglich einigemal mit Wachholderbeeren und anderm Räucherpulver wohl ausräuchern laſſe. Man kann auch zuweilen etwas Schießpulver in den Zimmern abbrennen, und den Fußboden anſtatt des Waſſers mit Eſſig ſcheuern laſſen. Auch der Tobakrauch iſt nicht zu verachten. Iſt man genöthigt, ſich um dieſe Jahrszeit an ſumpfigen Orten lange aufzuhalten, ohne die Wohlthaten der trocknen und warmen Zimmer genießen zu können: ſo iſt nöthig, daß man ſich, beſonders an den Füßen warm

kleide, daß man, nach vorgedachter Art, die Ausdünſtung zu unterhalten ſuche, welche die naſſe Kälte ſonſt leicht unterdrückt, daß man das Haupt vor den naſſen und kalten Dünſten wohl verwahre, und den Speichel oft auswerfe. Man muß zu dieſer Zeit keine ſehr harte und unverdauliche Speiſen, und nicht zu viel warmes Waſſer zum Getränke genießen, wenn es nicht mit ſolchen Dingen zubereitet iſt, welche die Ausdünſtung befördern und balſamiſcher Natur ſind, als: Ehrenpreis, Scordien, Cardobenedicten, Citronſchale, Wachholderbeeren u. ſ. w. Kann man ja den Kaffee nicht entbehren, ſo lege man eine Scheibe Rhabarberwurzel zu unterſt in die Taſſe, damit der Kaffee davon eine gelinde abführende Kraft erhalte; und wenn auch Thee getrunken ſeyn muß, ſo bereite man ihn entweder allein, oder doch zum Theil mit Citronſchale, zu. Hauptſächlich dienen bey dieſen Umſtänden die vegetabiliſchen und animaliſchen Säuren, zuſammenziehende Stärkmittel, und unter dieſen Citronſäure und Eſſig, wie auch der Campher. Daß man die Schlafzimmer mit oben gedachten Mitteln durchräuchern, die Betten erwärmen, und die Fenſter wohl verſchließen laſſen müſſe, ſind Regeln, die ohnedies ein Jeder bey ſolchen Umſtänden billig finden wird.

Die beſten natürlichen Mittel wider die faulen Ausdünſtungen ſtehender Wäſſer, und die daraus entſpringenden Krankheiten, die aber in keines Menſchen Gewalt ſtehen, ſind der Froſt und die Winde. Jener reiniget die Luft, und dieſe zertheilen die ſchädlichen Dünſte. Da auf den Herbſt der Winter, und mit demſelben der Froſt folgt, und der Herbſt gemeiniglich an Winden fruchtbar iſt, ſo ſind die großen Ueberſchwemmungen, welche im ſpäten Herbſte erfolgen, von nicht ſo gefährlichen Folgen für die Geſundheit, als diejenigen, die ſich im Frühlinge ereignen, wo das ausgetretene Waſſer von der darauf folgenden Wärme zur Fäulniß beför=

befördert wird. Ueberhaupt aber hat man in ſolchen Fällen von der Unvorſichtigkeit der Menſchen das meiſte zu fürchten.

Die gemeinſten Herbſtkrankheiten, welche zu herrſchen pflegen, ſind: kalte Fieber, Durchlauf, Kolikſchmerzen, Huſten, Schnupfen, böſe Hälſe, Gliederreiſſen, Flüſſe, Catarrhal- und Faulfieber. An dieſen und andern Zufällen ſterben zu dieſer Jahrszeit viele Menſchen. Die Regeln, ihnen vorzubeugen, habe ich bereits angegeben. Keine von denſelben hat große Schwierigkeiten. Wollte man ſich nur ſelbſt ſo viel lieben, daß man dieſer Anleitung getreu folgte, ſo würde man eines großen Sieges über die Tücke des feindſeligen Herbſtes gewiß ſeyn können; und ſo würde mancher ſein Leben verlängern, der es verkürzet, ohne auch nur den ſcheinbaren Vorwand zu haben, daß er es im Dienſte der menſchlichen Geſellſchaft aufgeopfert hätte. Sollte ich aber diejenigen, welche, verſchuldet oder unverſchuldet, leiden, troſt- und hülflos laſſen? Das ſey ferne!

Zu den Mitteln, welche nicht nur ein Theil der Cur, ſondern auch der Präſervation ſind, gehört zuvörderſt der Aderlaß; allein, es muß damit behutſam verfahren werden, weil man leicht, bey unrechtem Gebrauche deſſelben, die Kräfte mehr ſchwächen, und die unmerkliche Ausdünſtung, deren Unterhaltung und Vermehrung in ſolchen Fällen ſo nöthig iſt, verhindern kann. Indeſſen iſt auch dieſe Regel mit der größten Behutſamkeit anzuwenden. Perſonen, welche gewohnt ſind, Blut zu laſſen, oder die es wenigſtens nöthig haben, würden ſehr unrecht thun, wenn ſie glaubten, daß ſie aus dieſem Grunde davon befreyet wären. Sie würden ſich, auf dieſe Weiſe, eines recht gelehrten Vorwandes bedienen können, um damit die große Furcht vor dem kleinen Loche zu entſchuldigen, wodurch

man oft ſein Leben und Geſundheit in Gefahr ſetzt. Ich rathe vielmehr ſolchen Perſonen, den Anfang des Herbſtes nicht ohne Blutvergießen vorbey gehen zu laſſen, und damit nicht ſo lange zu warten, bis diejenigen entſcheidenden Augenblicke eintreten, da man den nahen Tod durch wiederholten Aderlaß kaum abweiſen kann.

Wenn Jemand mit Mattigkeit, Froſt und Hitze, Kopfweh u. d. gl. befallen werden ſollte, ſo muß man ſogleich vorbauen, und der Krankheit entgegen gehen. Dieſes geſchieht am ſicherſten, wenn man ſogleich ein gelindes ſchweißtreibendes Pulver, (*) zu 1 Quent, mit einigen Löffeln Weineſſig und Waſſer einnimmt, und warm Bier, oder den oben erwähnten Kräuterthee, (an deſſen Statt ſich ärmere Leute auch der Wachholderbeeren bedienen können,) nachtrinkt, und im Bette einen gelinden Schweiß abwartet; welches man alle 4 Stunden wiederholen kann, wodurch öfters, gleich im Anfange die Krankheit glücklich gebrochen wird. Sollte aber hierauf die Hitze dem ungeachtet fort dauern: ſo iſt dienlich, 50 Tropfen von der einfachen Mixtur (Mixtura ſimplex) wechſelweiſe mit dem Pulver zu nehmen, und wenn die Beſſerung noch nicht erfolgen ſollte, alsdann entweder einen erfahrnen Arzt um Rath zu fragen, oder das übrige der Zeit und Natur zu überlaſſen, und nicht zu viel andere Dinge zu gebrauchen. Doch iſt bey dem allen nöthig, daß ein ſehr dünnes Getränk, oder eine Ptiſane von Gerſte,

(*) Ein ſolches Pulver wird zubereitet, wenn man gebranntes Hirſchhorn, Krebsſteine, ſchweißtreibendes Spießglas, oder mineraliſch Bezoarpulver, (*Bezoardicum minerale*), jedes zu 1 Loth, zubereiteten Bernſtein, geſiegelte Erde, gereinigten Salpeter, jedes zu ½ Loth, nebſt 2 Gran Campher nimmt, und es unter einander miſchet.

Gerſte, Hirſchhorn und etwas Citronenſchale gekocht, zum ordentlichen Getränke gebraucht werde.

Sollte von einer Erkältung im Herbſte ein Durchlauf mit oder ohne Abgang des Geblütes ſich einſtellen: ſo hat man zuvörderſt den Leib, inſonderheit die Füße, wohl zu verwahren, und in gehöriger Ausdünſtung zu erhalten. Man muß, wie in der Ruhr, fleißig Obſt genießen; und anſtatt des Waſſers und Bieres, kann man ein Glas Wein oder Kümmelbranntwein auf das genoſſene Obſt trinken. Wenn der Durchlauf mit Schmerzen vergeſellſchaftet iſt, wiſſen ſich arme Leute mit einem Weinglaſe voll guten Krauſemünzenbranntwein, mit 1 Loth Mandelöhl vermiſcht, bald zu helfen, indem ſie dieſes etlichemal einnehmen. Aeußerlich kann man den Leib mit warmen Tüchern, die mit ungariſchem Waſſer angefeuchtet worden, belegen, oder mit einem, aus 1 Loth Krauſemünzen- und 2 Loth weiß Lilienöhl bereiteten Sälbchen, warm reiben. Was das Getränk betrifft, worauf beynahe das meiſte ankömmt, ſo läßt man geraſpeltes Hirſchhorn mit Waſſer kochen, und vermiſcht dieſes Waſſer zu gleichen Theilen mit Milch. Die Armen trinken, beſonders wenn Hitze dabey iſt, mit großem Nutzen Molken, oder Buttermilch. Außer den ſüßen Molken, warm getrunken, kann man auch dünne Hafergrütze, mit geſtoßenen Mandeln und etwas Eyerdotter, oder auch einen Kräuterthee zum beſtändigen Getränk erwählen. Man nimmt z. B. Krauſemünze, Meliſſe, 1 Hand voll; Kamillen, Hohlunderblumen, von jeden ½ Hand voll; Fenchel, Kümmel, Cascarille, von jeden 2 Quent; und trinkt dieſen Thee mit der Hälfte Milch.

Im Herbſte und Anfange des Winters, wenn nach der Sommerhitze eine kalte feuchte Luft erfolgt, pflegen die Kinder mancherley beſchwerliche Zufalle zu bekommen, wohin beſonders der unbändige Huſten gehört,

hört, wobey ſie zu erſticken Gefahr laufen, und öfters das klare Blut auswerfen. Bey dieſen Umſtänden hat man ſich beſonders vor ſüßen Sachen, Syruppen u. d. gl. die den Auswurf vermehren, in Acht zu nehmen, indem ſolcher Huſten mehrentheils nichts anders, als einen Fehler der Verdauung, zum Grunde hat, der vielleicht von einer Schärfe herrühren kann, welche die Nerven im Magen und in der Bruſt angreift. Man hilft dieſem Uebel ſicher ab, wenn man ſich der gelindeſten Laxiermittel und Digeſtive bedient. Hiezu dienen die gelinden Milchklyſtiere und Kamillenblumen, oder auch einige Gran von dem Spießglasſchwefel der dritten Präcipitation, mit eben ſo viel Granen von einem Mittelſalz und etwas präparirten Muſchelſchalen. Sonſt ſind auch die ſüßen Molken zum Getränk, und ein Paar Meſſerſpitzen Markgrafenpulver mit 1 Gran Saffran und eben ſo viel Bibergeil, als eine Arzney zu gebrauchen. Wenn die Kinder noch ſaugen, ſo nehme man ein Loth von der beſten Myrrhe und 1 Quent Saffran, laſſe es zuſammen in 8 Loth Waſſer kochen, ſeihe es durch, und gebe davon den Ammen bisweilen einen Eßlöffel voll in Thee, Suppe, oder warmer Milch, dem Kinde aber zuweilen etwas von dieſen Tropfen in Hafergrütze oder Milch.

Wenn Erwachſene im Herbſte mit Huſten und Catarrhen beſchweret werden, ſo haben ſie ſich eben ſo ſehr vor den ſüßen Arzeneyen zu hüten, die den Schleim auf der Bruſt erregen, indem ſie die Bewegungen mehr dahin ziehen, da ſie den Auswurf befördern. Vielmehr muß man ungefähr alle 4 oder 5 Tage einmal laxieren, wozu ſich erwähnter Spießglasſchwefel in dieſem Falle am beſten ſchickt, in der Zwiſchenzeit aber eine Catarrhalmixtur, worin die Bernſteineſſenz das Hauptingrediens ſeyn muß, oder den oben beſchriebenen Kräuterthee fleißig gebrauchen. Zur Mäßigung des Huſtens dient ganz beſonders das Ehrenpreiswaſſer

ſer mit Syrup. de eryſimo Lobelii, oder noch beſſer das Ammoniakgummi in Meerzwiebeleſſig aufgelöſet, welches einen Trank abgiebt, der zwar der ärgſte Feind des guten Geſchmackes, aber ein gar vortrefflicher Freund der Bruſt iſt.

Wenn der Catarrh, welcher ſich ſtets gegen Abend verſchlimmert, gegen dieſe Zeit eine widernatürliche Hitze im Blute bey ſich führt, ſo erhält die Krankheit den Namen eines Fluß= oder Catarrhalfiebers, und man thut hiebey wohl, wenn man die allgemeine Regel bey anhaltenden Fiebern auch hier in Acht nimmt, und entweder gar nichts, oder doch nichts ohne den Rath eines vernünftigen Arztes gebraucht.

Unter der Menge derjenigen Krankheiten, welche im Herbſte und angehenden Winter unter dem Namen der Flüſſe im Schwange gehen, ſind die böſen Hälſe, theils am gemeinſten, theils auch am beſchwerlichſten.

Wie man ſich hiebey zu verhalten habe, findet man im XXI. Th. S. 299, fgg.

Endlich iſt der Herbſt auch eine unglückliche Jahrszeit für diejenigen, die eine innerliche Verletzung haben. Wie iſt es auch anders möglich? Im Frühlinge und Herbſte ändern ſich die Witterungen im ganzen Jahre am merklichſten. Die Frühlingsveränderungen ſind unſerer ganzen Natur zuträglich; der Herbſt hingegen bringt lauter feindſelige Veränderungen für dieſelbe mit ſich. Wenn man nun mit dem vollkommenſten Grunde behaupten kann, daß die Veränderungen und Witterungen auch Veränderungen in unſerm Körper nach ſich ziehen: ſo erhellet daraus, daß im ganzen Jahre keine unſerm Leben nachtheiligere und ſtärkere Veränderungen in uns vorgehen müſſen, als in dem Herbſte. Nun ſetze man den Fall, daß ein Menſch eine Verletzung in ſeinen Eingeweiden, oder nur eine ſolche Krankheit in denſelben habe,

welche

welche die Verletzung derſelben unfehlbar nach ſich ziehen wird, ſo geht er mit dieſem Samen des Todes, den er bey ſich trägt, dem tückiſchen Herbſte entgegen. Auſſerordentliche Bewegungen erzeugen ſich da am erſten, wo die Urſache derſelben ſchlafen liegt. Anſtatt daß alſo andere, ſonſt geſunde Leute, von der Herbſtwitterung etwa nur einen Schnupfen, Flüſſe, oder leichte Catarrhalfieber davon tragen, ſo weckt ſie bey dieſen die ruhigen Feinde auf. Die innere Urſache dieſer Bewegungen iſt ein unaufhörlich nagender Wurm, welcher niemals geſättiget werden kann; und daher iſt kein Mittel in der Welt kräftig genug, die aufgebrachten Bewegungen wieder zu beſänftigen. Sie wüthen alſo unaufhaltſam fort, ſie verzehren die noch übrigen Kräfte; kurz, es erfolgt ein hektiſches Fieber. Es ſpielt ſeine Rolle einige Wochen, und endiget ſich mit dem Anfange jenes Lebens.

Herbſt-Arbeit, ſ. oben, S. 32.

Herbſt-Blume, Colchicum autumnale *L*; ſ. Zeitloſe.

Herbſt-Brief, im Oberdeutſchen, wo beſonders die Weinleſe unter dem Namen des Herbſtes bekannt iſt, eine obrigkeitliche Verordnung, durch welche die Weinleſe eröffnet wird.

Herbſt-Butter, ſ. Th. VII, S. 463.

Herbſt-Heerd, bey den Vogelſtellern, eine Art Vogelheerdes, welche im Herbſte auf die fremden Halbvögel, Weindroſſeln, Meeramſeln, Krammetsvögel u. ſ. f. geſtellet wird; zum Unterſchiede von dem Sommer- und Winter-Heerde.

Herbſt-Huhn, ein Zinshuhn, welches von einem Bauer zur Erkenntniß der Oberherrſchaft dem Grundherrn jährlich im Herbſte gegeben wird.

Herbſt-Hyacinthe, eine Art Hyacinthen, welche erſt im Herbſte blühet; ſ. Tuberoſe.

Herbſt-Krankheiten, ſ. oben, S. 41, fgg.

Herbſt-Maſt, ſ. Maſt.

Herbſt-Monat. 1. Einer von den drey Monaten, welche den Herbſt ausmachen, d. i. der September, October und November, welche daher die drey Herbſtmonate heißen.

2. In engerer Bedeutung führt der September im Deutſchen dieſen Namen, weil der Anfang des Herbſtes in denſelben fällt.

Herbſt-Morchel, ſ. Morchel.

Herbſt-Nachtigalle, ſ. Rothkehlchen.

Herbſt-Obſt, Obſt, welches im Herbſte zur Reife kömmt; Spätobſt, zum Unterſchiede von dem Sommerobſte. Siehe Herbſtling.

Herbſt-Ordnung, im Oberdeutſchen eine obrigkeitliche Verordnung, wie es bey dem Herbſte, d. i. der Weinleſe und allen dazu gehörigen Geſchäften gehalten werden ſoll. Siehe Herbſt 1.

Herbſt-Röthe, ſ. Röthe.

Herbſt-Roſe, eine Art Gartenpappeln, welche im Herbſte blühet, Alcea roſea *L.*; ſ. unter Pappel.

Herbſt-Saffran, Crocus officinalis autumnalis *Linn.*; ſ. Saffran.

Herbſt-Schein, derjenige Schein, d. i. Neumond, welcher in den Herbſtmonat oder September fällt; Novilunium Septembris.

Herbſt-Stand, bey den Jägern; derjenige Stand oder Ort, wo ſich die Hirſche und das Wildbret im Herbſte aufzuhalten pflegen.

Herbſt-Trüffel, ſ. Trüffel.

Herbſt-Wieſe, ſ. Wieſe.

Herbſt-Zeichen, ſ. oben, S. 25.

Herbſten, welches nur im Oberdeutſchen üblich iſt, ärnden, imgleichen den Wein leſen. Siehe Herbſt 1.

Herbſtling, eine Art eßbarer Schwämme; ſ. Reißke.

Im gem. Leben werden auch Aepfel, Birnen und andere Früchte, imgleichen in der Landwirthſchaft, Vieh, welches im Herbſte geboren worden, Herbſt-

linge

linge oder Spätlinge genannt, zum Unterſchiede von den Frühlingen; ſ. Th. XV, S. 345.

Hercan, eine Tulpenſorte; ſ. Tulpe.
Herculée, ſ. eb. daſelbſt.

Herculs-Keule, eine Benennung, 1. des Flaſchenkürbiß, Cucurbita lagenaria *L.*; ſ. unter Kürbiß.

2. eines Baumes, welcher auch Bertrambaum, und Zahnwehbaum genannt wird, Fagara *Daleckamp.* & *du Ham.* Zanthoxylum *Linn.*

Die bekannteſte Art davon iſt die gefiederte Herculskeule, der ſchmalblätterige ſtacheliche Zahnwehbaum oder die dornige Aeſche, Zanthoxylum Clava Herculis foliis pinnatis *Linn.* Fr. Frène épineux, Bois d'amourette. Dieſer Baum wächſt in Jamaika, Virginien und Carolina, ungefähr 15 Fuß hoch. Die Rinde iſt weißlich, und am Stamme in den großen Aeſten mit vielen Höckern oder pyramidenförmigen Erhebungen, welche ſich mit einem Stachel endigen, beſetzt. In Nordamerika wird das Holz wider das Zahnweh gebraucht, und damit der leidende Zahn berührt. Nach du Hamel ſoll der Baum eine ſtarke ſchweiß- und urintreibende Kraft beſitzen. Blätter und Früchte haben einen angenehmen Pomeranzengeruch. Nach du Roi Erfahrungen dauert dieſer Baum bey uns im freyen Lande. Er wird aus amerikaniſchen Samen erzogen, welche aber zwey Jahre in der Erde liegen, ehe ſie keimen. Alte Stämme treiben bewurzelte Schößlinge.

Die dreyblätterige Herculskeule, Zanthoxylum trifoliatum, foliis ternatis *Linn.* wächſt in China, und gehört unter die ſeltenſten Bäume.

Herculs-Krebs, ein breiter Seekrebs mit ſtarken Scheeren; ſ. Krebs.

Herd,

Herd (*) oder Heerd, ein ebener, zuweilen erhöheter Platz auf der Erde, gewiſſe Verrichtungen darauf vorzunehmen, doch nur noch in einigen Fällen.

1. Im Bergbaue iſt es der runde ebene Platz bey einem Pferdegöpel, auf welchem die Pferde im Kreiſe herum gehen; der Göpelheerd, Göpelplatz, die Rennbahn.

2. Der Platz, worauf ein Haus ſteht, beſonders in Anſehung des Obereigenthumes; eine veraltete Bedeutung, welche noch in den Zuſammenſetzungen Heerdgeld, Heerdrecht und Heerdzins übrig iſt.

3. An einigen Orten ſcheint auch der Richtplatz, der Ort, wo die Miſſethäter hingerichtet werden, dieſen Namen zu führen; wenigſtens findet dieſe Bedeutung in dem Worte Heerdgeld ſtatt.

4. Von einem Ueberfallwehre, wo das überflüſſige Waſſer oben abſchießt, ſcheint es der obere Raum des Dammes oder eigentlichen Wehres zu ſeyn.

5. Von den Vogelſtellern iſt es der ein wenig erhöhete ebene Platz, welcher mit Lockvögeln beſetzt und mit Schlaggarnen umlegt wird, Vögel darauf zu fangen; ſiehe Buſchheerd, Feldheerd, Herbſtheerd, Lerchenheerd, Springheerd, Strauchheerd, Tränkheerd, Vogelheerd, Waldheerd.

6. Im

(*) Im Niederſ. gleichfalls Herd, im Angelſ. Hearth und Heorth, im Schwed. Haerd, bey dem Ulphilas Haurjan; alle in der letzten Bedeutung eines Feuerheerdes. Wachter leitet es vom Griech. χυρατον her, welches bey dem Heſychius einen Heerd bedeutet, Junius aber von ardere, Hebr. אור, brennen. Allein, da dieſes Wort nicht bloß einen Feuerheerd, ſondern einen jeden zu einem gewiſſen Gebrauche beſtimmten Platz auf der Erde bedeutet, ſo ſcheint es mit mehrerm Rechte zu Erde, der Boden, die Oberfläche der Erde, zu gehören, welches noch ſehr oft mit dem vorgeſetzten Hauchlaute, ſelbſt im männlichen Geſchlechte, vorkömmt. Herthus, die Göttinn Erde, bey dem Tacitus, iſt bekannt. Fon themo irdisgen Herde, heißt bey dem Ottfried, von irdiſcher Erde, und gouta Herda iſt im Tatian, ein guter Boden, guter Acker.

6. Im Hüttenbaue führt dieſen Namen ein von Holz und Bretern zubereiteter Platz, worauf die gepochten Erze gewaſchen werden; der Waſchheerd, Planenheerd; ſ. Hedelheerd und Schlammheerd.

7. Eben daſelbſt wird auch die Grube vor dem Schmelzofen, worein das Werk aus dem Schmelzofen fließt, der Heerd genannt; ſ. Stichheerd.

8. Am häufigſten, ein zubereiteter, zuweilen erhöheter ebener Platz, Feuer darauf anzumachen und zu unterhalten. In dieſer Bedeutung kömmt es ſowohl im gem. Leben, als bey allen denjenigen Beſchäftigungen, welche vermittelſt des Feuers vorgenommen werden, ſehr häufig vor. Der Heerd eines Backofens, einer Malzdarre, einer Schmiedeeſſe u. ſ. f. Der Ofenheer, Kaminheerd u. ſ. f. In den Salzſiedereyen hat man Gradierheerde, Ofenheerde und Siedeheerde. In dem Hüttenbaue wird der Boden der Schmelz- und Treibeöfen, ja oft der ganze unterſte Theil derſelben, aus eben dieſer Urſache der Heerd genannt; ſ. Friſchheerd, Seigerheerd, Treibeheerd u. ſ. f. Den Heerd abwärmen, ihn durch darauf gemachtes Feuer austrocknen. Den Heerd anlegen, die zum Treibeheerde nöthige Aſche auf dem Boden des Treibeofens ausbreiten. Den Heerd anſtoßen, dieſe Aſche derb auf einander ſtoßen. Der Heerd ſtehet auf, wenn das geſchmolzene Werkbley durch dazu gekommene Feuchtigkeit oder Kälte, ſich in den Heerd eingräbt, alles über ſich ſchlägt und zerſchmettert. Figürlich wird auch das Bley, welches ſich auf dem Treibeheerde in die Aſche gezogen hat, der Heerd genannt; ſ. Herdbley; zum Unterſchiede von der Glätte, welche oben ſchwimmt.

Beſonders in den Wohnhäuſern, der gemeiniglich von Steinen zubereitete und erhöhete Platz, das zum häuslichen Gebrauche nöthige Feuer darauf anzumachen, L. Focus, Fr. Foyer; der Feuerheerd, Küchen-

chen = oder Kochheerd; von deſſen vortheilhafter Anlegung im Art. Küchenheerd handeln werde. Feuer auf dem Heerde machen. Zuweilen auch figürlich, das Wohnhaus ſelbſt. Eigener Heerd iſt Goldes werth. Imgleichen die Haushaltung und häusliche Geſellſchaft, die Familie. „Eltern Erbgut wird in Oſtfriesland „nicht vererbt, ſondern geht wieder an den Heerd heim, „woher es gefloſſen iſt,“ Winkelmann in der Oldenburg. Chron. Einen eigenen Heerd haben oder halten, eine eigene Haushaltung; im mittlern Lat. Focum tenere. Der Herr hat zu Jeruſalem einen Heerd, Eſ. 31, 9. einen Tempel. In den niederſächſiſchen Marſchländern, werden diejenigen Wohnhäuſer oder Haushaltungen, welche zur Unterhaltung eines Deiches verpflichtet ſind, Heerde genannt.

Herd, (Abflau=) ſ. Th. XIV, S. 62.
— — (Buſch=) ſ. unter Vogel=Heerd.
— — (Flau=) ſ. Th. XIV, S. 62.
— — (Friſch=) ſ. Th. X, S. 613.
— — (Gar=) ſ. Th. XVI, S. 125.
— — (Gereut=) ſ. Th. XVII, S. 379.
— — (Glauch=) ſ. Th. XIX, S. 39.
— — (Göpel=) ſ. Th. XIX, S. 259.
— — (Hedel=) ſ. Th. XXII, S. 654.
— — (Herbſt=) ſ. oben, S. 46.
— — (Kamin=) ⎫ ſ. in K.
— — (Küchen=) ⎭
— — (Lerchen=) ſ. in L.
— — (Ofen=) ſ. in O.
— — (Planen=) ſ. in P.
— — (Schiffs=) ⎫
— — (Schlamm=) ⎪
— — (Seiger=) ⎬ ſ. in S.
— — (Siede=) ⎪
— — (Spring=) ⎪
— — (Spur=) ⎭

Herd, (Stich=) ſ. in S.
— — (Strauch=) ſ. unter Vogel=Heerd.
— — (Tränk=)] ſ. in T.
— — (Treibe=)]
— — (Vogel=) ſ. in V.
— — (Wald=)] ſ. in W.
— — (Waſch=)]
— — (Zerren=) ſ. Th. X, S. 620.

Herd=Aſche, im Hüttenbaue, diejenige Aſche, aus welcher der Treibeheerd bereitet wird. Imgleichen, dasjenige Bley, welches ſich im Treiben zuerſt in Glätte verwandelt.

Herd=Bley, eben daſelbſt, dasjenige Bley, welches ſich bey dem Treiben in den Heerd zieht, und auch nur ſchlechthin der Heerd genannt wird; zum Unterſchiede von der Glätte.

Herd=Bret, in den Küchen, diejenigen Breter, mit welchen der Feuerheerd an den Seiten zuweilen eingefaſſet und bekleidet wird. Siehe Küchen=Heerd.

Herd=Eiſen, ein ovales Eiſen mit einer Handhabe, womit der Lehm zu dem Heerde eines Backofens feſt geſchlagen wird.

Herd=Fluth, in dem Hüttenbaue, derjenige Schlamm, welcher ſich bey dem Waſchen der Erzſchliche abſondert und über den Planenheerd in den Aftergraben fließt.

Herd=Friſchen, (das) im Hüttenbaue, von der R. A. den Heerd friſchen, d. i. den Heerd, oder die in die Heerdaſche gezogene Glätte wieder in Bley verwandeln; ſ. Th. XV, S. 129.

Herd=Geld. 1. An einigen Orten eine Abgabe von einem Heerde, d. i. einer Feuerſtätte, einem Wohnhauſe, an die Obrigkeit; welche an andern Orten auch der Heerdſchilling, die Heerdſteuer, das Feuergeld, Feuerſtättengeld, Kamingeld, Rauchfanggeld, Rauchgeld, Rauchpfennig u. ſ. f. genannt wird, weil die Größe der Häuſer, folglich auch der Abgabe dabey

nach der Zahl der Kamine oder Feuermauern beſtimmet wird. Im mittlern Lat. wird es Foagium, Focagium, Fr. Foage, Fouage, Fumage, bey den byzantiniſchen Schriftſtellern Καπνικον, genannt.

2. An andern Orten iſt es vielmehr eine jährliche Abgabe, welche dem Grundherrn von demjenigen Platze, worauf ein Haus ſteht, zur Erkenntniß ſeines Grundrechtes gegeben wird, und alsdann heißt ſie auch das **Heerdrecht**, der **Heerdzins**; ſ. Herd 2.

3. An noch andern Orten, führt auch das **Henkergeld**, oder die ſämtlichen Koſten eines peinlichen Prozeſſes, dieſen Namen; entweder, ſo fern Heerd ehedem auch den Richtplatz bedeutete; ſ. Herd 3. oder auch, ſo fern dieſe Koſten nach den Heerden, d. i. Feuerſtätten, unter die Unterthanen vertheilet werden.

4. In einigen Gegenden, z. B. im Altenburgiſchen, wird dasjenige freywillige Geſchenk, welches der Käufer eines Hauſes oder Gutes der Gattin des Verkäufers, gleichſam für die willige Abtretung ihres Feuers und Heerdes macht, das **Heerdgeld** genannt. An andern Orten heißt es das **Gönnegeld**, am häufigſten aber das **Schlüſſelgeld**.

Herd-Glas, in den Blaufarbenwerken, dasjenige Glas, welches aus den allzu vollen Töpfen, bey dem Aufſchäumen der Materie auf den Heerd des Ofens zu fließen pflegt.

Herd-Hammer, im Hüttenbaue, ein Hammer, womit der Treibeheerd zugerichtet und geſchlagen wird.

Herd-Korn, eben daſelbſt, diejenigen Körner Silber, welche ſich zuweilen auf dem Rande des Treibeheerdes anzuſetzen pflegen, und auch **Treibekörner**, imgleichen **Hähne** heißen. Siehe Hahn 1.

Herd-Kugel, eben daſelbſt, eine ſteinerne Kugel, welche man auf den Treibeheerd laufen läßt, deſſen Mitte zu finden, weil ſie in derſelben liegen bleibt.

Herd-Löffel, eben daſelbſt, ein eiſerner Löffel, womit man bey dem Abtreiben des Silbers etwas aus dem geläuterten Werke ſchöpfet, um deſſen Silbergehalt zu erfahren.

Herd-Pfennig, ſ. unter Peters-Groſchen.

Herd-Platte, eine eiſerne oder ſteinerne Platte, womit man diejenige Stelle eines Heerdes, wo das Feuer eigentlich angemacht wird, zuweilen zu belegen pfleget. Der Herdſtein, wenn ſie von Stein iſt.

Herd-Probe, im Hüttenbaue, diejenige Probe, welche man bey dem Abtreiben des Silbers mit dem geſchmolzenen Werke anſtellt, um deſſen Silbergehalt zu erforſchen.

Herd-Recht. 1. An einigen Orten, das Recht einen eigenen Heerd zu halten, d. i. eine eigene Wohnung zu haben; das Feuerrecht.

2. Siehe Herd-Geld 2.

Herd-Ring, im Hüttenbaue, ein eiſerner an einem Theile ſcharfer Ring; womit der Treibeheerd ausgeſchnitten wird.

Herd-Schilling, ſ. Herd-Geld 1.

Herd-Schmid, auf den Blech- und Hammerwerken, der Name eines Hammerſchmides, welcher in den Blechhämmern auf den Blechmeiſter folgt, und den Gleicher, Ziener und Urwäller unter ſich hat; ſ. Th. V, S. 661.

Herd-Stange, bey den Bäckern, eine Stange, den ſchadhaften Heerd in dem Backofen damit auszuſtechen; die Brechſtange.

Herd-Stein, ſ. Herd-Platte.

Herd-Steuer, ſ. Herd-Geld.

Herd-Vogel, bey den Vogelſtellern, zahm gemachte Vögel, welche als Lockvögel auf den Vogelheerden gebraucht werden. Imgleichen Vögel, welche man auf ſolchen Heerden zu fangen pflegt.

Herd-Zins, ſ. Herd-Geld 2.

Herde, ſ. Heerde.

Herdling, in den Schmelzhütten, wo Zinnerze bearbeitet werden, eine aus etwas Eiſen, Arſenik und Zinn gemiſchte Materie, welche ſich von dem Zinnerze, und dem metalliſchen Theile deſſelben, beym Schmelzen abſondert. **Homberg** glaubte, daß aus dieſer Miſchung der Zink entſtehe. **Lehmann** aber hält den Heerdling für eine Verbindung von Eiſen, Arſenik und einer großen Menge Phlogiſton.

Here, ſ. unter Hirſch.

Herforder Bier, *Ramna* genannt; ſ. Th. V, S. 26.

Hergang. 1. Eigentlich, der Gang nach dem Redenden zu. Jemanden den Hin- und Hergang bezahlen.
2. Figürlich, doch nur im Oberdeutſchen, und den hochdeutſchen Kanzelleyen. Der Hergang der Sachen, die Art und Weiſe, wie die Sache zugegangen, erfolget, vorgegangen iſt; der Verlauf. Jemanden den ganzen Hergang erzählen.

Heribannus, ſ. Heer-Bann.

Hering, ſ. Häring.

Heriſey, eine Art Zeuges; ſ. Kirſey.

Heriſſée, (verderbt Heriſſe,) bey den Blumiſten, eine Anemone mit großen rothen Blättern, welche zuweilen weiß geſtreift ſind, und einen feuerfarbigen Sammet haben.

Hériſſon, ſ. Igel. Schüſſelbret. Stirnrad.

Heriſſonne, die Bär- oder Bärenraupe; ſ. unter Raupe.

Heriſſonnée, Caucalis *L.*; ſ. Kletten-Kerbel.

Herkommen 1. Eigentlich zu der redenden Perſon kommen, ſich ihr kommend nähern. Der Wind kömmt von Morgen her. Wo kömmt der Wind her? In den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, wird es ſehr häufig gebraucht, den Anfang einer Handlung, oder die Handlung ſelbſt, mit Nachdruck zu bezeichnen. Da kam ich her und kehrte das Ding um.

Da kam er her und gieng weg. Wofür auch her ſeyn üblich iſt. Da war ich her und u. ſ. f.

2. Figürlich. 1) Es iſt ſo hergekommen, es iſt ſo üblich, durch einen langen Gebrauch ſo eingeführt, ſo hergebracht. In welchem Verſtande der Infinitiv in Geſtalt eines Hauptwortes am gewöhnlichſten iſt. Das Herkommen. Es iſt ſo Herkommens. Das iſt nicht Herkommens. Ein altes Herkommen, ein alter Gebrauch. Das Reichs-Herkommen, eine durch die bloße Gewohnheit eingeführte Regel in Staatsſachen des deutſchen Reiches. Im Niederſ. Herkumſt, wo auch das Bey- und Nebenwort herkumſtig, was Herkommens iſt, gebraucht wird. 2) Abſtammen, dem Geſchlechte nach. Von Eſau kommen her die Edomiter, 1 Moſ. 36, 9. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung veraltet, außer daß man in derſelben noch das Hauptwort das Herkommen braucht. Er iſt von dem beſten Herkommen, von der beſten Familie. Ein Mädchen von geringem Herkommen, aus einem geringen Geſchlechte. Siehe auch Herkunft. 3) In noch weiterer Bedeutung, die Wirkung einer Urſache ſeyn. Die Sünde kömmt von einem Weibe her, Sir. 25, 32.

Herkunft, von dem vorigen Zeitworte. 1. In der eigentlichen Bedeutung, die Handlung des Herkommens. Vor meiner Herkunft.

2. In deſſen zweyten Bedeutung, die Abſtammung, dem Geſchlechte, den Voreltern nach. Die Amerikaner wiſſen nichts von ihrer Herkunft. Im Niederſ. Herkumſt.

Herling, ein nur in dem Weinbaue, beſonders Oberdeutſchlandes, übliches Wort, ſolche Weinbeeren und Trauben zu bezeichnen, welche nicht die gehörige Reife oder Zeitigung erhalten, folglich ſauer und herbe bleiben. Er wartete, daß er (der Weinberg) Trauben brächte, aber er brachte Heerlinge, Eſ. 5, 2.

Die

Die Väter haben Heerlinge gegeſſen, aber den Kindern ſind die Zähne davon ſtumpf geworden, Ezech. 18, 2. Jer. 31, 29. 30.

Es kann dieſes Wort ſowohl von herbe, Herbling, als auch von hart, welches in einigen Gegenden auch für ſauer gebraucht wird, abſtammen; zumal da für Herling, an manchen Orten wirklich Härtling und Hertling üblich iſt. Die Schreibart Heerling hat nichts, womit ſie ſich vertheidigen könnte.

Herlitze, (die) im gem. Leben einiger Gegenden ein Name der Kornellen, oder Kornelkirſchen, Cornus maſcula *Linn.* daher der Baum, der ſie trägt, auch der Herlitzenbaum genannt wird. Der damit verwandte Hartriegel oder wilde Kornelbaum, Cornus ſanguinea *L.* iſt gleichfalls unter dieſem Namen bekannt, der in den gemeinen Mundarten auch in Herlske, Horlske, Herlskenbaum, Hernske u. ſ. f. verderbt wird.

Friſch leitet den Namen von dem Lat. Cornus ab, welches dadurch wahrſcheinlich wird, daß die Frucht dieſes Baumes in einigen Gegenden wirklich Hornkirſche genannt wird. Da indeſſen die Frucht herbe und ſauer iſt, ſo könnte ihr deutſcher Name vermittelſt der wendiſchen Endung — litz, welche vielleicht für — ling ſteht, auch von herbe abſtammen, ſo daß Herlitz oder Herlitze, ſo viel als Herling, eine ſaure, herbe Frucht bedeuten würde.

Herlske, Herlskenbaum; ſ. im vorhergeh. Art.

Herma, ſ. unter Bruſt-Bild, Th. VII, 134.

Hermann, ein Wort, welches nur noch als ein männlicher Tauf- und Geſchlechtsname üblich iſt, und im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, Harm und Herm lautet, und welcher ſchon in den alten deutſchen Namen Arminius, Hermenegild, Hermanarik, Irmentrud, vielleicht auch in dem perſiſchen Arimann, zum Grunde liegt.

Ehedem war es ein allgemeines Nennwort. Allein die wahre Bedeutung der erſten Sylbe iſt ungewiß, weil mehrere Wörter darauf Anſpruch machen können, auch Spuren vorhanden ſind, daß es ehedem in ſehr verſchiedenem Verſtande ge-

braucht worden. Von Ar, Hehr, groß, erhaben, würde es einen erhabenen, heiligen, werth geſchätzten Mann bedeuten. Von Heer, bedeutete es ehedem als ein Appellativum ſehr häufig einen Kriegesmann, da dann im Plural auch Heerleute für Soldaten vorkömmt; bey den Longobarden Herimanni, Arimanni. Im Schwed. iſt Herremann, ein Ritter, adelicher Vaſal, imgleichen ein Edelknecht, und da iſt es unſtreitig aus Herr zuſammen geſetzt. Auch von dem Worte Heerde hatte man ehedem Heerdmann, und zuſammen gezogen Hermann, einen Hirten zu bezeichnen, und auf dem Lande einiger Gegenden wird noch der Leithammel Herman genannt. Ja es finden ſich Spuren, daß das Männchen mehrerer Thiere ehedem Hermann genannt worden. Im Nieders. iſt Harm Bock, ein Schafbock, und Harm Schaf, oder Schaf Harm, ein einfältiger Tropf, auf welche Art auch die eigenthümlichen Namen Hans, Peter u. ſ. f. gebraucht werden. Im Osnabrückiſchen ſagt man von Jemanden, welcher die Güte Gottes mißbraucht, er glaube Gott heiße Härm, d. i. Hermann. Siehe Hermelin 3.

Hermaphrodit, ſ. Zwitter.

Hermaphrodit-Pomeranze, ſ. Th. III, S. 86.

Hermel, (die) noch mehr im Diminut. das Hermelchen, oder Härmelchen, im gem. Leben der Meißner, eine Benennung der Anthemis nobilis *L.* ſ. Kamille.

Hermel-Raute, eine Art der Gartenraute; ſ. Raute.

Hermelin. (das) 1. Eine Art Wieſel, welche ich ſogleich beſchreiben werde.

2. Ein weißgelbes Pferd mit röthlichen Mähnen und Schweife, führt gleichfalls den Namen des Hermelines; Fr. Soupe de lait. Siehe auch Hermelin-Fuß.

3. In einem alten deutſchlatein. Vocabulario von 1477, wird die Grille oder das Heimchen, eyn Hermelyng genannt.

Pictorius, ein Schweitzer, nennt das Männchen einer Maus Härme und Härmle, und in den monſeeiſchen Gloſſen heißt der Chamäleon Haramo.

Das Hermelin, die Hermelinwieſel, Bergwieſel, weiße Wieſel, oder Königswieſel, im Nie-

derſ.

derſ. Harmke, Hermelke, iſt eine Art Wieſel, welche ganz weiß und nur an der äußerſten Spitze des Schwanzes ein wenig ſchwarz iſt, und das koſtbare Pelzwerk giebt, welches gleichfalls unter dem Namen des Hermelins bekannt iſt. Einige Neuere erkennen mit Linné das Hermelin nur für eine Varietät der gemeinen Wieſel mit ſchwarzem Schwanze, Muſtela Erminea *Linn.*; andere aber halten es für eine beſondere Art. Es heißt beym Geßner Armelinus & Muſtela alba; beym Jonſton und Charleton, Hermellanus; beym Plinius, Mus hybernus, beym Aldrovand, Muſtela candida, in extrema cauda nigricans; beym Ray und Schwenkfeld, Muſtela candida ſ. Hermineum; beym Klein, Muſtela Armellina; beym Briſſon, Muſtela hyeme alba, aeſtate ſupra rutila, infra alba, caudae apice nigro; beym Hrn. v. Büffon, l'hermine oder le roſelet, (aber mit Unterſchied, nämlich Hermine im Winterkleide, da es durchaus, die Schwanzſpitze ausgenommen, welche auch im Winter ſchwarz bleibt, eine weiße Farbe hat; und Roſelet im Sommerkleide, da es roth oder gelblich ausſieht, und nur am Bauche weiß iſt;) beym Hill, Muſtela nivea, auribus anguſtis, caudae apice nigro; Engl. (beym Pennant und Forſter) Stoat, im Sommerkleide, und Hermin im Winterkleide; Span. Arminno, Armelina; Portug. Arminho; Ital. Armellino, Ermellino, Hermellino; Holl. Hermyn; Norw. Hermelin; Schwed. Hermelin und Lekat; Norw. Royſe-Kat (eine auf Felſen lebende Katze, weil es, wie eine Katze, Mäuſe und Vögel fängt:) Poln. Gronoſtay; Ruſſ. Gornoſtai; Tunguſ. Jelek; in Nord-Amerika, Sic-cuſe-ſue. Die meiſten dieſer Benennungen, wohin auch Mus armenus ſ. ermineus gehört, ſind von dem Namen der Landſchaft Armenien, aus welcher man ehedem dieſes Pelzwerk bekam, ehe man noch unmittelbar den Weg in die nördlichen Länder wußte; daher dieſe Felle

ehe-

ehedem auch pelles armeniae, arminiae und herminiae hießen. Dieſes Thier hieß auch Mus ponticus, weil in den mittlern Zeiten die Einwohner der Landſchaft Pontus am ſchwarzen Meere einen ſtarken Handel mit dergleichen Pelzen trieben.

Das Hermelin findet ſich in den kältern Gegenden von Europa und Aſien, inſonderheit in Norwegen, Lappland und dem ruſſiſchen Sibirien, am häufigſten, in gemäßigten Ländern ſeltener, gegen Süden aber gar nicht. Es hält ſich gern in Wüſteneyen und Waldungen auf. Es iſt, bereits erwähntermaßen, im Sommer roth, gelblich oder dunkelrothbraun, wie die gemeine Wieſel, und im Winter weiß, am Schwanze aber behält es in allen Jahrszeiten eine dunkelſchwarze Spitze.

In Lappland, beſonders in Finnmark, giebt es auch Hermeline mit weißen Schwänzen, die bey den Lappländern Seibuſh, in Norwegen und Schweden aber Sne-Myſſer oder Sno-Mus heißen. Sie ſind kleiner, als das ächte Hermelin. Linné nennt ſie: Muſtela nivalis, caudae apice vix pilis ullis nigris.

Es gleicht in den meiſten Stücken der gemeinen Wieſel, iſt aber etwas größer, und hat einen längern Schwanz. Die ganze Länge von der Schnauze bis an die Spitze des Schwanzes, beträgt ungefähr 7, der Schwanz allein aber 2 Zoll. Das Haar iſt auf dem Leibe ungefähr $\frac{1}{2}$, am Ende des Schwanzes aber 3 Zoll lang. Das Thier hat kleine ſchwarze Augen, kurze aber breite und runde, am unterſten Ende getheilte Ohren. Die Schenkel ſind nicht viel über 1 Zoll lang.

So häufig, als die gemeine Wieſel, kömmt es nicht vor; doch findet man davon, beſonders in alten Waldungen, und zur Winterszeit zuweilen in den Feldern, die nahe an einen Wald gränzen, eine ziemliche Menge. Es läßt ſich nicht zahm machen, und verliert ſelbſt in dem eiſernen Käfich, worein man es zu ſperren pflegt, nichts von ſeiner Wildheit. Anſtatt daß es zahm werden

den ſollte, bleibt es vielmehr ſo wild, daß es, ſo lange man ihm zuſieht, nicht einen Biſſen zu freſſen waget. Es bleibt in einer unaufhörlich ſchüchternen Bewegung, und ſucht ſich beſtändig dem Anblicke des Menſchen zu entziehen. Wenn man es lebendig erhalten will, muß man ihm ein Bündel Werrig hinlegen, worein es ſich wickeln könne. Alles, was man ihm giebt, wird dahinein geſchleppet. Seine Nahrung genießt es vorzüglich des Nachts. Friſch erhaltene Nahrungsmittel laſſen eingeſperrte Hermeline und Wieſeln wohl 2 bis 3 Tage ſtehen, ehe ſie es wagen, dieſelben zu berühren. Drey Viertel vom Tage widmen ſie dem Schlafe. In ihrer Freyheit erwarten ſie gleichfalls die Nacht, ihre Nahrung aufzuſuchen. Die eingeſperrten Hermeline pflegt man mit Eyern und Fleiſch zu nähren; ſie berühren aber dieſe Speiſen nicht eher, als bis ſie ſchon verdorben ſind. Honig haben ſie, bey einigen Verſuchen, nicht eher genießen wollen, als nach drey langen, beſchwerlichen Faſttagen. In ihrer Freyheit leben ſie von Vögeln, Eyern, Ratzen, Mäuſen und Fiſchen. Sie gehören alſo unter die fleiſchfreſſenden oder Raubthiere. So klein das Hermelin an ſich iſt, ſo bringt es doch, nach Pontoppidan's Bericht, zuweilen die größten Thiere um, beſonders das Elendthier und den Bär. Was hier die Stärke nicht vermag, das bringt die Liſt zu Stande. Wenn nämlich dieſe Thiere ſchlafen, ſpringt das Hermelin ihnen in das Ohr, und beißt ſich mit ſeinen ſcharfen Zähnen ſo feſt ein, daß es gar nicht abfallen kann. Die großen Thiere fangen hierauf an zu laufen, zu ſchreyen, und endlich ganz abgemattet, durch einen Sprung von einem Felſen, ihr Leben zu endigen. Eben ſo verfährt es mit dem ſchlafenden Adler und großen Auerhan. Beſonders ſind Eyer für dieſes Thier die größten Leckerbiſſen. Daher ſieht man, nach eben deſſelben Verſicherung, an dem Seeufer, bey ſtillem Wetter, daß das Hermelin auf die Inſeln

ſeln hinaus, wo ein großer Vorrath von Eyern der Waſſervögel befindlich iſt, ſchwimmt. Wenn es auf einer ſolchen Inſel wirft, ſoll es ſeine Jungen auf einem Holzſpane hinüber an das Land ſchwemmen, und mit ſeiner Schnauze den Span von Zeit zu Zeit anſtoßen, damit er deſto beſſer fortkommen möge.

Im ruſſiſchen Sibirien werden die beſten und größten Hermeline, die man in der Gegend findet, in der iſettiſchen Provinz gefangen. Sie werden an Ort und Stelle, mit 15 Kop. und theurer bezahlt. Man giebt oft die dort gefangenen Laſki, eine Art Iltiſſe, für wahre Hermeline aus; man kann ſie aber daran, daß ſie keine ſchwarze Extremität haben, erkennen.

Die Lappländer fangen die Hermeline in einer Falle, die aus einem geſpaltenen birkenen Klotze beſteht, wovon das eine Stück durch einen Stiel aufgeſtellet wird, und auf das Thier, wenn es der Lockſpeiſe nachgeht und in die Oeffnung der Falle hinein kriecht, herab fällt, und daſſelbe erſchlägt. Die Maſchine ſteht einen Fuß hoch über der Erde, damit die Waldmäuſe nicht hinein kriechen. Vor der Falle liegt ein Klotz von eben der Höhe, auf welchen das Hermelin kriecht, wenn es die Witterung ſpüret. Wenn das Thier gefangen iſt, läßt es aus Angſt den Urin, der das weiße Fell gelb färbet. In Norwegen fängt man es ebenfalls in der Falle; auch zwiſchen zwey glatten Steinen, wovon der eine mit einem Hölzchen ſo aufgeſtellt wird, daß er ſogleich niederfällt, wenn die an einen Draht befeſtigte Lockſpeiſe angerührt wird, und das Hermelin erdrückt. In Norwegen ſchießt man es auch mit platten Pfeilen oder ſtumpfen Bolzen, damit der Balg, als das vornehmſte, weswegen man dieſe Thiere fängt, nicht Schaden leide.

Es giebt aber dieſer Balg, der von den feinſten, aber kurzen, Haaren iſt, und ſich in ſeiner mattweißen Farbe weit ſchöner ausnimmt, als der von weißen Kanin-

ninchen, ein ſehr ſchönes und koſtbares Pelzwerk, womit man Röcke und Amtsgewänder der Könige, Churfürſten, Fürſten und anderer vornehmer, inſonderheit obrigkeitlicher und geiſtlicher Perſonen, als: der Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Domherren, imgleichen der Frauenzimmer von Stande, füttert; wie man denn auch daraus Schärpen, Müffe, Mützen und deren Verbrämungen macht. Vornämlich werden dieſe Dinge ſehr hoch geſchätzt, wenn ſie von lauter Schwänzen gemacht ſind. Weil aber dieſes gar zu hoch in das Geld laufen würde, pflegen die Kürſchner, um dieſe Schwänze nachzuahmen, und die Weiße dieſes vortrefflichen Pelzwerkes zu erheben, auf ſolches kleine ſchwarze Flecke von lombardiſchen Lammsfellen, die ſehr ſchwarz und glänzend ſind, zu heften, und ſolches damit gleichſam zu beſäen. Die Bälge kommen häufig aus Rußland, wo verſchiedene europäiſche und aſiatiſche Nationen dieſelben kaufen, oder gegen andere Waaren eintauſchen. Sie werden nach Zimmern verkauft; und es ſind in denſelben die Felle an der Seite des Kopfes zuſammen gebunden und umgekehrt, daß die Haare einwärts kommen, wiewohl erfahrne Kaufleute die guten an andern Merkmaalen zu erkennen wiſſen. Je weißer ſie ſind, und wenn ſie keine Löcher haben, deſto höher werden ſie gehalten. Die Farbe der norwegiſchen Hermeline iſt am dauerhafteſten.

Anſtatt der Hermelinſchwänze, bedient man ſich öfters der Schwänze der gemeinen Wieſel; dieſe ſind aber an ihrer mindern Dicke und Schwärze leicht zu erkennen. Einige Pelzhändler und Kürſchner nennen auch den Zobel das ſchwarze *Hermelin*, Fr. Hermeline, Armeline, Martre Armeline, welches aber irrig iſt.

Das Thier, welches **Kolbe** auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung (*) für ein Hermelin gehalten hat, und

(*) S. Deſſen Beſchreib. des Vorgebirges der guten Hoffnung, Amſt. 1741, 8. III. Th. 6. Cap. S. 54.

und deſſen Fleiſch er für ſchmackhaft und geſund ausgiebt, iſt dem Hermelin gar nicht ähnlich. Auch die grauen Hermeline der morgenländiſchen Tatarey und des nördlichen China, deren einige Reiſende gedenken, unterſcheiden ſich von den ächten Hermelinen merklich.

In der Wappenbildung, wird Hermelin, oder das Fell des jetzt beſchriebenen Thieres, L. Vellus ponticum, Hermionicum, Fr. Hermine, in einem Schilde vorgeſtellt, als ein weißes oder ſilbernes Feld, welches mit kleinen ſchwarzen langen Strichen oder Flecken beſäet iſt, die wie ein länglicher Dreyangel geſtaltet ſind, und ſich mit 3 Spitzen endigen, davon die mittelſte gerade ſteht, die beyden zur Seite aber etwas auswärts gehen. Oben befinden ſich wieder 3 Strichlein von gleicher Geſtalt, die abgeſetzt ſind. Sie werden auch ſo gemalt, daß ſie oben angefügt ſind, und ein Kreuz machen. Wenn die Tinctur verwechſelt, und ſchwarzes Hermelin mit weißen Schwänzen genommen wird, heißt es Gegen-Hermelin, Fr. Contre-hermine, und ein ſolches Feld (nämlich ein ſchwarzes mit weißen Flecken,) Champ contre-herminé. Das Hermelinfell haben inſonderheit die Herzoge in Bretagne zum Wappenzeichen angenommen.

Das Hermelin wurde ſo hoch gehalten, daß demſelben zu Ehren 2 Ritterorden geſtiftet wurden. Den erſten Hermelin-Orden, Fr. Ordre de l'hermine, ſtiftete in Bretagne Herzog Johannis IV, im J. 1381. Das Ordenszeichen war ein Halsband, welches aus 2 Ketten Ringen beſtand, die mit 2 Kronen ſich endigten. Eine davon hieng auf der Bruſt, die andere lag auf dem Nacken. Jede Kette hatte 8 Glieder. Zwiſchen dieſen 2 Ketten waren 10 gehende Hermeline, auf jeder Seite, welche die 2 Kronen unterſchieden; dieſe waren am Leibe mit einem gekrümmten Bande umwun-

wunden, welches wechſelsweiſe ſchwarz und weiß emaillirt war, worauf die Deviſe: A ma vie, ſtand. Auf den ſchwarzen Stellen waren weiße, und auf den weißen ſchwarze Buchſtaben. Aus der auf der Bruſt liegenden Krone hieng an 2 Kettchen ein Hermelin herab, auch mit dem umwundenen Zettel, worauf erwähnte Worte ſtanden. Dieſe Ordenskette war von Gold oder vergoldetem Silber, nach Beſchaffenheit des Standes der Ritter, an welche der Herzog ſolche austheilte. Der Herzog trug dieſelbe mit Edelſteinen und Perlen beſetzt. Es wurden in dieſen Orden, welcher auch l'Ordre de A ma vie hieß, auch Damen aufgenommen, die man Chevalières nannte; welches damals bey keinem andern Ritterorden geſchah.

Der zweyte Hermelinorden, war der vom König **Ferdinand** von Neapel im J. 1464 geſtiftete. Er beſtand in einem goldenen Halsband, woran ein Hermelin hieng, mit der Deviſe: Malo mori quam foedari (lieber will ich ſterben als beſudelt werden;) weil man ehemals vom Hermelin glaubte, daß es lieber durch das Feuer, als durch den Koth, laufe, und es deswegen zum Sinnbild der Reinigung und Unſchuld machte.

Hermelin, (Eich=) ſiehe **Eichhorn**.

Hermelin=Fuß, nennt man bey Pferden, wenn ſich in den weißen Abzeichen an den Füßen, am meiſten aber auf der Krone, ſchwarze Flecken finden.

Hermelin=Orden, ſiehe oben, S. 64.

Hermetiſch verſiegeln, und hermetiſches Siegel, L. Sigillum Hermetis, Fr. Sceau d'Hermès, oder Sceau hermétique nennt man in der Chemie, die Verſchließung eines Gefäßes durch ſeine eigene Materie, vermittelſt des Feuers; die Zuſchmelzung des Halſes eines chemiſchen Gefäßes. Man nennt ſie auch das hermetiſche Lutum, das hermetiſche Klebwerk. Das hermetiſche Verſiegeln der Gläſer vermittelſt einer Lampe, habe im XVII. Th. S. 654, beſchrieben.

Hermine, ſiehe Hermelin.

Herminium, das wohlriechende Zweyblatt; ſ. in Z.

Hermodatteln, Hermodactylen, Herzwurz, L. Hermodactylus, F. Hermodacte, Hermodate, eine aus dem Orient kommende harte, knollige, dreyeckige, auswendig blaßröthliche, inwendig weiße Wurzel, in der Größe einer Kaſtanie, welche gleichſam ein in der Mitte entzwey geſchnittenes Herz vorſtellt, indem ſie auf der einen Seite platt, auf der andern aber erhaben iſt. Auf der erhabenen Seite iſt ſie mit einer Furche gezeichnet; übrigens gemeiniglich etwas über 1 Zoll lang. Sie läßt ſich leicht zu Mehl zerſtoßen, und hat einen ſchleimigen ſüßlichen Geſchmack, der mit einer Schärfe verbunden iſt. Sie wird aus Syrien und Aegypten über Conſtantinopel zu uns gebracht. Man ſcheint in Anſehung der Pflanze, welcher dieſe Wurzel zugehört, noch ungewiß zu ſeyn. Einige halten ſie, mit **Lonicer**, **Cäſalpin**, **Dodonäus** und **Lobel**, für eine Art Zeitloſen, welche beym C. **Bauhin** Colchicum variegatum, ſ. radice ſiccata alba, heißt; andere aber mit **Boerhaave**, **Miller**, **Dalechamp** und **Adanſon**, für die knollige Schwertlilie in den Morgenländern und Arabien, Iris tuberoſa corollis imberbibus, foliis tetragonis *Linn.* Hermodactylus folio quadrangulo *Tourn.* Von beyden Pflanzen wird die Beſchreibung an ihrem Orte vorkommen; hier will ich nur ihren Gebrauch anführen. **Aegineta** hat dieſer Wurzel zuerſt Erwähnung gethan. Die friſche Wurzel ſoll einen ſehr ſcharfen Geſchmack haben, und heftiges Erbrechen und Purgiren verurſachen; die getrocknete oder geröſtete aber den ägyptiſchen Weibern zur Nahrung dienen, und dieſelben fett machen. Dieſe getrocknete Wurzel zu Pulver geſtoßen, iſt von den meiſten Aerzten als ein untriegliches Mittel wider die Krankheiten der Gelenke gehalten (daher ſie auch den Namen Anima articulorum erhielt, und ihr überhaupt eine kräftig zertheilende

Ei-

Eigenſchaft beygelegt worden. Nach Anzeige der Schriften der Harlemer Geſellſchaft, hat ein aus Hermodatteln, Engelſüß, Kletten und Saſſaparillwurzeln, nebſt dem Franzoſenholze, bereiteter Trank, bey Gichtſchmerzen ſich heilſam bewieſen; wiewohl den Hermodatteln der wenigſte Antheil der guten Wirkung beyzumeſſen iſt. In unſern Apotheken iſt die Wurzel meiſtens von den Milben durchfreſſen; daher ſich nicht leicht ein Arzt damit abgeben wird. Sie wird in den Apotheken zu verſchiedenen Tränken, Pulvern und Pillen genommen; inſonderheit werden die Pilulae hermodactylorum daraus gemacht.

Bey dem Einkaufe dieſer Wurzeln muß man diejenigen erwählen, welche dick und friſch, recht völlig und trocken, ganz, und nicht zermilbet ſind.

Hermodactylus Meſue, folio maculoſo Geſn. der gemeine Hundszahn, Erythronium Dens canis *L.*; ſiehe Hunds-Zahn.

Hermodactylus niger & rufus Meſue & Serap. Hermodactylus vulgo *Caeſalp.* die Herbſt-Zeitloſe, Colchicum autumnale *L.*; ſ. Zeitloſe.

Hernandie, der hernandeſiſche Baum, Hernandia, ein dem ſpaniſchen Arzte Franciscus, Hernandez (welcher die natürliche Geſchichte von Neu-Spanien beſchrieben hat,) zu Ehren alſo genanntes Pflanzengeſchlecht, wovon 2 Arten bekannt ſind:

1. Die klingende Hernandie, Königsbaum, Tanzcherlein, Hernandia ſonora, foliis peltatis *L.* Hernandia amplo hederae folio umbilicato *Plumier.* Nux veſicaria oleoſa, foliis umbilicatis *Plukenet.* Arbor Regis *Rumph.* Balantine *Petiver.* Engl. Jack in a box. Dieſer indianiſche Baum hat gemeiniglich einen holen Stamm, und iſt alsdann eine Wohnung groſſer ſchwarzer Ameiſen, welche ihn durchboren, und dadurch ein und ausſpatzieren. Hr. v. Linné hat einen Aſt mit Blättern aus Amerika erhalten, welche

kaum größer als ein Birnblatt geweſen; hingegen hat der in dem Cliffortiſchen Garten unterhaltene Baum Blätter getragen, welche 1 Fuß lang geweſen. Die Blätter ſelbſt ſind eyförmig, zugeſpitzt, oberwärts glänzendgrün, unterwärts blaßgrün. Der Stiel iſt an der untern Fläche befeſtigt, und verbreitet ſich mit rothen Aeſten durch daſſelbe. Dieſe ſchildförmige Blätter ſind alſo geſtellt, daß die Spitze nach unten gekehrt iſt. Auf einem Stamme wachſen weib- und männliche Blumen. Dieſe haben, nach den neueſten Beobachtungen, einen dreyfach getheilten Kelch, 3 Blumenblätter und 3 Staubfäden; die weiblichen aber einen abgeſtutzten; völlig ganzen Kelch, und 6 Blumenblätter mit einem Griffel. Die Frucht iſt hohl, oberwärts offen, und enthält eine bewegliche Nuß, welche bey jeder Bewegung einen Schall von ſich giebt, den man von weitem hören kann. Es iſt dieſes auch aus andern Urſachen ein merkwürdiger Baum. Die Wurzel ſoll, wenn ſie gegeſſen, oder auf die Wunde gelegt wird, ein ſicheres Mittel wider alle Arten Gift ſeyn. Die Macaſſaren führen, wie **Osbeck** meldet, dieſelbe als ein Heilmittel wider Verwundungen mit giftigen Pfeilen, jederzeit bey ſich. Der Saft der Blätter, wenn ſolcher die Haut berührt, beizt die Haare weg. Die abgekochte Rinde purgirt ſtark. Die Blätter, auf den Unterleib gelegt, zertheilen die Verhärtung der Milz und anderer Eingeweide. Noch andere nützliche Eigenſchaften dieſes Baumes findet man beym **Rumph** beſchrieben. In unſern Gärten iſt derſelbe ſelten anzutreffen. Wer denſelben unterhalten will, muß ihn aus dem Samen erziehen, und beſtändig in dem Glashauſe verwahren.

2. Die eyertragende Hernandie, Hernandia ovigera, foliis ovatis baſi petiolatis *Linn.* Arbor ovigera *Rumph.* Die Blätter ſind gewöhnlichermaßen geſtielt, und länglich zugeſpitzt. Die Frucht iſt groß, und

und der Geſtalt nach einem Ey ähnlich. Dieſer Baum gehört in Oſtindien zu Hauſe.

Hernia, ſiehe Bruch.

Herniaria, Fr. Herniole, Bruchkraut; ſiehe Th. VII, S. 20.

Hernske, ſ. Herlitze.

Herodes, der bekannte eigenthümliche griechiſche Name verſchiedener Könige und Vierfürſten im jüdiſchen Lande, welcher hier nur um der im gem. Leben üblichen Redensart willen angeführt wird, das danke dir Herodes, d. i. dafür verdienſt du Strafe und nicht Dank, wofür man wohl auch ſagt, das danke dir ein anderer, das danke dir der Teufel.

Ohne Zweifel als eine Anſpielung auf das Verhalten Herodis nach der ihm von den Weiſen aus Morgenlande überbrachten Nachricht.

Heroiſch, aus dem Lat. heroicus, Fr. héroïque, einem Helden gleich und ähnlich, ihm gemäß, in deſſen Eigenſchaften gegründet, heldenhaft, heldenmüthig. Eine heroiſche That oder Handlung, eine Heldenthat, eine That, wozu höhere Kräfte erfordert werden.

In der Sprache der Aerzte heißen heroiſche Mittel, Fr. remèdes héroïques, ſolche Genesmittel, welche ſchnell eine beträchtliche Veränderung in der thieriſchen Oeconomie hervor bringen.

Eine heroiſche Figur, bey den Bildhauern, eine menſchliche Statue zwiſchen 6 und 7 Fuß. Ueber 7 Fuß heißt ſie ein Coloß; unter 7 Fuß aber eine Statue in natürlicher Größe.

Herold, eine ehemahlige Benennung eines Geſandten im Kriege, eines feyerlichen Ausrufers höherer Art, eines verpflichteten Aufſehers bey Turnieren und andern feyerlichen Vorfällen, welche die adelichen Wappen und Ahnen unterſuchen, und in ſtreitigen Fällen den Ausſpruch thun mußten. L. Fecialis, Fr. Hérault, Héraut.

Das Amt eines Heroldes war vormals in Friedens- und Kriegeszeiten ſehr anſehnlich. Er hatte die Aufſicht über den Adel, hielt Regiſter und Stammbäume der Geſchlechter, ordnete die Wappen, und ſtellte die Ahnen derjenigen, die ihren Adel zu beweiſen nöthig hatten. Er ordnete die Schilde, Helme und Wappen, und wehrte den darunter vorfallenden Mißbräuchen und Unordnungen. Er gab auf das Verhalten des Adels Acht; und hat die Macht, diejenigen, die durch ſchändliche Thaten und ſchwere Verbrechen ſich des Adels unwerth gemacht hatten, deſſelben zu entſetzen. Er ordnete alle große Gepränge am Hofe bey fürſtlichen Krönungen, Beylagern, Begräbniſſen, Haltung der Reichstage u. ſ. f. und hatte die wegen des Vortrittes vorfallenden Streitigkeiten zu entſcheiden. Er kündigte die Turniere und das adeliche Rennen an, richtete die Ordnung derſelben ein, und forderte die auf, welche in die Bahn treten ſollten. Wenn ein ſcharfer Kampf geſchehen ſollte, beſtellte er den Fehdebrief, und ordnete die Schranken zum gleichen Vortheile beyder Kämpfenden. Im Kriege kündigte er die Fehde und den Frieden an; er ſagte der Ritterſchaft zum Treffen an, wenn eine Schlacht gehalten werden ſollte, und ſtellte ſich an einen hohen Ort, wo er alles überſehen, und von dem Wohl- oder Uebelverhalten eines jeden Zeugniß ablegen konnte. Er war unverletzlich, und es durften auch die Feinde ſich nicht an ihm vergreifen. Deswegen trug er ein beſonderes Kleid oder anderes Zeichen, daran er zu erkennen war. Dieſes Amt iſt ſehr alt, und bey den älteſten Griechen und Römern im Gebrauche geweſen. Heut zu Tage iſt es ziemlich abgekommen. Doch werden ſie noch in Frankreich und England beybehalten, wo ſie die Ritterwappen und Ahnenbeweiſe unterſuchen müſſen, und noch überdies bey den königlichen Krönun-

mungen, Vermählungen und Leichenbegängniſſen gewiſſe Ceremonien verrichten.

In **Frankreich** ſind 30 Herolde, welche nach den verſchiedenen Provinzen dieſes Königreiches benannt werden, z. B. Héraut de Bourgogne, de Normandie, de Bretagne, d'Anjou u. ſ. w. Der erſte und vornehmſte unter ihnen wird der **Wappenkönig** (Roi d'armes) genannt, und hat den beſondern Zunamen Mont-joie Saint-Denys, welches ſonſt das alte Feldgeſchrey der Franzoſen iſt. Der Wappenkönig und die Herolde tragen bey Feyerlichkeiten Waffenröcke von violettem Sammet, worauf vorn und hinten drey goldene Lilien geſtickt ſind, und an den Aermeln ſteht der Name der Provinz; der Wappenkönig aber führt über den Lilien ſeines Waffenrockes auch eine Königskrone. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Art Barett (Toque) von ſchwarzem Sammet, mit einer goldenen Schnur; und an den Füßen Halbſtiefeln, bey Kriegscommiſſionen aber Stiefeln. Bey königlichen Begräbniſſen tragen ſie ein Trauerkleid mit einer langen Schleppe, und führen einen Stab, Caductus (Caducée) genannt, welcher mit violettem Sammet überzogen, und mit geſtickten goldenen Lilien beſtreut iſt.

In **England** werden die Herolde in drey Claſſen eingetheilt. Zur erſten gehören die Wappenkönige oder Waffenherolde (Rois d'armes,) deren drey an der Zahl ſind; nämlich: der Garter, welcher vornämlich bey den Geprängen des Ritterordens vom Hoſenbande zu thun hat; und die beyden Provinzialwaffenherolde, wovon der eine Clarencieux, und der andere Norroy genannt wird. Jener hat den Südertheil von England diesſeits des Trentfluſſes, dieſer aber den Norder-theil jenſeit des Fluſſes, zu bedienen. Die zur zweyten Claſſe gehören, werden ſchlechtweg Herolde genannt. Ihrer ſind 6, und jeder führt einen Beynamen von einer Provinz, z. B. von Richmond, Lancaſter, Cheſter, Windſor u. ſ. f. Sie verſehen die Stelle der erſtern an den ihnen angewieſenen Orten, und haben Theil an ihren Zugängen. Sie werden zu allen Begräbniſſen der Standesperſonen, von den Baronets an, gezogen, und müſſen dieſelben anordnen. Im übrigen ſind ſie Bewahrer der Geſchlechtsregiſter, und ſie müſſen dieſelben in Ordnung halten. Die dritte Claſſe machen die Pourſuivans d'armes (Percevants) aus, welche auch Manteaux-bleus (Blue-Mantles,) Rouges-Croix, Rouges-Dragons und Porte-couliſſes genannt werden.

Sonſt werden heut zu Tage wenig Herolde mehr gebraucht, außer bey einigen feyerlichen Geprängen, als: Friedensproclomation u. ſ. f. Wenn im Kriege eine Bothſchaft an den Feind zu thun iſt, ſo braucht man einen Trompeter oder Trommelſchläger.

Figürlich in der höhern Schreibart, ein feyerlicher Bothe, eine Perſon, welche eine Sache auf eine feyerliche Art bekannt machet, wo man auch das Fämi-nin. die Heroldin findet. Ein Herold der Wahrheit, einer, der ſich nicht ſcheuet, die Wahrheit öffentlich zu bekennen und zu verkündigen.

In der Naturgeſchichte wird auch der blaue Holzhäher, Pica glandaria criſtata *Linn.* Herold genannt, ohne Zweifel zunächſt von dem alten haren, ſchreyen, rufen, woher auch der Name Häher abſtammet.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, die vielen Ableitungen anzuführen, welche man von dieſem alten, aber dunkeln, Worte verſucht hat; daher ich nur einiger der wahrſcheinlichſten gedenken will. Schilter läßt es von Heer, Kriegesheer, und Ald, Aldio, ein Diener, abſtammen, weil der Herold ehedem vornämlich ein öffentlicher Bothe eines Kriegesheeres war; Leibnitz und Ihre von dem Walliſ. Herod, ein Bothe, Geſandter, woraus durch ein eingeſchobenes l unſer Herold, das mittlere Lat. Heraldus, das Ital. Araldo, und das Franz. Herault geworden; Friſch von Ehre, weil der Herold die Ehrenzeichen des Adels in Ehren zu halten hatte, daher man dieſes Wort auch mehrmals Ehrenhold geſchrieben findet. Und der Ehrenhold rief überlaut u. ſ. f. Dan. 3, 4. Wachter unterſcheidet gar den Ehrenhold von dem Herolde, und leitet das letztere von dem ſchon gedachten alten haren, rufen, her, welches bey dem Kero, Ottfried und andern häufig vorkömmt.

Heron, ſ. Reiher.

Herons=Ball, L. Pila Heronis, hat von Heron von Alexandrien, als ſeinem Erfinder, den Namen, und iſt nichts anders, als eine gläſerne oder kupferne

hole

hole Kugel mit einer engen Röhre, woraus man das Waſſer durch Blaſen zum Springen bringen kann. Fig. 1307. Es wird nämlich in eine gläſerne Röhre B C, welche oben in C eine ſehr ſubtile Oeffnung hat, dergeſtalt in eine gläſerne Kugel A eingekittet, daß ſie beynahe bis an den Boden der Kugel geht. Wenn man nun die Kugel mit Waſſer, jedoch nicht ganz voll, füllet, und durch die Röhre hinein bläſet, ſo fängt das Waſſer, wenn man zu blaſen aufhört, zu ſpringen an. Die Kugel zu füllen, darf man nur die Luft durch die Röhre ausſaugen, und die Oeffnung in das Waſſer ſtecken, ſo wird die äußere Luft beynahe ſo viel Waſſer hinein drücken, als Luft heraus gekommen iſt.

Herons-Brunnen, L. Fons Heronis, iſt ein aus zwey Gefäßen zuſammen geſetzter künſtlicher Springbrunnen, wo das bereits heraus geſprungene und wieder geſammelte Waſſer auch das andere Waſſer nach ſich treibt. Fig. 1308. Es iſt dieſes eine der artigſten Erfindungen, und ſehr dienlich, wenn man das Waſſer auf vornehmen Tafeln will ſpringen laſſen. Heron iſt gleichfalls der Erfinder davon. Das Waſſer nämlich, wenn daſſelbe aus der Schüſſel durch die Röhre AB hinunter fällt, treibt die Luft aus dem Gefäße G, durch die Röhre CH, in das obere Gefäß H, wo ſie alſo zuſammen gedrückt, und mithin ihre elaſtiſche Kraft vermehrt wird. Weil nun die äußere Luft bey F weniger Widerſtand thut, als die innere auf das Waſſer in dem Gefäße H drückt: ſo muß nothwendig das Waſſer durch die Röhre E F hinaus getrieben werden. Da aber dieſes heraus getriebene Waſſer in der Schüſſel aufgeſammelt wird, ſo fließt es beſtändig durch die Röhre AB hinunter; und ſolchergeſtalt treibt das Waſſer, welches heraus ſpringt, das andere nach ſich heraus, ſo lange als Waſſer in dem Gefäße H iſt.

Herpes *miliaris*, ſ. Roſe 1.

Herr, (*) ſowohl ein jeder, welcher einem andern zu befehlen hat, in Beziehung auf denſelben, als auch der eigenthümliche Beſitzer einer Sache.

1. Ueberhaupt, in welcher weiteſten Bedeutung es auch von weiblichen Perſonen gebraucht wird. Ich muß Herr im Hauſe ſeyn. Die Frau iſt hier Herr im Hauſe. Herr zur See ſeyn, die höchſte Gewalt zur See haben. Sein eigener Herr ſeyn, ſeine Veränderungen nach eigenem Gutdünken beſtimmen können. Ich bin nicht Herr meines Herzens, habe dasſelbe nicht in meiner Gewalt. Herr über ſeine Leidenſchaften ſeyn. Sich zum Herrn ſeiner Begierden, einer Stadt, eines Landes machen. Herr über etwas ſeyn, frey damit ſchalten können. Er iſt nicht Herr über ſein Vermögen. Der Herr eines Hauſes, eines Gutes, eines Feldes, der eigenthümliche Beſitzer deſſelben, der Hausherr, Eigenthumsherr, Grundherr.

2. Beſonders, in vielen derjenigen Stufen, deren die Macht zu befehlen, oder die Gewalt über andere fähig iſt. Die vornehmſten Fälle dieſer Art ſind etwa folgende.

Im höchſten und vorzüglichſten Verſtande bezeichnet dieſes Wort in der deutſchen Bibel und bibliſchen Schreibart, Gott, den höchſten Oberherren, ſowohl für

(*) Dieſes alte Wort lautet ſchon im Iſidor Herr, bey dem Willeram Herro, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Heirri, Hero, in Oberſchwaben Heer, Heir, in Niederſ. Heer und Herr, im Angelſ. Hearra, im Isländ. Schwed. und Dän. Herre. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es zu dem Geſchlechte der Wörter ar, hoch, hehr, erhaben, heilig, ehe, eher, erſt, Ehre u. ſ. f gehört, welches dadurch wahrſcheinlicher wird, weil dieſes Wort wirklich bey dem Ottfried Herero, und im Tatian Heriſto lautet, wovon erſteres der Comparativ, letzteres aber der Superlativ von hehr oder eher iſt. Das Lat. Herus, das Griech. Κυριος, das Sihora bey dem heil. Auguſtin, und heutige Franz. und Engl. Sire und Sir, ſind vermuthlich ſehr genau damit verwandt.

für ſich allein, als mit allerley Beyſätzen, z. B. Gott der Herr, der Herr Herr, d. i. der Herr aller Herren, das Hebr. Jehova Elohim auszudrücken.

Ehedem pflegte man das Wort Herr, wenn es Gott bedeutete, entweder ganz, oder den erſten zween Buchſtaben nach, mit großen Anfangsbuchſtaben zu drucken, HERR oder HErr, welches aber jetzt immer mehr aus der Gewohnheit kömmt.

Auch Obrigkeiten, von dem höchſten Landesherren an, bis zu geringern Unterbeamten, werden mit dieſem Namen beleget. Der Kaiſer, unſer allergnädigſter Herr. Der König, mein Herr. In den Titulaturen pflegt man es in dieſem Verſtande zu verdoppeln: Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Fürſt und Herr, Herr;

welches doch nicht in allen Gegenden üblich iſt. Eine Perſon weiblichen Geſchlechtes wird in dieſem Falle Frau genannt. Strenge Herren regieren nicht lange. Große Herren, vornehme Perſonen von hohem Range und Anſehen, welche zuweilen auch nur ſchlechthin Herren genannt werden, wohin auch die im gem. Leben üblichen R. A. gehören: Herren Feuer wärmt und brennt; Herren Gunſt währet nicht lange; große Herren haben lange Hände; mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; Herren Sünde Bauern Buße, quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, was die Könige verurſachen, darüber werden die Unterthanen geſtraft; wenn die Herren ſich rauſen, müſſen die Unterthanen die Haare dazu hergeben u. ſ. f. Herren und Narren haben frey reden.

Beſonders adeliche Perſonen männlichen Geſchlechtes. Ehedem war das Wort Herr vorzüglich dem hohen Adel eigen, indem auch Fürſten und Grafen auf den Titel edler Herr ſtolz waren. Die Grafen von Reuß pflegten ſich noch in den neuern Zeiten nur Herren Reußen oder Herren von Reuß zu ſchreiben. Nachmals ward dieſes Wort den Freyherren und Baronen eigen, in welcher Bedeutung es noch

nicht ganz veraltet iſt, ob es gleich jetzt am häufigſten einer jeden adelichen männlichen Perſon beygeleget wird; der Herr von N., welche von ihren Unterthanen auch nur der Herr ſchlechthin genannt werden. Siehe Herren-Bank, Herren-Stand.

Auch die bürgerliche Obrigkeit in den Städten, die Rathsglieder, werden von ihren Bürgern nur ſchlechthin die Herren genannt, vollſtändig die Rathsherren, oder Herren des Rathes. Wohin auch die Zuſammenſetzungen, Bauherr, Feuerherr, Fruchtherr u. a. m. gehören. Imgleichen der Beſitzer eines Land- und Rittergutes, der Gutsherr, in Abſicht auf die Unterthanen und Leibeigenen. Siehe Herrenarbeit u. ſ. f.

Aus Höflichkeit nennt man auch eine jede männliche Perſon von einigem Stande, auch wenn es nicht der bloße Titel iſt und den Namen begleitet, einen Herren, welches auch der einzige Fall iſt, in welchem das Diminut. das Herrchen von jungen Perſonen dieſer Art gebraucht wird. Schulgelehrte und modiſche Herren. Ein artiger junger Herr. Ein ſüßer Herr, Fr. Petit-Maitre, welches einige ſehr ungeſchickt durch Kleinmeiſter überſetzt haben. Die weiß gepuderten Herrchen. Was gilts, darum hat ſich das junge Herrchen noch nicht bekümmert. Im mittlern Lat. waren dafür die Diminut. Herilis, Domicellus, Domnulus u. ſ. f. üblich. Siehe auch Junker.

In der häuslichen Geſellſchaft heißt der Hausvater in Rückſicht auf das Geſinde deſſen Herr. Herr und Frau, der Hausherr oder Hausvater und deſſen Gattin. Sprichw. Wie der Herr ſo der Knecht. Auch Ehegattinnen pflegen ihre Ehegatten in der anſtändigen Sprechart ihren Eheherren oder nur Herren ſchlechthin zu nennen. Mein ſeliger Herr, d. i. Ehemann.

3. In weiterer Bedeutung iſt dieſes Wort, ſo wie das weibliche Frau, auch ein Ehrenwort oder Titel, welchen alle männliche Perſonen von einigem Stande, ſowohl von geringern, als von Perſonen ihres Standes und von vornehmern zu bekommen pflegen, wenn man ſie anredet, oder auch mit Achtung erwähnet; da man es denn ſowohl ihrem Namen, als auch ihrer Würde oder dem Namen ihres Verhältniſſes vorzuſetzen pflegt. Der Herr Graf von N. Der Herr Baron von X, (aber nicht Herr Freyherr, ob man gleich ſagt der Herr Kammerherr von F.) Der Herr Amtmann, der Herr Pfarrer u. ſ. f. Herr Peter, Herr Hofmann u. ſ. f. Ihr Herr Vater, ihr ſeliger Herr Bruder, mein Herr Verleger u. ſ. f.

Oft braucht man auch dieſes Wort, beſonders im Oberdeutſchen abſolute, ſolche Perſonen anzureden, die man nicht kennt, oder auch, denen man eben keine vorzügliche Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt. Wie heißt der Herr? d. i. wie heißen Sie, mein Herr? Wer iſt der Herr? wer ſind Sie, mein Herr? Ich bin des Herren ergebener Diener.

Bey ſehr hohen regierenden Perſonen, dergleichen Kaiſer, Könige, Herzoge und Fürſten ſind, pflegt man heutiges Tages das Herr dem Namen ihrer Würde oder ihrem eigenthümlichen Namen in der anſtändigen Schreibart nicht mehr vorzuſetzen, obgleich ſolches ehedem üblich war. Herr König kömmt noch in der deutſchen Bibel vor. Die komiſche Schreibart ahmet ſolches noch zuweilen nach. Indeſſen geſchieht ſolches doch noch in einigen Kanzelleyen, wo man noch der Herr Erbprinz, des Herren Herzogs Durchlaucht u. ſ. f. ſpricht und ſchreibt.

Wenn Herr dem eigenthümlichen Namen vorgeſetzt wird, läßt man im gem. Leben und in der vertraulichen Schreibart den Artikel zuweilen aus. Ich habe es Herren Brauſebart gegeben. Wo auch Herr unverändert

ändert bleiben kann, in welchem Falle aber der Articulus poſtpoſitivus an den eigenthümlichen Namen kommen muß. Ich weiß mir die Welt und Herr Simonen nicht verbindlicher zu machen, für Herrn Simon oder den Herrn Simon. So auch, wenn Herr allein ſteht, da dann in der zweyten Endung der Articulus poſtpoſitivus s an daſſelbe tritt; die Kinder erwähnten Herrns, für des erwähnten Herrn.

Im X. Th. S. 184, f. iſt bey dem Worte Ehr ſchon angemerket worden, daß man im Hoch- und Oberdeutſchen unter Ehr und Herr, und im Niederſ. unter Heer und Herr einen Unterſchied macht, und letzteres für anſtändiger und höher hält, als die erſtern Ausdrücke. Dieſer Unterſchied beruhet mehr auf den Gebrauch, als auf die Abſtammung und urſprüngliche Bedeutung. Beydes ſind allem Anſehen nach eines und eben daſſelbe Wort. Vermuthlich wurde Ehr, Hehr und Herr, welches älter zu ſeyn ſcheint, durch den langen Gebrauch und durch die weite Ausdehnung zu gemein und niedrig; ein ungefähres Zufall brachte vielleicht das Herr einer härtern Mundart in Anſehen, und man behielt es als ein minder bekanntes und folglich edleres Wort, für ſolche Perſonen bey, welche man durch das gemeinere Heer und Ehr, nicht genug geehrt glaubte. Wenigſtens iſt unſer Herr auf eine ähnliche Art in die niederſächſiſche Mundart gekommen, wo es ſich auch noch neben dem ältern Heer erhält. Im mittlern Lat. wurden Domnus und Dominus auf ähnliche Art unterſchieden; jenes brauchte man von geringern, dieſes von vornehmern Herren.

In dem weiblichen Geſchlechte iſt in den meiſten Fällen Frau üblich; ſ. Th. XIV, S. 787, fgg. Herr und Frau; der Landesherr, die Landesfrau; der Erbherr, die Erbfrau. In ſolchen Fällen, wo Frau nicht üblich iſt, oder eine Zweydeutigkeit verurſachen könnte, bedient man ſich anderer Ausdrücke, Gerichtsherrſchaft, die Hausbeſitzerin u. ſ. f. Von Freyherr iſt im Fämin. ſowohl Freyfrau als Freyherrin üblich. Das letzte braucht man auch, wenn man bloß die Gattin eines Mannes bezeichnen will, deſſen Ehrenname in der letzten Hälfte das Wort Herr hat; die Feldherrin, nicht Feldfrau; die Kammerherrin, welche von der Kammerfrau ſehr unterſchieden iſt; die Rathsherrin. Aber von Pfarrherr ſagt man häufiger Pfarrfrau als Pfarrherrin.

Herr, (Ehe=) ſiehe oben, S. 76.
— — (Feuer=) ſ. Th. XIII, S. 240.
— — (Freiſch= oder Fraiß=) ſ. Th. XIV, S. 741.
— — (Frohn=) ſ. Th. XV, S. 163.
— — (Frucht=) ſ. Th. XV, S. 310.
— — (Fünf=) ſ. Th. XV, S. 454.
— — (Gaben=) ſ. Th. XV, S. 596.
— — (Gaſt=) ſ. Th. XVI, S. 465.
— — (Gatter=) ſ. Th. XVI, S. 478.
— — (Geleits=) ſ. Th. XVII, S. 110.
— — (Gemeinds=) ſ. Th. XVII, S. 138, f.
— — (Gerichts=) ſ. Th. XVII, S. 386.
— — (Gewalt=) ſ. Th. XVIII, S. 93.
— — (Groß=) ſ. Th. XX, S. 138.
— — (Grund=) ſ. Th. XX, S. 282.
— — (Gült=) ſ. Th: XX, S. 314.
— — (Guts=) ſ. Th. XX, S. 407.
— — (Häger=) ſ. Th. XX, S. 636.
— — (Hals=) ſ. Th. XXI, S. 301.
— — (Hammer=) ſ. Th. XXI, S. 351.
— — (Handels=) ſ. Th. XXI, S. 741.
— — (Handwerks=) ſ. Th. XXI, S. 470.
— — (Haus=) ſ. Th. XXII, S. 389.
— — (Kirch=) ſ. in K.
— — (Landes=) ſ. in L.
— — (Ober=) ſ. in O.
— — (Rain=) ſ. in R.
— — (Schirm=), (Schul=), (Schutz=) ſ. in S.
— — (Thurm=) ſ. in T.
— — (Wedde=) ſ. Th. XXI, S. 470.
Herren=Apfel, ſ. Malus.

Herren=Arbeit, eine jede Arbeit, welche man ſeinem Herrn zu verrichten ſchuldig iſt. Beſonders auf dem Lande, die Hof= oder Frohnarbeit. Siehe Herren=Dienſt.

Her=

Herren-Arbeiter, im Bergbaue, Häuer, welche den Gewerken, als ihren Herren, gegen einen gewiſſen Wochenlohn arbeiten; zum Unterſchiede von den Lehenhäuern.

Herren-Bank, in verſchiedenen Gerichten und feyerlichen Verſammlungen, z. B. in dem Reichshofrathe, bey dem königl. Appellationsgerichte in Prag u. ſ. f. diejenige Bank, derjenige Ort, wo die Herren oder Ritter ihren Sitz haben, und die daſelbſt ſitzenden Herren oder Ritter ſelbſt, die Ritterbank; im Gegenſatze der gelehrten Bank, oder der Glieder bürgerlichen Standes. Siehe auch Herren-Stand.

Herren-Bauch, im Scherze, ein Bauch, wie ihn ein wohl gemäſteter vornehmer Herr zu haben pflegt; ein Prälatenbauch.

Herren-Bier, ſtarkes, kräftiges Bier, wie es der Herr, oder Herren zu trinken pflegen, im Gegenſatze des Nachbieres, Tiſchbieres oder Kofentes.

Herren-Bret, bey den Tiſchlern, eine Art dünner Breter (ſ. Th. VI, S. 653,) vielleicht weil ſie dieſelben nicht zu den gemeinen, ſondern nur zu den für vornehmere Perſonen beſtimmten Arbeiten brauchen.

Herren-Brod. 1. Brod, welches für den Tiſch des Herren beſtimmt iſt; im Gegenſatze des Geſindebrodes. Imgleichen weißes, feines Brod, dergleichen für vornehme Herren gebacken zu werden pflegt. In engerer Bedeutung werden die runden geraſpelten Semmeln an einigen Orten Herrenbrod genannt. Verſteht man unter dieſem Ausdrucke einzele Brode, ſo kann auch der Plural Herrenbrode gebraucht werden.

2. Figürlich, der Unterhalt, welchen man von ſeinem Herren bekömmt. Herrenbrod eſſen, einem andern gegen den nöthigen Unterhalt zu dienen verbunden ſeyn. Der Gegenſatz iſt, ſein eigenes Brod eſſen.

Herren-Dienſt, ein jeder Dienſt, welchen man ſeinem Herren zu leiſten ſchuldig iſt. Herrendienſt geht vor

Got-

Gottesdienſt, ein im g. L. üblicher Satz. In enge- rer Bedeutung werden die Frohn- oder Hofdienſte an einigen Orten nur Herrendienſte genannt.

Herren-Eſſen, im g. L. ein ſchmackhaftes, vortreffli- ches Gericht. Das iſt ein Herreneſſen.

Herren-Gebäckel, bey den Confectbäckern, eine Art Zuckergebackenes in Geſtalt kleiner Klößchen, welches wegen ſeines gewürzhaften Geſchmackes in Holland und Niederſachſen in den Thee gebraucht, und daſelbſt Do- mini-Klütches genannt wird.

Herren-Gefälle, die Gefälle, d. i. Einkünfte des Grund- oder Landesherren. Beſtehen ſie in Geld, ſo werden ſie zuweilen auch Herrengelder genannt.

Herren-Gülte, die Gülte, d. i. die Einkünfte des Grund- oder Eigenthumsherren von einem Gute.

Herren-Günſtler, in einigen Gegenden, z. B. in Baiern, der Beſitzer eines Laßgutes; vermuthlich, weil die auf einem ſolchen Gute haftenden Freyheiten aus der ehemaligen beſondern Gunſt des Grundherren her- gefloſſen ſind. Siehe Laß-Gut.

Herren-Gulden. 1. In einigen Gegenden eine Benen- nung des Gatterzinſes; ſ. XVI, S. 478.

2. Im Erzſtifte Cöln iſt eine Münze unter dieſem Namen bekannt, welche 2 Ort, oder 4 Schillinge, oder 10 Blaffert, oder 15 Groſchen oder Räder-Al- bus, oder 480 Häller hält; ſ. auch Th. XX, S. 335.

Herren-Haus, das Haus des Herren, oder eines vor- nehmen Herren. Beſonders wird auf dem Lande das Wohnhaus des Guts- oder Gerichtsherren das Her- renhaus genannt, zum Unterſchiede ſowohl von den Wirthſchaftsgebäuden, als auch von den Häuſern der Unterthanen.

Herren-Hof, der Hof, d. i. das Wohnhaus mit allen dazu gehörigen Gebäuden des Gerichts- oder Eigen- thums-Herren eines Rittergutes. In engerer Be-

deutung auch zuweilen nur der eigentliche Hofplatz deſſelben.

Herren-Huth, ein berufener Ort im Markgrafthum Ober-Lauſitz, welcher zum zittauiſchen Kreiſe gehört, und in welchem die erſte und vornehmſte Gemeinde der von dem ehemaligen Grafen v. Zinzendorf geſtifteten Religionsparthey, welche ſich ſelbſt vereinigte Brüder, oder die evangeliſche Brüdergemeinde nennt, gegründet wurde. In die Religionsgeſchichte der Herrenhuther mich einzulaſſen, iſt hier der Ort nicht. Eine Nachricht von ihnen, und die Geſchichte ihrer Secte in den preußiſchen Provinzen unter der jetzigen Regierung, findet man in Hrn. Prediger Ulrich Briefen über den Religionszuſtand in den preußiſchen Staaten, 1. Band, Lpz. 1778, 8. S. 489—494. Auch in Rückſicht auf Manufacturen, Fabriken und den Handel iſt die ſchnelle Verbreitung der Herrenhuther eine der merkwürdigſten Begebenheiten unſers Jahrhundertes.

Einige aus Mähren entwichene arme Familien kamen im J. 1722 nach Sachſen, ſuchten Unterkommen und Schutz, und nachdem ſie beydes bey dem Grafen v. Zinzendorf gefunden, und ſie ſich auf den Feldern des gräfl. zinzendorfiſchen Dorfes Berthelsdorf angebauet hatten, entſtand die erſte Anlage eines Ortes, welcher jetzt unter den Handelsplätzen in aller Stille eine wichtige Rolle ſpielt. Herrenhuth ſtieg bald nach ſeiner Entſtehung empor; es wurde mit Leuten aus verſchiedenen Ländern bevölkert, unter denen ſich auch Kaufleute befanden; und bald ſah man ein, daß die neue Colonie ſelbſt bey ihren Grundſätzen den Handel zum Hülfsmittel wählen müßte. Der größere Theil der mähriſchen Brüder, welche ſich zuerſt dort, und hernach an andern Orten niederließen, beſtand aus Handwerkern, deren Capital Fleiß und Geſchicklichkeit war. Um jenen in Bewegung zu ſetzen, und dieſe zu belohnen, wurde der Handel das unſchuldigſte Mittel,

wel-

welches ſich darbot. In dem Innern der Colonie herrſchte Arbeitſamkeit, gemeſſene Ordnung, Einigkeit und Bruderliebe. Aus dieſen Tugenden gewannen die dort verfertigten Waaren ſichtbare Vorzüge, und nun kam es bloß darauf an, die übrige Welt davon zu unterrichten, um im Großen Nutzen daraus zu ziehen. Hiezu gehörte die Anlegung einer Handlung, als das natürlichſte Triebrad ſolcher Entwürfe, wozu Stoff in Menge vorhanden war. Es kam hiebey hauptſächlich auf die kluge Auswahl desjenigen Mannes an, welcher zuerſt an die Spitze der Unternehmung treten ſollte; aber auch hier ſtimmte der Erfolg mit den Wünſchen der Gemeine.

Abraham Dürninger, aus Strasburg, war einer von denen Kaufleuten, die ſich in Herrenhuth niedergelaſſen hatten. Dieſer Mann beſaß Erfahrung und Redlichkeit, in gleich großem Grade. Sein Kopf war, richtig zu denken, gewohnt, und ſein Aeußeres mit derjenigen ungezwungenen Gefälligkeit geziert, welche das Zutrauen anderer am ſicherſten an ſich zieht. Mit einem nur mäßigen Vermögen legte er im J. 1726 den Grund zu ſeiner Handlung. Dieſe machte ſchon in den erſten Jahren anſehnliche Fortſchritte, und nahm dermaßen zu, daß man ſie jetzt unter die großen Häuſer in Europa zählt. Es iſt gar nicht nöthig, ein Wunder zu Hülfe zu nehmen, um dieſe, obgleich ſeltene, Erſcheinung zu erklären. **Dürninger** war ein mit kaufmänniſchen Talenten und Kenntniſſen verſehener Mann. Seine Bekanntſchaft war bereits, als er die Handlung errichtete, anſehnlich ausgebreitet. Nun denke man ſich die Erfahrungen, die Rathſchläge einer Menge von Brüdern, die theils am Orte, theils in allen Welttheilen wohnen; die Bereitwilligkeit, mit der ſie ihm ihre Einſichten, ihren Credit, ihr Vermögen leihen; die Treue, den Eifer, womit er von jedem unterſtützt wird; und der Erfolg iſt nichts

weiter, als die natürliche Reihe von Dingen, die ſich im Kleinen, wie im Großen, entwickeln. Hiezu kam die Anlegung ſo vieler andern Gemeinden, alle nach einerley Grundſätzen geformt, und im Ganzen von Herrenhuth abhängend. Daraus erwuchſen neue Verbindungen; Verbindungen, die gewiſſermaßen im Kleinen denen ähnlich ſind, die England ehedem mit ſeinen Colonien in Nordamerika unterhielt; nur mit dem Unterſchiede, daß hier das feſte Band der Bruderliebe alles genauer an einander knüpfet.

Die Waarenniederlage in Herrenhuth verdient von durchreiſenden und beſuchenden Fremden in Augenſchein genommen zu werden. Nicht leicht findet ſich irgendwo ein ſo ausgeſuchter Vorrath von Schnittwaaren, Kleidungsſtücken und Bedürfniſſen aller Art zum Verkauf beyſammen, die in einer Reihe von Gewölben in der vortrefflichſten Ordnung aufgeſtellt ſind. Daraus entſteht ganz natürlich eine beträchtliche tägliche Einnahme. Denn ungeachtet die Waaren der Herrenhuther theuer ſind, ſo wird doch dieſer Umſtand durch ihre innere Güte und die daraus fließende beſſere Dauer derſelben überwogen. Selbſt die Gewohnheit, den Verkaufpreis mit kurzen Worten zu beſtimmen, giebt ihrem Handel Vorzüge und Nachdruck.

So groß aber auch die Vortheile ſeyn mögen, die ihnen am Orte aus dieſer Einrichtung zufließen, ſo ſind ſolche doch weit unter jenen, welche vermittelſt des Comtoirs auswärts gewonnen werden. Ihr Briefwechſel verbreitet ſich bis in die entlegenſten Theile der bewohnten Welt. Ihre Verſendungen von Leinwanden ſind überaus wichtig; ſie erſtrecken ſich bis in das innerſte Norden, nach Portugal, Spanien, Holland; England, Frankreich, nach der Levante, und nach beyden Indien. Im Jahr 1777 exportirte Herrenhuth für 128,298 Rthlr. 12 Gr.

Leinwand. (*) Verbindungen, die ſie mit ſo vielen Brüdern in jedem Hauptorte der Welt unterhält, erleichtern die Herbeyziehung ſolcher Materialien, welche entweder zu ihren Manufacturen oder zum Handel überhaupt gehören, woraus ſichere Speculationen und theilnehmende Geſchäfte entſpringen.

Abr. Dürninger, der Stifter dieſes Handlungshauſes, ſtarb im J. 1772. Ihm folgte in der Verwaltung des Handels, Hr. **Dan. Gambs**, nebſt andern, worunter **Jo. Cph Pohlmann** die Beſorgung der Niederlage und die inländiſchen Geſchäfte wahrnehm, welcher aber bald nachher ſtarb. Jetzt heißt die Firma des Hauſes noch **Abr. Dürninger und Compagnie.** Unter denen vielen Colonien, deren Mutter Herrenhuth iſt, ſind inſonderheit **Gnadenfrey** in Schleſien, und **Sarepta** in Rußland, merkwürdig.

Der König von Preußen, der ſeine Länder ſo ſchnell mit eigenen Manufacturen und Fabriken zu ſegnen gewußt hat, rief die ſo genannte neue Secte, oder vielmehr ihre Induſtrie, in ſeine Provinzen. Eine dieſer Colonien wählte ſich ihren Wohnplatz in der fruchtbarſten Gegend Nieder-Schleſiens, unweit Nimptſch, baute ſich, mit der ſolchen Gemeinden eigenen Geſchwindigkeit und Schönheit, vor ungefähr 35 Jahren an; und ſo entſtand **Gnadenfrey**. Wenn ſich dort gleich kein Handlungshaus von großer Wichtigkeit befindet, ſo fehlt es doch nicht an Manufakturen und einzelen Handwerkern, die entweder für eigene oder für Rechnung des Ganzen fleißig ſind. Ueberhaupt verdient dieſer Ort Bemerkung, weil er, nach Herrenhuth, in ſeiner Art der größte in Deutſchland, und von mehr als 2000 Menſchen bewohnt iſt.

Sarepta liegt im aſtrakaniſchen Gebiete; die Stiftung der daſigen Gemeinde geſchah im J. 1765. Sie blühte eine Zeit lang, bis die durch **Pugatſchew** veranlaßte Rebellion ausbrach. Damals mußte die Colonie alles im Stiche laſ-

 ſen,

(*) Nach Hrn. O. C. R. Büſching Anzeige, im 46. St. ſeiner wöchentl. Nachr. v. J. 1780, machte das einzige Handlungshaus in Herrenhuth, Abr. Dürninger und Comp. im J. 1775 eine Zollangabe von 215,979 Rthlr. 15 Gr. 9 Pf. für exportirte Leinwand.

ſen, um nur ihr Leben zu retten, woraus, wie leicht zu erachten iſt, ein überaus groſer Verluſt entſtand. Wahrſcheinlich hätte Niemand an ihre Wiederherſtellung gedacht, wenn nicht die groſe Catharina bey der Direction der Gemeinden ſo lange darauf gedrungen hätte, bis der Entſchluß dazu genommen und ausgeführt wurde. Sarepta iſt alſo ſeit einigen Jahren wieder bevölkert, und hat ſeine eigene ſehr wichtige Handlung, weil theils die Bedürfniſſe der Gemeinde, theils die Lage des Ortes, dergleichen Einrichtung nothwendig machten. Die Firma derſelben heißt Abraham Lorenz und Compagnie. Der Compagnon, Ernſt Gottl. Klein, ein geborner Berliner, lebte in Gnadenfrey, bis ihn ſeine Beſtimmung nach Rußland führte. Sarepta ſelbſt liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche in einiger Entfernung von einem kleinen Fluſſe, der Sarpa, bewäſſert wird. Die Lebensmittel ſind dort gut und wohlfeil. Beſonders iſt daſelbſt an Fiſchen ein Ueberfluß. Gedachter Fluß iſt dermaßen damit geſegnet, daß man ſie zu gewiſſen Jahrszeiten mit hölzernen Schaufeln in beliebiger Menge heraus wirft. Das Klima daſelbſt iſt erträglicher als in andern Theilen Rußlandes. Der Handel geht überaus wohl von ſtatten. Von Zeit zu Zeit erſcheint eine Menge Kalmücken und anderer dort in der Nähe herum irrender Völker; dieſe ſchlagen unweit Sarepta ihr Lager auf, und kommen alsdann in den Ort ſelbſt, um ſich mit Bedürfniſſen, die ihnen fehlen, zu verſehen. In dem Handlungsgewölbe ſteht ein langer breiter Tiſch. Auf dieſen ſetzen ſich die Befehlshaber der verſchiedenen Horden mit kreuzweiſe über einander gelegten Beinen. In dieſer Stellung nehmen die Herren ein Stück Waare nach dem andern in Augenſchein; und ſo wird man endlich über den Handel einig. Seit kurzem entdeckte der Arzt der Gemeinde einen Geſundbrunnen in der Nähe von Sarepta. Die Colonie wird dadurch aufs neue in mehr als einer Art gewinnen, weil man ſeit der Zeit denſelben häufig beſucht. Die zum Theil noch etwas wilden Nachbarn werden bey dieſer Gelegenheit geſitteter, indem zugleich der Handel mit ihnen mehr und mehr zunimmt. Bey dem daſigen Verkehr muß nothwendig ein beträchtlicher Nutzen übrig bleiben, weil hiebey alle Concurrenz mit andern, wodurch gemeiniglich die Preiſe herunter gebracht werden, völlig wegfällt. Die Zufuhre von Waaren geſchieht über St. Petersburg und Aſtrakan, wobey noch verſchiedene Flüſſe die Herbeyſchaffung befördern. Zur Ausfuhre iſt der Haſen von Aſtrakan am bequemſten

gele=

gelegen. Uebrigens wird alle Handlung für Rechnung der Gemeinden getrieben.

Hrn. Sinapius kaufmänniſche Hefte. 1 St. Altona, 1780, 8. S. 21, fgg.

Sollte, bey ſo bewandten Umſtänden, der Handel der Herrenhuther noch wie ein gemeiner Dorfhandel anzuſehen und zu beurtheilen ſeyn? Sollte die Behauptung des Verfaſſers des 1773 zu Leipzig herausgekommenen Werkchens über den Dorfhandel, nicht zu hart ſeyn, wenn er die Herrenhuther als Leute ſchildert, die dem Staate höchſt ſchädlich ſeyn, die ſich unter dem Deckmantel der Religion einſchleichen, und nun dadurch, daß ſie ſtatum in ſtatu machen, daß ſie die vornehmſten Gewerbe an ſich ziehen, nur mit denen, die mit ihnen in Compagnie ſind, (denn man müſſe von ihnen jezt reden, als wenn man von einer großen Handlungsgeſellſchaft redet, in die ſie, „aus Bigotterie, wie Jeſuiten, ad majorem dei gloriam, übergegangen ſind,) handeln, und mit ihrem erhaltenen Reichthum das ausgeſogene und betrogene Land verlaſſen; und wenn er ſie Turbanten der ſtädtiſchen Nahrung nennt?

Auch der ſonſt in ſeinen Urtheilen ſo unparteyiſche Hr. Prof. Beckmann, giebt, bey Gelegenheit ſeiner Recenſion gedachter Schrift, im 4. B. ſeiner phyſik. ökon. Biblioth. S. 291, dem Verf. Recht, wenn er ſie Turbanten der ſtädtiſchen Nahrung nennt, und fügt hinzu: „ auch Blutigel hätte er ſie „nennen können, wenn man gleich ihren Fleiß, ihre Geſchick„lichkeit, und ihre ausnehmende Sorgfalt für das Intereſſe „ihrer Geſellſchaft bewundern muß. Dieſer Eifer wider dieſe „geiſtliche Handlungsgeſellſchaft iſt nicht Intoleranz, ſo wenig „man dem, der keine Contrabandhändler leiden will, Intole„ranz vorwerfen kann. Mag doch immer mein Nachbar dem „Zinzendorf nachſeufzen, wenn er nur nicht dem Staate „durch die Beſchaffenheit ſeines Gewerbes ſchadet.“

Herrenhuther Papier, ſ. unter Papier.

Herren-Korn, an einigen Orten, dasjenige Korn, welches man dem Landes- oder Gutsherren als eine Abgabe zu entrichten verbunden iſt.

Herren-Krankheit, im Scherze, eine Benennung des Podagra, weil Perſonen von Stande am häufigſten damit behaftet zu ſeyn pflegen.

Herren-Kümmel, Cuminum regium, Ammi; ſ. Th. I, S. 682.

Herren-Leben, ein ſehr bequemes, müßiges Leben, dergleichen vornehme Herren, wenigſtens dem Urtheile des großen Haufens nach, gemeiniglich zu führen pflegen. *Ein Herrenleben haben* oder *führen*.

Herren-Loch, eine Benennung gewiſſer Löcher an dem Grängel des Pfluges; ſ. unter Pflug.

Herren-los. 1. Keinen Dienſtherren habend, von Perſonen, welche ſonſt um Lohn und Unterhalt zu dienen gewohnt ſind. *Herrenloſes Geſinde.* Niederſ. heerlos.

2. Keinen Eigenthümer habend, von Sachen. Daher die *Herrenloſigkeit*, in beyden Fällen.

Herren-Meiſter, ſ. Heer-Meiſter.

Herren-Papier, ſ. unter Papier.

Herren-Schicht, ſ. unter Schicht.

Herren-Schnepfe, ſ. Schnepfe.

Herren-Schwamm, eine in einigen Gegenden, z. B. in Böhmen, übliche Benennung des im VIII. Th. S. 14, fgg. beſchriebenen eßbaren *Feldſchwammes* oder *Champignons*, ſo fern er eine angenehme Speiſe vornehmer Herren iſt.

Herren-Sitz, der Sitz, d. i. der Wohnſitz des Herren eines Rittergutes.

Herren-Sonntag, an einigen Orten, beſonders in der römiſchen Kirche, der Sonntag Eſto mihi, welcher im g. L. auch die Pfaffenfaſtnacht genannt wird, weil die große Faſten ſich bey den Geiſtlichen, welche zuweilen auch nur ſchlechthin die *Herren* genannt werden, ſchon mit dem folgenden Montage, bey weltlichen Perſonen aber erſt an der Aſchermittwoch anfängt.

Herren-

Herren-Stand, der Stand der Herren, d. i. der adeliſchen Perſonen männlichen Geſchlechtes, und die dazu gehörigen Glieder; der Ritterſtand. In engerer Bedeutung, z. B. in Oeſtreich, Schleſien u. ſ. f. werden nur die Grafen und Freyherrn, welche ehedem im vorzüglichen Verſtande Herren hießen, zu dem Herrenſtande gerechnet.

Herren-Stuhl, der Stuhl in der Kirche, welcher für den Erb- oder Gerichtsherren des Ortes beſtimmt iſt.

Herren-Tafel, die Tafel, an welcher ein vornehmer Herr ſpeiſet, und die Art und Weiſe wie er ſpeiſet. Imgleichen, die Tafel des Herrn, zum Unterſchiede von der Tafel ſeiner Bedienten; von geringern Herren auch der Herrentiſch, im Gegenſatze des Geſindetiſches.

Herren-Tiſch, ſ. das vorhergehende.

Herren-Vogel, in einigen Gegenden ein Name des im XX. Th. S. 637 beſchriebenen Holzhähers; entweder als eine verderbte Ausſprache des Wortes Häher oder auch ſo fern er wegen ſeiner bunten Farben und Gelehrigkeit von vornehmen Perſonen ehedem mehr geliebt wurde, als jezt geſchieht.

Herrgottbärtlein, an einigen Orten eine Benennung der Sanguiſorba officinalis *Linn.*; ſ. Sperber-Kraut.

Herrig, dem Herren, oder einem Herren gehörig, ein nur noch in den Zuſammenſezungen zweyherrig, dreyherrig, vierherrig, deutſchherrig, u. ſ. f. übliches Wort, zwey, drey oder vier Herren, den deutſchen Herren gehörig, wofür im g. L. auch zweyherriſch, dreyherriſch u. ſ. f. und an manchen Orten zweyherrlich, dreyherrlich u. ſ. f. üblich ſind.

Herriko, (Erdäpfel-) ſ. unter Kartoffel.

Herriſch. 1. Siehe Herrig.

2. Einem Herren gleich oder ähnlich, doch nur im verächtlichen Verſtande, geneigt, andern ohne Fug und Recht, imgleichen mit einem übeln Anſtande zu

befehlen, und in dieſer Gemüthsart gegründet. Eine herriſche Stimme.

Herrlich. 1. Einen hohen Grad der Pracht, des äuſſern Vorzuges und Anſehens habend, und darin gegründet. Ein herrlicher Aufzug, ein herrliches Gaſtmahl, ein herrlicher Glanz. Herrlich leben, prächtig, wie ein großer Herr. Herrlich gekleidet ſeyn.

2. Einen hohen Grad der innern Vollkommenheit habend, ohne doch deren äußere Bekanntmachung auszuſchließen, und darin gegründet; wo es im höchſten und vorzüglichen Verſtande in der deutſchen Bibel häufig von Gott gebraucht wird. In weiterer Bedeutung bezeichnet es ſehr häufig in einem hohen Grade ſchön, angenehm, vollkommen, brauchbar u. ſ. f. Herrliche Tage haben, überaus bequeme. Ein herrlicher Beweis, ein ſehr bündiger, fruchtbarer Beweis. Der Rath wäre herrlich und ſchön. Ein herrliches vortreffliches, Arzeneymittel.

Herrlich ſagen auch die Böttcher, in einer ſonderbaren Bedeutung, von einem Reiſe, welcher zu enge iſt, und nicht hinan will.

In dem alten Gedichte auf den heil. Anno nur herro, im Schwed. herrlig. Es ſcheint nicht ſowohl von Herr abzuſtammen, in welchem Falle es zunächſt einem großen Herren gleich oder ähnlich bedeuten würde; ſondern unmittelbar von dem alten hehr, hoch, erhaben, heilig, prächtig, welches dadurch wahrſcheinlich wird, weil es in unſern älteſten Denkmälern jederzeit nur mit einem einfachen r geſchrieben wird. Herlih, bey dem Ottfried, prächtig. Der ſchon genannte Verf. des alten Gedichtes auf den h. Anno, braucht nur das einfache her dafür, und im Däniſchen iſt herlig, prächtig, von herrelig, herriſch, ſehr genau unterſchieden. Bey dem Notker iſt hirlicho in noch weiterer Bedeutung, ſehr. Indeſſen hat man auch unmittelbar von Herr, das Beywort herrlich, doch nur in Zuſammenſetzungen, dreyherrlich, drey Herren gehörig, deutſchherrlich, den deutſchen Herren gehörig, landesherrlich, oberherrlich u. ſ. f. Siehe Herrig, und das folgende.

Herrlichkeit, das Abſtractum des vorigen Bey= und Nebenwortes.

1. Die Eigenſchaft einer Sache, nach welcher ſie herrlich iſt, ein hoher Grad der äußern Pracht, des äußern Vorzuges. Die Herrlichkeit des Königes, Sprichw. 14, 28.

In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt Ew. Herrlichkeit ein Titel, welcher im Abſtracto verſchiedenen Perſonen gegeben wird. In Erfurt bekommen ihn die churfürſtlichen Kammerräthe, und in Nürnberg die Rathsherren, Aerzte u. ſ. f. doch überall nur von geringen Perſonen.

Im mittlern Lat. Dominatio, im Ital. Signoria, woraus zugleich erhellet, daß es in dieſem Verſtande zunächſt von Herr herkömmt. Bey dem Ottfried findet ſich dafür thinaz Heroti.

2. Im Concreto, ein herrliches Ding, eine herrliche Sache, wo es in einigen Fällen unmittelbar von Herr abſtammet.

1) In einigen oberdeutſchen Gegenden wird eine Feyerlichkeit, eine Solennität, eine Herrlichkeit genannt. 2) Auch die Regalien ſowohl, als die mit dem Erb= und Grundeigenthum verbundenen Gerechtſamen, werden zuweilen Herrlichkeiten genannt. Die forſteyliche Herrlichkeit, das Recht des Landesherren über alle in ſeinem Lande befindliche Waldungen; das Forſtregal.

In dem alten Fragmente auf Carls des Großen Feldzug kömmt dafür das veraltete Herliche vor.

3) In den Niederlanden wird auch eine Herrſchaft d. i. einem Herren oder Freyherren gehörige Gebieth, eine Herrlichkeit genannt.

Herrſchaft, von Herr, in deſſen vorzüglich und engerer Bedeutung, ſowohl in Anſehung der Gewalt, als auch des Eigenthumes.

1. Als ein Abſtractum, die Gewalt, andern zu befehlen, beſonders andern willkührliche Befehle zu erthei=

theilen, und wenn der Gegenſtand eine Sache iſt, die Gewalt, dieſelbe als ſein Eigenthum zu gebrauchen. Auf daß ſeine Herrſchaft groß werde, Eſ. 9. 7. Unter Jemandes Herrſchaft ſtehen. Zur Herrſchaft über Land und Leute gelangen, zur Regierung. Ein Land unter ſeine Herrſchaft bringen, unter ſeine Gewalt, Bothmäßigkeit. Jemanden der Herrſchaft entſetzen, der Regierung, der Gewalt. Die Herrſchaft führen. Zur Herrſchaft gelangen. Die Frau hat die Herrſchaft über den Mann. In welcher ganzen Bedeutung es doch, vermuthlich wegen der Zweydeutigkeit mit den folgenden Bedeutungen, zu veralten anfängt, wo man es nur noch am häufigſten im figürlichen Verſtande gebraucht. Das Glück hat große Herrſchaft über uns, große Gewalt. Die Herrſchaft über ſich ſelbſt haben, über ſeine Leidenſchaften und Neigungen.

2. Als ein Concretum.

(1) Eine mit der Herrſchaft bekleidete Perſon, eine Perſon, welche berechtigt iſt, andern willkührlich zu befehlen. In dieſem Verſtande iſt es noch in folgenden Fällen üblich.

a) Als ein Collectivum, ſowohl im Singular allein, als im Plural allein, von mehrern die höchſte Gewalt habenden Perſonen, der Landesherr und deſſen Familie. Die hohe Landesherrſchaft. Die durchlauchtigſte Herrſchaft iſt heute ausgefahren, oder die durchlauchtigſten Herrſchaften ſind ausgefahren. Die junge Herrſchaft, oder die jungen Herrſchaften, die Kinder des Landesherrn oder Herrn.

b) An einigen Orten führt auch die höchſte gegenwärtige Obrigkeit eines Ortes, den Namen der Herrſchaft. Am häufigſten iſt es in dieſer Bedeutung auf dem Lande, von dem Gerichtsherrn und deſſen Familie, in Beziehung auf die Unterthanen. Eine

gute

gute Herrſchaft haben. Jemanden bey der Herrſchaft verklagen.

c) Vornehme Perſonen werden von geringern ſehr häufig Herrſchaft, oder im Plural Herrſchaften genannt, ſowohl collective, als auch von einzelen Perſonen. Es iſt eine fremde Herrſchaft hier angekommen, ein fremder vornehmer Herr, er mag ſich nun allein befinden, oder ſeine Familie bey ſich haben.

d) In der häuslichen Geſellſchaft werden Herr und Frau von dem Geſinde die Herrſchaft genannt. Seiner Herrſchaft treu und redlich dienen. Wo es auch von einzelen Perſonen gebraucht wird.

(2) Das Gebiet, über welches Jemand Herr iſt, über welches er zu befehlen hat. In der ganzen Herrſchaft meines Königreiches, Dan. 6, 26. Auch hier iſt es von dem Gebrauche eingeſchränket worden, wo man es am häufigſten nur noch in folgenden Fällen braucht. α) Der Gerichtsbezirk, das einem Gerichtsherren unterworfene Gebiet. In eine fremde Herrſchaft ziehen. β) In noch engerm Verſtande iſt die Herrſchaft ein Gebiet, welches einem Herrn im engern Verſtande, d. i. einem Dynaſten, einem Freyherren, als einem ſolchen Herrn, unterworfen iſt, welches in Schleſien eine Standesherrſchaft genannt wird; ſiehe dieſes Wort. Die Herrſchaft Wartemberg in Schleſien, die Herrſchaft Wolgaſt in Pommern, die Herrſchaft Anholt in Weſtphalen u. ſ. f. In Baiern führt ein jedes Rittergut, welches die obere Gerichtbarkeit beſitzt, den Namen einer Herrſchaft.

Daher herrſchaftlich, der Herrſchaft in engerm Verſtande, d. i. dem Landes- oder Gerichtsherren gehörig, in deſſen Würde gegründet. Die herrſchaftlichen Befehle übertreten. Herrſchaftliche Güter, Gefälle. Imgleichen von der häuslichen Herrſchaft. Die herrſchaftliche Geſellſchaft, die Geſellſchaft zwiſchen dem Herren oder der Frau und dem Geſinde.

Herr-

Herrſchaft, (Geleits-) ſ. Th. XVII, S. 110.
— — — (Gemein-) ſ. Th. XVII, S. 135.
— — — (Grund-) ſ. Th. XX, S. 282, f.
— — — (Standes-) ſ. oben, S. 93.

Herrſchafts-Wappen, ſiehe untrr Wappen.

Herrſchen, (*) ſeine Herrſchaft, d. i. oberſte oder doch überlegene Gewalt ununterbrochen ausüben und thätig erweiſen.

1. Eigentlich, vornämlich in der höhern Schreibart. Herrſchet über die Fiſche im Meere, 1 Moſ. 1, 26. Ueber Land und Leute herrſchen. Die Reichen herrſchen über die Armen. Für befehlen in einzelen Fällen iſt es nur noch im Oberdeutſchen üblich.

2. Figürlich. 1) Jemandes Veränderungen beſtimmen, beſonders von Neigungen, Leidenſchaften u. ſ. f. Herrſchende Laſter. Eine herrſchende Gemüthsfaſſung. Herrſchende Zweifel hegen. 2) Im Schwange gehen, von dem größten Haufen einer Art angenommen und ausgeübet werden. Der gute Geſchmack herrſchet bey uns noch überall. Die herrſchende Mode, der herrſchende Geſchmack. 3) Auf eine fortdauernde Art und mit Beſtimmung der Dinge außer ſich vorhanden ſeyn, in der höhern Schreibart. Anmuth herrſchet überall und Freude. Hier herrſchen noch eben dieſelben Urſachen.

Herſe, ſiehe Ege. Fall-Gatter.

Herſprucker Bier, ſiehe Th. V, S. 21.

Herſtreichen. 1. Als ein Activum, nach der redenden Perſon zu ſtreichen; im Gegenſatze des hinſtreichen.

2. Als ein Neutrum, ſtreichend, ſtrichweiſe ſich der redenden Perſon nähern. Die Zugvögel ſtreichen her.

Daher

(*) Bey dem Notker herreſen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern nur heren, im Niederſ. harſchopen, im Dän. herske, im Schwed. herrska; alle von Herr, wie dominari von Dominus, und κυριευειν von κυριος.

Daher der Heerſtrich, bey den Jägern, die Rückkunft der Streich- oder Zugvögel zu uns, der Heerzug, Wiederzug, Wiederſtrich; im Gegenſatze des Hinſtriches oder Rückſtriches, d. i. ihres Abzuges.

Herweg, der Weg, d. i. die Veränderung des Ortes, nach der redenden Perſon, oder nach der Heimath des Gegenſtandes; im Gegenſatze des Hinweges, wo doch beyde nur im g. L. üblich ſind.

1. Herz, (*) Diminut. das Herzchen, Oberd. Herzlein, zuſammen gezogen Herzel.

1. Eigentlich derjenige fleiſchige Theil in den thieriſchen Körpern, welcher einer umgekehrten Pyramide gleicht, zwiſchen den zwo Abtheilungen der Lunge faſt mitten in der Bruſt liegt, und, durch ſeine wechſelsweiſe Ausdehnung und Zuſammenziehung, das Blut aus den Blutadern von allen Theilen des Leibes in ſeine Höhlen aufnimmt, und durch die Pulsadern wiederum ausſtößt. Dadurch wird es zugleich das Werkzeug der natürlichen Wärme in den Menſchen und Thieren, der Flüſſigkeit des Geblütes und des Lebens; wovon ich weiter unten ein mehreres ſagen werde. Jemanden den Degen durch das Herz ſtoßen. Es ſtößt ihm das Herz ab, ſagt man im g. L., von dem Augenblicke des Todes. Das Herz ſchlägt, wenn es ſich ausdehnet und zuſammen zieht; es pocht, es klopft, wenn ſolches geſchwinder und mit mehrerer Heftigkeit geſchieht, als

(*) In dem Iſidor, bey dem Kero, Ottfried und andern alten Schriftſtellern bereits Herz, bey ſpätern oberdeutſchen Schriftſtellern auch des Herczenleich. Die gothiſche und mitternächtigen Mundarten haben anſtatt des Ziſchlautes nach ihrer Gewohnheit ein t, wie das Hairto bey dem Ulphilas, das Angelſ. Heort, das Engl. Heart, das Niederſ. Hart, das Dän. Hierte, und das Schwed. Hjerte, wohin auch das Griech. καρδια gehört. Andern Sprachen fehlt das Suffixum ganz, wie dem Griech. κεαρ, κηρ und Lat. Cor; dagegen die ſlavoniſchen Mundarten auch den vorderſten Hauchlaut in den Ziſchlaut übergehen laſſen; wie das Dalmat. Szarcze, das Böhm. Srdce, das Pohln. Sercze, und das Crain. Serze.

als gewöhnlich; ſiehe das Herzklopfen. Ein Kind unter ſeinem Herzen tragen, in der edlern Schreibart, für, mit demſelben ſchwanger gehen. Sein Herz mit Jemanden theilen, alles. So lange mir das Herz im Leibe ſchlägt, ſo lange ich lebe.

Das Herz, L. Cor, Fr. Coeur, iſt eins der edelſten und vornehmſten Eingeweide eines jeden thieriſchen Körpers, ohne welches derſelbe weder leben noch beſtehen kann. Es iſt daſſelbe ein dreyeckiges, oder faſt kegelförmiges Stück Fleiſch, welches mitten im untern Theile der Bruſthöhle angetroffen wird. Man bemerkt an demſelben äußerlich einen breiten Theil, oder die Grundfläche, Baſis; ferner einen dünnen, runden und zugeſpitzten Theil, oder die Spitze des Herzens, Apex ſ. Mucro cordis, imgleichen oben eine gewölbte, unten aber eine flache und breite Fläche. Ungeachtet die Herzſpitze allemal dünner und ſpitziger iſt, als die Grundfläche des Herzens, ſo iſt ſie doch, weder in allen Thieren, noch in allen Altern eines jeden Thieres einerley, ſondern gemeiniglich bey dem Menſchen ſtumpfer, als den übrigen Thieren, und in der Frucht auch etwas dicker, als bey erwachſenen Körpern, dabey aber etwas ſchief. Das Herz liegt eigentlich die Quere, gleichſam wie ein umgefallener Kegel, und zwar dergeſtalt, daß die untere platte Fläche auf dem Zwerchfelle liegt, die obere gewölbte Fläche aufwärts ſteht, der breite Theil oder die Grundfläche nach der rechten Seite zu gekehrt, der dünne und vorderſte Theil aber, oder die Spitze, ſchräge nach der linken Seite zu gerichtet iſt, daß man deswegen ſo gar in derſelben die Schläge und Bewegungen des Herzens von außen empfinden kann. Die ganze Ausmeſſung deſſelben, ſeiner Länge nach, beträgt ungefähr 6, die Breite der Grundfläche, als die größte des ganzen Eingeweides, 5, und die Rundung oder der ganze Umfang ungefähr 13 Querfinger. Uebrigens iſt das Herz bey den Menſchen und den ihnen

nen ähnlichen Thieren am größten. Bey einem ausgewachſenen Menſchen wiegt es 5; bey einem Ochſen von 1500 Pfund, 2, und bey einem Elephanten von 5000 Pfund, nur 17 Pfund. Hienächſt beſteht das Herz aus verſchiedenen Schichten fleiſcherner und muſkelartiger Faſern, welche theils eine gewundene ring- oder ſchlangenförmige, theils eine längliche runde, theils eine zirkelförmige Richtung haben, und ſich ſämtlich auf eine ganz unauflößlicheweiſe netzförmig unter einander verſtricken und vergittern. Dieſe Faſern ſind äußerlich mit einer Haut, die ſich von den größten Gefäßen dahin verlängert, und unter welcher ein dünnes Zellgewebe liegt, überzogen, wie dann auch hin und wieder unter dem Zellgewebe, beſonders da, wo die Gefäße aus dem Herzen gehen, auch an der Grundfläche und Spitze derſelben wirkliches Fett, welches dem Fette des übrigen Körpers in allen Stücken gleicht, anzutreffen iſt.

Das Herz iſt ſowohl für ſich ganz, als auch mit den, an ſeiner Grundfläche befindlichen und anhängenden Theilen in einen ziemlich weiten und geräumigen Sack eingeſchloſſen, welcher eine, dem Herzen gleichförmige, nämlich eine kegelartige Geſtalt hat, übrigens aber von größerm Umfange als jenes iſt, und der Herzbeutel, das Herzfell, die Herzhaut, das Herzhäutlein, der Herzſack, im g. L. das Herzbändel (das Diminut. von Band, für Bändlein,) im niedrigen Scherze der Seelſack, Pericardium, genannt wird. Die weiße Haut, welche den Herzbeutel ausmacht, beſteht aus dichten, feſten und ſehnigen Faſern, die auf verſchiedene Art kreutzweiſe unter einander verflochten ſind. Es iſt daher die Stärke des Herzbeutels ſo groß, daß er der auf ihn wirkenden Gewalt mehr, als irgend eine ähnliche Haut des Körpers, Widerſtand leiſtet. Am ſtärkſten iſt der Herzbeutel in den Amphibien, Fiſchen und andern dergleichen Thieren, und die-

ſes vielleicht darum, weil er bey ihnen von keinem Zwerchfelle unterſtützet wird, und bey einigen derſelben entweder gar keine, oder doch wenigſtens nur knorpelige und ſchwache Ribben zur Verwahrung des Herzens vorhanden ſind. Die innere Fläche deſſelben iſt glatt und polirt, die äußere aber noch von einem Zellgewebe überkleidet, wozu ſich auch noch an einzelen Stellen Verlängerungen des Mittelfelles geſellen. Außer dem, daß der Herzbeutel vermittelſt der angezeigten Structur mit dem Mittelfelle in einiger Verbindung ſteht, welches beſonders in der obern gewölbten Fläche geſchieht, und derſelbe oberwärts an die großen Aeſte der Blutgefäße gränzet, wo deswegen große Ringe oder Oeffnungen anzutreffen ſind, welche eben von dem Durchgange ſolcher Gefäße entſtehen, ſo hängt derſelbe mit ſeinem untern, breiten und flachen Theile, theils mit der ſehnigen, theils auch ein wenig mit der fleiſchernen Subſtanz des Zwerchfelles zuſammen, welches durch ein dazwiſchen liegendes Zellgewebe geſchieht. Bey den vierfüßigen Thieren liegt das ganze Herz auf dem in die Quere vorliegenden Bruſtbeine, und es hängt daher der Herzbeutel nur einigermaßen mit dem Zwerchfelle zuſammen; indem nämlich nur diejenige kleine Theil deſſelben, worin ſich die Spitze des Herzens befindet, mit dem Zwerchfelle verbunden iſt. Die dahin gehörigen Blutgefäße ſind theils eigene, theils Zweige derjenigen, welche zu dem Mittel- und Zwerchfelle gehen; und die Nerven ſtammen auch von den Zwerchfellnerven ab. Die inwendige Fläche des Herzbeutels wird nicht nur ſtets feucht, ſondern auch in der Höhle deſſelben, meiſtenstheils etwas dergleichen angeſammelte wäſſerige Feuchtigkeit, das Herzwaſſer, Liquor pericardii, wahrgenommen, welche vermuthlich aus den, eben daſelbſt zu bemerkenden Dunſtlöchern, welche als die äußerſten Spitzen kleiner Dunſtgefäße anzuſehen ſind, ausgepreſſet wird, wodurch dann das Herz beſtändig

dig befeuchtet und ſchlüpfrig erhalten wird. Dieſe äuſſerliche Beſchüzung des Herzens ſcheint nun hauptſächlich der übertriebenen und gränzenloſen Bewegung deſſelben gehörige Schranken zu ſetzen, damit nämlich die Herzſpitze ſich weder zu ſehr vorwärts ſtrecken, noch ſonſt allzu frey ſeitwörts hin und her ſchwanken könne, wie dann auch der allzu große Ueberfluß des Herzbeutelwaſſers von ſolchen einſaugenden Löchern eingezogen, und zu dieſen Gefäßen wieder zurück geführt wird.

Es kommen ferner zwey Hauptſtücke am Herzen vor, welche daſſelbe äußerlich und innerlich angehen, nämlich die beyden Herzohren und Herzkammern. Unter den beyden Herzohren, Herzöhrlein, Herzläppchen, (Herzläpplein), Vorkammern, von dem gemeinen Mann Krötenfüße genannt, Auriculae cordis, verſteht man zween ziemlich anſehnliche, oben an der Grundfläche des Herzens, auf beyden Seiten herab hängende, und wie ein Paar Anſätze vorſtehende fleiſcherne Beutel Man theilt ſie in das rechte oder vordere Auricula cordis dextra ſ. anterior, und das linke oder hintere Herzohr, Auricula cordis ſiniſtra ſ. poſterior, ein. Jenes ſteht mehr vorwärts, und geht nach der rechten Seite zu; dieſes hingegen ſteht wegen der ſchiefen Lage des Herzens mehr hinterwärts, und iſt nach der linken Seite zu gekehrt. Beyde beſtehen aus ſtarken und anſehnlichen Muskelfaſern, die von einem Herzohre zu dem andern laufen, woraus die genaueſte Verbindung derſelben unter ſich entſteht. Sie machen inwendig zwar eine ziemlich große und anſehnliche Höhle, deren jede mit der an ihr angränzenden Herzkammer zuſammen geht, die aber unter ſich nicht die geringſte Gemeinſchaft haben, ſondern durch eine mitten durchlaufende Scheidewand, Septum auricularum, inwendig gänzlich von einander abgeſondert ſind. Indeſſen trifft man bey ungebornen Kindern eben an dieſer gemeinſchaftlichen Scheidewand zwiſchen beyden

Herzohren ein eyrundes Loch oder Oeffnung, Foramen ovale, an, welches aber bey erwachſenen Körpern völlig verſchwindet. Nach dem linken oder hintern Herzohre hin, findet ſich an dieſer Oeffnung eine kleine Haut oder Klappe derſelben, Valvula, welche gröſſer als die Oeffnung ſelbſt, und oben am Rande dergeſtalt befeſtigt iſt, daß ſie den Rückweg aus dem linken Herzohre in das rechte feſt verſchließt, ungeachtet ſie einen freyen Durchgang aus dieſem in jene verſtattet. Dieſe Höhlen ſind übrigens inwendig mit einer feinen Haut bekleidet, und hin und wieder ſehr häufig mit neben einander liegenden, und von einander abſtehenden ziemlich ſtarken fleiſchernen Säulen, oder Muskelbündelchen, Trabes ſ. Columnae lacertoſae, und zwiſchen jedem einzelnen derſelben mit Grübchen und kleinen Vertiefungen, Cryptae ſ. Foſſae, verſehen. Das rechte oder vorderſte Herzohr, welches mit der rechten Herzkammer zuſammen geht, iſt weiter als das linke; und es öffnen ſich in daſelbe die beyden großen Hauptäſte, nämlich der aufwärts und abſteigende der Hohlader, Trunci venae cavae adſcendentis & deſcendentis, von welchen es das einfließende Blut annimmt, und ſofort weiter in die angrenzende Herzkammer befördert. Das linke oder hinterſte Herzohr liegt dem vorigen gegen über, hat eine engere Höhle als jenes, dagegen aber iſt die fleiſcherne Subſtanz deſſelben etwas dichter und feſter, und es ſetzen ſich oben in demſelben die großen Aeſte der Lungenblutadern, Trunci venae pulmonalis, ein, welche ihr geſammeltes Blut dahin abgeben, von da es ſich denn weiter in die nahe gelegene Herzkammer ergießt. Endlich ſind noch an den Herzohren und ihren innern Höhlen die Herzohrenklappen, oder Fallen, Valvulae auriculares, zu bemerken, welche bey jedem an der Mündung befindlich ſind, mit welcher ſich das Herzohr endiget, und die hohle Herzkammer anfängt. Sie ſtellen ſchmahle, gleich-

gleichſam zungenförmige und vorn ziemlich ſpitzig zulaufende, ſehnige Häutchen vor, welche ſich mit ihren ſehnigen Enden oder Spitzen an die Fleiſchſäulen der Herzkammer anſetzen. Die bey dem rechten Herzohr befindlichen ſind dreyfach, und werden daher die dreyſpitzigen Klappen, Valvulae tricuspidales, genannt. Jene, welche vor dem linken Herzohre ſitzen, führen zwar auch öfters dieſen Namen; weil ihrer aber eigentlich nur zwey ſind, ſo hat man ſie noch beſonders die biſchofshutförmigen Klappen, Valvulae mitrales, genannt. Sowohl dieſe, als jene, legen ſich, bey gewiſſen Bewegungen des Herzens, vor die Mündung der Herzohren, und ſchließen dieſelben ſehr genau und feſt, und verhindern alſo dadurch, daß das Blut, welches einmal in dem Herzen angekommen iſt, nicht wieder aus demſelben durch eben denſelben Ort zurück fließen kann, ſondern daß es einen andern und natürlichern Lauf nehmen muß. Bey ungebornen oder neugebornen Kindern trifft man auch noch vor der Mündung des untern und aufſteigenden Aſtes der Hohlader, inwendig, wo ſie bereits in die Herzohrhöhle gelanget iſt, eine halb-mondförmige häutige Klappe, welche von ihrem Erfinder die Euſtachiſche Klappe, Valvula Euſtachiana, genannt wird, und nur in ſolchen Körpern dazu dient, den Lauf des daher ankommenden Blutes unmittelbar und geradezu durch das eyrunde Loch nach der Höhle des linken Herzohres zu lenken.

Gleichwie beyde Herzohren nur als anhängende Theile des Herzens anzuſehen ſind, ſo machen die beyden Herzkammern, mit allen ihren ſowohl äußerlichen als innerlichen Theilen, woraus ſie beſtehen, das eigentliche und wahre Herz aus. Die rechte oder vordere Herzkammer, Ventriculus cordis dexter ſ. anterior, liegt nach der rechten Seite zu, in der vordern Gegend der Bruſthöhle; die linke oder hintere Herzkammer, Ventriculus cordis ſiniſter ſ. poſterior, nimmt den lin-

ken und hinterſten Platz der Bruſthöhle ein. Dieſe beyde Herzkammern, oder die großen inwendigen Höhlen des Herzens, welche gleich auf die Höhlen der beyden Herzohren, zunächſt unter der Grundfläche des Herzens ſelbſt folgen, ſind in der Mitte durch eine ziemlich dichte und feſte Scheidewand von einander abgeſondert, und werden von außen her durch die Structur und die bewundernswürdige und ſonderbare Verſtrickung der Muskelfibern unter ſich zuſammengeſetzt und gebildet. Die auswendige Fläche des Herzens iſt hier ziemlich glatt und eben, und außer dem Fette, welches hauptſächlich oben an der Grundfläche, und um die großen Gefäße herum, häufig angetroffen wird, mit einer mittelmäßig dicken Haut überzogen. Die inwendige Fläche der Herzkammern hingegen, welche auch einen dünnen häutigen Ueberzug hat, iſt deſto ungleicher und unebener, und hin und wieder mit ziemlich großen Erhöhungen und Vertiefungen verſehen, welche von den anſehnlichen und ſtarken fleiſchernen Säulen, die hier häufig befindlich ſind, entſtehen. Beyde Herzkammern öffnen ſich oben an der Baſis des Herzens in dem Anfange der großen Aeſte der Pulsadern, durch eine zirkelrunde Mündung, welche um und um an ihrem Rande mit einem ſehnigen Ringe gleichſam eingefaſſet iſt. Außer der einen und andern ſolchen Mündung, und dem erſten Urſprunge eines und des andern großen Pulsaderſtammes, befinden ſich drey halbmondförmige und ſehnige Klappen, Valvulae ſemilunares, deren jede ſich vorn an ihrem frey ſchwebenden Rande in der Mitte mit einem ſehnigen Knötchen endiget. Sie verſchließen oben in die Mündungen beyder Herzkammern, und verhindern alſo, daß das Blut, welches durch dieſen Weg einmal aus dem Herzen in die anhängenden großen Pulsadern fortgeſchaffet worden iſt, durch eben denſelben in das Herz wieder zurück fließe. Die rechte und vorderſte Herzkammer iſt zwar bey=

beynahe eben ſo lang als die andere, übrigens aber viel weiter und geräumiger, und beſteht dagegen aus dünnern Wänden. Sie gränzt an das vorderſte und rechte Herzohr, und es entſpringt oben an der Baſis aus ihrer Mündung die Lungenpulsader, Arteria pulmonalis. Die linke und hintere Herzkammer iſt zwar viel enger als jene, dagegen aber ſind ihre Wände deſto dichter und ſtärker, und beſtehen aus mehrern Fleiſchfaſern. Es entſpringt oben aus ihrer Mündung an der Grundfläche des hintern Herzens, die große allgemeine Pulsader, Arteria aorta ſ. magna.

Außer dieſen vier allgemeinen Blutgefäßen; nämlich der großen Hohlader und Lungenblutader, imgleichen der Lungenpulsader, und großen Hauptpulsader, hat das Herz auch noch ſeine eigene und beſondere, ſowohl ſchlag-oder pulsaderigen, als blutaderigen Gefäße, nämlich die ſo genannten Kranzadern, Arteriae & Venae coronariae, welche durch die ganze Subſtanz des Herzens mit unzähligen kleinen Gefäßen verbreitet, auf verſchiedener Weiſe mit einander zuſammen hängend und unter ſich verbunden ſind. Die Kranzpulsadern, Arteriae coronariae, führen dem Herzen ſein eigenes Blut zu ſeiner Nahrung zu; die Kranzblutadern Venae coronariae, hingegen ſammeln das überflüſſige, und bringen es unmittelbar zu dem rechten Herzen wieder zurück. Endlich hat auch das Herz, ſo wie alle Eingeweide, ſeine eigene Nerven.

So lange der thieriſche Körper ſich noch in lebendigem Zuſtande befindet, ruhet das Herz niemals. Alle Bewegungen deſſelben ſchränken ſich auf zween Stufen ein, nämlich die Zuſammenziehung, Syſtole ſ. Contractio cordis, und die Ausdehnung, Diaſtole ſ. Expanſio cordis. Dieſe beyden einander entgegen geſetzte Bewegungen, welche das Herz aus eigener Kraft, theils vermöge ſeiner ganz beſondern Structur, theils wegen der Ergießung des Blutes in ſeine Höhlen,

theils wegen anderer Urſachen, verrichtet, geſchehen nicht auf einmal, ſondern abwechſelnd, ſo daß eine Bewegung immer auf die andere folgt. Die vier Haupttheile des Herzens verhalten ſich dabey dergeſtalt, daß gleiche Höhlen zu gleicher Zeit einerley Bewegung, unähnliche Höhlen hingegen zu einer und eben derſelben Zeit eine andere und zwar entgegen geſetzte Bewegung verrichten. Wenn ſich alſo das eine Herzohr zuſammenzieht, ſo befindet ſich das andere Herzohr zu ſelbiger Zeit auch in dieſem Zuſtande, da hingegen die Herzkammern alsdann ſich zugleich alle beyde ausdehnen; und ſo geſchieht es auch umgekehrterweiſe. Bey der einen ſowohl, als bey der andern Bewegung, leidet nicht nur die äußere Geſtalt des Herzens, ſondern auch vorzüglich deſſen innere Höhlen, eine außerordentliche Veränderung. In der Zuſammenziehung wird das Herz äußerlich kürzer, im Umfange dicker, und die Spitze, welche ſich dem obern Theile nähert, gleichſam etwas ſtumpfer, die inwendigen Höhlen werden enger und zuſammen gepreſſet, vom enthaltenen Blute leer gemacht, und dieſes in den nächſten Ort fortgeſtoſſen. In der Ausdehnung verlängert ſich das Herz äußerlich, wird im Umfange etwas ſchmäler, und die Herzſpitze erhält ihre vorige dünne Geſtalt, die inwendigen Höhlen werden geräumig und weit, und nehmen alsdann von dem nächſtgelegenen Theile das Blut ein und auf. Der ſo genannte große Umlauf oder Kreislauf des Blutes, Circulartio ſanguinis major, welcher ſich wie Ebbe und Fluth verhält, geſchieht nun durch das Herz folgendermaßen. Alles Blut wird außer dem Herzen von allen Theilen durch die Blutadern geſammelt, und zur Hohlader gebracht, durch welche es ſich in die Höhle des rechten oder vordern Herzohres ergießt; von da gelangt es in die rechte oder vordere Herzkammer, geht aus derſelben in die Lungenſchlagader, welche es mit ihren vielen Aeſten durch die Lungen

gen herum führt, bis es von den daſelbſt befindlichen kleinen Blutaderäſten wieder geſammelt, und durch die Stämme der Lungenblutader, der Höhle des linken oder hintern Herzohres zugeführt wird. Von hier aus wird es ferner in die linke oder hintere Herzkammer geleitet, aus welcher es endlich in die große Hauptpulsader übergeht, und durch die kleinſten Aeſte derſelben den entlegenſten Theilen des Körpers zugebracht wird, bis es endlich die Blutadern von neuem ſammeln, und dem Herzen wieder zuführen. Dieſes iſt die wahre Beſchaffenheit des Blutumlaufes bey erwachſenen Körpern, welcher aber bey einer Frucht, ſo lange ſie noch im Mutterleibe verſchloſſen iſt, ganz anders geſchieht. Weil nämlich ſolche Körper keine Luft ſchöpfen und Athem holen, folglich ihre Lungen niemals ausgedehnet werden, ſo ſind dieſelben auch zu der Zeit keines freyen Blutumlaufes fähig. Der Schöpfer hat deswegen in dem Herzen und den größern Gefäßen ungeborner Körper, einige ganz beſondere und wichtige Veränderungen angebracht, welche verurſachen, daß kein Blut aus dem Herzen zu den Lungen gelange, ſondern ſich gleichſam vor denſelben vorbey ſchleiche. Der ganze Strom des Blutes, welches durch den untern und aufwärts ſteigenden Aſt der Hohlader, der Höhle des linken Herzohres zugebracht worden iſt, wird durch die vor der Mündung dieſer Ader befindliche halb-mondförmige Euſtachiſche Klappe gerade nach der Oeffnung des eyförmigen Loches geleitet, und geht alſo, ohne daß es ſich erſt in die vordere Herzkammer ergießt, unmittelbar in das linke Herzohr, und von da in die linke Herzkammer, die große Pulsader u. ſ. w. Alles Blut hingegen, welches von oben her durch den obern und abſteigenden Aſt der Hohlader in das vordere Herzohr gekommen iſt, ergießt ſich, vermöge ſeiner eigenen Schwere, in die rechte und vordere Herzkammer, und dringt von da bis in den Anfang der Lungen-

Pulsader. Aus dieſer entſpringt, noch ehe ſie die Lungen erreicht, zunächſt am Herzen ein kleiner pulsaderiger Canal, Canalis arterioſus Botallii, welcher ſich links, nach hinten zu, gegen die große allgemeine Schlagader neiget, und ſich zunächſt da, wo dieſelbe aus der linken Herzkammer hervor kömmt, und entſpringt, in deſſen Bogen einſetzt. Durch dieſen pulsaderigen Gang geht alſo das aus der vordern Herzkammer in den Anfang der Lungenpulsader gedrungene Blut unmittelbar in die große Schlagader über, und gelanget alſo weder in die Lungen ſelbſt, noch in das ganze linke Herz, und wird von den Aeſten dieſer Schlagader durch den ganzen Körper geführt. Der bey erfolgtem Athemhohlen gereizte und ſtärkere Trieb des Blutes nach den Lungen verurſachet, daß ſowohl das eyförmige Loch, als der pulsaderige Canal zuſammen fallen und verwachſen, und ſolcher Geſtalt nach und nach bey Kindern, wenn ſie auf die Welt gekommen ſind, gänzlich verſchwinden. Man ſieht hieraus den großen Nutzen, welchen das Herz leiſtet, und wie unentbehrlich dieſes Eingeweide zur Erhaltung und zum Leben des Körpers ſey.

Es haben zwar alle Thiere, einige wenige ausgenommen, ein Herz im Leibe, aber die Einrichtung und Structur dieſes Eingeweides iſt nicht bey allen einerley. Diejenigen Thiere, welche ein Herz mit zwey Ohren und Kammern haben, führen ein rothes warmes Blut in ihren Adern, und hieher gehören alle vierfüßige ſäugende Thiere, Quadrupedia mammalia, und alle Vögelgeſchlechter. Ein andere Art Thiere ſind mit einem Herzen verſehen, welches nur ein Ohr und eine Kammer hat; dieſe haben ein rothes kaltes Blut in ihren Adern, und werden daher auch kaltblütige Thiere, Animalia frigida, genannt. Man rechnet hieher alle Amphibien und Fiſche. Ferner giebt es Thiere, bey welchen das Herz nur aus einer einzigen Kammer

beſteht,

beſteht, und denen ſowohl die andere Herzkammer, als beyde Herzohren, fehlen. Bey dieſen findet man kein eigentliches rothes Blut, ſondern an deſſen Stelle einen weißen ſchleimichten Saft; daher man ſie auch blutloſe Thiere, Animalia exſanguia, nennt, wohin die ſämtlichen Inſekten und Würmer gehören. Endlich giebt es auch Thiere, welche gar kein Herz haben; welches von den Polypen, Thierpflanzen, und überhaupt allen denen Thierchen gilt, die nur aus einem einzigen Darme beſtehen, und keine vom übrigen Körper unterſchiedene Gefäße beſitzen, wodurch beſondere Säfte laufen.

Bey vielen großen vierfüßigen Thieren, z. B. im Herzen des Ochſens, trifft man öfters den berühmten Herzknochen, oder das ſo genannte Herzbeinchen, am Ende der einen oder andern Herzkammer, oder auch wohl in beyden, an, an deſſen Stellen in kleinern Thieren oftmals nur ein Knorpel vorhanden iſt.

Da man ſchon von den älteſten Zeiten an, das Herz für den Sitz der Seele, und beſonders des Willens und der innern Empfindungen gehalten hat: ſo hat ſolches zu vielen figürlichen R. A. Gelegenheit gegeben, worin Herz zwar ſeine eigentliche Bedeutung behält, die ganze Redensart aber doch eine Figur iſt. Die Angſt möchte ihm das Herz abſtoßen, ſagt man im g. L. von einem ſehr hohen Grade der Angſt. Es will ihm das Herz abſtoßen, von einem Menſchen, welcher eine unruhige Begierde blicken läßt, ein Geheimniß zu entdecken. Der Gram frißt ihm das Herz ab, verkürzet ſein Leben. Einem das Herz ſchwer machen, traurige Empfindungen in ihm erwecken. Nun iſt mein Herz leichter, wenn dieſe Empfindungen gehoben oder vermindert werden. Wie leicht wird mir um das Herz! Nun da iſt mir ein rechter Stein vom Herzen, in eben dieſem Verſtande. Es iſt mir ſo enge um das Herz, wenn man eine geheime Sorge, einen geheimen Gram empfindet. Ich rede, wie es mir um das Herz iſt, wie man es empfindet. Ich weiß, wie es ihm ums Herz iſt, was er empfindet. Wie warm wird mirs um das Herz! Mein Herz will mir brechen, von einem hohen Grade des Kummers, des Grames, der Wehmuth.

Dieſer Brief brach ihm das Herz. Es iſt ihm an Herz gewachſen, von einem hohen Grade der Liebe, der [...]ung gegen eine Sache. Das Geld iſt ihm eben nicht das Herz gewachſen. Der Gram zerreißt mir das H[...] von einem hohen Grade des Grames. Und ſo viele andere [...]drücke mehr, wovon einige noch im Folgenden vorkommen wer[...]

2. Figürlich.

1) Der äußere Theil des Körpers, unter welch[...] ſich das Herz befindet. Beſonders die Bruſt. [...] Schildlein auf dem Herzen des Hohenprieſters. [...] Oberdeutſchen pflegt man noch die äußere Bruſt [...] weiblichen Geſchlechtes, das Herz zu nennen. [...] bloßem Herze (Herzen) gehen, mit bloßer Bruſt[...]

2) Das Mittelſte, das Inwendigſte eines Din[...] in verſchiedenen Fällen. In dem Herzen des [...] des, mitten in dem Lande. Das Herz, oder die M[...] röhre, der Nelken. Das Herz, das Herzchen, [...] mittelſten zarten Blätter, in den Pflanzen, Nied[...] die Herzpolle. Bey den Schiffern wird der mitt[...] Theil eines Dicktaues, welches aus einer gewiſſen [...] zahl Fäden beſteht, worüber die übrigen Leinen geſ[...] gen werden, das Herz genannt.

3) Der menſchliche Leib, doch nur in einigen [...] bliſchen Stellen. Gott erfüllet unſer Herz mit S[...] ſe, Apoſtg. 14, 17. Noch mehr die Lebenskr[...] Wein erfreuet des Menſchen Herz. Siehe a[...] Herz-ſtärkend.

4) Am häufigſten die Seele des Menſchen und [...] ren beſondere Fähigkeiten.

(a) Die Gedanken, die innern Vorſtellungen [...] Seele, im Gegenſatze ihrer Bekanntmachung du[...] äußere Zeichen. Etwas in ſeinem Herzen behalt[...] Herz und Mund ſtimmen bey ihm nicht überein, [...] ſpricht nicht ſo, wie er denkt. Etwas ſeinem Her[...] eindrücken, einprägen, ſeinen Gedanken, ſeinem [...] dächtniſſe, mit Einſchließung des Einfluſſes auf [...] Begehrungsvermögen.

(b)

(b) Die innern Empfindungen, das ganze Begehrungsvermögen, der Wille im weitern Verſtande, das Gemüth. Sowohl

a) Uiberhaupt. Weß das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Erhebet eure Herzen zu Gott, richtet eure Gedanken und Begierden auf ihn. Jemanden in das Herz greifen, ſtarke Empfindungen in ihm erwecken. Ihm das Herz erweichen, Empfindungen des Mitleidens, der Wehmuth in ihm erwecken. Das geht zu Herzen, erweckt Empfindungen, hat Einfluß auf den Willen. Sein Herz verhärten. Ein hartes Herz haben, im Gegenſatze eines weichen Herzens, oder der Fertigkeit leicht zu empfinden, leicht gerührt zu werden. Es geht ihm nicht von Herzen, er empfindet es nicht ſo, als er ſpricht. Die Sprache des Herzens reden, der Empfindungen. Mein Herz ſagt mirs, ich empfinde es auf eine dunkle Art. Ein Vaterherz, ein Mutterherz, ein Bruderherz, ein Tiegerherz haben, empfinden wie ein Vater u. ſ. f. Es überwältigte mich die Bewegung eines zu vollen Herzens. Von dem Herzen wegreden, ſo wie man es empfindet. Etwas zu Herzen nehmen, davon auf eine anhaltende Art gerühret werden. Ein Herz und eine Seele mit Jemanden ſeyn, eben ſo wollen und denken wie er. Er hat mein ganzes Herz eingenommen. Sein Herz von jemanden abwenden. Sein Herz vor einem andern verſchließen. Kein Herz zu Jemanden haben, kein Vertrauen. Er iſt nach meinem Herzen, ſo wie ich ihn wünſche. Etwas nicht über das Herz bringen können, ſeine Empfindungen nicht überwinden können, um etwas zu thun. Von Herzen gern, mit Uebereinſtimmung der lebhaften Empfindung. Jemanden von Herzen lieben, haſſen, verabſcheuen. Von Grund des Herzens, oder von Herzens Grund. Er lachte, aber man ſahe, daß dies Lachen nicht

von

von Herzen kam. Im gem. Leben wird von He-
zen auch in weiterer Bedeutung für ſehr, in eine
hohen Grad, gebraucht. Es war von Herzen ſchlech
Er iſt von Herzen arm. Nach ſeines Herzens Wunſ
handeln. Das Herz möchte mir bluten, ſagt m
von einem hohen Grade der Wehmuth, des Kummer
Mit Herz und Mund verſprechen. Pfui, ſchäm
Sie ſich ins Herz! ſchämen Sie ſich aufrichtig. Se
Herz an eine Perſon oder Sache hängen, ſeine B
gierden auf eine dauerhafte Art auf dieſelbe richte
gemeiniglich nur im nachtheiligen und verächtlich
Verſtande. Ein gutes, ein böſes Herz habe
in Beziehung auf andere. Hand übers Herz lege
wenn man ſagen will, daß Jemand von dem Zuſtan
eines andern, der mit ihm in einer genauen Verbi
dung ſteht, oder ihm nahe angeht, gerührt, un
dadurch bewogen wird, mehr an ihm zu thun, od
ſich ſeiner mehr anzunehmen, als er ſonſt würde g
than haben, oder zu thun Willens war. Ob e
ſich gleich nicht ſo gegen mich verhalten hat, als e
ſollte, ſo muß ich doch bey ſeinen jetzigen Umſtänden
Hand übers Herz legen und mich ſeiner annehmen
d. i. ich muß mich durch ſeine Umſtände bewegen la
ſen, mehr für ihn zu thun, als ich Willens wa
Oder, bey dem Unglück, welches ihm zugeſtoßen iſt
werden Sie ſchon Hand übers Herz legen müſſen
d. i. Sie werden durch ſein Unglück gerührt, und be
wogen werden müſſen, mehr an ihm zu thun, als Si
ſonſt würden gethan haben. Ihr Kind iſt zwar un
gehorſam geweſen, aber ein Vater leget Hand übers
Herz. Wenn ich ſchon Hand übers Herz legen
und dir helfen wollte, ſo weiß ich doch, daß d
meine Güte nicht erkennen wirſt.

In Anſehung des Urſprunges dieſer Redensart, und de
Urſache, warum man die Rührung, welche wir bey Jemande
Zuſtande empfinden, der uns nahe angeht, und dasjenige wa
wi

wir dadurch mehr an ihm zu thun bewogen werden, ein Uebers Herz legen der Hand nennt, finden zweyerley Muthmaſſungen Statt. Entweder kömmt dieſe Redensart daher, weil man bey einer Rührung und Empfindung des Mitleidens, gegen ſolche Perſonen, die uns nahe angehen, die Hand auf die Bruſt, und den Ort, unter welchem das Herz ſeinen Sitz hat, und alſo über das Herz zu legen pflegt. Dieſe äußerliche Handlung iſt ein Zeichen der Rührung und des Mitleidens, ſo man innerlich in dem Gemüthe empfindet; und man hat daher dieſe Redensart von der innerlichen Rührung ſelbſt gebraucht, wovon die äußerliche Handlung ein Zeichen iſt, und wodurch man bewogen wird, ſich Jemandes anzunehmen, und mehr zu ſeinem Beſten zu thun, als man ſonſt gethan hätte. Oder, da wir das Wort Herz auch für das Gemüth und die innerlichen Empfindungen gebrauchen, und das Wort Hand zuweilen auch Hilfe und Beyſtand bedeutet, ſo könnte die R. A. Hand über Herz legen, auch ſo viel ſagen: Die Hand mehr thun laſſen, Jemand mehr helfen, als das Herz will, oder als man in dem Gemüthe beſchloſſen hat.

β) Beſonders mit dem Nebenbegriffe des verborgenen, geheime Empfindungen und Gedanken zu bezeichnen. *Im Herzen aber war mirs lieb. Man kann Niemanden in das Herz ſehen. Etwas auf dem Herzen haben*, ein geheimes Anliegen. *Jemanden ſein ganzes Herz entdecken, ſein Herz vor ihm ausſchütten. Sein Herz in den Schooß eines Freundes ausſchütten. Offenbare ihm dein ganzes Herz. In ſeinem Herzen nach etwas trachten.*

γ) Nach einer noch weitern Figur, auch eine Perſon, beſonders in Betrachtung ihres Empfindungs- und Begehrungsvermögens. *Sich alle Herzen verbinden*, die Herzen, die Gemüther aller Menſchen, mit denen man in Verbindung ſteht.

Beſonders iſt *mein Herz*, und im Diminut. *mein Herzchen*, im g. L. ein Ausdruck der vertraulichen Zärtlichkeit, womit geliebte Perſonen einander anzureden pflegen; da man dann auch wohl Zuſammenſetzungen mit dieſem Worte zu machen pflegt; *Herzenskind*,

kind, Herzensfrau, Herzensmann u. ſ. f. für geliebtes Kind u. ſ. f.

(c) Das Gewiſſen, ein beſonderer Fall der vorigen Bedeutung. Frage dein Herz, es wird dir ſagen, daß du unrecht haſt.

2. Herz, welches nur in der erſten und vierten Endung des Singulars gebraucht wird, die Mäßigung der Furcht in Gefahren und des Widerwillens in unangenehmen Vorfällen zu bezeichnen. Er hat ein Herz, wie ein Löwe. Er iſt lauter Herz. Jemanden Herz machen, ihm ein Herz einſprechen. Herz bekommen. Ein Herz faſſen, ſich muthig zu etwas entſchließen. Wer hat Herz? Komm her, wenn du Herz, oder wenn du das Herz haſt. Das Herz iſt ihm entfallen, in der niedrigen Sprechart, iſt ihm in die Hoſe gefallen, ſitzt ihm in den Hoſen. Siehe auch Herzhaft.

Ob es gleich ſehr wohl angeht, Herz in dieſer Bedeutung als eine bloße Figur des vorigen anzuſehen, zumal da auch im Lat. Animus und im Deutſchen Muth auf ähnliche Art gebraucht werden: ſo iſt es doch faſt noch wahrſcheinlicher, daß es ein eigenes Wort für ſich iſt, welches mit dem vorigen nur zufälligerweiſe dem Klange nach überein kömmt. Die mangelhafte Declination und der Mangel dieſer figürlichen Bedeutung in den verwandten Sprachen, machen ſolches glaublich. Es ſcheint von dem Worte hart abzuſtammen, welches unter andern auch kühn, tapfer, muthig bedeutete, und durch Veränderung des t in den Ziſchlaut, dieſem Hauptworte den Urſprung gegeben haben kann. Siehe Hart, die Anm. Das Fr. hardi und Hardieſſe, das Griech. $\kappa\alpha\rho\tau\epsilon\rho o\varsigma$, und das Pohln. Hardosc, Muth, (dagegen das Herz daſelbſt Sercze heißt) haben eine ähnliche Abſtammung.

Herz-Ader, im g. L. eine Benennung verſchiedener Adern, von welchen man glaubt, daß ſie zu dem Herzen gehen, welches doch von allen Blut- und Pulsadern gilt. So wird bey den Pferden eine Ader am Bauche hinter dem Gurte die Herzader, und weil ſie in der Gegend des Spornes liegt, auch die Sporader,

Fr.

Fr. Veine de l'éperon, genannt; L. Vena thoracica externa, deren Oeffnung (Aderlaß) in den Bauchkrankheiten und der Kolik empfohlen wird.

Herz=Bändel, ſ. Herz=Beutel.

Herz=Baum, bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, eine Art des Schellenbaumes, (Cerbera *Linn.*) welche in Oſtindien und Amerika an den Wäſſern wächſt, und in ſeinen großen, länglich runden Aepfeln eine herzförmige Nuß einſchließt, welche auch franzöſiſche Arzneynuß genannt wird. Der Baum, welcher auch **Manghasbaum**, Cerbera Manghas, foliis lanceolatis, nervis transverſalibus, *L.* genannt wird, erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Schuh, einen ſtarken Stamm, und treibt krumme Aeſte. Das Holz iſt ganz weich, und die Rinde hat einen bittern, beiſſenden Geſchmack, und enthält einen milchichten Saft. Die Frucht iſt ungefähr von der Größe eines Gänſeeyes, aber ſehr leicht, grünlich, mit untermiſchten weißen Puncten, auf der einen Seite etwas platt gedrückt, und enthält zween Samen oder Nüſſe, welche großen Caſtanien gleichen, und einen weißen Kern haben. Dieſe Frucht iſt höchſt giftig; ſie erregt, innerlich genommen, ein gewaltſames Erbrechen, und die Indianer bedienen ſich derſelben, einander zu vergiften und zu tödten, obgleich in Amboina die Blätter dieſes Baumes als Zugemüſe geſpeiſet werden.

Wenn in einigen Gegenden auch die Fichte Herzbaum genannt wird, ſo iſt ſolches eine verderbte Ausſprache für Harzbaum.

Herz=Beben, ſ. Herz=Klopfen.

Herz=Bettchen, Oberd. Herzbettlein, im gem. L. ein kleines, weiches, von Flaumfedern ausgeſtopftes Kiſſen, welches man den Kindern beym Einwindeln auf das Herz zu legen pflegt.

Herz=Beutel, ſ. oben, S. 97.

Herz=Blatt. 1. Bey einigen ein Name des Zwerchfelles, Diaphragma, aus welchem das Herzfell entſteht.

2. Ein junges noch nicht entwickeltes Blatt an den Gewächſen, beſonders an ſolchen, welche ſich in Häupter ſchließen, weil es in dem Herzen, d. i. dem Innern, der Knoſpe oder des Knopfes verſchloſſen iſt. Niederſ. die Herzpolle.

Daher ſtammt vermuthlich auch die figürliche Bedeutung, da man eine zärtlich geliebte Perſon, beſonders ein zärtlich geliebtes Kind, ſein Herzblatt oder Herzblättchen zu nennen pflegt. Siehe auch **Herz=Laub.**

Herz=Blume, oder im Diminut. das Herzblümlein, in einigen Gegenden, ein Name der im VI. Th. S. 242 beſchriebenen Borragen, weil man ihren Blumen eine beſondere herzſtärkende Kraft beylegt.

Den Namen Herzblume führt auch, wegen der herzförmigen Narbe, eine Gattung Pflanzen mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und bedeckten Samen, deren Blumenkelch in 5 Stücke getheilt, die Blumenkrone glockenförmig, ſpitzig und in 5 Abſchnitte zerſpalten, und das Samenbehältniß zweyſchalig und zweyfächerig iſt, und viele Samen enthält; Capraria *L.* Man kennt bisher nur 4 Arten davon:

1. Die zweyblümige Herzblume mit wechſelweiſe ſtehenden Blättern und zweyfachen Blüthen, Capraria biflora, foliis alternis floribus geminis *Jacqu.* Capraria foliis alternis, corollis quinquefidis *Linn. Royen & Brown.* Capraria curaſſavica, Cabritta vulgo dicta *Herm.* Sie iſt in Curaſſao, auf den careibiſchen Inſeln und in Griechenland zu Hauſe, und blüht den größten Theil des Jahres hindurch. Ihr Stamm iſt ſtaudig, eckig, grün; und ungefähr 1½ Schuh hoch. Ihre Aeſte ſind holzig und aufrecht, und entſtehen einander gegen über, meiſtens zu 3, oder auch wechſelsweiſe auf kurzen Stielen, und ſind eyrund, haa=

rig und etwas gezahnt. Ihre Blumen ſind ohne Geruch, und ſtehen zu 2, ſelten zu 3, oder einzeln auf eigenen Stielen, und haben einen glatten Kelch, eine weiße glatte Krone, und eine herzförmige Narbe. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein Miſtbeet ſäet, und, wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, ſie wieder in ein Miſtbeet, zu Ende des Jun. aber entweder in Töpfe, die mit fetter Erde angefüllt ſind, oder in eine warme Rabatte ſetzt, auch alsdann in die freye Luft bringt. In Curaſſao trinkt man ſie anſtatt des Thees.

2. Capraria durantifolia, foliis ternis dentatis, pedunculis ſolitariis, ramis alternis *L.* Veronica caule hexangulari, foliis Saturejae ternis ſerratis *Sloan.* Sie wächſt in Jamaika an überſchwemmten Orten wild.

3. Capraria gratioloides, foliis oppoſitis ſeſſilibus ovatis integerrimis, pedunculis ſolitariis, caule repente *L.* Man findet ſie in Virginien, Italien und im Elſas, an wäſſerigen Orten wild.

4. Capraria cruſtacea, repens, foliis oppoſitis ovatis ſubpetiolatis crenatis *L.* Caranaſi minus *Rumph.* Sie iſt in Amboina und China zu Hauſe.

Herz=Blut, ſ. Herz=Geblüt.

Herzbräune, ſ. Ungariſche Krankheit.

Herz=Brand, eine Benenunng des innerlichen oder ſchwarzen Brandes, einer Krankheit des Rindviehes, welches aber eigentlich ein Schlagfluß iſt; zum Unterſchiede von dem Leberbrande, (nicht Lederbrande. wie ich ihn im VI Th. S. 407, genannt habe) und Glieder= oder Knochenbrande.

Herz=brechend, das Mittelwort von der R. A. das Herz brechen. Herzbrechende Worte, Worte, welche den höchſten Grad der Wehmuth, des Mitleidens zu erregen fähig ſind. Das iſt herzbrechend.

Herz=Drücken, Cardialgie; ſ. Magen=Krampf.

Herz-Erbſe, Herzſame, Blaſenerbſe, Wundererbſe, wilder Peterlein, Corindum *Tourn.* Cardioſpermum *Linn.* Veſicaria *Riv.* Piſum cordatum, Fr. Pois de merveille, Pois à enivrer, bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, eine Gattung Pflanzen mit acht Staubfäden und drey Staubwegen, deren Blumenkelch und Honigbehältniß aus vier Blättern beſtehen, welche bey dem letztern ungleich ſind, und drey zuſammengewachſene und aufgeblaſene Samenbehältniſſe zurück laſſen, welche in drey Fächer abgetheilt ſind, und in deren jedem ein kugelförmiger, mit einem herzförmigen Flecke bezeichneter, Same liegt. Man kennt nur zwo Arten davon, welche beyde Sommergewächſe ſind, und in den Gärten gezogen werden.

1. Die gemeine Herzerbſe mit glatten Blättern, Cardioſpermum Halicacabum, foliis lævibus *L.* Piſum veſicarium, fructu nigro, alba macula notato *Bauh.* Halicacabum *Rumph.* Halicacabus peregrinus *Dod.* wovon das Corindum ampliore folio, fructu maximo, und Corindum fructu & folio minori *Tourn.* Spielarten ſind. Dieſe Pflanze iſt in beyden Indien zu Hauſe. Die faſerige Wurzel treibt einen eckigen Stängel, (welcher in ſeinem Vaterlande 8 bis 10, auſſer demſelben aber höchſtens 5 Schuh hoch wird) und dieſer viele lange Zweige, welche mit ihren Gäbelchen an andern Pflanzen in die Höhe klettern. Die zuſammengeſetzten äſtigen Blätter theilen ſich Anfangs in 5 Theile, und jeder wieder in drey andere. Die Blättchen ſelbſt ſind eyförmig, zugeſpitzt, und rundlich eingeſchnitten. Die langen, nackten Blumenſtiele ſind auch gemeiniglich in 3 Aeſtchen getheilt. Die Blumen ſind klein, weißlich, und die ſchwarzen Samen mit einem weißen, herzförmigen Flecke bezeichnet. Die Blätter und Samen ſind bald größer, bald kleiner, aber nicht beſtändig einerley. Man zieht ſie bey uns jährlich auf dem Miſtbeete aus dem Samen. Man kann die

Pflan-

Pflanzen auch daſelbſt ſtehen laſſen, und wenn ſie Platz haben, und durch beygeſtecktes Reiſig ſich in die Höhe ziehen können, wird man auch reifen Samen davon erhalten. Sollten andere Pflanzen auf dem Miſtbeete dabey Schaden leiden, ſo ſetzt man ſie in geräumige Blumentöpfe, ſtellt dieſe an einen ſonnenreichen Ort, begießt ſie fleißig, und ſetzt ſie gegen den Herbſt hinter die Fenſter des Glashauſes.

1. **Die braſilianiſche Herzerbſe**, deren Blätter auf der innern Fläche wollicht ſind, Cardioſpermum Corindum, foliis ſubtus tomentoſis *L.* Cardioſpermum villoſum, foliis inciſis obtuſis, petiolis brevibus *Mill.* kömmt aus Braſilien, und mit der erſten Art ſehr viel, in der Art ſie fortzupflanzen aber gänzlich überein. Ihre Blumenſtiele tragen zwiſchen den Gabeln 10 bis 11 Blumen, bleiben auch nach dem Abfallen der Blumen, und ſind ſteif. Uebrigens unterſcheidet ſich dieſe Art von der vorigen vornämlich durch die untere wollichte Fläche der Blätter, und durch die engern und ſchmälern Samenbehältniſſe.

Herz-Fell, ſ. oben, S. 97.

Herz-Finger, bey einigen, der vierte Finger an der Hand, von dem Daumen an gerechnet, welcher ſonſt auch der Gold- oder Arztfinger genannt wird; ſ. Th. XIX, S. 507.

Herz-Freude, eine Pflanze; ſ. Borragen.

Herz-Freund, ſ. Knöterich und Waldmeiſter.

Herz-Geblüt, Herzblut, ein Unding, worunter ſich der große Haufe ein beſonderes Geblüt nahe um das Herz einbildet, deſſen Verluſt den Tod verurſache.

Herz-Geſchwulſt, eine Geſchwulſt am Herzen, welche entweder durch die Bruſtwaſſerſucht oder durch eine Waſſerſucht des Herzbeutels verurſacht wird.

Mit dieſer Benennung belegen inſonderheit die Vieharzte eine gewiſſe Krankheit bey Pferden, da dieſe Thiere einen heftigen Schmerz an der vordern Mün-

dung des Magens leiden. Ich werde davon im Artikel Magen-Krampf bey Pferden, ausführlicher handeln.

Herz-Geſpann. 1. Ein ſchmerzhafter Zufall bey Menſchen und Thieren; im Oberd. das Herzſpann, Herz-Geſperr, in Schleſien die Röthe, an andern Orten das Anwachſen, oder der Ribbenkuchen, Gr. und L. Cardiaca paſſio, Cardiacus morbus, Cardiogmus.

Bey erwachſenen Perſonen, pflegt dieſer höchſt beſchwerliche Zufall oft bey einem unordentlichen Monats- oder goldenen Aderfluß, bey Mutter- und Nierenplage, bey Hypochondrie, Verſtopfung, verſchlagenen Winden, und Würmern, imgleichen nach zurück getretener Krätze, oder einem andern Ausſchlag, ſich einzuſtellen, und iſt bisweilen eben ſo ſchwer, als die Hauptkrankheit ſelbſt, wovon er herrührt, zu heben. Der Erfahrung zu Folge, ſind diejenigen, welche viel Schreck, oder lange anhaltenden Gram und Sorgen gehabt haben, dieſem Uebel, ohne daß irgend eine andere Urſache Gelegenheit dazu giebt, vorzüglich unterworfen. Dieſer Zufall äußert ſich zuerſt durch eine gewiſſe Art von Schwere oder Drücken in der Gegend der Herzgrube, welches ſich nach und nach in ein Spannen, und zuletzt in ein ängſtliches Drücken, Zuſammenziehen und Brennen verwandelt. Dieſe Empfindungen ſteigen bisweilen bis unter die Schulterblätter in die Höhe. Man hat dabey einen Ekel vor allen Speiſen; des Morgens bricht man ſich ſehr oft; das Athemholen fällt beſonders nach ſtarken Bewegungen ſchwer, und es ſtellen ſich kalte Schweiße, Gemüthsunruhe, und oft auch kleine Ohnmachten, vornämlich bey ſchwächlichen Frauensperſonen, dabey ein.

Da dieſer Zufall in einem krampfhaften Zuſammenziehen der Nerven des obern, oder des mit dem Schlunde feſt hängenden Magenmundes beſteht: ſo hat man bey der Cür deſſelben zweyerley zu beobachten:

1. daß

1. daß man den Magen von aller die Nerven deſſelben reizenden Schärfe und Unreinigkeit befreye; und 2. daß man die daraus entſtehenden Krämpfe, beſonders wenn ſie bereits zur Gewohnheit geworden ſind, zu ſtillen ſuche.

Ehe ich die vernünftige Curart beſchreibe, will ich des allgemeinen Vorurtheils wegen, der gewöhnlichen Curen des gemeinen Mannes Erwähnung thun. In Holſtein tritt man den Kranken, wenn er über das Anwachſen klaget, mit Füßen. Er wird ſo lange von der Bruſt bis auf den Leib getreten, bis man merkt, daß es ſtark knacket. Der Knecht und die Magd erzeigen ſich einander wechſelsweiſe dieſen Liebesdienſt. Dieſe Cur mag nicht viel beſſer, als die Tortur, ſeyn. Sie hilft jedoch dem holſteiniſchen Bauer, welcher nach ſeiner gewohnten Lebensart, auch wohl mit einer Schüſſel voll Sauerkohl und Schweinfleiſch vom Fieber curirt werden kann. Der braunſchweigiſche und lüneburgiſche Bauer, und auch der Bürger, macht es im Grunde nicht viel beſſer. Er braucht nur ſtatt der Füße die Hände. Man ſtreicht den Kranken unter den kurzen Rippen, unter den Schulterblättern und am Rückgrath, mit Fett. Dieſes Streichen, wenn es gelinde verrichtet würde, iſt nach der allgemeinen Erfahrung nicht ſchädlich. Allein, die alten Weiber meinen es dabey gar zu gut, beſonders wenn ſie unter die kurzen Rippen kommen. Hier wenden ſie gemeiniglich die größte Gewalt an, ohne zu bedenken, daß zween ſehr weiche Theile dieſer Gegend, Leber und Milz, durch ein ſo unvernünftiges und grobes Verfahren leicht verletzt werden können. Man läßt, in dieſem Falle, in der Gegend der Herzgrube und unter den kurzen Rippen, mit dem beſten Erfolge Bernſteinöhl aufſtreichen, und legt ſogleich, wenn man bloß mit dem vorderſten Theile des Fingers einigemal damit geſtrichen hat, eine durchgewärmte Serviette um den ganzen

zen Leib. Es kann dieſes, bey einem eingewurzelten Uebel alle Abend beym Schlafengehen, 14 Tage lang, geſchehen. Doch muß dabey folgendes Purgirmittel ein paarmal gebraucht werden. Man nimmt: Jalappenwurzel, Sennesblätter und Cremor tartari, von jedem ½ Quent; dieſes wird fein gepülvert, unter einander gemiſcht, und des Morgens in Pflaumenbrühe oder dünnen Kaffee genommen. Morgens und Abends läßt man den Kranken 3 Taſſen etwas ſtarken römiſchen Kamillenthee trinken, womit, außer den Tagen, da vorerwähntes Purgirmittel genommen worden iſt, alle Morgen ein Eßlöffelvoll Cremor tartari mit dem größten Nutzen gebraucht werden kann. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich zu allen Urſachen dieſer Krankheit auch die gehörigen Mittel vorſchlagen wollte. Die angezeigten Mittel, beſonders aber der fleißige Gebrauch des Kamillenthees, paſſen auf alle Fälle dieſer Art, und man kann ſich, bey einer guten Lebensordnung und einem anhaltenden Gebrauche derſelben, eine ſichere Hilfe verſprechen.

Was die Krankheit bey Kindern betrifft, ſo ſind die Weiber und Aerzte in der Theorie derſelben ganz uneinig. Einige halten ſie für eine wirkliche Verdrehung, andere für eine Verwachſung. Man nennt ſie auch das Verbrechen, das Wehethun, und das Angerögt ſeyn. Ueber alles dieſes muß man hinſehen; denn es iſt hier keine pathologiſche Gelehrſamkeit nöthig. Genug, es giebt eine Krankheit, welche in einer Ausdehnung der Seiten und der Herzgrube beſteht, wozu ſich mancherley Spannungen um die Bruſt geſellen, welche Herzensangſt, Beklemmung, Unruhe, Hitze und Schlafloſigkeit verurſachen. Dieſe Krankheit widerfährt den Kindern nach Erkältung, nach heftigem Schreyen, und wenn ſie ſich balgen, überwerfen, oder im Bette herum wälzen. Mehrentheils ſind es Blähun-

zungen im Magen, die ein Krampf begleitet. Das Abſtreichen iſt die gemeine Cur der Weiber wider dieſes Uebel; und manche unter ihnen ſind darin ſo geübt, daß ſie immer etwas abſtreichen können, wo auch nichts iſt. Wenn dieſes Manduvre ſäuberlich gemacht wird, ſo iſt es gar nicht zum Nachtheil der Kinder, und ſie beſſern ſich davon oft zuſehends.

An einigen Orten, auch ſogar in Finnland, iſt bey den gemeinen Leuten das ſogenannte Ziehen gebräuchlich, welches ebenfalls eine Art von Tortur iſt. Wenn nämlich ein Kind das Herzgeſpann hat, nimmt man es und legt es auf den Bauch, alsdann beugt man ihm den rechten Fuß über den Rücken, und ſtreckt dagegen den linken Arm aus, ſo, daß ſeine linke Hand die rechte Ferſe oder die Zehen berührt. Auf gleiche Art verfährt man übers Kreuz mit dem rechten Arme und dem linken Fuße. Erreichen nun dieſe Theile einander nicht, ſondern fehlt ein halbes oder ganzes Viertel, wie oft geſchieht: ſo giebt man Acht, welche Seite oder welcher Theil kürzer iſt; alsdann ſchmiert und bähet man ſo lange, bis die Gliedmaßen, ſo übers Kreuz gelegt, an einander rühren; und das nimmt man für ein Zeichen an, daß das Kind geſund ſey

Die in den Apotheken ſogenannte rothe Butter (Unguentum potabile rubrum) iſt in ſolchem Falle von gutem Nutzen, wenn ſie mit Citronen- Pomeran- Fenchel- oder Anisöhl vermiſcht wird. Man ſtreicht damit die Kinder täglich von der Herzgrube an, nach der linken Seite hin, und im Rücken; aber warm. Einige Tropfen von ſolchem Oehl, mit gepülvertem Zucker abgerieben, ſind zugleich ein innerliches Mittel wider dieſe Krankheit, welches, mit Digeſtiven zu gleichen Theilen vermiſcht, täglich einigemal, zu einer Meſſerſpitze voll, in Fenchelwaſſer gegeben werden kann. Oft aber iſt ein Brechmittel oder eine Purganz nöthig; wozu eine Meſſerſpitze voll Jalappenwurzel- oder Rhabarberpulver in Pfirſichblüthſyrupp, oder auch in einem Theelöffel voll Meerzwiebeleſſigmeth (Oxymel ſquillae) hinlänglich iſt. Wenn man dem Kinde Manna mit ein wenig Jalappenpulver und einem Tropfen

Anisöhl reichet, Klyſtiere von Waſſer und Zucker, mit einigen Tropfen Anisöhl, und äußerlich die obigen, oder auch Kamillen = Nelken = Spick = Wermuth = Wachholder = oder Muskatennußöhl, oder warme geröſtete Brodrinden, mit mancherley Gewürz eingerieben, und etwas Kinderbalſam befeuchtet, in der Gegend des Magens applicirt, und zugleich die Ammen anhält, daß ſie täglich Muskatennuß, oder Fenchel= und Aniskörner käuen, ſo hat man die angerögten Kinder recht nach der Kunſt tractirt.

Zu den beſondern Mitteln wider dieſe Krankheit gehören auch folgende. Die Fieberrindeneſſen; wird Kindern, die zum Herzgeſpann geneigt ſind, eine Zeit lang, täglich eine Stunde vor den Mahlzeiten, zu einigen Theelöffeln voll, in zwey bis dreymal ſo viel Meliſſen= oder Fenchelwaſſer verdünnet, eingegeben, ſehr gute Dienſte thun. Auch ſind zur Cur ſelbſt Klyſtiere von Fieberrinde beſonders dienlich.

Ein oder zween Tropfen Cajeputöhl auf Zucker in den Mund genommen, und allmählich verſchluckt, befreyen gemeiniglich ſogleich den Magen von Blähungen und Krämpfen. Weil aber dieſes Oehl eine ſtarke Wirkung im Munde thut, ſo iſt es nur für ſchon einigermaßen erwachſene Kinder, die man bedeuten kann. Solchen läßt ſich auch bey heftigem Drücken und Spannen im Magen einige Tage lang das Decoct von Wulferleyblumen, (Flor. arnicae) zu ein paar Taſſen voll, geben. Man kocht nämlich eine Hand voll ſolcher Blumen in einem Nößel Bier. Eine kleine Uebelkeit, welche man die erſtenmale vom Genuſſe dieſes Decocts empfindet, geht bald vorüber, wenn man ſich auf das Bett legt. Pulveriſirter Campher, in Leinwand genäht, in der Herzgrube zu tragen, iſt zuweilen von außerordentlicher Wirkung wider die Blähungen und Krämpfe des Magens. Kann man die Kinder bereden, oft ein wenig Muskatennuß zu käuen und zu verſchlucken, ſo wird ſie dieſes von der Neigung zum Herzgeſpann befreyen.

Knoblauch, Teufelsdreck, Biſam und Mohnſaft ſind beſſer für Erwachſene; wenigſtens muß ſie ein Arzt verordnen, wenn bey Kindern Gebrauch davon gemacht werden ſoll.

Was man das Herzgeſpann bey Thieren, inſonderheit Pferden, nennen könnte, davon werd ich im Art. Magen=Krampf handeln.

2. Eine Pflanze, welche nach dem Linné eine Art des Löwenſchwanzes (Leonurus) iſt, und in dem Wahne des großen Haufens ein kräftiges Mittel wider das Herzgeſpann iſt, wenn es zu den Kindern in die Wiege gelegt wird, oder wenn man ihnen den Saft mit Milch, oder das Waſſer davon eingiebt; Herzgegeſpann, Herzgeſpannkraut, Herzkraut, wildes Mutterkraut, Wolfsfuß, Wolfstrappe, Agripalma, Branca lupina, Peslupi, Lycopus *Fuchſ.* Cardiaca *Offic.* Leonurus Cardiaca, foliis caulinis lanceolatis trilobis *Linn.* Fr. Agripaume, Gripaume. Man findet dieſes Gewächs in ganz Europa, an angebaueten Oertern, an den Zäunen und Wänden, in den Sommermonaten häufig blühend. Die faſerige Wurzel treibt einen hohen, viereckigen, äſtigen Stängel, an welchem einander gegenüber lanzettförmige, in drey ſpitzige eingekerbte Lappen getheilte, oben an den Aeſten aber mehr ganze Blätter, und an dem Winkel derſelben wirtelförmig geſtellte Blumen ſitzen. Jeder Wirtel beſteht aus vielen, dicht an einander geſetzten Blumen; die äußerlichen ſind mit ſchmalen Deckblättern umgeben. Der Kelch zeigt 5 grünliche Linien und 5 ſpitzige Zäckchen, davon die beyden untern länger und mehr ausgebreitet ſind. Die obere Lippe des blaßröthlichen Blumenblattes iſt haarig, und hat am Grunde eine Falte; die beyden Seiteneinſchnitte der untern, mit purpurfärbigen Puncten bezeichneten, Lippe biegen ſich unterwärts, der mittelſte aber iſt mehr aufwärts gerichtet. Zuweilen findet man in Gärten Stöcke mit breiten und krauſen Blättern, welche Varietät ein beſſeres Anſehen hat, und Cardiaca criſpa genannt wird.

Dieſe Pflanze iſt dem Namen nach berühmter, als im Gebrauche. Sie hat, wie geſagt, den Namen daher erhalten, weil ſie, nach der gemeinen Meinung, in Herz- oder vielmehr Magenbeſchwerungen Hilfe leiſtet. Ein aus den geſtoßenen und gekochten

Blättern bereiteter Umſchlag, ſoll, wenn er auf den Leib gelegt wird, das Magendrücken der Kinder, welches von aufgebläheten Seiten und Magen herrührt, heilen, indem er nämlich die zähen Säfte, deren Gährung Blähungen verurſacht, auflöſet. Sie ſoll die Convulſionen ſtillen, die Verſtopfungen der Eingeweide heben, und die Würmer tödten. Das Pulver davon, wenn es zu 1 Quent in Wein genommen wird, ſoll nicht nur den Urin und die monatliche Reinigung befördern, ſondern auch die Geburt erleichtern. Rajus ſchlägt das Decoct dieſer Pflanze, und das mit Zucker vermiſchte Pulver der getrockneten Pflanze im Herzklopfen, hypochondriſchen und hyſteriſchen Zufällen, als ein Mittel von gar vortrefflicher Kraft und Wirkung vor. An dieſem allem zweifeln die neuern Aerzte mit Recht; denn außer einiger Bitterkeit kann man nichts Beſonderes darin finden. Die Roßärzte brauchen ſie auch bey einigen Krankheiten des Rindviehes und der Pferde. Die Blumen werden von den Bienen beſucht.

Herz-Geſperr, ſ. den vorhergeh. Art.

Herz-Gewächs, **Herz-Polyp**, Polypus cordis, ein fehlerhaftes Gewächs in dem Herzen, welches zuweilen wildes Fleiſch, zuweilen knorpelartig, zuweilen aber auch ein bloß ſchleimiges Weſen iſt, den Umlauf des Geblütes hindert, und daher Herzklopfen verurſacht.

Herz-Gras, Coronopus; ſ. Krähen Fuß.

Herz-Grube, Diminut. das Herzgrübchen, Oberd. Herzgrüblein, (*) Gr. Anticardium, Fovea cordis, Scrobiculus cordis, Fr. Foſſette du coeur, Foſſette de l'eſtomac, die Höhle oder kleine Vertiefung, welche man äußerlich unmittelbar unter dem ſchwertförmigen knorpeligen Fortſatze des Bruſtbeines (Os ſter-

(*) In dem alten Fragmente auf den Feldzug Carls des Groſſen bey dem Schilter Herznavel.

ſterni) wahrnimmt, und welche gleichſam das Ende der Bruſt und den Anfang des Unterleibes beſtimmt. Sie iſt von ſehr geringem Umfange, und ſcheint von der einwärts ſtehenden und zurück gebogenen Spitze des ſchwertförmigen Knorpels herzurühren. Bey fetten Körpern iſt ſie deswegen auch wenig wahrzunehmen, weil ſie alsdann mit darunter liegendem Fette ausgefüllt iſt.

Herz=Haut, ſiehe oben, S. 97.

Herz=Kammer, zwo Höhlen in dem Herzen, welche durch eine Scheidewand von einander abgeſöndert ſind, von welcher die zur rechten Seite das Blut aus der Lunge erhält, die zur linken aber daſſelbe durch den ganzen Leib vertheilt; ſiehe oben, S. 101. Bey den Jägern hingegen wird die ganze Höhle in dem vordern Theile eines wilden Thieres, worin die Lunge und das Herz liegen, und die Rippen enge zuſammen ſtoſſen, ſo ſich zwiſchen den beyden Bügen befindet, die Herz=Kammer genannt.

Herz=Kirſche, ſ. Kirſche.

Herz=Klee, Tricordium, Trifolium cordatum ſ. cordiale, Acetoſella; ſ. Th. I, S. 266, fgg.

Herz=Klopfen, ein ungewöhnliches, mit Aengſtlichkeit verbundenes Klopfen des Herzens, welches ſowohl von phyſikaliſchen als moraliſchen Urſachen herrühren kann, und im gemeinen Leben auch das Herzpochen genannt wird.

Alle Krankheiten, welche ein großes Hinderniß des Umlaufes des Blutes bey ſich haben, worunter auch das Herzklopfen gehört, ſind nicht als gleichgültig anzuſehen. Derer Urſachen, welche ein ſolches Uebel erregen, iſt keine geringe Anzahl, weswegen es auch eins der gemeinſten iſt. So wie aber die Urſachen wichtig oder gering ſeyn können, ſo ſind auch die Wirkungen durch ihre Grade unterſchieden. Man muß das Herzklopfen oder Herzpochen, L. Palpitatio cordis,

von einem bloßen Herzbeben oder Herzzittern, Lat. Tremor cordis, wohl unterſcheiden. Dieſes entſteht von einer leichten Urſache, findet ſich auch bey Geſunden, und geht bald vorüber; jenes aber iſt mehr anhaltend, ſehr beſchwerlich, und mit bedenklichen Zufällen verknüpft. Einigen iſt dieſe Krankheit erträglich, da ſie andern ſtarke Ohnmachten zuwege bringt. Jener konnte gewiß nicht gleichgültig dabey geweſen ſeyn, von dem **Caſtellus** berichtet, daß er die Schläge ſeines Herzens gehört habe, wenn er ihm zur Seite geſtanden. **Foreſtus** verſichert ſogar, außerhalb des Hauſes das Herzklopfen des Kranken gehört zu haben. **Horſt** erzählt, daß durch die heftigen Schläge des Herzens die Rippen der linken Seite bey einem Menſchen ſich gekrümmt hätten. Unter allen aber, welche hievon geſchrieben haben, giebt *Angelus Victorinus* wohl die ſtärkſte Wirkung an, nämlich, daß ſogar die Rippen davon gebrochen wären. Das Herzklopfen kann von Giften, von ſtarker Bewegung und Erhitzung, von Ueberladung des Magens, von unordentlichem Monatsfluß und Hämorrhoiden, von ſchwacher Verdauung und von Blähungen im Magen und Gedärmen, von Schreck, Zorn oder Furcht, von einem Reize im Herzen, von Vollblütigkeit, von Kaffee und hitzigen Getränken, von heißer und dumpfiger Luft, von engen Kleidern und unnatürlichen Stellungen, von zurückgetretenem Podagra ꝛc. entſtehen. Jede dieſer Urſachen erfodert eine gemäße Cur, deren nähere Abhandlung aber mich zu weit führen würde. Faſt allezeit, nur bey einem Herzgewächſe nicht, kann Hülfe Statt finden. Nur einiger beſondern Mittel, welche man darin bewährt gefunden hat, werde ich Erwähnung thun. Darunter gehört zuvörderſt das Schröpfen. Man ſetzt nämlich dem Kranken, nachdem man ihn durch gehörige Arzneyen dazu präparirt hat, ein Paar Schröpfköpfe auf die Bruſt, jedoch ohne ſich dabey des Schröpf-

inſtrumentes zu bedienen; in welcher Abſicht auch die Anſetzung der Blutegel ihren Nutzen hat. Sollte aber der Kranke die Anwendung dieſes Mittels auf der Bruſt ausſchlagen, ſo thun ihm auch widerholte Scarificationen auf dem Rücken mit dem Schröpfinſtrumente gute Dienſte

Einen gewiſſen Kranken, welcher lange Zeit mit dieſer Plage behaftet geweſen war, und welcher mancherley Mittel dagegen gebraucht hatte, aber allemal ohne dauerhaften Nutzen, lehrte der Zufall ein Mittel, welches allemal in weniger als 1 Minute zuverläſſige Hilfe verſchaffte. Da er nämlich einſt ſich zu Schlieſſung des rechten Schuhriemens bückte, verlor ſich plötzlich das Herzklopfen mit dem gewöhnlichen kurzwährenden Verhalten des Athems. Dieſes half auf einige Zeit; und er darf jetzt nur einen erhabenen Sitz ſuchen, um ſich mühſam nach dem rechten Fuße zu bücken, ſo kann er ſich alſobald ſelbſt auf einige Wochen Freyheit von ſeiner Plage verſchaffen.

Die Wirkung dieſes Mittels iſt vielleicht nicht ſchwer zu erklären. Allgemein freylich iſt es nicht; allein dafür gebe ich es auch nicht aus.

In den meiſten Roßarzneybüchern findet man eine Krankheit dieſes Namens bey Pferden beſchrieben, die aber vielmehr als ein Zufall mehrerer und ganz verſchiedener Krankheiten anzuſehen iſt. Es bleibt immer ein ſehr gefährlicher Zufall, zumal wenn das Herzklopfen außerordentlich ſtark iſt. Es kann von einem heftigen Fieber, von Gewächſen im Herzen und in den großen Gefäßen, von einer Herzbeutelwaſſerſucht, einer Cardialgie, Darmgicht und mehrern Krankheiten herrühren, welche allemal ihre eigene Mittel erfodern. Dem Herzklopfen kann man übrigens durch Aderläſſe und kühlende Mittel, z. B. Salpeter, Einhalt thun.

Herz=

Herz-Knorpel, im g. L. eine Benennung des Bruſtbeines, Sternum, welches halb knorpelig iſt, im vordern Theile der Bruſt vor dem Herzen liegt, und die Rippen aufnimmt.

Herz-Kohl, eine Art braunen Kohles, deſſen Blätter ſich in der Mitte der Pflanze in ein Herz zuſammen ſchließen; von Herz, das Mittelſte eines Dinges.

Herz-Kraut, eine Benennung, 1. des oben, S. 123, beſchriebenen Leonurus Cardiaca *L.*; 2. der Meliſſe.

Herz-Läppchen, das Diminutivum des ungewöhnlichern Wortes der Herzlappen. 1. In der Zergliederungskunſt, kleine Höhlen oder Säckchen auf der Seite der Blutadern oben an beyden Herzkammern, worin ſich das zum Herzen laufende Blut, bey noch nicht eröffneter Herzkammer verweilet; ſ. oben, S. 99

2. Im g. L. kleine viereckige, aus weißer Leinwand, Damaſt oder Zwillich geſchnittene und umſtochene doppelte Lätzchen, welche kleinen Kindern bey dem Einwindeln über das Herz gelegt werden.

Herz-Laub, Herzblatt, Rais de coeur, in den bildenden Künſten, ein Laubwerk an den Geſimſen in Geſtalt eines Herzens. Wenn es Einſchnitte hat, heißt es geſchlitztes oder geſpaltenes Herzlaub, Fr. Rais de coeur refendu, zum Unterſchiede vom einfachen, Rais de coeur ſimple; ſiehe Th. XIX, S. 64, und Fig. 1000, No. 5 und 6.

Herz-lieb, herzlich geliebt, welches im Hochdeutſchen nur noch im gem. Leb. üblich iſt. Herzlieber Bruder. Herzliebſte Mutter.

Herz-Muſchel, eine Art Muſcheln mit vollkommenem Charnier in Geſtalt eines Herzens, Cardium, Chama cordiformis. Der Bewohner derſelben iſt ein Seehaſe (Tethys). Die zu dieſem Geſchlechte der Muſcheln gehörigen Arten, werden, unter andern, im 3. B. des neuen Schaupl. der Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 822, f. angezeigt und beſchrieben.

Herz-

Herz-Ohr, ſ. oben, S. 99.
Herz-Pfirſiche, ſ. unter Pfirſiche.
Herz-Pochen, ſ. Herz-Klopfen.
Herz-Polyb, ſ. Herz-Gewächs.
Herz-Rad, an den Schlageuhren, das zweyte Rad des Schlagewerkes, weil er das Herz, d. i. das mittelſte Rad iſt, und ſich zwiſchen dem Hebenägelrade und Schloßrade in der Mitte befindet.
Herz-Sack, ſ. oben, S. 97.
Herz-Same, Cardioſpermum *L.*; ſ. Herz-Erbſe.
Herz-ſchlächtig, eigentlich ein heftig ſchlagendes Herz habend. Am häufigſten wird dieſes Wort und das Hauptwort Herzſchlächtigkeit im gem. Leben von den Pferden gebraucht, eine Krankheit zu bezeichnen, welche eigentlich in einer Entzündung der Lunge und der Bruſtmuskeln beſteht, von einer übermäßigen Erhitzung und darauf erfolgten Erkältung herrührt, und mit einem ſtarken Fieber, ſchweren und ängſtlichen Athem und einem harten und geſchwinden Pulſe verbunden iſt; wobey dem Thiere das Herz und der Bauch heftig ſchlägt. In weiterer Bedeutung wird ein jeder mit einem beſchwerlichen Athemholen und daraus entſtehenden Schlagen der Seiten (Flanken) verbundener Huſten bey den Thieren, und beſonders bey Pferden, der Dampf oder die Dämpfigkeit (ſ. Th. VIII, S. 730) die Herzſchlächtigkeit genannt.

Dieſes Wort lautet in der Nürnberg. Reform. von 1522 haarſchlechtech, in dem hohenlohiſchen Landrechte, haar- oder herzſchlechtig, (*) in einer braunſchweig. Verordnung hart-

(*) Die deutſchen Rechte enthalten von den Fehlern der Pferde, die einen Verkauf derſelben untüchtig und ungültig machen können, beſondere Verordnungen; und bey dieſen Verordnungen ſieht man einen Beweis, wie die Geſetze von Leuten, die ſich nur um Wörter und nicht um die Sache ſelbſt bekümmern, verſtanden werden. Weil in ihnen haarſchlächtig ſtatt herzſchlägig geſchrieben war, ſo haben die Rechtsgelehrten, die es nicht für nöthig hielten, ſich hier von Roßärzten oder Roß-

 käu-

harſchlägig, in dem ſächſ. Weichbilde hartſchlegig, in dem böhm. Landrechte hartkeichend, in Niederſ. hartſchlechtig. Die Unkunde der wahren Beſchaffenheit dieſer Krankheit hat allerley ſeltſame Ableitungen dieſes Wortes hervor gebracht. Es ſtammet ohne Zweifel von Herz, Niederſ. Hart, und ſchlagen ab, weil das Herz dabey ungewöhnlich ſchlägt, und folglich auch die Seiten in eine heftige Bewegung ſetzt. Man darf es deswegen nicht hartſchlägtig ſchreiben, weil ſchlagen, ſo wie tragen u. a. ihr g in den Ableitungen in mehrern Fällen in ein ch verwandeln. Am richtigſten würde man es herzſchlägig ſchreiben, von dem folgenden Herzſchlag. In Nürnberg iſt für herzſchlächtig auch bauchbläſig üblich, und Bluntſchli, ein Schweitzer, nennt engbrüſtige Leute gutſchlägige.

Die Entzündung der Lunge und der Bruſtmuskeln, welche bey den Pferden beſonders mit dem Namen der Herzſchlächtigkeit, Fr. Pouſſe, belegt, und wovon ein keichendes, engbrüſtiges und bauchſchlagendes oder herzſchlächtiges Pferd im Fr. Cheval pouſſif, genannt wird, iſt eine der gefährlichſten Krankheiten des Viehes. Sie gehört unter die eine kürzere Zeit dauernden Krankheiten, und wird von den meiſten Vieharzten gemeiniglich verkannt. Oefters wird ſie den Thieren nur deswegen tödtlich, weil man ihre Gegenwart nicht bey Zeiten wahrgenommen hat. In der Grafſchaft Burgund iſt ſie unter dem Rindvieh ſehr gewöhnlich. Eine übermäßige Erhitzung und eine unmittelbar darauf folgende Erkältung iſt faſt immer die herorbringende Urſache derſelben. Das höchſt unſinnige Verfahren einiger Leute mit den Pferden, dieſe Thiere in einen außerordentlichen Schweiß zu ſetzen, kann ſehr leicht Anlaß dazu geben. Dieſe Krankheit iſt jederzeit mit einem ſtarken Fieber verbunden. Der Puls

Täuſchern belehren zu laſſen, dieſes Wort getroſt durch Scabioſus überſetzt, ohne zu bedenken, ob daſſelbe einen innerlichen Hauptmangel nach dem Begriffe der deutſchen Rechte bedeuten kann. *Vitriarius* de tribus vitiis equorum capitalibus Saxonicis, Traj. rhen. 1694. Cap. 1, §. 4.

Puls iſt hart und geſchwinde; das Maul trocken; die Augen glänzend und roth; das Thier holt geſchwinde und ängſtlich Athem und ſchlägt mit dem Bauche; es verräth dabey den großen Schmerz, den es in der Bruſt empfindet, ziemlich deutlich. Der Urin iſt roth und klar; der Miſt trocken. Das Pferd legt ſich bey dieſer Krankheit gar nicht nieder. Es huſtet ſehr oft; der Huſten iſt aber trocken und kurz; wenn es geritten wird, huſtet es ſtärker.

Für diejenigen, welche die Krankheiten nicht genau kennen, iſt es etwas ſchwer zu unterſcheiden, ob ein Pferd herzſchlächtig iſt, oder noch kürzlich verſchlagen hat (ſich verfangen hat, die Rehe hat). Allein, wer nur darauf Acht hat, daß alsdann bey der Bewegung ein ziſchender, pfeifender Laut, und eine größere Erhebung der Seiten ſich ereignet, als bey einem bloſſen Verſchlagen, der wird den Unterſchied leicht einſehen. Ueber dieß klingt auch der Huſten bey der Herzſchlächtigkeit nicht ſo dumpfig, ſondern er iſt vielmehr nur ein kurzes Gekoze, als wenn er auf dem obern Theile der Luftröhre ſeinen Sitz hätte, da er doch meiſtens in der Lunge ſitzt.

Bey dieſer Krankheit muß man entweder ſchleunige Hülfe verſchaffen, oder man wird gar keine zu ſchaffen im Stande ſeyn. Man muß ſogleich an beyden Droſſel-(Lungen-) Adern Blut laſſen, und zwar ziemlich reichlich; ja, man muß ſogar den Aderlaß noch öfter wiederholen, wenn der erſte nicht genug hilft. Das aus der Ader fließende Blut wird alsdann dick und ſchwarz ſeyn, und hernach, wenn es kalt wird und geſtanden hat, eine dicke, weiße und zähe Haut bekommen. Unmittelbar nach dem erſten Aderlaß giebt man folgendes Klyſtier. Man kocht eine Handvoll Kamillen in 1 Quart Waſſer, ſeihet es ab, und vermiſcht einen guten Löffel Salz und 4 Loth Lorbeeren- oder Baumöhl damit. Dieſes gebraucht man laulich als ein Klyſtier, und wiederholet den Gebrauch deſſelben hernach alle Tage dreymal. Alle vier Stunden giebt man innerlich 1 Loth Salpeter ein, und ſetzt, ſo

bald als möglich, auf jede Seite der Bruſt ein Haarſeil, welches man durch etwas in die Wunde geſtreutes ſpaniſch Fliegenpulver um deſto geſchwinder zur Vereiterung bringt. Unter den Trank wird Vitriolſpiritus oder Honigeſſig (Oxymel ſimplex) gemiſcht.

Man hat ſich immer mehr Mühe gegeben, geheime Mittel wider dieſe Krankheit zu erlangen, als daß man ſich um die wahre Urſache derſelben bekümmert hätte, da man doch ſolchen Pferden durch eine ſorgfältige Wartung mehr Dienſte, als durch die koſtbarſten und theuerſten Arcana erweiſen kann. Wenn man ſich entweder jeztgedachter Vermiſchung des Getränkes bedient, oder einen Tag um den andern in des Pferdes Getränke 4 Quent Salpeter und 2 Quent Salmiak auflöſet, ſo wird ſolches ſtark durch den Urin wirken, und das Keichen oder die Herzſchlächtigkeit am ſicherſten erleichtern. Folgendes iſt zuweilen zu gebrauchen, und kann eine Zeitlang etwas thun: Man nimmt friſche Milch, 1 Quart; Oehl und Eydotter mit einander vermiſcht, 8 Loth, giebt ihm dieſes lauwarm, und läßt das Heu wohl ausſtäuben und etwas mit Waſſer anfeuchten; macht es aber nicht zu naß, weil ſonſt das Pferd es nicht gern frißt.

Ein herzſchlächtiges Pferd muß mit Futter geſpeiſet werden, welches nahrhaft iſt, und zugleich nicht viel Raum einnimmt; d. h. es muß mehr Körner, als Heu, bekommen. Denn wenn ein Pferd ſeinen Wanſt mit Heu anfüllen muß, ſo iſt es auch genöthigt, ſolches mit Waſſer zu verdünnen und zur Verdauung geſchickt zu machen; dieſes aber verurſachet ein ſtärkeres Preſſen gegen die Lunge, und macht mithin das Uebel ärger. Wenn daher ſolche Pferde eine Reiſe thun ſollen, muß man ihnen viel Hafer und wenig Heu, welches etwas befeuchtet worden iſt, geben. Uebrigens muß ein ſolches Thier in einem warmen Stalle ſtehen, und eine ſtarke Streu haben, auch mit Decken behangen ſeyn.

Die Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Bruſt endiget ſich entweder mit der völligen Wiederherſtellung des Thieres; und alsdann muß man das Thier noch eine Zeit lang in Anſehung des Futters behutſam warten, und es inſonderheit vor Erhitzung und ſchleuniger Erkältung in Acht nehmen; oder es entſteht eine Vereiterung der Lunge und die Lungenſucht

ſucht danach; oder es erfolgt in kurzer Zeit der Tod.

Die Roßhändler in Deutſchland laſſen ein mit der Engbrüſtigkeit oder Herzſchlächtigkeit behaftetes Pferd, die Zeit über, wenn es auf dem Markte zum Verkauf ſteht, wenig oder gar kein Heu freſſen, damit es nicht viel ſaufe, und daher ſeine Lunge ſich deſto leichter aufblaſen könne, und der Huſten oder die Engbrüſtigkeit das Pferd im Vorreiten oder Muſtern nicht zu ſehr plage. Die engliſchen Roßtäuſcher aber haben ein noch beſſeres Mittel, dieſen Fehler zu verſtecken; ſie nehmen nämlich eine Staude Meerrettig, ½ Elle lang, ſchaben ſie ganz friſch, ſtecken ſie in jedes Naſenloch nach einander, drücken von außen das Naſenloch zu, und reißen das Stück Meerrettig mit Gewalt heraus, damit der Saft ſich überall in der Naſe anhänge. Da nun ſolcher ſehr ſcharf iſt, ſo muß das Pferd ſtark nieſen; und man bewirket dadurch ſo viel, daß es die kurze Zeit, da ſolches gemuſtert wird, guten Athem hat, den es aber, ſo bald der Meerrettig nicht mehr in der Naſe beißt, wieder verliert. Das beſte Mittel, ſich wider ſolche Betrügereyen zu bewahren, iſt, daß man dem Pferde die Gurgel zudrücke, und es huſtend mache. Wenn alſo der Huſten kurz und abgebrochen iſt, und ſeine Haare nicht glatt, ſondern, vornämlich in den Flanken, borſtig ausſehen, ſo wird ſich nach dem Huſten das Zeichen der Herzſchlächtigkeit untrüglich zeigen; das Pferd wird mit den Flanken ſchlagen, und in der Dünnung eine Höhle machen, welche durch die Gewalt des ſchweren Athemholens entſteht.

Herz=Schlag. 1. Der Schlag des Herzens, welcher durch die Einziehung und Ausſtoßung des Blutes entſteht. Beſonders eine Krankheit des Rindviehes und der Schafe, wobey ihnen der Bauch ſtark ſchlägt und der Athem oft ausbleibt, welche Krankheit bey den Pferden die Herzſchlächtigkeit genannt wird; ſiehe

den vorhergehenden Artikel. Das Bey= und Nebenwort davon heißt herzſchlägig, und im gem. Leben herzſchluckig.

2. Im gem. Leben einiger Gegenden, beſonders Niederſachſens, wird der Lappen über der Leber bey den Thieren der Herzſchlag, Niederſ. Hartſlag, genannt. Noch häufiger führt Herz, Lunge und Leber von einem Viehe, beſonders von Kälbern, dieſen Namen, welches in Oberſachſen das Geſchlinge heißt.

Herz=Sims, ein Glied in der Baukunſt; ein halber Herzſims, Fr. Moulure ovale en demi-coeur; ſiehe Th. XIX, S. 56.

Herz=Spann, ſ. Herz=Geſpann.

Herz=Waſſer, das in dem Herzbeutel befindliche Waſſer, worin das Herz gleichſam ſchwimmt; ſiehe oben, S. 98. Imgleichen im g. L. ein herzſtärkendes abgezogenes Waſſer.

Herz=Weh, Cardialgie; ſ. Magen=Krampf.

Herz=Wurm, in dem Wahne des großen unwiſſenden Haufens, ein Wurm, welcher ſich in dem Herzen befinden und durch ſeinen Abgang den Tod verurſachen ſoll. Wenn daher Jemanden das Waſſer aus dem Magen in den Mund tritt, ſo heißt es alsdann, der Herzwurm beſeiche ihn. Auch einen hohen Grad des Herzklopfens und des Herzwehes pflegt man dieſem Wurme zuzuſchreiben, und dieſe Krankheiten wohl ſelbſt den Herzwurm zu nennen.

Man verſteht unter Herzwurm auch eine Art von Verderben, welche vornämlich den weißen Kopfkohl trifft, wovon er an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Herz=Wurzel, an den Bäumen und einigen Gewächſen, diejenige Wurzel, welche ſenkrecht in die Erde geht, und das Herz, oder die mittelſte unter den Wurzeln iſt; die Hauptwurzel, Pfahlwurzel, Spießwurzel oder Zapfenwurzel, zum Unterſchiede von den Seiten=

ten- und Nebenwurzeln. An dem Weinſtocke wird ſie von einigen auch die Pfeilwurzel genannt. Ein Mehreres davon ſiehe im Art. Wurzel.

Die Benennung der Herzwurz oder Herzwurzel, führen auch verſchiedene Pflanzen; als: 1. die Bärwurzel, ſiehe Meum; 2. das Giftheil, Aconitum Anthora *L.* ſ. Th. I, S. 378, fgg.; 3. der Hahnenſporn, Ariſtolochia rotunda vulgaris *offic.*, ſ. Th. II, S. 384; 4. die Hermodatteln, ſ. oben, S. 66.

Herz-Zittern, ſ. Herz-Klopfen.

Herzen, aus Liebe an ſein Herz drücken, umarmen. In weiterm Verſtande, umarmen, küſſen, überhaupt, ſowohl von erlaubter als unerlaubter Umarmung. Laban herzete und küſſete den Jacob, 1. Moſ. 29, 12. Herzen hat ſeine Zeit, Pred. 3, 5. Imgleichen als ein Reciprocum. Herze dich nicht mit eines andern Weibe, Sir. 9, 12. Im Hochdeutſchen kömmt es nur noch in der vertraulichen Sprech- und Schreibart vor. Für lieben überhaupt, die Weisheit herzen, Sprichw. 4, 8. imgleichen für umfangen, ſeine rechte Hand herzet mich, Hohel. 2, 6. iſt es im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

Herzhaft, Herz habend; ſ. Herz 2

1. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit beſitzend, alle Furcht gehörig zu mäßigen, und in dieſer Fertigkeit gegründet, wo es dem furchtſam entgegen ſteht. Ein herzhafter Mann. Eine herzhafte That. Sich herzhaft zu etwas entſchließen. Herzhaft reden.

2. In engerer Bedeutung, Fertigkeit beſitzend, alle Gefahr zu mehrerer Anſtrengung ſeiner Kräfte im Widerſtande dagegen zu gebrauchen; tapfer, im Gegenſatze des feige. Den Feind herzhaft angreifen. Herzhaft wider den Strom ſchwimmen.

Herzig. 1. Ein Herz habend. Wie man Herz das Inwendige des Holzes nennt, ſo braucht man das Beywort herzig ebenfalls in ſolchem Verſtande. Bey dem

dem Holzhandel, wird man oft hören: In dieſem Walde ſind die Kienbäume nicht ſo herzig, als in jenem, d. i. ſie haben nicht ſo viel feſtes Holz inwendig, ſondern viel Splint.

2. Im g. L. der Hoch- und Oberdeutſchen wird herzig auch für herzlich, zärtlich, geliebt, gebraucht. Ein herziges Kind.

Herzog, (*) L. Dux, Fr. Duc, ein Wort, welches in den älteſten Zeiten Deutſchlandes den Anführer eines Heeres, d. i. eines großen Haufens, beſonders eines Kriegesheeres, oder doch der Kriegesvölker einer ganzen Provinz oder eines Landes bedeutete. In welcher nunmehr veralteten Bedeutung dieſes Wort im Angelſ. Heretoga, im Isländ. Hertog, im Schwed. Haertig, im mittlern Lat. Heretochius, lautet. Bey dem Heniſch führt daher die Nachteule noch den Namen des Herzogs, weil ihr die Vögel, wenn ſie ſich bey Tage ſehen läſſet, in ganzen Heeren nachzuziehen pflegen.

Nachmals ſtanden dieſe Herzoge zugleich ganzen Provinzen oder Ländern vor, deren Mannſchaft ſie in Kriegszeiten anführten, in Friedenszeiten aber die höchſte Gewalt entweder mittelbar oder unmittelbar ausübten, und den Grafen vorgeſetzt waren. Urſprünglich ſtellten, wie geſagt, die Herzoge Kriegsoberſten oder Heerführer (gleichſam Herren des Zuges, Duces) vor, führten aber ihr Amt nicht länger, als es demjenigen, der ſie eingeſetzt hatte, beliebte. Zu Carls des Großen Zeiten waren den Herzogen ganze Länder anvertrauet, um daſelbſt, zu Friedenszeiten, das Juſtiz- und Polizeyweſen zu verwalten, im Kriege aber die

(*) Die Abſtammung dieſes Wortes iſt nicht ſchwer. Es iſt aus Heer und ziehen, ehedem tiuhan, teohan, Niederſ. tehen, anführen, zuſammen geſetzt, ſo wie das Lat. Dux von ducere abſtammet. Borhorn war feſt überzeugt, daß das alte perſiſche Xerxes mit unſerm Herzog, ſowohl der Abſtammung als Bedeutung nach, überein komme.

die aufgebotene Mannſchaft ins Feld zu führen. In beyderley Abſicht waren jedem Herzoge 12 Grafen (Comites) als Beyſtände zugeordnet.

In dieſem Verſtande lautet es ſchon in dem Iſidor Herizohi. Ottfried nennt Pilatum Herizoho, und bey dem Notker heißt Gott, Herizog. Auch in der deutſchen Bibel wird 1. Sam. 25, 30. und 2. Sam. 5, 2. David, ein Herzog über Iſrael, und Chriſtus Matth. 2, 6. ein Herzog über Iſrael, und Ebr. 2, 10. ein Herzog der Seligkeit genannt.

Heut zu Tage iſt ein Herzog ein Beherrſcher eines Herzogthumes, L. Ducatus, Fr. Duché, oder ſolchen Landes, welchem ehedem ein Herzog im alten Verſtande vorgeſetzt war, oder welches in den ſpätern Zeiten zu der Würde eines Herzogthumes erhoben worden, oder endlich auch, eine Perſon, welche von einem Höhern ausdrücklich mit dieſer Würde bekleidet worden. Im deutſchen Reiche folgen die alten Herzoge unmittelbar auf die Churfürſten, vor den Fürſten; diejenigen aber, welche erſt in den neuern Zeiten von den Kaiſern dieſe Würde erhalten haben, gehen den alten Fürſten nach.

Vormals waren nur 4 Herzoge in deutſchland, nämlich Bayern, Sachſen, Schwaben und Franken; heut zu Tage aber ſind ihrer 7, als: Bayern, Sachſen, Braunſchweig, Meklenburg, Holſtein, Lothringen und Würtemberg.

In Großbritannien iſt ein Herzog zugleich auch Marquis, Graf, Vicomte und Baron.

In Frankreich heißt Duc oder Herzog ein zur franzöſiſchen Nobleſſe gehöriger Herr, deſſen Würde zunächſt auf die Würde eines Prinzen (Prince) folgt. Es wurden nämlich ehemals aus dem hohen Adel 12 vorgezogen, die man Pairs nannte, davon die Hälfte Herzoge, und die andere Hälfte Grafen, beyderſeits aber halb geiſtlich und halb weltlich waren, die vor andern große Macht und Anſehen, vornämlich aber bey der Krönung eines Königes ihre eigene Verrichtungen haben. Ob nun gleich hernach mit zunehmender Gewalt der Könige ihr Anſehen abgenommen hat, ſo iſt ihnen doch die Verrichtung bey der Krönung noch übrig geblieben; und weil die weltlichen mit der Zeit

ausgegangen, und nicht mehr ſind, ſo werden auf ſich ereignenden Fall, gewiſſe Perſonen ernannt, die deren Stelle vertreten. Die heutigen Herzoge werden Ducs & Pairs (Herzoge und Pairs von Frankreich) genannt, wenn ſie eine Duché Pairie, d. i. ein Herzogthum, welches mit einer Pairſchaft verbunden iſt, beſitzen. Diejenigen, deren Duchés-Pairies vermöge ſolcher Lettres Patentes, welche das Parlement in gehöriger Form approbiret und beſcheiniget hat, errichtet worden ſind, gehören zur Zahl der hohen Kronbedienten, und in dieſer Qualität wohnen ſie der Salbung des Königes und andern Prachtceremonien bey, und haben Sitz im Parlement. Diejenigen, die nur durch einen offenen und unverſiegelten königlichen Gnadenbrief, den ein Staatsſecretär ausfertiget, den Titel und die Würde eines Herzogs erhalten haben, heißen Ducs à brévet, oder ſchlechtweg Ducs. Haben Ducs, oder auch Ducs & Pairs, die Urkunden ihrer Herzogswürde und Pairſchaft nicht vom Parlement verificiren laſſen, ſo beſtehen die Vorzüge, welche ſie wegen dieſes Titels zu genießen haben, nur in den Honneurs des Louvre. Am Hofe nehmen die Herzoge ihren Rang nach dem Alter ihrer Herzogthümer, im Parlement aber nach dem Alter ihrer Pairſchaft.

Die Herzoge von Venedig und Genua führen dieſen Namen, doch in ihrer Sprache mit einem Unterſchiede von den andern, indem ſie nämlich nicht Duca, ſondern Doge, genannt werden. Sie gelangen zu ſolcher Würde nicht durch Erbrecht, ſondern durch die Wahl; der zu Venedig auf lebenslang, der zu Genua aber nur auf 2 Jahre, nach deren Verlaufe er wieder ab- und in die Ordnung der Senatoren tritt. Ihre Gewalt erſtreckt ſich auch nicht weiter, als daß ſie in dem Rathe den Vorſitz haben, und ihren Namen zu Vollziehung der gemachten Schlüſſe herleihen.

Den Titel Erzherzog, L. Archidux, Fr. Archiduc, (d. i. ein Herzog, welcher vor andern Herzogen einen Vorzug hat,) legten ſich ehedem auch die Herzoge von Lothringen und Brabant bey. Heut zu Tage wird derſelbe nur allein von dem Hauſe Oeſtreich geführet, deſſen männliche Glieder Erzherzoge, und deren Gemahlinnen Erzherzoginnen, genannt werden.

Der

Der Titel Großherzog, Grand Duc, kömmt den Beherrſchern von Toſcana zu, und giebt ihnen zugleich den Rang über andere Herzoge zunächſt den Königen.

Heſpe, ſ. Häſpe.

Heſperis Linn. ſ. Nachtviole.

Heſperis allium redolens, *Alliaria*, Knoblauchkraut; ſ. Th. I, S. 514.

Heſſe, ſ. Häkſe.

Heſſel, Heſſeling, ein Fiſch; ſ. Häſeling.

Heſſiſche Tiegel, ſ. Schmelz-Tiegel.

Heßlich, ſ. Häßlich.

Hetre, ſ. Büche.

Hetſchepetſch, Dorn- oder wilde Roſe; ſ. Roſe.

Hetz-Bahn, Hetz-Garten, Hetz-Gebäude, Hetz-Haus, ſ. Hetze 2.

Hetz-Hund, bey Kampfjagen und im Jagdweſen, eine Art großer ſtarker Hunde, welche bloß zum Hetzen gebraucht werden; ſ. unter Hund.

Hetz-los, ſ. Hetz-Riemen.

Hetz-Peitſche, eine große ſtarke Peitſche, wie ſie die Jäger bey einer Hetze zu Pferde zu brauchen pflegen.

Hetz-Platz, ſ. Hetze 2.

Hetz-Riemen, bey den Jägern, ein lederner Riemen, woran die Windhunde geführet werden; ſ. auch Hetzſtrick. Die Hunde von dem Hetzriemen losmachen, damit ſie dem Wilde nacheilen können, heißt bey den Jägern, die Hunde hetzlos machen.

Hetz-Schirm, bey einem Hauptjagen, ein Schirm von Buſchwerke für die Hetzhunde.

Hetz-Strick, bey den Jägern, ein Seil, an welchem die Hetzhunde geführet werden.

1. Hetze, (die) an einigen Orten, ein Name der im X. Th. S. 768, fgg. beſchriebenen Aelſter, eines Raubvogels.

2. Hetze, von dem folgenden Zeitworte. 1. Die Handlung des Hetzens. Eine Hetze anſtellen, ein Thier mit Hunden hetzen. Auf die Hetze gehen. Die Haſenhetze, Bärenhetze, Wolfshetze, Schweinshetze oder Sauhetze u. ſ. f. Auch figürlich. In der Hetze ſeyn, von allen Seiten in Gefahr, in Verlegenheit ſeyn. Eine Hetze mit Jemanden haben, ſich mit ihm zanken; imgleichen, ihn ohne Verſchonen verſpotten, auch, ihn in der Hetze haben.

2. Der Ort, wo Thiere mit Hunden zum grauſamen Vergnügen der Zuſchauer gehetzet werden; der Hetzplatz, das Hetzhaus, der Hetzgarten, die Hetzbahn, das Hetzgebäude; wovon ich ſogleich ſprechen werde.

3. Eine Hetze Hunde, bey den Jägern, ſo viel Hetzhunde, als zuſammen eingehetzet ſind; ſ. auch Hatz, wie dieſes Wort im Oberdeutſchen lautet.

Wo großer Herren Höfe ſind, pflegt man wohl allerhand, theils einheimiſche, theils ausländiſche rare und wilde Thiere zu hägen, als: weiße und graue Wölfe, weiße und graue wilde Schweine, weiße und ſchwarze Bären, Auerochſen, Löwen, Tieger, Luchſe, Panther u. d. gl. wie auch beſondere Vögel, welche in einigen Höfen, Gräben, Kammern oder andern Behältniſſen ihren Aufenthalt, und beſondere Aufſeher oder Wärter haben, die für ihre Erhaltung ſorgen müſſen. Solche Thiere werden denn theils zum Vergnügen der Herrſchaft angeſchaffet, theils müſſen ſie auch bey Gegenwart fremder Herrſchaften denſelben eine Veränderung durch einen Kampf verſchaffen, oder bey andern Solennitäten ſich ſtreitend ſehen laſſen.

Bey den Römern waren die Plätze und Schaubühnen, worauf allerhand wilde Thiere unter einander, auch wohl mit Menſchen, kämpfen, und dadurch dem ganzen Volke, ſowohl Vornehmen als Geringen ein Schauſpiel verſchaffen mußten, ihre Amphitheater,

deren Größe, Anſehn und Koſtbarkeit faſt Menſchenkraft und Vermögen zu überſteigen ſchienen. Die Anlage derſelben war rund und oval, und ohne Dach. Der ganze Bau beſtand auswendig aus verſchiedenen Etagen von Pfeilern, Säulen und Bögen. Inwendig waren oben, rings herum, Logen für die vornehmſten Zuſchauer. Unter dieſen Logen befanden ſich die ſtufenweiſe angelegten Sitze für das gemeine Volk, zwiſchen welchen hin und wieder Treppen angebracht waren, um darauf zu einer jeden Reihe Sitze kommen zu können. Die unterſte Etage (Cavea) war ohne Treppen und Sitze, hin und wieder aber auf den Seiten mit ſtark gewölbten Höhlen für die wilden Thiere, welche durch die in der Mauer befindlichen Thüren in den Kampfplatz eingelaſſen werden konnten, auch mit andern Behältniſſen für die Rennpferde und für das bey den Kampfſpielen nöthige Geräth verſehen. Der Kampfplatz ſelbſt hieß Arena, weil er mit Sand beſtreuet war.

Das vornehmſte unter allen war das Veſpaſianum in Rom, welches wegen ſeiner Größe das Coloſſeum genannt, und vom *Degodetz* in ſeinen Edifices antiques de Rome ausführlich beſchrieben, und nach allen Dimenſionen entworfen worden. Man findet auch Nachricht davon in *Serlio*, *Scamozzi*, und in des *Lipſii* und *Maſſei* Werken von Amphitheatris, desgleichen in des *Fontana* Amphitheatro Flavio, Hag. Com. 1725, f. welcher deſſen Länge zu 564, und die Breite zu 467 veroneſiſche Fuß angiebt. Nach des *Degodetz* Grundriß iſt die ganze Länge 594, und die Breite 495 Pariſer Fuß, die innere Länge oder die Länge des Kampfplatzes 263 Fuß 11 Zoll, die Breite aber 165 F. 1 Z. oder ⅓ der ganzen Breite. Nach Keyslers Ueberſchlag hatten 32 bis 34000 Zuſchauer darin Platz, und *P. Victor* giebt gar 87000 Stellen an. **Eutropius** und **Caſſiodorus** melden, daß bey ſeiner Einweihung 5000, oder wie *Dio* lib. 66 meldet, 9000 wilde Thiere von allerley Arten auf dieſem Kampfplatze umgebracht worden.

Das Amphitheater in Verona, wovon noch jetzt vieles zu ſehen iſt, ſiehe **Fig. 1309**, war, nach des *Fontana* Angabe, 450 veroneſiſche Fuß lang, und 360 F. breit, worauf nach

Keys=

Keyslers Ueberſchlag, 22184 Perſonen Platz gehabt. Im *Maſſei*, de gli Amfiteatri è ſingolarmente del Veroneſe, in Verona, 1728, 8. und *Torellus Sarayna*, de orig. & amphith. Veron. 1540, f. findet man es ſehr ausführlich beſchrieben; auch findet man in *Serlio* einen Grundriß davon. Letzterer beſchreibt auch das Amphitheater, welches in Pola, eine Stadt in Dalmatien, befindlich war. Auch zu Nimes hatten die Römer ihren großen Geiſt im Bauen durch ein Amphitheater blicken laſſen. Das zu Arles hat *Joſeph Guys* in ſeiner Deſcript. des arenes ou de l'amphith. d'Arles, Arel. 1665, 4. beſchrieben.

Auch bey Neapolis findet man noch ein Amphitheater, insgemein Coliſeo genannt, welches ehedem mitten in der Stadt Pozzuoli geweſen ſeyn ſoll, jetzt aber beynahe eine Viertelſtunde davon entfernt iſt. Dieſes Amphitheater iſt oval von Backſteinen aufgeführt, und hat in der Länge 172, in der Breite aber 88 Fuß. Die Erdbeben haben ihm zwar großen Schaden zugefügt, indeſſen aber ſind doch die unterſten 2 Gallerien noch in ziemlich gutem Stande. Hier ſoll der heil. Januarius mit ſeiner Geſellſchaft den wilden Thieren vorgeworfen, von ſolchen aber mit vielem Reſpect verehret worden ſeyn.

Die Abſichten, welche die Römer bey ſolchen Laſten von Gebäuden hatten, kommen heut zu Tage, wenigſtens in dem Grade, nicht vor. Da die Hetzen nicht mehr um ſo vieler Menſchen willen, wie die römiſchen Thierkämpfe, angeſtellet werden, ſo iſt auch nicht nöthig, ſolche erſtaunlich große Gebäude und Schaubühnen dazu zu errichten, ſondern man umſchließt einem Hof mit einem etliche Etagen hohen Gebäude, worin viele Oeffnungen nach dem Hofe zu ſind, damit eine ziemliche Anzahl Menſchen Zuſchauer abgeben können. In der untern Etage ſind Gewölbe und Kammern für die zum Kampf gewidmeten Thiere, welche mit ſtarken Fallthüren dergeſtalt verſehen ſind, daß, wenn ſolche oben aufgewunden werden, das Thier alsdann heraus laufen, und hernach, wenn man die Fallthür niederläßt, wieder darein verſchloſſen werden kann. Daß aber der Hof viereckig gemacht werde, iſt eben nicht zu rathen, obgleich zu den ſpaniſchen Thiergefech-

tes

ten viereckige Marktplätze gebraucht werden: denn dieſe werden nicht der viereckigen Figur wegen, ſondern weil ſie einen geräumigen Platz geſtatten, dazu genommen. Es iſt beſſer, wenn ein ſolcher Hof acht-zwölf- oder gar ſechzehneckig iſt, weil dieſes einem Amphitheater näher kömmt, als das Viereck, und auf dem Boden aus der Höhe alles beſſer überſehen werden kann, die kämpfenden oder gehetzten Thiere auch insgeſammt mehr im Geſichte bleiben müſſen, als wenn ſie ſich in den 4 Ecken herum tummeln.

Fig. 1310 a), b), c), d) und e), ſtellen Grundriſſe, Aufriſſe und Durchſchnitte eines Hetzgebäudes dar.

Fig. 1310 b) iſt der halbe Grundriß der untern Etage, und Fig. 1310 c) der halbe Grundriß der zweyten Etage. a, a, a, a, Fig. 1310 b), ſind gewölbte Kammern für wilde Thiere. c, der Gang vor dieſe Kammern. b, ein Eingang. d, d, Eingänge zu den Treppen, welche in die 3, 4, 5 und 6te Etage führen. E, der Hetzplatz, deſſen Weite im Lichten von Winkel zu Winkel etwas über 100 Fuß beträgt. n, der Eingang in den Hetzplatz, dergleichen auch gegenüber iſt. Solche dienen auch, wenn Fuchsprellen angeſtellet werden ſollen, zu einer Entrée. f, f, f, f, Fig. 1310 c), ſind Logen zum Zuſchauen in einer zweyten Etage. g, ein Gang davor. h, h, h, doppelte Freytreppen, welche nach der zweyten Etage führen. Jede Loge hat vorn an der Bruſtlehne eine 10 Fuß breite Oeffnung. Solcher Logen ſind in dem ganzen Gebäude 120. Es können alſo eine ziemliche Menge Zuſchauer, welche an der Bruſtlehne ſtehen, Platz haben, und füglich dahinter noch eine Reihe Zuſchauer ſich befinden.

Fig. 1310 a) zeigt den Aufriß des Hetzgebäudes.

Fig. 1310 e), giebt das Profil quer durch das Gebäude, nach der Durchſchnittslinie der Grundriſſe b h, Fig. 1310 b) und c). Auch zeigen ſich hier die Oeffnungen der Logen, darunter aber die Auslaßthüren der Thiere, und ein kleines Fenſter über derſelben.

Fig. 1310 d) giebt theils einen Aufriß nach einer andern Wendung, als der Riß Fig. 1310 a), theils einen Durchſchnitt durch die Treppen nach der Linie l m, Fig. 1310 c).

Wollte

Wollte man den Hetzplatz größer haben, müßte man lieber die Figur ſechzehneckig machen.

In Deutſchland hatte das ehemalige Hetzgebäude in Berlin, (welches von **Nering** gebauet war, und von König **Friedrich Wilhelm** 1720, bey Gelegenheit der Vermehrung des königl. Cadetencorps zum Cadetenhauſe angewieſen wurde, um welches der jetzige König, im J. 1775, ein anſehnliches neues Gebäude, in einem gleichſeitigen Vierecke, 3 Etagen hoch, nach **Ungers** Angabe aufführen ließ, da dann, nachdem das neue Gebäude zum Theil fertig war, das alte im J. 1777 abgebrochen wurde), den Vorzug, theils weil es in Form des alten, zu dergleichen Schauſpielen beſtimmten, römiſchen Amphitheaters gebauet war, als auch, weil in demſelben allerhand Arten wilder und grimmiger Thiere, inſonderheit drey große Löwen, weiſſe und ſchwarze Bären, etliche Tieger, wilde Auerochſen und hauende Schweine, aufbehalten wurden.

Hetzen, (*) ſowohl eilen als eilen machen, die Bewegung einer Perſon oder Sache beſchleunigen, in welcher

(*) In dem alten Fragmente auf Carls des Großen Feldzug hezzen, im Schwabenſp. hetzen, im Niederſ. hiſſen, im Holländ. hiſſen und hiſchen, im Schwed. hiſſa und hetſa, im Dän. hedſe, im Florent. izzare, bey den übrigen Italienern adizzare. Wachter lautet es von Aß, ätzen, ankörnen, Friſch von dem Geſchrey der hetzenden Jäger he! he! und Ihre von heiß, Niederſ. heet, Schwed. het, her. Die letzte Ableitung würde die wahrſcheinlichſte ſeyn, wenn es nicht noch eine beſſere gäbe. Der harte zuſammen geſetzte Laut in der Mitte des Wortes läßt ſchon vermuthen, daß es ein Intenſivum, Frequentativum oder Factitivum ſeyn müſſe; und das iſt es wirklich, indem es ſowohl ſehr eilen, als ſehr eilen machen, bedeutet. Es muß alſo von einem Stammworte herkommen; welches heſen, oder, da es in gröbern Mundarten auch hatzen (ſiehe Hatz) geſprochen wird, haſen lautet und eilen bedeutet; ſo wie das Lat. incitare, von cito, eilig, gebildet worden. Und dieſes Stammwort iſt noch wirklich vorhanden, wie bereits bey den Wörtern Haſchen, Haſe und Haſtig gezeigt worden. Indeſſen kann es ſeyn, daß Heiß, Hitze, und dieſes veraltete haſen, eilen, und active jagen, in ihrem Urſprunge nahe mit einander verwandt ſind. Bey den alten Finnen und Lappen war Hyſe der Gott der Jagd.

cher weiteſten und eigentlichen Bedeutung es aber groſ- ſentheils veraltet iſt. Es iſt

I. Ein Neutrum, welches das Hülfswort haben bekömmt, aber nur bey den Jägern für eilen, lau- fen, bekannt iſt. Ein Fehler iſt es, wenn der Leit- hund hinter einen jeden Vogel darein hetzet. Der Wolf hetzet nach dem Raube, oder zu ſeinem Fraße, d. i. er läuft, eilet, wofür bey den meiſten Jägern trollen üblicher iſt.

II. Als ein Activum, jagen, verfolgen, wo es noch Klagel. 3, 52. heißt; meine Feinde haben mich gehetzet, wie einen Vogel. Hier braucht man es nur nur noch in engerer Bedeutung von vierfüßigen Thie- ren, und beſonders von den Hunden. Der Hund hetzt gern, bey den Jägern, von dem Leithunde, wenn er gern alle Thiere, welche ihm vorkommen, verfolget, ſich mit ihnen herum jaget. Wenn eine Sau von einem Saubeller gefunden und gehetzt (verfolget) wird.

Noch häufiger, vermittelſt eines andern Thieres, beſonders vermittelſt der Hunde jagen, oder in voller Flucht verfolgen. Einen Ochſen mit Hunden hetzen, oder auch nur ſchlechthin, einen Ochſen hetzen. So auch Bären, Wölfe, Eſel, Haſen hetzen. Einen Fuchs todt oder zu tode hetzen. Hetzen reiten, auf die Hetze reiten. Ins Garn hetzen, bey den Jägern, ein Thier vermittelſt der Hetzhunde in das Garn trei- ben. Von Strick aus hetzen, oder von dem Stricke hetzen, wenn man im freyen Felde hetzet. Auf den Ball hetzen, nach dem von dem Saufinder durch Bel- len gegebenen Laute die Rüdenhunde auf die Sau an- laſſen. Einen Bettler von dem Hofe hetzen, mit Hunden von dem Hofe treiben. Auch figürlich, Je- manden hetzen, ihn ohne alles Verſchonen verſpotten, aushöhnen, beſonders wenn ſolches von mehrern zu- gleich geſchiehet. Er iſt mit allen Hunden gehetzt, ſagt man im g. L. von einem Menſchen, der ſich in

alle Fälle leicht zu ſchicken weiß, beſonders von einem, der auf alle Ränke abgerichtet iſt; wo die Figur von einem den Hetzhunden ſchon mehrmals entgangenen und dadurch verſchlagener gewordenen Thiere hergenommen iſt.

III. Eilen, verfolgen machen, und in weiterer Bedeutung anreizen, antreiben. Auch hier braucht man es nur noch in einigen Fällen, beſonders von den Hunden. Den Hund an oder auf einen Ochſen hetzen. Die Hunde hinter Jemanden darein, hinter ihm her hetzen. Hunde, Thiere an einander hetzen. Imgleichen von Perſonen. Zwo Perſonen an einander hetzen, ſie mit einander uneins machen, einen Zank, ein Mißverſtändniß unter ihnen ſtiften.

1. Heu (der) oder Hui, ein in Holland, Flandern und England ſehr gebräuchliches Hochbord von mittelmäßiger Größe, welches einen flachen Boden hat, und daher nicht tief im Waſſer geht; einen Gabelmaſt, ein Mars- und ein Stagſegel führt, und 300 Tonnen in ſich nimmt. Die Engländer nennen es Hoy und Hulk. Die Gabel am Maſt wird von den flandriſchen Schiffleuten la Corne genannt. Siehe auch Holk und Huker.

Es gehört, der Abſtammung nach, vermuthlich zu dem Geſchlechte des Wortes hohl, oder auch zu hauen. Im Schwed. iſt Ho ſowohl ein ausgehöhlter Stamm, woraus man das Vieh tränket, ein Trog, als auch der Canal oder das Gerinne, welches das Waſſer auf das Mühlrad führt.

2. Heu, (*) (das) in weiterer Bedeutung, alles abgehauene und gedörrte Gras, beſonders ſofern es zum Futter für

(*) Bey dem Ulphilas Häwi, bey dem Notker Hauue, im Schwabenſp. Hoeuu, in den monſeeiſchen Gloſſen Houo, im Niederſ. Hau, im Osnabrück. Hög, Häg, im Holländ. Hoy, im Angelſ. Hieg, Hig, im Engl. Hay, im Dän. Hoe, Heu, und Haa, Grummet, im Schwed. Hoe, im Isländ. Hei, im Finniſchen Heinae. Caſaubonus leitet es von dem Griech. εἶα, Gras, Friſch von hägen, ſchonen, geſchontes Gras, Wach,

für das Vieh beſtimmt iſt, L. Fenum, Fœnum, Fr. Foin. Heu machen, Heuen, welches alle zur Zubereitung des Heues nöthige Beſchäftigungen, beſonders das Umwenden, trocknen und Zuſammenbringen des abgehauenen Graſes mit in ſich ſchließt; Niederſ. hauen. Heu gewinnen, es zubereiten, und dadurch als ſein Eigenthum bekommen; ſiehe Heu-Gewinn.

Das Gras nebſt andern zur Viehfütterung dienlichen Pflanzen wächſt theils auf natürlichen, theils künſtlichen Wieſen, in beſonders dazu beſtimmten Grasgärten, auf Lehden, in Wäldern, wo es, um Heu daraus zu machen, mit der Senſe oder Sichel abgemähet und getrocknet wird. Da nun die meiſten an ſolchen Orten wachſenden Pflanzen eine ausdauernde (perennirende) Wurzel haben, treibt dieſe nach dem Abmähen von neuem Blätter und Stängel; und wenn dieſelben zu einiger Vollkommenheit gelangt ſind, können ſie entweder mit dem Viehe betrieben und abgefreſſen, oder noch einmal abgemähet, und zu Heu gemacht werden. Daher kömmt es, daß man ein- und zweyhauige (ein- und zweymähdige, ein- oder zweyſchürige) in manchen Gegenden auch dreyhauige oder drrymähdige Wieſen antrifft. In engerer Bedeutung wird nur das erſte Heu, welches von den zweymähdigen Wieſen gewonnen wird, Heu oder altes Heu genannt. Was bey den zweymähdigen nach der erſten Heuerndte abgemähet und zu Heu gemacht wird, nennt man Nachgras, Nachmahd oder Grummet (Grommet) (*) L. Fœnum chordum, Fœnum ſerotinum, Fr. Regain. Bey den dreymähdigen wird die zwote Erndte Heugrummet,

Wachter und die meiſten übrigen von hauen, im Alemann. houwen, ab, welche Ableitung dadurch wahrſcheinlich wird, weil man das Gras niemals eher Heu zu nennen pflegt, als bis es bereits abgehauen iſt, wenn es gleich noch nicht trocken iſt.

(*) Die Abſtammung dieſes Wortes, ſiehe Th. XX. S. 248, f. Anm.

oder die erſte Nachmahd, und was bey dem dritten Mähen gewonnen wird, Grummet ſchlechtweg, oder die zwote Nachmahd genannt. Von den Orten ſelbſt, wo das Heu gewonnen wird, bekömmt daſſelbe verſchiedene Benenungen und Eigenſchaften, wovon ich weiter unten ſprechen werde. Wie die Wieſen zum Grastragen geſchickt zu machen und zu bearbeiten, und nach abgemähetem Graſe ferner zu behandeln ſeyn, wird im Art. Wieſe vorkommen. Hier habe ich es nur mit dem daraus zu machenden Heu, deſſen Bereitung und Nutzung thun.

Die Verfertigung oder Einerndtung des Heues; imgleichen dir Zeit, wenn das Gras gehauen, zu Heu gemacht und eingeführt wird, beſonders in der engern Bedeutung des Wortes Heu, wird die Heuerndte, L. Fœniſecium, Fr. Fauchage, Fauge, Fanage, Fenaiſon, genannt, wofür im Oberdeutſchen Heumad, Heumaht (von mähen) imgleichen Heuet üblich iſt. Die einmähdigen Wieſen werden gemeiniglich um das Feſt Jacobi gehauen, und daher Jacobswieſen genannt. Auf dreyhauigen Wieſen, deren es aber nicht viele giebt, geht die Heuerndte gleich nach Pfingſten oder im Anfange des Junius an; das Heugrummet pflegt man gegen Ende des Julius, und das Grummet in der Mitte oder gegen Ende des Septembers einzubringen. An einigen Orten nimmt man bey dreyhauigen Wieſen die erſte Heuerndte vor, wenn die Linde zu blühen anfängt; die zwote, wenn der Hahnenkamm (Rhinanthus Criſta galli *L.*) den Samen zur Reife zu bringen, und deſſen Samenbehältniß zu klappern anfängt; und die dritte richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Graswuchſes und der Witterung. Die meiſten Wieſen werden des Jahrs zweymal gehauen. Die erſte Erndte geſchieht im Junius um Johannis, oder auch zu Anfange des Julius, welcher daher den Namen Heumonat bekommen hat. Zum Grummet wird zu Ende des Auguſts oder Anfange des Septembers gehauen.

Auf die gehörige Beobachtung der Zeit, wenn das Gras geſchnitten oder gemähet werden muß, kömmt bey der Heuerndte ſehr viel an. Denn das Gras hat ſeine eigene Zeit der Reife; und alles Mähen vor oder nach dieſer Zeit bringt lauter Verluſt zuwege. Wenn ein Stück Land früh zum Grastragen bereitet iſt, und ſeine gehörige Düngung gehabt hat, kann es öfters ſchon zu Ende des Maymonates geſchnitten werden. Es giebt einige, die bey günſtiger Witterung daſſelbe früher ſchneiden, ſich nach dem erſten Anſcheine der Reife richten, und, großen Nutzen davon zu haben, ſich einbilden, indem ſie ſich ſolchergeſtalt frühzeitig zu der andern Erndte bereiten; allein ſolche verlieren gemeiniglich mehr bey der erſten, als ſie in der andern gewinnen können. Auf die erſte Erndte kömmt die Hauptſache an, und darauf muß man alſo vorzüglich ſehen; die andere iſt nur wie eine Kleinigkeit dagegen zu rechnen.

Eine jede Pflanze hat eine gewiſſe Zeit im Jahre, darin ſie blühet; und auch das Gras hat die ſeinige. Wenn wir bey andern Pflanzen den Lauf der Natur unterſuchen, ſo werden wir finden, daß, obgleich ihre Blätter währendem Blühen ſehr ſchön ſtehen, ſie dennoch, wenn der Same zur Reife kömmt, welk werden. Die Blätter des Graſes gehören eben ſowohl zur Quantität des Heues, als die Halme, und ſind wirklich der beſte Theil; ſie müſſen daher keinesweges hintan geſetzt werden. Auf wohl gewarteten Grundſtücken kommen die gemeinen Arten des Graſes am Ende des Maymonates oder im Anfange des Junius zur Blüthe; und das iſt auch die natürliche Zeit, es abzuſchneiden. Das Heu hat ſeine gehörige Quantität nicht eher, als bis die Halme völlig ausgewachſen ſind; nach ſolcher Zeit aber gerathen die Blätter ſo geſchwinde in Verfall, daß man unten zwanzigmal ſo viel verliert, als man oben gewinnt. Man ſchätzt die ſchöne

ſtahlgrüne Farbe an dem Heu beſonders hoch. Dieſe kömmt nun zwar größtentheils auf das Heumachen an; allein es muß dieſelbe ſchon in dem Graſe ſelbſt ſeyn, ſonſt iſt alle Mühe, die man beym Trocknen anwendet, vergebens. Dieſe gute Farbe nun kömmt, wie die übrigen guten Eigenſchaften, auf die Zeit des Mähens oder den Grad der Reife des Graſes an. Wenn das Gras eben in der Blüthe iſt, ſind ſeine Blätter grün und ſchön; wenn es aber in die Saat ſchießt, werden ſie braun. Dieſes iſt die erſte Stufe zu ihrem Verfall; und dieſe Veränderung der Farbe kann keine, auch die größte, beym Trocknen und Umwenden des Heues beobachtete Sorgfalt wieder erſetzen. Wenn das Gras nur erſt eben zur Vollkommenheit gelangt iſt, ſo iſt es gar zu grün: hat es hingegen zu lange geſtanden, ſo wird es braun, und die bey dem Heu ſo beliebte feine blaßgrüne Farbe kann hernach durch keine Kunſt wieder zu Wege gebracht werden. Nächſt der Farbe des Heues beſteht auch in dem Geruche deſſelben ein großer Theil ſeines Werthes; und es kömmt hiebey bloß auf die rechte Zeit des Mähens an; durch das rechte Trocknen wird er nur erhalten, aber nicht hervor gebracht. Heu, welches vor dem Mähen zu lange geſtanden hat, ſieht wie Stoppeln aus, und hat keinen Geruch mehr. Das Gras hat zur Zeit ſeiner Blüthe, welches eben der rechte Zuſtand ſeiner Vollkommenheit iſt, den angenehmſten Geruch, den man kennt, wenn ſeine Stängel durchſchnitten ſind, und ſeine Säfte beym Trocknen ausdünſten. Nach dieſer Zeit fällt die Farbe des Halmes ſowohl, als der Blätter, völlig weg. Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur gegen die Herbſtzeit Gras anſehen, welches zwiſchen Büſchen aufgewachſen iſt, und wozu weder die Sichel oder Senſe, noch das Vieh hat kommen können. Es iſt daſſelbe tro=

trocken und braun, und hat Geſchmack und Geruch nebſt allen andern guten Eigenſchaften verloren.

Die ganze Sache beruhet auf dem oben angeführten Grundſatze, daß alle Pflanzen einen gewiſſen Zuſtand der Vollkommenheit haben; und die Kunſt des Haus- und Landwirthes beſteht darin, daß er denſelben zu bemerken wiſſe, und ſeine Klugheit, daß er ſich denſelben zu Nutze mache. Dieſer Zuſtand der Vollkommenheit äußert ſich bey vollkommenen Pflanzen zu der Zeit, wenn ſie blühen. Wollen wir den Samen von Pflanzen haben, ſo müſſen wir länger warten, und alsdann ſehen wir, daß die Pflanze vertrocknet. Die Zeit ihrer Vollkommenheit iſt nur alsdann, wenn ſie zur Blüthe kömmt. Die Apotheker kaufen ihre Kräuter, welche ſie zum Deſtilliren gebrauchen, um dieſe Zeit, weil ſie wiſſen, daß, wenn die Blumen ſich öffnen, die Stängel, Blätter und alle Theile voll Kraft ſind. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Graſe. Der Haus- und Landwirth muß in dieſem Stücke mit eben ſolcher Sorgfalt wählen.

Um nun zu wiſſen, ob das Gras in ſeinem Zuſtande der Vollkommenheit ſey, muß man die ganze Pflanze deſſelben unterſuchen. Man kann es zwar auch an den Köpfen allein ſehen; da ſich aber die Wirkung des Reifens auch unten an der Pflanze zeigt, ſo muß beydes in Augenſchein genommen werden. Man muß in dieſer Abſicht am Ende des Maymonates oder im Anfange des Junius fleißig auf ſeine Grasfelder gehen, die Halme, die alsdann ſchon ziemlich hoch gewachſen ſind, unterſuchen, und ſehen, ob ihre Köpfe ſich der Reife nähern. Man wird dabey von Zeit zu Zeit gewahr werden, daß die Köpfe aufſchwellen, und endlich werden einige weiße Fäden daran zum Vorſchein kommen. Bey einigen Arten des Graſes zeigen ſich dieſe an der Oberfläche der Knoſpen; bey andern hängen ſie ungefähr $\frac{1}{5}$ Zoll von demſelben herab. Eben dieſes iſt die Blüthe des Graſes; und wenn dieſe ſich zeigt, ſo muß man zur Heuerndte Anſtalt machen. Man muß aber nicht bloß nach 1 oder 2 Pflanzen unter 1000 urtheilen, ſondern wenn das ganze Feld voll Blüthe

ſteht, eine genaue Unterſuchung anſtellen. Je voller und friſcher die Köpfe des Graſes, und je vollkommener und geſünder die untern Theile deſſelben ſind, deſto beſſer iſt es. Man öffne demnach das Gras mit den Händen an verſchiedenen Stellen bis ganz hinunter, und gebe genau Acht, was für ein Anſehen die untern Theile haben. Wenn die Köpfe reifen, ſo werden die untern Theile braun; und dieſes iſt das erſte Kennzeichen des Verfalles. Alsdann gewinnt der Kopf nichts mehr, und der untere Theil verliert ſehr viel. Dieſes iſt alſo die Zeit zum Mähen.

Ge. Rud. Böhmer progr. de juſto fœniſecii tempore, Vitemb. 1776, 4.

Das eiſerne Werkzeug, womit das Gras von den Wieſen abgehauen oder abgemähet wird, wird bekanntermaßen die Senſe, und zwar beſonders Gras-Wiecken- oder Heuſenſe genannt, und kömmt in der Hauptſache mit der im XI. Th. S. 388, fgg. beſchriebenen Getreideſenſe überein. Beyde ſind mit einerley Eiſen oder Klinge verſehen, und nur in Anſehung der Stiele oder ſogenannten Senſenbäume von einander unterſchieden. Die Klinge iſt ein ſehr dünnes, etwas krumm gebogenes und wohl geſtähltes ſcharf ſchneidendes Eiſen, hinten am Ringe, wo ſie an den Senſenbaum geſtoßen wird, gute 4 Querfinger, und in der Mitte ungefähr 3 Querfinger breit, vorn aber wie ein Habichtſchnabel krumm und ſpitzig zulaufend. Sie muß zum Grasmähen 38 Zoll lang ſeyn, und wenn man den Stiel perpendiculär ſtellet, daß die Klinge unten komme, muß dieſe alſo auf den Stiel geſtoßen ſeyn, daß ihre Spitze 15 Grad über die Horizontalfläche erhaben ſey, an dem andern Ende aber, wo ſie nämlich aufgeſtoßen iſt, muß ſie auf der Horizontalfläche aufliegen. Die Grasſenſe hat einen krumm laufenden unten aus- und oben eingebogenen Baum, welcher von einem Selbſtwuchs alſo zubereitet wird. Er muß

unten

unten ziemlich in die Höhe gebo[illegible] ſeyn, wodurch die Klinge in etwas über die Erde erhoben wird, in der Mitte hingegen muß er in der Gegend des Knebels ein wenig aufwärts, und an ſeinem obern Ende wieder unterwärts gebogen ſeyn. Die mittlere und obere Biegung dient dazu, daß der linke Arm im Hauen nicht allzu hoch geführt werden dürfe, welches ein unförmliches und ſchweres Hauen verurſachet. Der untere Bogen iſt wegen der Kürze und Niedrigkeit des Graſes, damit der Stiel nicht auf die Erde treffe, und dadurch den Hieb hindere. Die Krümmen abgerechnet, iſt der Stiel in gerader Linie 2 Ellen hoch. Der Stiel oder Baum iſt, anſtatt daß er bey der Getreideſenſe nur einen, beynahe in der Mitte quer eingepflöckten Griff oder ſogenannten Knebel hat, bey der Grasſenſe an dem einen Ende, welches man in der linken Hand hält, mit einer Krücke, und ungefähr beym dritten Theile von oben hinunter mit einem hölzernen Knebel, wie ein Haken, den man im Hauen mit der rechten Hand hält, verſehen. Unten am Ende des Baumes iſt die Senſe mit einem eiſernen Ringe an dem Baum befeſtigt. Das bey der Getreideſenſe oben, wo die Klinge angeſtoßen wird, befindliche ſogenannte Zeug- oder Senſengerüſt fehlt bey der Grasſenſe gänzlich.

Fig. 1311, iſt der Abriß einer in Schonen gebräuchlichen, und nach eines jeden Arbeiters Größe und Wachsthum ſo vernünftigen und natürlichen Regeln gemäß eingerichteten Heuſenſe, welche eine gewohnte und ungewohnte Hand mit gleicher Fertigkeit führen kann. Die ganze Länge des Baumes an derſelben wird von dem Fuße des Mähers bis unter deſſen Arm genommen. Die Stelle der Handhabe oder des ſogenannten Knebels, A, giebt die Länge des Armes, wenn derſelbe ſich auf der Krücke B ſtützet, und ſich mit geſchloſſener Hand herunter ſtrecket. Der Schweif C ruhet auf dem linken Arme. Mit einer

ſolchen Senſe mähet der Arbeiter das Gras, ohne daß er durch Niederbücken ſeine Mühe vermehren darf. Freyherrn Carl Härlemann Reiſen durch einige ſchwediſche Provinzen, Lpz. 1781, 8. S. 68.

Eine isländiſche Senſe ſieht man Fig. 1312 abgebildet. Sie iſt 1 Elle lang und 2 Z. breit, mit einem 1 Finger breiten ledernen Riemen, an einen 2½ bis 3 Ellen langen Stiel oder Schaft befeſtigt, welcher mit der Länge der Senſe etwas über einen rechten Winkel, und hingegen mit der Breite oder Schneide derſelben einen etwas kleinern oder ſpitzigen Winkel macht, je nachdem nämlich der Schnitter zu mähen gewohnt iſt. In Island ſteht die Schneide allgemein höher, als anderswo. Die Senſe wird ungefähr jede Stunde mit einem Wetzſteine geſchärfet, welcher von der isländiſchen Handlungsgeſellſchaft dahin geführt wird; dem ungeachtet wird ſie doch noch einmal des Tages ins Feuer gelegt, damit ſie dünn gehämmert werden kann.

Nach dem ſogenannten Hausgeſetz iſt die Tagearbeit eines mittelmäßig geübten Schnitters ein ebenes Stück Land von 30 Quadratklafter. Ein ſolcher abgemeſſener Platz wird Dagſlaata genannt. Die Frauensleute ſammeln das gemähete Heu mit ihren Harken, und breiten es auf die in der Nähe liegenden bequemen Anhöhen zum Trocknen aus; überfällt ſie währender Arbeit plötzlich ein Regen, ſo wird es auf dem Felde in kleine ovale Haufen (Isländ. Laun oder Lan) geſetzt, welche alle mit ihren Enden dem Winde entgegen ſtehen. Dieſe Haufen ſind ungefähr 2 Ellen hoch, 1½ E. breit, und 4 bis 5 E. lang. Sobald das Heu völlig trocken iſt, wird es nach Hauſe in die Scheune gebracht, und daſelbſt aufgeſtapelt. Iſt das Haus nicht zu entfernt, wird es in große Haufen gebunden, und von ſtarken Mannsperſonen dahin getragen; ſonſt bedient man ſich der Pferde, wovon ein jedes zween ſolche Bündel, eins auf jeder Seite, trägt. Ein ſolches Paar Bündel nennt man Kapall, und wird nach Beſchaffenheit der Umſtände verkauft; doch iſt der alte feſtgeſetzte Preis für einen ſolchen Kapall von dem beſten und trocknen Heu, zu 20 Lieſpfund 20 Ellen, oder eine Krone. Im Frühlinge

linge zahlt man doppelt ſo viel für einen Kapall, als in der Erndtezeit. Der Preis eines gewöhnlichen Kapalls, welcher nicht viel über 10 bis 12 Lieſpf. wiegt, iſt im Sommer 8, im Frühlinge 16 Lieſpfund. Wird aber das Heu in theuren Zeiten nach dem Gewichte verkauft, ſo ſteigt der Preis bis 40 Lieſpf. für 10 Lieſpfund. In guten Jahren ſchätzt man 1 Klafter Heu oder Futter für eine Kuh auf 10 Oehre, d. i. 2 Rthlr. Species. Wenn die Heuhaufen völlig geſtapelt, mit den Füßen geſtampft, zugedeckt, und mit einem anſehnlichen Haufen Steine gepreßt worden, meſſen die Bauern ihren Vorrath an Heu in Klaftern aus, und berechnen darnach, wie viel Vieh ſie damit zu füttern im Stande ſind. Man rechnet gemeiniglich auf eine Kuh 1 Klafter in Quadrat. Uebrigens haben die Isländer in ihren Rim oder Kalendern eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, in welcher die Heuerndte ſich anfangen und endigen ſoll. Der Anfang iſt früheſtens den 13ten, und ſpätſtens den 20. Jul.; des Beſchluſſes erſter Termin iſt die Tagegleiche, und der letzte Termin iſt Michaelis, oder der Ausgang des Septembers.

Olaffens and Povelſens Reiſe durch Island, 1. Th. Koppenh. und L. 1774, 4. S. 17.

Weil die Senſenklingen bey dem Gebrauche ſtumpf und zum Schneiden untüchtig werden, müſſen die Mäher dieſelben gehörig ſchärfen, nämlich wetzen, und klopfen (ſchlagen, oder, wie es an einigen Orten genannt wird, dengeln). Die Nothwendigkeit und Wirkungen dieſes Verfahrens, und das dazu nöthige Werkzeug habe ich bey Gelegenheit der Getreideſenſen im XI. Th. S. 405, fgg. beſchrieben. Wenn ſtarkes Gras abzumähen iſt, dergleichen das Gras auf fetten und ſumpfigen Wieſen, Eſparſette oder Lucerne iſt, ſo muß die Senſe ganz kurz geſchlagen werden, indem der Hammer auf das Ende der Schneide hin geneiget wird, ſo, daß der Schlag ungefähr 1 Linie von vorn oder der Breite der Senſe treffe. Hat man hingegen eine Wieſe von zartem und feinem Graſe zu mähen, ſo muß man bey dem Klopfen der Senſe den Hammer etwas weniger neigen, ſo, daß der Schlag mehr platt falle, und die Schneide länger ausſtrecke, indem er ſie dünner

und feiner macht. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Wetzſteine, den man zum Schärfen der Senſen gebraucht. Es muß derſelbe nur von fern an die Schneide gebracht werden; d. h. die Senſe muß mehr auf ihren Seiten, als an der Schneide, beſtrichen werden, wofern ſie zum Abmähen des kurzen und zarten Graſes fein abgezogen ſeyn ſoll. Zu härtern und gröbern Graſe und Gewächſen hingegen läßt man den Stein ein wenig näher über der Schneide weggehen.

Man kann in Anſehung der Mühe und Zeit des Mähens vieles erſparen, wenn man den Boden eben macht, und allen Unrath davon abſucht. Die Arbeit wird alsdann nicht ſo oft unterbrochen werden, als wenn Hügel oder andere Hinderniſſe im Wege ſind. Die Schnitter können alsdann nicht nur ordentlich fort arbeiten, ſondern auch allzeit einen Zoll tiefer an der Erde wegſchneiden, welches von nicht geringer Wichtigkeit iſt. Denn 1 Zoll Heu unten am Halme iſt mehr werth, als 3 oben an der Spitze. Auch die Nachmahd oder das Grummet leidet durch dieſes tiefe Mähen nicht den geringſten Schaden. Denn dabey kömmt es nicht auf die übrig bleibenden Stumpfen, ſondern auf die neuen Schoſſe aus der Wurzel an. Je tiefer alſo die erſten weggeſchnitten werden, deſto freyer können die letztern hervor ſchießen. Das tiefe Mähen iſt ſolchemnach in aller Abſicht vortheilhaft; es müſſen aber doch immer die Grasſtoppeln ſo hoch bleiben, daß die Sonne nicht den Erdboden austrocknen könne, damit nicht Moos wachſe.

Gute Mäher hauen das Gras ſo von der Erde ab, daß es wie geſchoren ausſieht. Auf fetten Wieſen hat es nichts zu bedeuten, wenn es auch dicht von der Wurzel abgehauen würde, zumal wo der Grund feucht iſt, und wenn nach Abbringung des Heues bald ein Regen darauf folgt. Sind aber die glatt und ſcharf gemäheten Wieſen trocken, und folgt ein anhaltendes dürres Wetter, ſo leiden die entblößten und aufgedeckten Wurzeln Schaden; es entſtehen daher zuweilen große Brandflecke, worauf kein Grummet wachſen kann; und wo

es

es noch wächſt, kömmt es nur dünn und dürftig hervor. Wenn man demnach anhaltende Hitze und Dürre vermuthet, iſt es beſſer, wenn das Gras nicht gar zu ſehr aus der Erde heraus geſchnitten, ſondern nur über der Erde weggenommen wird.

Andere hingegen hauen ihre Grummetwieſen zu Heu wiederum allzu hoch; ja einige ſchleudern faſt nur die Spitzen ab, und im Kamme oder im Auswurfe der Senſe bleibt das Gras faſt unverſehrt. Man pflegt zu ſagen, es würde zum Nutzen des Grummets alſo gehauen. Allein es taugt nicht. Es iſt beſſer, man nehme zum Heu, was zum Heu gehört; denn das Gewiſſe iſt am ſicherſten, und wer weiß, wie das Wetter zum Grummetmachen beſchaffen ſeyn wird. Oefters iſt, wenn das Grummet geerndtet werden ſoll, beſtändiges Regenwetter, ſo, daß man das Grummet zu wenigen Nutzen bringen kann. Ein anderer Nachtheil, welcher davon entſteht, wenn das Heu zu hoch gehauen wird, iſt der, daß hernach bey dem Grummethauen die Senſe nicht recht hinunter will. Denn das alte, gemeiniglich zu Stock und Buckel gewordene, Gras treibt die Senſe von ſich ab; und ſo kann man weder das Heu noch das Grummet gehörig nutzen.

Es muß demnach die Senſe ſo geführt werden, daß ſie das Gras ſo kurz als möglich an der Wurzel faſſe, und von einem Halbzirkel zum andern, den die Senſe beſchreibt, keinen Rand ſtehen laſſe. Damit auch das Mähen beſſer und geſchwinder von Statten gehe, wird gern eine Tageszeit dazu gewählt, wo das Gras ſteif genug iſt, der Senſe zu widerſtehen, und den Schnitt auszuhalten, d. i. früh Morgens, auch des Nachts, wenn der Mond ſcheint. Mit dem nächtlichen Mähen iſt auch noch der Vortheil verknüpft, daß mehr Tageszeit zum Trocknen des Graſes gewonnen wird, um dem Regenwetter geſchwinder ausweichen zu können.

Bey den meiſten Domänen- und Privatgütern ſind Frohnen, ſowohl zum Mähen, als Dörren und Sammeln des Graſes. Wenn nun das Mähen durch Fröhner geſchehen ſoll, die insgemein nur eine gewiſſe Anzahl Tage lang zu mähen ſchuldig ſind, ſo hält es

ſchwer,

ſchwer, ihre Tage in Nächte zu verwandeln; noch ſchwerer aber, von ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen; ſie ſind unwillig, thun die Arbeit mit Verdruß und Zwang, mithin unvollkommen; ſie glauben, doppelte Dienſte zu thun, da ſie doch nur einfache ſchuldig ſind, weil die Nachtsdienſte insgemein für doppelt gerechnet werden, und z. B. überall die Boten, welche bey Nacht verſchickt werden, auch doppelten Lohn erhalten. Man wird daher wohl thun, nie zum Mähen Fröhner anzuſtellen, ſondern dieſe Arbeit um den Lohn durch geſchickte Subjecte, die weit ſeltener ſind, als geſchickte Getreideſchnitter, und zwar bey Nachtzeit und Mondenlicht verrichten, oder, wenn der Mond nicht ſcheint, doch gleich bey Anbruch des Tages damit anfangen zu laſſen. Es iſt ohnedieß in den meiſten Gegenden eingeführt, daß der Lohn nicht nach der Zeit, die damit zugebracht wird, ſondern nach der Größe der Wieſen berechnet und bezahlt wird. Weil aber die Mähedienſte ſelten perſönliche Schuldigkeiten ſind, ſondern den Gütern ankleben, folglich zu den Einkünften gehören, die nicht verſchenkt zu werden pflegen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolche Dienſte billig taxirt, und die Taxe dafür von den davon befreyten Fröhnern erhoben werde, die ſich nicht weigern, ſondern es vielmehr als eine Wohlthat anſehen werden. Die übrigen Arbeiten hingegen, da das gemähete Gras bald zuſammen geharket, bald ausgebreitet, bald auf größere oder kleinere Haufen gebracht, und endlich auf den Wagen geladen wird; dieſe alle können eher ohne Bedenken durch die Fröhner geſchehen, weil dieſes lauter Arbeiten des Tages ſind, die unter der Aufſicht und in beſtändiger Gegenwart des Verwalters, oder eines von ihm dazu beſtellten Aufſehers geſchehen müſſen.

Wo indeſſen das Grasmähen noch durch die zu Handdienſten verpflichteten Unterthanen verrichtet wird, kann denſelben kein ſo hohes Tagewerk, wie bey dem Getrei-

Getreidemähen, auferlegt werden. Da von keinem Unterthan, ſo treu er auch an und für ſich ſelbſt ſeyn mag, vermuthet werden kann, daß er in dem herrſchaftlichen Dienſte den äußerſten und möglichſten Fleiß anwenden werde: ſo hat eine Herrſchaft mit einem mäſſigen Fleiße zufrieden zu ſeyn Urſache. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß ein Grasmäher bey mittelmäßigem Fleiße mehr nicht als einen halben großen Bruchmorgen (*) beſtreiten kann; mithin iſt bey dieſer Arbeit das Tagewerk eines Fröhners auf 240 rheinl. Ruthen, welches gerade $1\frac{1}{3}$ magdeb. Morgen beträgt, zu beſtimmen. Jedoch iſt das Grasmähen nicht an allen Orten gleich ſchwer oder leicht.

Oeconomia forensis, 6. Band, S. 251.

Der Speiſung der Grasmäher wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Wenn das Gras abgemähet iſt, muß es umgewendet und getrocknet werden, und alsdann iſt es Heu. Dieſes iſt der ganze Prozeß mit wenig Worten. Es gehört aber noch mehr dazu, um die Sache recht zu verſtehen.

Man findet in den meiſten ökonomiſchen Büchern den Rath: Man ſoll das Gras, wenn es gehauen iſt, in Schwaden liegen laſſen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet iſt, alsdann ſolches ſogleich wenden und breiten, des Abends in kleine Haufen, die man Brechſchober, Wetterhaufen, Windhaufen, Windreihen oder Winterpäckchen, im Stadiſchen Rucken, in Schleſien Köpfel, Raupele zu nennen pflegt, bringen, und ſo lange darin ſtehen laſſen, ohne etwas weiter damit vorzunehmen, bis es aufgeladen und eingefahren wird, welches bey gutem Wetter gar füglich nach 2 Tagen geſchehen kann. Das auf dieſe Art gemachte Heu ſoll nicht nur dem Anſehen nach beſſer, ſon=

(*) Ein großer Landmorgen beträgt 418, ein Bruchmorgen hingegen 480 rheinländiſche Ruthen.

ſondern auch der innern Güte nach viel ſaftiger, nahrhafter und geſünder ſeyn, als jenes, dem durch das allzu öftere Wenden und Breiten in der Sonnenhitze die kräftigſten Beſtandtheile ausgezogen, und nichts als ein ausgedörrter leerer Halm gelaſſen worden, welcher noch ſehr oft ſchädliche Eigenſchaften angenommen hat, dahingegen ein Tag genug iſt; dem Graſe die meiſten und überflüſſig wäſſerigen Theile zu benehmen, die darin gebliebene Feuchtigkeit aber juſt zureichend iſt, die nöthige Gährung zu verſchaffen, welche Gährung wieder durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet wird, ehe eine nachtheilige Veränderung dadurch hat entſtehen können. Man ſoll durch dergleichen Heu geſünderes Vieh, beſſere Milch, ſchmackhaftere Butter bekommen, ja ſogar mehr Vieh darauf halten können, und die Pferde ſollen dadurch den meiſten Krankheiten, welche vom ſchlechten Heu herrühren, entgehen. Ein Mehreres von dieſer vorzüglichen Art, das Heu trocken zu machen, findet man in einem Schreiben aus London, v. 20. Jun. 1765, in No, 30 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 268—270.

Das jetzt beſchriebene Verfahren iſt nicht nur in England, ſondern auch in Schweden gebräuchlich. Hr. Pfarrer Hederſtröm meldet in ſeiner Beſchreibung des Kirchſpiels Näsby in Oſtgothland, (ſ. den XIX. Band der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1757, S. 269) daß manche Landwirthe die Vorſichtigkeit brauchen, daß ſie nicht den erſten Tag das Heu zuſammenrechen, ſondern es da liegen laſſen, wo es gehauen iſt, damit es deſto beſſer trockne, vornämlich aber, damit die abgehauenen Grasſtoppeln bey der Sonnenhitze und trocknem Winde ihre Feuchtigkeit nicht allzu ſtark von ſich laſſen, und dadurch den Graswürzeln Schaden thun, ſondern, wegen des über ihnen liegenden Graſes, Zeit haben, ſich zu ſetzen und zuſammen zu ziehen. Eben daſelbſt hielt man

man auch ehemals bey der Heuernde für rathſam, das Heu nicht nur einen Tag an dem Orte, wo es gehauen worden, liegen zu laſſen, ſondern auch daſſelbe, nachdem es in Schober geſammelt worden, noch einige Tage ſtehen und ausſchwitzen zu laſſen.

Was das vorgeſchlagene Heutrocknen in Schwaden betrifft: ſo muß vornämlich darauf Rückſicht genommen werden, ob die Wieſen ſtark oder ſchwach bewachſen ſeyn; ob die gehauenen Futterkräuter nahrhaft oder mager ſeyn; ob der Wieſengrund feucht oder trocken ſey; ob wir Sonnenſchein, Wind und trockene, oder Regen, veränderliche und naſſe Witterung in dieſer Zeit getroffen haben; ob die Wieſen frey, der Sonne und der durchſtreichenden Luft ausgeſetzt liegen, oder mit Hecken, Gebüſchen, Holzungen eingeſchloſſen ſeyn; ob man die Heuärnde im Jun. Jul. oder Auguſt vornimmt? Sind die Wieſen ſtark bewachſen, ſo giebt es beym Abmähen hohe Schwaden; dieſe kann die Sonne nicht durchſcheinen, und der Wind nicht durchwehen; es müſſen alſo die Schwaden aus einander geſtoſſen werden. Dieſes muß auch geſchehen, wenn die abgehauenen Futterkräuter nahrhaft und voll Säfte ſind, wohin von unſern einländiſchen Gewächſen, der rothe, weiße gelbe oder ſo genannte Wieſenklee, alle Arten wilder Wicken, Kuhblumen, u. a. m. gehören. Bleiben dieſe ſtarke, hohe, dieſe ſaft- und blätterreiche Schwaden einen Tag und länger bey warmer Witterung, zumal wenn ſolche in Thau oder Regen abgemähet und dadurch gehäufet werden, unausgeſtoſſen liegen, ſo erhitzen ſich die Kräuter, werden gelblich und ihre Blätter ſchwärzlich, fallen beym völligen Trockenmachen ab, bleiben folglich auf der Wieſe liegen, gereichen dem Vieh nicht zur Winternahrung, ſondern es kommen ſolchergeſtalt nur die dürren kraftloſen Halme auf die Futterſtälle. Je ſaftreicher der abgehauene Wieſenwuchs iſt, welcher in den Monaten

ten Jun. und Julius, bis Jacobstag einfällt, je mehr muß ſolcher gewendet und gebreitet werden, wenn man nicht gegen Aufwendung einiger Groſchen Tagelohn des öconomiſchen Nutzens des Heues verluſtig gehen will. Sind hingegen die Wieſen ſchwach bewachſen, ihre Futterkräuter mager, der Grund trocken, haben wir Wind und Sonnenſchein, und liegen die Wieſen frey: ſo kann man freylich Tagelohn erſparen, das abgehauene Gras in Schwaden liegen laſſen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet iſt, alsdann ſolches ſogleich breiten und wenden, des Abends in die gewöhnlichen kleinen Windhaufen bringen, und ſo lange darin ſtehen laſſen, bis es aufgeladen und eingefahren wird. So bald aber Witterung und Umſtände ein anderes erfordern, muß ein kluger Heumacher auch darnach ſeine Einrichtung machen.

Was den zweyten Satz betrifft, daß durch die Sonnenhitze die kräftigſten Beſtandtheile ausgezogen, und daß die Gährung durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet werde: ſo muß jeder Haus- und Landwirth bey ſeiner Heuärnde die Sonnenwärme und Witterung in alle Wege beobachten, in den heißen Mittagsſtunden das Heu ruhen laſſen, die Bearbeitung deſſelben und das Aufladen ſelbſt, in die Nachmittags- oder Abendſtunden, wenn keine trübe Wolken aufſteigen, verſchieben. Das läugne ich aber gänzlich, daß, wenn durch eine darin gebliebene überflüſſige Feuchtigkeit die Gährung entſtehen ſollte, ſolche durch das bloße Auf- und Abladen gedämpfet würde. Vielmehr brennt ſich das Heu auf dem Boden; die blätterreichen Futterkräuter werden ſchwärzlich; die ganze Maſſe des Heues wird bitter und ſauer; und anſtatt daß von dieſer Fütterung das Vieh geſund werden, gute Milch und Butter geben ſollte, wird man von allem das Gegentheil erfahren.

55 St. der gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anz. v. J. 1772, Col. 345, fgg.
No. 37 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 501, f.

Wenn bey dem Heumachen ein Regen fällt, ſo muß man das ausgebreitete und naß gewordene Heu nicht umwenden, ſondern es ſo, wie es liegt, trocknen laſſen, welches auch gar bald geſchieht, indem ſolche Regen ſelten anhaltend ſind. Wendet man hingegen dieſes Gras, welches beynahe trocken geweſen, nunmehr aber durch einen Zufall auf der Erde wieder naß geworden iſt, um, ſo thut die Feuchtigkeit der Erde demſelben großen Schaden. Läßt man es aber liegen, ſo wird der naß gewordene obere Theil gar bald wieder trocken werden, indem die darauf gefallene Näſſe nur leicht iſt, und die Sonne und Luft eine große Kraft haben.

Wenn dieſes alles geſchehen iſt, kann das Heu ſo hingeworfen werden, daß es bequem zu laden liege; und alsdann iſt es in dem gehörigen Zuſtande, einzefahren zu werden.

Ob das Heu gehörig trocken ſey, wiſſen erfahrne Wirthe durch das Gefühl zu erkennen. Sonſt erforſcht man es auch auf die Art, daß man eine Hand voll Heu in die Luft wirft. Fällt es geſchwinde und ſenkrecht herunter, ſo iſt es noch feucht: flattert es aber umher, und fällt langſam, ſo iſt es ein Zeichen, daß es trocken ſey.

Das Heuſammeln an und vor ſich ſelbſt kann zwar von Weibsperſonen, wenn ſie nur ſonſt von dem gehörigen Alter, Stärke und Tüchtigkeit ſind, eben ſo gut, als von Mannsperſonen, verrichtet werden; doch erfordert es an vielen Orten, wo das Heu nicht ſofort, als es geſammelt worden, eingefahren werden kann, die Nothwendigkeit, daß daſſelbe in große Haufen, welche bis zum Winter ſtehen bleiben, gebracht werde. Zur Setzung ſolcher Haufen gehört nun allerdings eine Geſchicklichkeit, die man eher von einer Manns- als Weibsperſon vermuthen kann. Findet man nun un-

ter ſeinen Dienſtleute keine Weibsperſon, die dazu tüchtig wäre: ſo iſt eine Herrſchaft allerdings berechtigt, zu verlangen, daß die zu Handdienſten verpflichteten Unterthanen der Reihe nach hiezu eine tüchtige Mannsperſon ſtellen müſſen.

So wenig in Anſehung des Getraide = als Heuſammelns, kann ein gewiſſes Tagewerk mit Zuverläſſigkeit beſtimmet werden, weil dieſe Arbeiten gar zu ſehr von der Beſchaffenheit der Witterung, die weder in der Herrſchaft noch der Unterthanen Gewalt ſteht, abhängt. Solches aber hindert nicht, daß nicht bey der allgemeinen Vertheilung der Dienſte auf die vorfallenden Wirthſchaftsgeſchäfte, auch hierunter etwas gewiſſes feſtzuſetzen möglich ſey; wovon ich weiter unten bey Gelegenheit der Heufuhren, ſprechen werde.

Bey dem Aufladen des Heues, iſt dahin zu ſehen, daß es mit in die Bäuche des Heuwagens geladen, recht derb eingetreten und vollkommene zwey = oder vierſpännige Fuder gemacht werden. Jedes Fuder wird mit dem ſo genannten Heubaum, Wiesbaum oder Wieſenbaum (verb. Wieſelbaum) gebäumet, d. h. das auf dem Wagen liegende Heu wird mit einem geraden und ſtarken Baume, welcher ſo lang iſt, daß er hinten und vorn über den Wagen hinaus reicht, befeſtiget, indem man den Baum, der Länge nach, oben auf das Heu leget, und die beyden Enden vorn durch eine Kette, und hinten mit einer ſtarken, ungefähr 12 bis 16 Ellen langen, Leine oder Seil, welches die Heuleine oder das Heuſeil genannt wird, feſt an den Wagen anzieht, damit die Ladung dadurch beyſammen bleibe.

Zu den Heufuhren werden gemeiniglich ſehr große Wägen genommen, welche 50, 60 bis 80 Centner faſſen, und ſchwere mit Eiſen beſchlagene Räder haben, und daher mit hinlänglich ſtarken Pferden beſpannet werden müſſen. Auf Wieſen von ſehr feſtem Boden

iſt keine Bedenklichkeit deßhalb vorhanden; auch iſt an ſolchen Wieſen nicht viel gelegen, weil ihr Gras von keinem beſondern Werthe iſt. Zwar wächſt das beſte Gras eben nicht auf loſem und ſumpfigem, aber doch auf fettem und weichem Boden. Läßt man nun über dieſen ſchwere Wägen gehen, ſo zerſchneiden und zerreißen ſie ihn in hundert Furchen und Löcher, die zwar in der Folge ſich wieder erheben können, aber doch, wie die Erfahrung lehrt, entweder ſehr ſpät, oder groſſentheils gar nicht. Wird dieſes einige Jahre wiederholt, ſo wird endlich die Wieſe wie eine Scheuntenne zuſammen gefahren, und die fruchtbar geweſene fette Wieſe iſt nun an den vierten Theil ihres Ertrages herab geſetzt. Es müſſen daher zu den Heufuhren auf fetten weichen Wieſen, kein ſchwere und große, ſondern nur kleine und leichte Fuhrwerke mit breiten unbeſchlagenen Pochrädern gelaſſen, und das Heu alſo eingefahren, oder die Wägen doch nur auf ſolche Stellen der Wieſe geführet werden, die feſt genug ſind, den einſchneidenden Rädern zu widerſtehen; oder man muß, wenn die Wieſe keine ſolche Plätze hat, den Wagen außerhalb oder an ein Ende derſelben ſtellen, und das Heu dahin tragen laſſen. Es wird zwar einigen mehrern Aufwand von Zeit und Arbeit erfordern, um das Heu tragen zu laſſen; allein, durch eine wohlgeordnete Einrichtung können alle Schwierigkeiten leicht überwunden werden. Bey dem Aufſammeln und Laden des Heues können viele Menſchen, die ſo gar aus Luſt mit Arbeiten, auch Kinder, angeſtellet werden; und das Tragen des Heues bis an die Stelle, wo es geladen wird, erfordert alsdann ſo wenig Zeit und Aufwand, daß, die Beſchwerlichkeiten nicht einmal gerechnet, die man mit Mühe, auch Gefahr des Umwerfens, wobey ſogar Pferde und Geſpann Schaden leiden können, zu überwinden hat, wenn man in weiche Wieſen ſchwere Wägen ſchicket, ich es faſt auf mich

nehmen wollte, in kürzerer Zeit und mit geringern Koſten eine weiche Wieſe auf dieſe Art mähen und abbringen zu laſſen, als ein anderer, der dieſes auf jene Art mit ſchweren Wägen, die auf der Wieſe herum gefahren werden, es würde möglich machen können. Es iſt aber ein Unterſchied zu machen, wenn die Wieſen in einem Mohre (einem ſumpfigen, moraſtigen Lande, von einem ſchwarzen Boden, dergleichen dasjenige iſt, woraus Torf gegraben wird,) liegen, wie in manchen niederdeutſchen Gegenden gefunden wird, wo die Menſchen keinen Schritt thun können, ohne bis an die Waden, oder noch tiefer, einzuſinken, und wo alſo mit Pferden und Wagen die Gefahr verhältnißmäßig noch größer iſt. Hier findet das Tragen des Heues, welches auf ſolchen Mohrwieſen gemacht wird, bis zu einer feſten Stelle, auf welcher der Wagen ſteht, deswegen nicht Statt, weil ſolche Mohre gemeiniglich von ſehr großem Umfange ſind, mithin das Tragen zu viel Zeit und Menſchen erfordern würde, und doch bey dem Tragen die ſchwer beladenen Menſchen faſt dieſelbe Gefahr des Einſinkens laufen würden, als Wagen und Pferde. Man hat daher eine andere Art, die Wägen und Pferde auf die mohrigen Wieſen zu bringen, ohne ſie der Gefahr des Verſinkens auszuſetzen, erſonnen. Die Räder ſind nämlich nicht nur, auf die bereits erwähnte Art, mit einem viel breitern Rande verſehen, damit ſie mit weniger Schärfe einſchneiden mögen, ſondern die Wägen ſelbſt ſind auch kleiner, und werden nicht überladen; das Hauptwerk aber kömmt auf die Pferde an, die mit ihren Füßen weit tiefere Löcher ſchlagen können, als die Räder. Dieſen Pferden werden daher hölzerne Tafeln unter die Hufeiſen geſchoben, dergeſtalt, daß ſie dadurch zwar am Gehen nicht ſehr gehindert werden, aber doch auch die Tafeln nicht abſchütteln können. Denn gleichwie ein Pfahl in einen Sumpf weit tiefer einfährt, als ein Bret, welches horizontal dahin geworfen wird,

ſo

ſo ſchwer es auch in der Mitte beladen ſeyn möge: alſo kann auch das Pferd, welches auf vier Tafeln ſteht, nicht ſo leicht, und auch lange nicht ſo tief eindrücken, als mit den bloßen Hufeiſen. Die Menſchen ſelbſt, die bey der Heuärnde ſich beſchäftigen, bedienen ſich dieſer Vortheile an ihren Füßen, davon wir einen Theil der Möglichkeit bey unſern Gärtnern ſehen, die ihre Pflanzenländer ebenfalls mit Bretchen, die ſie ſich unter den Füßen befeſtigen, faſt auf gleiche Weiſe, wie durch die Walze geſchieht, auf der Oberfläche zuſammen drücken, und in dieſer Art zu treten ſehr geübt ſind. Dasjenige, was ich bisher geſagt habe, iſt nur von ſolchen Mohren, die nicht ausgeſtochen werden, zu verſtehen.

Was die obere Einrichtung der Heuwägen betrifft, ſo geſchieht das Einfahren des Heues am beſten mit ſolchen Wägen, worauf man ein Leitergitter auf Stützen oder Rungen gelegt hat, welche Stützen man beym Abladen an der einen Seite wegnimmt, welches die Arbeit ſehr befördert.

Einen in England gebräuchlichen einſpännigen Heukarren, ſieht man Fig. 1313 abgebildet. Die Räder ſind 10 Fuß hoch und 10 Zoll breit. Die Achſe A iſt länger, als gewöhnlich, und geht mitten durch den Karren, damit ſie verhüte, daß ſolcher nicht ſo leicht umfalle, und die Stangen mit des Pferdes Bruſt gleich mache.

In Bergslagen, in Schweden, bedient man ſich gewiſſer Heuſchlitten, die auf dem Graſe ſo leicht laufen, als auf dem Eiſe. Sie ſind etwas länger und breiter im Gange, als die gewöhnlichen Schlitten, haben einen Boden von dünnen Bretern, und eine Erhöhung an beyden Seiten, damit das Heu ſicher liegen möge.

Auch bey den Heufuhren muß man, wo möglich, keine Frohnfuhren gebrauchen, ſondern dieſe lieber auf Geld

Geld ſetzen. Denn zu eben der Zeit, da die herrſchaftlichen Wieſen gemähet und abgebracht werden, haben auch die Unterthanen und Bauern mit ihren eigenen Wieſen zu thun, wo es denn hart und gewiſſermaßen grauſam wäre, den armen Landmann zur Verſäumung ſeiner eigenen Aernde zu zwingen, um die herrſchaftliche zu befördern.

Die Heufuhren gehören hienächſt auch zu denjenigen nach Tagen eingerichteten Bauerdienſten, wobey von Seiten der Bauern der größte Mißbrauch und eine Menge von unausſtehlichen Betriegereyen ausgeübet wird. Es kömmt auch hiebey, ſo wie bey den Getraidefuhren, theils auf die Ladung, und theils auf die Entfernung der Wieſen, von welchen das Heu geholet und heran gefahren werden muß, an. Sind die Wieſen nahe bey dem Dorfe, und höchſtens nur eine Viertelmeile davon entfernt, ſo geſchieht einem dienſtbaren Bauer nicht zu viel, wenn er täglich 2 Fuder, und zwar in Anſehung der zweyſpännigen, à 8, und der vierſpännigen à 12 Ctn., anzufahren angehalten wird. Iſt der Ort, von welchem das Heu geholet werden muß, dem Dorfe noch näher, als $\frac{1}{4}$ Meile, ſo können ganz füglich 3 bis 4 Fuder von ihm verlangt werden. Muß er aber eine Meile, und weiter, darnach fahren, ſo thut er genug, wenn er täglich 1 Fuder heran rücket. Denn nicht allein das Auf- und Abladen des Heues nimmt viele Zeit weg, ſondern es muß auch bey dem Heufahren, wegen der großen und hohen Wägen viel Behutſamkeit beobachtet werden, und es kann daher damit nicht ſo eilig, als bey andern Laſten möglich iſt, zugehen. Nach dem Verhältniß des Geſpannes, ſollte zwar ein vierſpänniger Bauer, wenn ein zweyſpänniger 8 Ctn. ladet, noch einmal ſo viel, nämlich 16 Ctn. fortſchaffen. Wegen der Laſt ſelbſt gienge ſolches auch gar wohl an, indem man die gewöhnliche Ladung für 1 Pferd, auf 6 Ctn. rechnet, die

von

von mir beſtimmten Heufuder aber weit weniger betragen. Allein, mehrentheils fehlt es auf den gemeinen Bauerwägen an Platz zu mehrerm Heu. Ein überladenes Fuder Heu aber wird ſehr leicht umgeworfen, und der daraus entſtehende Schade trifft allemal den Herren ſelbſt. Indeſſen iſt hiebey unter dem Heu, ob ſolches klein = oder ſtark = halmig iſt, ein Unterſchied zu machen, indem von dem erſtern, weil daſſelbe weniger Platz einnimmt, ganz füglich ein Paar Centner mehr, als von dem letztern, aufgeladen werden können.

Gleichwie ferner überhaupt die guten und ſchlimmen Wege einen großen Einfluß in alles Fuhrwerk haben, und die aufzuladende Laſt nicht allein mit den Kräften des Geſpannes, ſondern auch mit der Beſchaffenheit des Weges in einem Verhältniß ſtehen muß: ſo hat man dieſes auch bey den Heufahren nicht außer Augen zu ſetzen. Auf weichen, moraſtigen und tiefen Wieſen, wo öfters Pferde und Wagen einſinken, können daher nicht ſo ſtarke Fuder, als auf hohen und trocknen, geladen, und dem Bauer anzufahren zugemuthet werden. Bey dergleichen Umſtänden iſt es billig, daß von der oben beſtimmten Centnerzahl, ſowohl bey den zwey = als vierſpännigen Heufudern, etwas verhältnißmäßiges abgezogen werde. Eine allgemeine Beſtimmung läßt ſich hierunter nicht angeben, weil auch ſelbſt die tiefen Wieſen nicht alle gleich ſumpfig und moraſtig ſind, ſondern in der einen immer beſſer fortzukommen iſt, als in der andern. Eine billig denkende Herrſchaft wird hierunter ſchon von ſelbſt ſolche Maßregeln zu treffen wiſſen, deren Beobachtung den Bauern nicht zu ihrem Verderben gereicht. Sollen aber die Heufuhren, welche die Bauern verrichten müſſen, nicht ganz vereitelt werden, ſo wird für die zweyſpännigen 6, und bey den vierſpännigen 10 Ctn. eine Laſt bleiben, welche ſie auch auf ſumpfigen Wieſen allemal abzufahren im Stande ſind. Sonſt kann

ein Grundherr auch dieſem Verluſte an den Heufuhren bey tief liegenden Wieſen gar leicht dadurch entgehen, wenn er das darauf gewonnene Heu nur bey Froſtwetter, welches auch die Moräſte und Sümpfe ſtehend macht, abfahren läßt. Er wird dadurch nicht allein ſich ſelbſt einen Vortheil ſtiften, ſondern auch den Bauern in dieſem ihren Dienſtgeſchäfte eine große Erleichterung verſchaffen. Denn, wenn auch gleich die Bauern auf einer moraſtigen Wieſe einige Centner weniger aufzuladen die Erlaubniß haben, ſo werden doch allemal die Pferde dabey weit mehr abgemattet, als wenn ſie auf feſtem Wege ihre volle Ladung hinter ſich haben.

Es ereignet ſich nicht ſelten, daß die Wieſen, auf welchen das abzufahrende Heu befindlich iſt, zwar an ſich ſelbſt moraſtig, und mit ſchwerer Laſt nicht wohl zu befahren ſind, das Heu aber nur einige hundert Schritt vom feſten Lande ſteht, und, wenn es dahin gebracht worden, die oben beſtimmte Centnerzahl gar füglich aufgeladen und fortgeſchaffet werden kann. Hiebey entſteht nun die Frage: Ob die Bauern nicht ſchuldig ſeyn, bey ſolchen Umſtänden, ſo viel Heu, als zu einem vollen Fuder erfordert wird, auf zwey oder dreymal heraus auf das feſte Land zu rücken, ſolches alsdann gehörig aufzuladen, und ſolcher Geſtalt ihre gehörige Fuder abzuliefern? Da die Bauern den ganzen Dienſttag in herrſchaftlichen Arbeiten zubringen müſſen, ſo ſehe ich keinen Grund ab, warum ſie auch nicht hiezu verbunden ſeyn ſollten, zumal da die Anzahl der Fuder, welche ihnen nach meinem Vorſchlage in einem Dienſttage auferleget worden, dergeſtalt gemäßigt iſt, daß ſie zu dieſem Herausrücken des Heues auf das feſte Land noch immer Zeit genug übrig behalten.

Ich habe, z. B. wenn das abzuholende Heu nicht über $\frac{1}{4}$ Meile von dem Gute ſteht, das Tagewerk der Bauern bey den

Heu-

Heufuhren auf 2 Fuder beſtimmt. Rechnet man denſelben nun auch zum Aufladen eines jeden Fuders 1 Stunde, zum Abladen ½ Stunde, und zum Hin= und Herfahren 1 Stunde: ſo wird der Bauer doch überhaupt zu dieſen beyden Fudern mehr nicht als 5 Stunden nöthig haben, folglich noch Zeit genug, das Heu vorher aus den Wieſen heraus zu rücken, übrig behalten, zumal in derjenigen Jahrszeit, wo die Wieſen moraſtig ſind, eben nicht die kürzeſten Tage zu ſeyn pflegen.

Die Beſtimmung der Bauerfuder nach Centnern, wird vielleicht manchen zu weitläuftig ſcheinen, indem der bloße Augenſchein hierunter ſehr betrieglich iſt, und man ein Fuder Heu, nach dem bloßen äußern Anſehen, in Anſehung ſeines Gewichtes, nicht ſo genau ſchätzen kann. Ich gebe dieſes gar gern zu; indeſſen werden noch immer Mittel und Wege, jedes Fuder Heu ohne viele Umſtände und Zeitverluſt abzuwägen, vorhanden ſeyn. Man hat in großen Heumagazinen ſolche Wagen, auf welchen ein ganzes Fuder Heu nebſt dem Wagen Raum hat, und gewogen werden kann. Von dem Betrage des Gewichtes wird der Wagen als Tara abgezogen, und alsdann ergiebt ſich die Zahl der aufgeladen geweſenen Centner Heu von ſelbſt. Die Einrichtung ſolcher Heuwagen werde ich weiter unten beſchreiben. In einer großen Wirthſchaft, wo ordentlicherweiſe eigene Heuſcheunen befindlich ſind, wird ſolche Wage in der Scheune gar leicht angebracht werden können; und die dazu erforderlichen Koſten ſind auch nicht für wichtig genug zu achten, um deshalb eine ſo löbliche Wirthſchaftsordnung gänzlich zu unterlaſſen. Der Bauer wird ſich ſchon von ſelbſt in Acht nehmen, daß er nicht zu wenig auflade, wenn er nur weiß, daß ſolche Wage, wodurch ſeine hierunter begangene Betriegerey entdecket werden kann, vorhanden iſt. Es wird daher, wenn die Sache einmal eingerichtet iſt, nicht immer alle Heufuder abzuwägen nöthig ſeyn, ſondern nur bey denen geſchehen dürfen, bey welchen man, dem äußern Anſehen nach, einen

einen Zweifel hat, ob ſie auch das gehörige Gewicht enthalten möchten. Diejenigen, die hiebey auf unrechtem Wege betroffen ſind, müſſen nicht allein dafür gehörig beſtrafet, ſondern auch, das fehlende Heu auſſer ihren Dienſttagen nachzuhohlen, angehalten werden. Dieſes und das Daſeyn der Wage zuſammen genommen, wird die unfehlbare Wirkung thun, daß ſich ſo leicht keiner auf dergleichen Unterſchleife betreten laſſen wird.

Wer die Koſten zur Anſchaffung einer ſolchen Heuwage ſcheuet, und lieber bey dem Alten bleiben will, dem wird freylich die Beſtimmung der Bauerheufuder nach Centnern nichts helfen, und er wird beſtändig bey dieſem Dienſtgeſchäfte der Discretion der Bauern, ob ſie viel oder wenig aufladen wollen, ausgeſetzt bleiben. Doch will ich, dieſen Schlendrians=Wirthen zum Beſten, einige Kennzeichen angeben, wornach man beurtheilen kann, ob ein Fuder Heu gut oder ſchlecht geladen ſey. Auch hier hat der Bauer mancherley Kunſtgriffe, um dem Herren ein Blendwerk vorzumachen. Man ſieht öfters zwey Bauerfuder gegen einander, wovon das eine über die Leitern ſehr hoch, das andere aber nur ganz flach geladen iſt. Dem äußern Anſcheine nach ſollte man glauben, daß jenes weit mehr Heu, als dieſes, in ſich enthielte. Allein man irret ſich, und bey einer genauern Unterſuchung wird ſich das gerade Gegentheil hievon finden. Der Raum zwiſchen den Leitern iſt der Ort, wo ein guter und ehrlicher Lader das meiſte Heu anbringt. Seine Leitern ſtehen nicht allein in der gehörigen Weite aus einander, ſondern er tritt auch das dazwiſchen geladene Heu ſo feſt ein, daß man bey der Unterſuchung eines ſolchen Wagens kaum mit der Hand hinein kommen kann. Ein Bauer hingegen, der die Abſicht hat, ſeine Herrſchaft bey den Heufuhren zu hintergehen, zwingt nicht allein die Leitern, ſo viel als möglich,

lich, zuſammen, um den Raum zwiſchen denſelben deſto enger zu machen, ſondern wirft auch das Heu ganz loſe hinein, ohne es mit den Füßen einzutreten. Um jedoch dem Fuder ein Anſehen zu geben, und der Herrſchaft ein Blendwerk zu machen, thürmet er über die Leitern deſto mehr Heu auf, welches aber, weil es niemals ſo feſt, als das zwiſchen den Leitern liegende eingetreten werden kann, nur immer eine Kleinigkeit beträgt. Man kann ganz ſicher rechnen, daß ein in den Leitern wohl und tüchtig geladenes Fuder ein Drittel mehr Heu enthält, als ein anderes, bey welchem dieſe Ladungsart nicht beobachtet worden, ob es gleich über die Leitern eine weit merklichere Höhe hat. Die Verkürzung der Heuwägen iſt ebenfalls ein Kunſtgriff, deſſen ſich die Bauern bey dieſem Wirthſchaftsgeſchäfte gemeiniglich zu bedienen pflegen. Daß auf einen kurzen Wagen nicht ſo viel Heu, als auf einen langen, geladen werden könne, giebt ſchon die Vernunft, weil auf dieſen beyden Wägen nicht einerley Raum vorhanden iſt. Will nun eine Herrſchaft dieſen gewöhnlichen Bevortheilungen der Bauern ausweichen, ſo muß ſie eines Theils darauf halten, daß die Wägen die gehörige Länge haben, und die Leitern nicht über den Hinterwägen hervor ſtehen. Hienächſt kann man die von den Bauern angefahrnen Fuder Heu, ob ſie gut und tüchtig geladen ſeyn, nicht beſſer prüfen, als wenn man in das zwiſchen den Leitern geladene Heu mit der Hand hinein fährt. Kann man in daſſelbe nicht allein mit der Hand, ſondern auch wohl mit dem ganzen Arme, ohne Mühe hinein bringen, ſo iſt es ein ſicheres Merkmal, daß der Bauer ſchlecht geladen habe. Findet man aber, bey dieſer Probe, das Heu zwiſchen den Leitern dermaßen feſt zuſammen gepacket, daß es Mühe verurſachet, mit der Hand oder dem Arme hinein zu bringen, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß der Bauer ehrlich gehandelt, und gut geladen habe.

Dieſe

Dieſe wirthſchaftliche Unterſuchungen würden von keinem Nutzen oder Wirkung ſeyn, wenn der Grundherr nicht das Recht hätte, die ſchlechten Lader für ihre hierunter ausgeübte Betriegereyen gehörig zu beſtrafen, und von ihnen, wegen der erlittenen Verkürzung in ſeinen Dienſten, eine billigmäßige Entſchädigung zu fordern. Es iſt daher nicht ungerecht, wenn ein Bauer der von einer ſolchen bey den Heufuhren in Anſehung der ſchlechten Ladung begangenen Betriegerey überzeuget worden iſt, außer dem Dienſte, an ſeinen Freytagen noch ein zweytes Fuder heran zu fahren angehalten wird. Will dieſes noch nicht fruchten, ſo verfährt ferner eine Herrſchaft nicht ungerecht, wenn ſie ihn, außer dieſer Schadenerſetzung, noch überdieß mit einer willkührlichen Strafe beleget. Auch ſelbſt den Zeitpächtern, welchen ſonſt nur der bloße Dienſtzwang verſtattet iſt, kann dieſes nicht verwehret werden.
Oeconomia forenſis, 5 Th. S. 127, und 6 Th. S. 151, fgg.

Wenn die Heuärnde angeht, findet eine gewiſſe beſondere Speiſeordnung Statt, welche von der Speiſung in der Getraideärnde etwas abgeht. Ich werde hier, mit dem beliebten Hrn. Verfaſſer der Hausmutter, das Schema zur Speiſung in der Heuärnde, auf den Auguſt, nach der Rocken- und Weizenärnde ſtellen, ob gleich bey zwey- oder dreyſchürigen Wieſen, die erſte Heuärnde ſchon um Johannis fällt. Man muß daher bey dem Schema an den Auguſt denken, wenn darin einiger Vorkoſten Erwähnung geſchieht, die als Zeitſpeiſen in gedachtem Monate, aber nicht im Junius, zu haben ſind.

Eine Aerndewoche fürs Grasmähen.

Montag.

Frühſtück im Hauſe, um 5 Uhr. Branntwein, Butter und Bärmkuchen.

Früh-

Frühſtück im Felde, um 7 Uhr. Hirſeſuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Grünkohl und geräucherter Schinken, oder dergleichen Schulterblatt. Butter.
Veſperbrod. Brod, Butter und Käſe. Zuweilen wird auch in den erſten Tagen des Grasmähens, noch wohl Bärmkuchen zum Veſperbrod in dem Kober den Schnittern mit ins Feld gegeben.
Abendbrod. Eyer und gekochte Gurken. Butter.

Dienſtag.

Frühſtück im Hauſe. Wie am Montage.
Frühſtück im Felde. Heidegrützſuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Kartoffeln mit Hammelfleiſch. Butter.
Veſperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen und gekochte Gurken oder gemeiner Salat, wenn letzterer noch im Garten befindlich iſt. Butter.

Mittwoche.

Frühſtück im Hauſe. Wie am Montage.
Frühſtück im Felde. Hafergrützſuppe, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Linſen und geräucherte Schellrippen, oder dergleichen Schulterblatt.
Veſperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupenſuppe, Eyerkuchen, Butter.

Donnerſtag.

Frühſtück im Hauſe. Wie am Montage.
Frühſtück im Felde. Hirſeſuppe. Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Erbſen und Fleiſch, friſches oder geräuchertes. Butter.
Veſperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Kartoffelſuppe. Butter.

Freytag.

Frühſtück im Hauſe. Wie am Montage.
Frühſtück im Felde. Heidegrützſuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Paſtinaken mit Aenten- oder Gänſefleiſch. Butter.
Veſperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen, oder vom Mittage übrig gebliebenes Fleiſch und Gurken. Butter.

Sonnabend.

Frühſtück im Hauſe. Wie am Montage.
Frühſtück im Felde. Hafergrützſuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Mohrrüben und Saubohnen mit Speck oder Schulterblatt. Butter.
Veſperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupenſuppe, Eyerkuchen, Butter.

Sonntag.

Mittagsmahlzeit. Erbſen und geräuchertes Fleiſch.

In der Heuärnde wird den Schnittern nicht mehr, wie in der Getraideärnde, ganzes oder ſtarkes, ſondern Nach- oder Speiſebier, auch bey den Mittagsmahlzeiten kein Branntwein mehr gegeben.

Das Frühſtück im Felde, welches mit der Suppe angefangen wird, muß, wie in der Getraideärnde, den Schnittern zugeſchickt werden. Das Veſperbrod hingegen müſſen ſich die Schnitter in einem Kober (einer Tabel,) wie auch das Getränk, ſelbſt mitnehmen, wenn ſie des Mittags im Hauſe gegeſſen haben.

Wenn die abzumähenden Wieſen vom Hauſe allzu weit entfernt ſind, ſo iſt es beſſer, den Schnittern die Mittagsmahlzeit, das Veſperbrod und das nöthige Getränk, hinaus zu ſenden, damit ſie durch Hin- und Hergehen nicht unnützerweiſe die Zeit verbringen.

Sind die Wieſen meilenweit vom Hauſe entlegen, welches gemeiniglich das Schickſal hoch gelegener Oerter iſt, da läßt man die Grasmäher mehrentheils hinfahren, und ſogleich das auf ſo viele Tage benöthigte Eſſen mitnehmen, als ſie von Hauſe wegbleiben müſſen um die Wieſen hinter einander weg abzumähen. In dieſem Falle hat das Herkommen ſchon gewiſſe Speiſen, ihrer Art und Vielheit nach, feſtgeſezt, welches eine Hausmutter wiſſen und beobachten muß.

Aerndewoche zum Heumachen, nachdem das Gras abgemähet worden.

Montag.

Frühſtück im Hauſe. Hirſeſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Klöße und Speck. Butter.
Veſperbrod, iſt nicht mehr gebräuchlich; es wäre denn, daß die Leute von ihrer Mittagsmahlzeit im Felde ſich noch etwas erübriget hätten. In dieſem Falle müſſen ſie ſich eigens

eigens dazu nicht hinſetzen, ſondern ſie müſſen ihr Butterbrod ſtehenden Fußes aus der Hand eſſen. Es wird ihnen alſo kein Veſperbrod beſonders in einem Kober, wie in der Getraideärnde, eingeſteckt und mitgegeben, oder gar nachgeſendet.

Abendbrod. Graupenſuppe und Eyerkuchen. Butter.

Dinſtag.

Frühſtück. Hafergrützſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Kartoffeln und Knackwurſt. Butter.
Abendbrod. Hirſeſuppe und Eyerkuchen. Butter.

Mittwoche.

Frühſtück. Heidegrützſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Paſtinaken mit Tauben gekocht. Butter.
Abendbrod. Hafergrützſuppe, Eyerkuchen, Butter.

Donnerstag.

Frühſtück. Kuchenſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Erbſen und gebratener Speck. Butter.
Abendbrod. Erbsſuppe von dem Reſte des mittäglichen Erbſengerichtes. Eyerkuchen. Butter.

Freytag.

Frühſtück. Hirſeſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Grünkohl und Knackwurſt. Butter.
Abendbrod. Hafergrützſuppe, Eyerkuchen und gekochte Gurken. Butter.

Sonnabend.

Frühſtück. Heidegrützſuppe, Butter und Käſe.
Mittagsmahlzeit. Linſen und gebratener Speck. Butter.
Abendbrod. Buttermilchſuppe, Eyerkuchen, Butter.

Sonntag.

Mittagsmahlzeit. Erbſen und Fleiſch, welches friſch oder geräuchert ſeyn kann.

Zu Erſparung der Zeit, muß den Leuten beym Hauen das Mittagseſſen auch heraus getragen oder gefahren werden, wenn die Wieſen nicht nahe am Hauſe liegen.

Wenn das Nachbier von den Grasmähern bereits vertrunken worden, müſſen ſich die Heumacher auch wohl mit gutem Kofent begnügen.

Wenn die Mittagsmahlzeit auf der Wieſe zwar verzehrt worden, und unvermutheter Regen die Leute herein treibt, muß die Hausmutter, wenn ſie Tagelöhner weibliches Geſchlechts hat, ſolche nicht entlaſſen, ſondern ſie nebſt ihren eigenen Mägden im Hauſe, oder auf dem Hofe, oder in den Gärten, zu anderer Arbeit ſogleich anſtellen, damit ihre Mittagsmahlzeit nicht vergebens und ungerechnet genoſſen ſey. Sie muß daher niemals ohne Plan ſeyn, damit ſie ſofort wiſſe, was bey geänderter Witterung mit den Leuten anzufangen ſey. Der Hausvater aber muß alsdann auch die Knechte und die Tagelöhner männlichen Geſchlechts anweiſen, was ſie währendem Regenwetter thun ſollen. Eben ſo gut iſt es, wenn das Wetter vormittags noch unentſchieden iſt, und man doch auf den Mittag, falls noch Heuwetter würde, die Tagelöhner nicht zuſammen bringen könnte, daß man ihnen das Frühſtück gebe, und ſie zu andern Arbeiten anſtelle, die ſie den ganzen Tag beſchäftigen, wofern das Wetter nicht gut würde. Käme aber Sonnenſchein, ſo wäre gar viel verloren, wenn man nun nicht die ganze Anzahl ſeiner Leute beyſammen hätte, um das Geſchäft des Heuens zu vollenden. Ein verſäumter halber Tag kann ſehr ſchaden.

Nichts iſt übler und verdrießlicher, als wenn das Heu naß eingeführt wird, weil es ſich gemeiniglich über einander entzündet, und dem Vieh in der Fütterung recht zu einer Peſt wird. Es bekömmt einen bittern Geſchmack, welcher von dem feinen ſich anlegenden Schimmel herrührt; und dieſer iſt dem Viehe ſo ſchädlich, daß man es zu Tode damit füttern kann. Dieſer Schimmel iſt auch die Urſache, daß Heu, welches bey anhaltendem Regen ſich auf der Wieſe in Haufen ſehr erhitzt hat, und beym Streuen oft recht dampfet, hernach, wenn es bey Sonnenſchein trocken gemacht wird, im Wenden einen Staub von ſich giebt, als wenn es verſchlämmt wäre.

Im 19. St. der hannöver. gel. Anz. v. J. 1753, Col. 247, f. giebt ein gewiſſer Schelworth folgende Urſachen an, wodurch das Heu in eine Flamme geräth. 1) Wenn das Heu naß eingebanſet wird; 2) wenn

2) wenn viel Wegewartkraut und rother Heinrich in dem Heu befindlich iſt; 3) iſt dasjenige Heu, welches auf niedrigen und feuchten Wieſen wächſt, einer Gefahr der Entzündung weit mehr unterworfen, als dasjenige, ſo auf hohen, trocknen und bergigen Wieſen wächſt; indem in jenen das vorgenannte Kraut ſich häufig findet, und das Heu von feuchten Wieſen, weil es weicher, fetter und ſaftreicher, als das von trocknen Wieſen, zu ſeyn pflegt, ſich viel feſter auf einander packt, zumal wenn es nicht recht trocken eingebracht iſt.

Daß der rothe Heinrich und das Wegewartkraut an dem Entzünden des Heues Schuld ſeyn, darin irret man ſich. Alles Gras und Kraut, welches ein häufiges weſentliches Salz, und nach ſeiner Einäſcherung ein häufiges Laugenſalz liefert, iſt hieran hinderlich; dasjenige Gras hingegen, welches hievon größtentheils befreyet iſt, inſonderheit das langſchöſſige zackige Wieſengras, iſt hiezu am erſten fähig. Wenn daſſelbe mit einer gewiſſen Feuchtigkeit eingebanſet wird, kömmt es damit in Arbeit, daß es ſich erhitzt, und, wie man ſich auszudrücken pflegt, brennt. Iſt dieſer Feuchtigkeit ſo viel, daß es bey dieſer Arbeit nicht völlig ausdünſten kann, ſo wird es zu Miſt. Wenn dieſer Feuchtigkeit etwas weniger iſt, oder vor ſeiner völligen Auszehrung etwas Luft bekömmt, ſo verbrennt es dieſes Gras, daß es ſchwarz wird. Wenn aber dieſe Feuchtigkeit ein Gleichgewicht hat, der Ballen Heu auch nicht allzu klein, und vornämlich wenn er ſehr dicht auf einander gedrückt iſt, ſo jagt dieſe Hitze die innere Feuchtigkeit gänzlich hinaus, daher man an dem Rande eines ſolchen Heuhaufens die Feuchtigkeit tropfenweiſe hängen findet. Durch die Arbeit der innern Hitze wird dieſes innere Heu zu einer völligen Kohle, welche ſich von ſelbſt entzündet, ſo bald ſie von der äußern Luft Gelegenheit bekömmt, ihr Feuer auszubreiten.

29. St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1753, Col. 407, f.
Part of letter from Mr. *Ant. van Leeuwenhoek*, to John Chamberlayne, dated Delft, March 2, 1705, concerning the vitrifyed Salts of calcin'd Hay, ſt. im XXIV. B. der Philoſ. Tranſact. No. 296, for Febr. 1705, S. 1856—1859.

Um das naß eingebrachte Heu geſchwinder zu trocknen, und zugleich zu verhindern, daß daſſelbe ſich nicht erhitze und entzünde, pflegt man daſſelbe ſchichtweiſe zu legen, ſo daß immer eine trockne Schicht mit einer feuchten abwechſelt. An andern Orten wird daſſelbe mit Bretern überleget, und mit Steinen beſchweret, um ihm auf ſolche Art die Luft zu benehmen. Es hat aber dem ungeachtet zuweilen nicht verhütet werden können, daß nicht das Heu ſich entzündet hätte, und eine wirkliche Flamme an der Seite ausgeſchlagen wäre. Man pflegt deswegen die Einſcheuerung des Heues in Gebäude, welche von Grund auf damit angefüllet werden, dergeſtalt zu verrichten, daß man in jede der 4 Ecken eine Tonne ſetzt, und um ſolche das Heu bis an deren Rand banſet; alsdann vermittelſt einiger an einen Balken angebrachter Leinen und Rollen die Tonnen weiter in die Höhe zieht, und um dieſelben mit Einbringung des Heues bis oben hinauf fortfährt, wodurch alſo gleichſam 4 Schorſteine entſtehen, aus welchen die Hitze des Heues, und zwar meiſtens ſo ſtark, daß man die Hand nicht darüber halten kann, in die Luft fortgeht. Durch dieſes Mittel wird auch das Heu friſch gehalten, und vor allen dumpfigen Geruch bewahret. In eben dieſer Abſicht pflegen die Holländer durch die Heuhaufen hölzerne Röhren zu legen, die oft nur aus Bretern zuſammen geſchlagen ſind. Man kann freylich erwarten, daß auf dieſe Art der Luft ein Ausweg, und der Fäulung eine Hinderung gemacht wird. Einige legen Kieſelſteine dazwiſchen, um zu verhindern, daß das Heu nicht ſo feſt auf einander liege; oder vermengen es mit grob zerhacktem Rockenſtroh. Man kann auch in den Heuſcheunen, vor

vor Einfahrung des Heues, nach dem Maße ihrer Größe, an 2, 3 oder 4 Orten, ſtarke und lange Pfähle, in Form eines Zirkels, 1 Elle groß, in die Erde ſchlagen, ſo daß jeder Pfahl ½ Elle von dem andern entfernt iſt; dieſen Pfählen giebt man, ſowohl in der Mitte, als oben, durch hölzerne Leiſten Stärke, damit das Heu ſie nicht zuſammen preſſe, mithin die übrigen Oeffnungen verſchließe, die Ausdünſtung der Feuchtigkeiten hindere, und die Abſicht vereitele. Weil auch die Sandſteine Feuchtigkeiten an ſich ziehen, ſo iſt, in Ermangelung jener Anſtalten, oder auch neben denſelben, zu geſchwinderer Erreichung der Abſicht, ein bewährtes Hülfsmittel, Sandſteine in die Heuhaufen zu ſtecken. Weil dieſe aber doch vermöge ihrer Schwere ſich zu ſehr nach der Tiefe ſenken, und überdieß das jährliche Aus- und Einwerfen derſelben beſchwerlich iſt, ſo kann man in die Mitte des Heubodens von unten herauf einen ſtarken Pfeiler von Sandſtein oder Wacke aufführen, der zwar eben, aber nicht breit aufgeſetzt, und, mehrerer Sicherheit halber, mit eiſernen Bolzen befeſtiget wird. Dieſer Pfeiler zieht alle Feuchtigkeit aus dem Heu an ſich, und verdunſtet dieſelbe wieder, wenn der Heuboden leer iſt, und die Luft frey um ihn wirkt.

In einigen Gegenden in Schweden, werden von denen, die beträchtliche Heuärnden, und dickes und fettes Gras, welches ſchwer trocknet, haben, gewiſſe Rüſtungen gebraucht, die ſie Haßjör nennen. Wenn das Gras gemähet, ausgebreitet, und etwas trocken geworden iſt, ſchlägt man die Maſchine von ſo vielen Reihen, als nöthig iſt, auf. Es werden nämlich mit einem Stoßeiſen Löcher in die Erde gemacht, und darein die ſo genannten Haßjegubbar, oder Hakenpfähle, in einer Reihe geſetzt. Dieſes ſind ſtarke Pfähle, 6 bis 7 Ellen lang, etwa ſo dick, wie ein Mann im dicken Beine iſt. Das Ende, welches in die Erde kömmt, wird ſpitzig gehauen. Von dieſem Ende an, etwa 6 bis 7 Quartier, wird ein Loch, ein wenig ſchief hinunter, durchbohret, und 2½ bis 3 Quartier davon in die Höhe wieder eins auf gleiche Art, und ſo mehrere, in gleicher Entfernung,

die Höhe des Pfahles hinauf. In dieſe Löcher werden hölzerne Zacken oder Stifte, die etwa 2½ Quartier lang, und ſo ſtark ſind, daß ſie die darauf zu legenden Stangen mit dem Heu tragen können, geſchlagen. Dieſe Pfähle mit den Zacken werden alsdann feſt in die Erde geſtoßen, ſo daß ſie etwa 8 bis 9 Ellen von einander abſtehen. Solchen Zwiſchenraum nennt man einen Gålf. Die Pfähle müſſen ſich ein wenig hinten über neigen, inſonderheit gegen Norden, und werden auch auf beyden Seiten mit 4 bis 5 Ellen langen Stützen befeſtiget, damit die Stangen, oder ſo genannten Haßjöro, welche 10 bis 12 Ellen lange abgerindete Fichtenſtangen, und dicker als ſtarke Hopfenſtangen ſind, deſto feſter auf den Zacken zwiſchen den Pfählen liegen mögen. Unterdeſſen, daß man dieſe Maſchine aufſchlägt, wird das Gras in Schwaden geharket, in Bünde zuſammen gefaſſet, und auf die Stangen geleget. Wenn die unterſte vollgeſetzt iſt, wird auf die nächſten Zacken die zweyte Stange geleget, und ſolchergeſtalt mit Legung des Heues bis oben hinauf, und bis alle Gålfe voll ſind, fortgefahren. Auf der oberſten Stange muß vornämlich das Heu recht eben geleget werden, damit bey einfallendem langſamen Regen keine Lecken entſtehen. Nach 8 oder 14 Tagen, nach dem die Witterung iſt, wird das Heu eingefahren. Auf jetzt beſchriebene Art wird um Fahlun mit dem Heu verfahren.

Faſt ein gleicher Gebrauch iſt in Jämteland, inſonderheit bey abgelegenen Mohrwieſen, von welchen das Heu nicht eher, als im Winter, abgefahren werden kann. Man hängt daſelbſt das naſſeſte Gras auf ſolchen Haßjör, wo es in wenig Tagen vom Winde völlig trocken wird. Die Haßjör werden daſelbſt auf folgende Art gemacht. Zweypaar Pfähle werden in den Boden ſo weit von einander eingeſchlagen, daß 3 vollkommene Heubünde dazwiſchen liegen können. Unten am Boden werden Stücke oder Büſche gelegt, damit das Heu nicht im Waſſer ſinke. Auf ſolche Unterlagen werden 3 Bünde oder Arme voll in der Reihe zwiſchen den Pfählen, und darauf eine Stange geleget, und ſo weiter ſchichtweiſe, bis es 18 Bünde ſind, die man für ein Winterfuder für ein Hauptvieh rechnet.

Schwediſches öconom. Wochenbl. Greifsw. 1765, 8. S. 309, fgg.

Wenn das Heu gehauen, gedörret und eingebracht worden, wird es entweder in beſonders dazu erbaueten und beſtimmten Scheuern, (Heuſcheuern, Heuſcheunen) oder auf Böden (Heuböden,) Fr. Fenil,

Gré-

Grénier à foin, wozu beſonders die Böden über den Kornſcheuern oder über den Viehſtällen genommen werden, aufbewahret. Alle Behältniſſe, in die wir unſer neues Heu bringen, müſſen billig vorher wohl gereiniget werden. Denn nichts zieht die Feuchtigkeit und allen übeln Geruch ſo leicht und ſo bald an ſich, als dieſes. Man wird daher wohl thun, wenn man, nach geſchehener Reinigung, wozu ich auch eine ſorgfältige Durchlüftung des Bodens rechne, denſelben mit gut getrocknetem und dürren Stroh, wenigſtens eine Hand dick, über und über beſtreuet, und alsdann das Heu darauf legt, dieſes aber oben ebenfalls mit Stroh wohl bedeckt. Iſt noch Vorrath von altem, reinem und wohlbehaltenem Futterſtroh da, ſo wollte ich rathen, immer mit einer Schicht Stroh auf eine Lage Heu abzuwechſeln. Die Vortheile dieſes Verfahrens ſind unſchätzbar. Das Stroh bewahrt das Heu vor dem Erhitzen, welches ſich ſo oft ereignet, und allemal ſchädlich iſt. Dagegen erhält das Stroh vom Heu einen angenehmen Geruch, und wird alsdann vom Vieh ſehr gern gefreſſen. Haferſtroh wird alſo unter das Kuhheu, Gerſtenſtroh unter das Pferdeheu, und ſo die andern Arten des Futterſtrohet unter das Heu, welches für die übrigen Thiere gehört, eingeſchichtet. Auf dieſe Weiſe dauert Heu und Stroh viele Jahre, und beydes iſt in dieſem Zuſtande geſundes und nahrhaftes Futter. Auf den Böden über den Ställen ſieht man nur vornämlich auf die Reinhaltung des Heues von den aus den Ställen ſich hinauf ziehenden Dünſten und Geſtank; daher beſtreuet man nur den Boden dick mit gemeinem, aber trocknen, Stroh, ehe man das Heu darauf legt, ſo zieht das Stroh alle Dünſte und Feuchtigkeiten an ſich, und das Heu bleibt trocken, wohlſchmeckend, und vor aller Fäulung ſicher. Die Dünſte aus den Ställen ziehen um deſto mehr hinauf, wenn in den Viehſtällen, wie an vielen Orten, zu-

zumal bey den Bauern, üblich iſt, oben über den Balken bloße Stangen gelegt, und dieſe Schütte bey Schütte mit Stroh bedeckt werden. Es iſt aber dem Heu allemal zuträglicher, und in Feuersbrünſten ſicherer, die Ställe mit ordentlichen Decken zu verſehen, und zwiſchen den Balken alles mit Strohlehm auszuſtaken; oder, welches faſt noch beſſer iſt, die Balken mit Schwarten zu belegen, und über dieſe einen Lehm-Aeſtrich zu ſchlagen. Zugleich muß man das Heu und anderes Futter vom Dache ſo weit ablegen, daß man auf allen Seiten neben dem Dache an dem Heu herum gehen kann, und folglich ſo, daß das Heu allemal nur auf der Mitte des Stalles liege. Wer es alſo leget, wird allezeit reines und geſundes Futter für ſein Vieh behalten; da hingegen andere, welche es an die Dächer legen, wo es nicht nur den aus dem Stalle aufſteigenden Dunſt und Geſtank in ſich zieht, ſondern auch von der Wetterfeuchtigkeit am Dache benetzet wird, nur dumpfiges, ſtaubiges und ungeſundes Futter bekommen.

Wer mehrere Koſten anwenden will, kann über den Heuböden Dampfzüge und Zugeſſen, wie über den Getraideſcheunen, anbringen. Von doppeltem Nutzen ſind dieſelben, wenn man ſie aus den Ställen durch die Heuböden, welche gemeiniglich darüber ihren Platz haben, führt, über der Faſſung aber auf dem Hahnenbalken, 4 Oeffnungen läßt, wodurch die Dünſte von dem Heu ihren Ausgang finden. Eine ausführlichere Beſchreibung dieſer Einrichtung wird im Art. Stall vorkommen.

Zur Erhaltung des in naſſer und unbeſtändiger Witterung etwas feucht und zähe eingefahrnen Heues, hat man bereits im 18. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1756, S. 70, f. den Rath ertheilt, zwiſchen jedem Rechenzuge, den man in die Scheuer oder auf den Boden bringt und herum

herum wirſt, eine Hand voll Salz auszuſtreuen, und zwar auf eben die Art, wie der Ackermann die Saat weit aus einander ſtreuet. Man behauptet, daß das zähe eingeführte und auf ſolche Art mit Salz beſtreute Heu ſich nicht erhitze, noch viel weniger dumpfig werde, ſondern beſtändig kalt bleibe und ſeine grüne Farbe behalte, auch feucht und geſund bleibe. und dem Vieh zugleich Luſt zum Saufen mache, wovon ſich daſſelbe allezeit wohl befindet und mehr Milch giebt. Auch wenn man das Heu ganz trocken einführen könne, ſey es doch nützlich, Salz darunter zu ſtreuen, weil das Salz die natürliche Feuchtigkeit deſto mehr bewahret, und durch einige Feuchtigkeit hindert, daß das Heu nicht zerbröckelt noch verſpillet wird. Auch in Amerika iſt das Einſalzen des vom Regen verdorbenen und auf dem Felde beynahe verfaulten Heues gebräuchlich. So bald eine Schicht Heu, ungefähr 6 Zoll dick gelegt iſt, wird ſie ganz mit Salz überſtreuet; darauf werden andere Schichten Heu geleget, und auf gleiche Weiſe wieder mit Salz beſtreuet, bis alles Heu aufgeſchobert iſt.

Im 11. St. des Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. J. 1770. und 51. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. v. e. d. J. theilt Jemand folgende Nachricht von dem Einſalzen des Heues, aus eigener Erfahrung, mit. Auf einen einſpännigen Karren Heu nimmt man 1 Mäßchen Salz; auf ein zweyſpänniges Fuder, 1½ bis 2 Mäßchen, u. ſ. f. Ueberhaupt kann man lieber etwas mehr, als weniger, nehmen, indem es bey dem Füttern im Winter wieder zu gute kömmt. Wenn eine Schicht Heu auf den Boden gelegt worden, ſtreuet man etwas Salz auf daſſelbe herum, und fährt damit bey jeder Schicht fort, bis man auf das oberſte etwas reichlicher, als auf die andern, ausſtreuet. Wenn das eingelegte Heu nach etlichen Tagen zu dünſten anfängt, ſo zergeht das eingeſtreute Salz, und dringt in das Heu hinein, von welchem es hernach nicht wieder getrennt wird.

Der Nutzen davon iſt dieſer: 1) Das ſaure, grobe und ſchilfige Heu, welches an ſumpfigen Orten wächſt, und von den Pferden noch zur Noth, von den Schafen und dem Rindvieh aber gar nicht gefreſſen wird, wird, auf dieſe Art zubereitet,

gar gern gefreſſen. Ich habe den Unterſchied vielmals mit Augen geſehen, da grobes uneingeſalzenes Heu von dem Vieh verachtet, eben daſſelbe aber eingeſalzen, mit Appetit gleich dem guten Heu verzehrt wurde. Die Urſache hievon iſt leicht zu errathen; denn da alles Vieh das Salz liebt, das Heu, welches rauh und grob iſt, auch dadurch etwas mürber gemacht wird, ſo wird es, auf ſolche Weiſe zubereitet, lieber gefreſſen. Diejenigen alſo, die ſolche Wieſen haben, die ſchlechtes Heu geben, können durch dieſes Einſalzen ihr Heu etwas verbeſſern, wenigſtens den Vortheil erlangen, daß das Vieh daſſelbe frißt, und nicht, wie ſonſt geſchieht, unter ſich tritt. Auch diejenigen, welche ihr Heu auf etliche Jahre einlegen wollen oder aufbehalten müſſen, oder die mit dem Heu ins Wetter kommen, daß es etwas bleich wird und von ſeiner Güte ein merkliches verliert, können es durch das Einſalzen dahin bringen, daß es von dem Vieh gern genoſſen wird. Ja, ich glaube, daß es bey großen Magazinen, wo vieles Heu von verſchiedener Güte über einander gelegt wird, guten Nutzen ſtiften ſollte. Ich kenne einen Wirth, dem ich dieſes Mittel bekannt machte, der von der Zeit an, alles ſchlechte Heu in der Gegend um einen wohlfeilen Preis zuſammen kaufte, aber gleichwohl ſo guten Abgang hatte, daß die Fuhrleute es nicht begreifen konnten, warum ihre Pferde das dem Anſehen nach ſchlechte Heu ſo gern fräßen. 2) Iſt ſolches eingeſalzene Heu allem Vieh, beſonders den Schafen, geſund. Denn das Salz iſt letztern, bekanntermaßen, eine Arzeney, die ihr Blut reiniget, und ſie vor vielen Zufällen bewahrt. Sie gedeihen daher noch einmal ſo gut, wenn ſie ordentliches Salz bekommen. Ich glaube aber, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, wenn ſie das Salz nach und nach, als wenn ſie dergleichen viel auf einmal bekommen, wie ſolches bey dem alle 14 Tage bis 3 Wochen gewöhnlichen Salzen geſchieht. Denn da fallen ſie es ſehr begierig an, überfreſſen ſich, und bekommen nicht ſelten üble Zufälle; freſſen ſie aber eingeſalzenes Heu, ſo bekommen ſie ſolches nach und nach, und müſſen ſich nothwendig gut dabey befinden. In der Lauſitz und einigen andern Gegenden auf den Gütern pflegt man den Schafen ganze Stücke Salz hinzuſetzen, von welchen ſie nach Belieben lecken, und wobey ſie ſich weit beſſer befinden, als wenn ſie, nach der gewöhnlichen Weiſe, das Salz auf einmal bekommen. Es würde daher nicht unrecht ſeyn, wenn man, um dieſes Nutzens willen, das gute eben ſowohl als das ſchlechte Heu einſalzte. 3) Man verliert das eingeſtreute Salz nicht; denn das Vieh, welches dergleichen Heu

frißt,

frißt, verlangt kein Salz. Daher diejenigen, welche ihr Vieh alle 14 Tage ſalzen müſſen, ſolches kaum in 6 Wochen nöthig haben; ja, wenn es beſtändig dergleichen Heu frißt, ſo hat man, ſolches zu thun, gar nicht nöthig".

Die Heuböden ſind mit, einander gerade, oder meiſt, gegenüber ſtehenden Fenſtern oder Oeffnungen, und dieſe mit Drahtgittern zu verſehen, damit die Luft wechſeln, und von einfliegenden und einſteigenden Thieren darin nicht geniſtet werden könne. Vornämlich iſt im Anfange der Zugang der freyen Luft nöthig. Wider die Mäuſe und Ratzen auf den Heuböden, ſind die Fallen, wenn deren mehr als einerley Art aufgeſtellet wird, das ſicherſte Mittel. Gift dagegen hin zu ſezen, iſt gänzlich zu widerrathen. Allenfalls können, bis man genugſame Fallen angeſchaffet hat, Katzen geduldet werden; ſolche Katzen aber ſchlagen, wegen des baldigen Verwöhnens, ſelten recht ein, und richten auch ſelbſt auf den Futterböden viel Ungelegenheit an. Die Verunreinigung des Futters verurſachet eine faulende Gährung, oder Schimmel und Moder, welche das Futter unbrauchbar machen.

In den Scheuern, zumal wenn ſolche gemauert ſind, wie gemeiniglich die herrſchaftlichen Scheuern auf den Meierhöfen aus ſtarken Mauern beſtehen, darf das Heu niemals an die Mauerwände angeſchlagen werden, ſondern man muß einen leeren Raum von 1½ bis 2 Schuh, zwiſchen dem Heue und der Mauer laſſen, damit Platz zum Ausdünſten und zu der reinen friſchen Luft bleibe. In einigen Gegenden, wo eine gute Ausübung der Landwirthſchaft beobachtet wird, pflegt man in den Scheuern das Heu, (welches aber durchaus trocken ſeyn muß,) zu beyden Seiten der Dreſchtenne auszubreiten, und auf das Heu die Winter- und Sommerfrüchte zu legen, welche daſſelbe dergeſtalt feſt zuſammen drücken, daß es ſchwer hält, nur einen einzigen Heuhalm heraus zu ziehen. Weil es

nun beſchwerlich, ja faſt unmöglich iſt, das Heu unter dem Getraide mit den Händen oder Fingern heraus zu rupfen: ſo hat man die ſo genannten Heurupfer erfunden. Dieſe werden gemeiniglich von einem Stabe von hartem Holze verfertiget, welcher vorn ſpitzig gemacht wird, und zu beyden Seiten zwey gegen einander ſtehende Aeſte hat, die bis auf zwey Zoll abgeſchnitten ſind. Die Spitze an dem Heurupfer bekömmt alſo die Geſtalt einer Nadel in einem Compaß, oder eines Pfeiles. Man läßt dergleichen auch von Eiſen verfertigen, und einen $1\frac{1}{2}$ oder 2 Schuh langen, hölzernen Stiel daran machen. Mit der Spitze ſticht man in das Heu hinein und zieht zurück, ſo wird jedesmal ein Büſchel Heu mit heraus gezogen. Der Nutzen einer ſolchen Einrichtung iſt dieſer, daß das Heu in einer gleichen Feſtigkeit und Schwere über einander liegen bleibt, und den Geruch beſſer beyſammen erhält.

In guten und feuchten Jahren hat man öfters ſolche reiche Heuärnden, daß die Scheuern und Böden nicht hinreichend ſind, daſſelbe zu faſſen, und man daher genöthiget wird, daſſelbe in ſo genannte Heuſcheiben zuſammen zu bringen, und aus dieſen hernach Heuſchober aufzuſchichten, oder Heuberge und Heumagazine zu errichten. Unter Heuſcheiben, welche auch Flatſchen, Schoberflatſchen, oder Schoberflecke genannt werden, verſteht man runde Haufen oder vielmehr Scheiben, welche 5, 6 bis 8 Klafter im Umkreiſe haben, aber nur $\frac{1}{2}$ Elle hoch ſind, und aus den Wetterhaufen des gemäheten Heues gemacht werden. Wenn das Heu völlig trocken iſt, werden aus dieſen Heuſcheiben, große, runde, oben ſpitzig zugehende Haufen, welche man Heufehme, Heufeimen (ſ. Th. XII, S. 425,) Heuhaufen, Heuſchober, Heuſchocke, Heuſtapel, Heuſtöcke, im Oberd. Triſien, im Osnabrück. Duuf, Röckel, nennt, zuſammen geſetzet.

Einen

Einen Heuſchober anzulegen, in welchem ſich das Heu erhalten ſoll, dazu gehört trocknes Heu, welches durchaus eine gleiche Dürre hat; und es muß bey klarem Wetter auf folgende Art geſchehen. Man ſucht einen erhabenen Ort aus, der von keiner Ueberſchwemmung erreicht werden kann, welcher auch nicht zu nahe bey bewohnten Häuſern, oder bey einem Dorfe liegt, damit, bey entſtehender Feuersgefahr der Schober von keinen Flammen ergriffen werden möge, folglich einen etwas entfernten Ort, welcher erhaben liegt, und deſſen Boden von einer trocknen Erdart iſt. Daſelbſt richtet man hohe und ſtarke Stangen oder Pfähle auf, in der Höhe wie man die Schober zu ſchlagen gedenkt; doch niemals über 3½ Klafter. Dieſe Stangen werden nicht ſo wohl zur Haltung der Schober, als vielmehr zum Ziele genommen, wie nahe und wie weit man mit dem Heue den Abſtand davon zu nehmen hat; auch damit man oben am Ende eine Stürze oder einen Hut von Stroh, Schilf oder Rohr, über den Schober befeſtigen könne. Der Umfang oder Umkreis des Heues um die Stangen kann 3 Klafter im Durchſchnitt halten. Das Heu, welches um die Stangen herum geleget wird, darf ſolche bis auf 2, wenigſtens 1½ Schuh, nicht berühren, damit eine hole Oeffnung um die Stangen herum von 3 bis 4 Schuh im Diameter daſelbſt bleibe, welche zur Ausdünſtung für das Heu und zum Eindringen der friſchen Luft nöthig, und für das Heu nützlich iſt. Das Heu muß ſo feſt, als möglich, auf einander geſchlagen und zuſammen getreten werden. So oft man ungefähr 3 Schuh hoch Heu um die Stangen herum auf einander geſchlagen hat, muß mit einem Rechen das gegen die Stangen hervor ragende Heu abgerechet, und der Höhlung eine gleiche Weite beybehalten werden. Auswendig geht dieſe Heupyramide nach oben allmählich zugeſpitzt, bis ſie ihre beſtimmte Höhe erreicht hat. Zu ihrer Befeſtigung gegen heftige

Sturm-

Sturmwinde hängt man, wenn die Höhe des Heues 1 Klafter über der Erde iſt, Aeſte, die wie eine Gabel gewachſen ſind, hin und wieder gegen die Windſeiten. Um die Stangen, und auf die buſchigen Zweige dieſer Aeſte wird wiederum Heu geſchlagen, bis man mit der Höhe zu Ende iſt. Dieſes verbindet das Heu und die Schober dermaßen zuſammen, daß ſie den ſtärkſten Stürmen widerſtehen können. Oben über dem Heue wird die Stürze oder das Dach an der Stange befeſtiget. Dieſes überdeckt den Schober, und verhütet, daß kein Regen in die Höhlung eindringen kann. Um dieſes Dach herum müſſen Reife von krumm gebogenen ſtarken Ruthen oder Gerten, mit langen hölzernen Gabeln, in den Schober geſtecket und befeſtiget werden, damit ſich das Dach durch den Wind nicht in die Höhe ſträuben möge. Bey den auf ſolche Art verfertigten Heuſchobern hat man nicht zu befürchten, daß jemals einiges Heu verderben werde.

In England hat man eine Art von Heumagazinen, deren von Stroh oder Schilf gemachte Dächer beweglich ſind, damit ſie, ſo wie der Vorrath vom eingeſammelten Heue abnimmt, herunter gelaſſen werden, und wenn man es haben will, ganz nahe über demſelben hängen können; ſiehe Fig. 1314. Man trifft ſie auch häufig in den hollſteiniſchen Marſchländern an, wo man ſie Heuberge nennt. Unten iſt ein leerer Platz von der Höhe, daß man im Winter Wägen, Pflüge und anderes Ackergeſchirr darunter ſtellen kann. Alsdann kömmt ein einfacher bretener Boden, worauf das Heu gelegt wird. Kalm, in ſeiner Beſchreibung der Reiſe nach dem nördlichen Amerika, thut eines ſolchen Magazines, welches es in Hereford-Shire, in einem Forſte angetroffen hat, Erwähnung. Die Einrichtung des ganzen Gebäudes war dieſe. Man hatte in jeder Spitze des abgezeichneten Viereckes einen Pfahl eingeſchlagen, welcher 15 Ellen lang war. Die

Die Pfähle waren 7 Ellen von einander entfernt. Zwiſchen dieſen war unten ein Verſchlag von eichenen Bretern gemacht, deſſen Höhe von dem Boden 4 Ellen betrug. Ueber demſelben ſchwebte ein Halmdach, welches auswärts gebogen war, und die Hälfte eines Achteckes vorſtellte, welches von gleichſchenkeligen Dreyecken eingeſchloſſen wird. Seine untere Verbindung aber beſtand aus Hölzern, die an den Ecken in einander gefüget waren. Dieſe bildeten alſo ein Quadrat, welches die Pfähle aufs genaueſte umſchloß, ſo daß jeder Winkel einen davon in ſich faſſete. Damit aber die Bewegung eine größere Feſtigkeit haben möchte, war noch ein beſonderes Bret, welches an beyden Enden ausgeründet worden, von einer Fuge der Raute nach der andern angenagelt, welches eine Art von Dreyeck hervor brachte; denn die Krümmung ſelbſt gab hiezu die eine Seite ab, und die beyden andern wurden durch die Winkel formiret. Jezt hatte alſo das Dach ſeine Haltung, und konnte an den Pfählen, nach Verlangen, erhöhet und erniedriget werden. Er hat auch einige dieſer Scheuern geſehen, bey denen die Schwellen der Bedeckung die Ständer nur von innen, doch ganz genau, berührten, indem dieſe durch einen hölzernen Bogen gingen, der an jenen befeſtigt war. Sonſt war in Anſehung der übrigen Einrichtung nichts verändert. Denn durch die Pfähle waren in beyden Fällen viel Löcher über einander gebohrt, welche ganz durchgingen, und für dicke eiſerne Nägel oder Bolzen beſtimmt waren, welche das Dach aufhalten ſollten. Wenn man daher daſſelbe zu erhöhen hatte, mußte ein Kerl bey jeder Ecke aufſteigen, und mit der Schulter die Laſt allmählich an den Ständern hinauf ſchieben, ſo weit man es haben wollte. Hier wurde alsdann das Eiſen eingeſteckt, auf welchem die Bedeckung hernach ruhete; ſo wie man jenes nur ausziehen durfte, wenn dieſe eine niedrigere Stellung erforderte. Die Dicke der Halmlagen,

lagen, aus denen das Dach beſtand, betrug etwas weniger als 1 Fuß. Das Heu hält ſich auf dieſe Art ungemein gut, weil die Luft beſtändig durchſtreichen kann. Nur das äußere leidet etwas vom Regen, und wird bleich.

Sonſt wird in England das Heu gemeiniglich in Haufen oder Stapeln aufbehalten, welche man Fig. 1315 abgebildet ſieht. Die Bereitung eines ſolchen Stapels geſchieht nicht viel anders, als man mit der Ladung eines Fuders auf den Wagen thut, und wird nur, ſo viel möglich, derb zuſammen getreten und geſtampfet, auch von außen wohl gekämmet und geſchlagen, um es in die verlangte Figur zu bringen. Es kömmt alſo 1) vornämlich auf die Figur an, welche, da die Leute dazu geübt ſind, ſehr artig und accurat gemacht wird, auch alſo zu machen nöthig iſt. Der Vortheil beſteht hauptſächlich darin, den Haufen unten ſchmal, gegen die Mitte am breiteſten, von da aber bis zur oberſten Höhe wieder abhängig und ſcharf zu formiren, juſt wie das Satteldach eines Hauſes. 2) Daß der Haufen nicht auf der bloßen Erde ſtehen muß. Weil nun in England der Schnee faſt niemals $\frac{1}{4}$ Elle hoch liegt, ſo macht man das Gerüſt, welches in etlichen, mit Bretern weitläuftig belegten, Balken beſtehe, kaum $\frac{1}{2}$ Elle hoch; dieſes muß alſo in Deutſchland, wegen des Schnees, wenigſtens 1 Elle hoch ſeyn. 3) Daß derſelbe mit langem Stroh beleget oder gedecket wird, wie man das Dach eines Hauſes zu bedecken pflegt; doch reicht das Dach nicht weiter, als bis über die Mitte, wo der Haufen gegen den Fuß anfängt ſchmal zu werden, indem der ganze untere Theil frey und unbedeckt bleiben muß, um das Durchſtreichen der Luft zu genießen. Zur Bedeckung wird gemeiniglich Weizenſtroh genommen. Man ſticht, in dieſer Abſicht, da wo die Bedeckung angehen ſoll, mit einem zugeſpitzten Stocke, längs den Seitenlagen, häu-

ſige Löcher, und zwar horizontal ein. Hierauf nimmt man Bündel von dem langen Halme, und macht an dem einen Ende bey jedem eine Flechte. Dieſe wird hernach, vermittelſt des Stabes, in die gemachten Löcher hinein gepreſſet, ſo daß ſie in denſelben recht feſt ſitzen muß. Wenn man auf ſolche Art mit der unterſten Reihe fertig geworden iſt, fährt man, ungefähr ½ Elle höher, fort, eine nach der andern, mit der vorigen parallel, auszuſtechen, und eine neue Schicht von Halmbündeln zu befeſtigen, welche jedesmal das obere Ende der niedrigern bedeckt. Solcher Geſtalt kömmt man endlich bis zum Gipfel. Dieſer erfordert eine beſondere und noch dauerhaftere Bedeckung. Man belegt ihn daher, der Länge nach, mit trocknem Farnkraute, und hienächſt mit Halm. Und da auch die vorige Verbindung hier nicht Statt findet, wird eine andere gebraucht, welche zugleich dem ganzen Dache noch eine ſtärkere Haltung giebt. Man heftet nämlich von beyden Seiten, über dem Strohe, eine lange Stange, durch verſchiedene dazu abgeſchlitzte Aeſte, welche einem Haken gleichen. Denn dieſe drücken, indem ſie in das Heu mit Gewalt getrieben werden, zugleich das Holz mit nieder, und geben dadurch dem Strohe die nöthige Befeſtigung. Eine ähnliche wird an den Ecken, welche die Giebel mit dem Dache machen, angebracht, indem auch hier durch gekrümmte Aeſte lange Stangen angeklammert werden, welche verhindern, daß der Wind die Bedeckung nicht ſo leicht faſſen und abwerfen kann. Das Stroh liegt vier bis fünf Zoll dick. Die ſehr großen Haufen, welche wenigſtens 24 Ellen lang, und 10, oder mehr, breit ſind, werden allemal nach obgedachter Figur gemacht, und heißen Reaks; die kleinern aber, vornämlich für das Grummet, macht man öfters rund, und heißen alsdann Cocks. Das Heu hält ſich ſo vortrefflich darin, daß

man ſich an dem Geruche vergnüget, wenn der Haufen aufgeriſſen oder angeſchnitten wird.

Die Art aber, das Heu davon zu nehmen, iſt ſo merkwürdig als bequem. Man bedient ſich hiezu eines langen Meſſers, juſt wie die engliſchen Sägen ſind, wie man denn auch nicht anders als ſolche Sägen dazu nimmt, nachdem die Zähne ab = und ſolche ſcharf geſchliffen ſind; Fig. 1316. Hiemit ſchneidet und ſticht man von oben herab in den Heuhaufen, und ſo gleichfalls von allen Seiten ꝛc. um allemal ein rechtwinkelig viereckiges Stück herunter zu ſchneiden. Dieſe Stücke ſind gemeiniglich etwas über 1 Elle lang, faſt eben ſo breit, und eine gute halbe Elle dick. Sie laſſen ſich ganz heraus nehmen ohne zu zerreißen, ſind ziemlich derb, und werden alsdann kreuzweiſe mit einem Strohſeile gebunden, um ſie fortzuſchaffen. Sie laden ſich überaus bequem, und werden nach dem Gewichte verkauft. Wenn nun eine Seite oder Schicht alſo viereckig bis auf den Boden heraus geſchnitten iſt, fährt man alſo fort, ferner von oben bis auf den Boden ein Stück nach dem andern herunter zu ſchneiden. Es ſchadet dem Haufen nichts, wenn er alſo angeſchnitten iſt, weil es ſo gerade und hart wie eine Wand da ſteht, und allemal zwey oder mehr rechtwinkelige Seiten darſtellt. Man fährt fort, in der Maße das Heu herab zu ſchneiden, bis der Haufen verbraucht iſt, welches bisweilen kaum in einem Jahre geſchieht, ohne dieſe Wände zu bedecken. Es wird aber eine geübte Hand dazu erfordert, daß man gerade ſteche und ſchneide, theils um die Stücke fein ganz und eben heraus zu ſchneiden, theils eine gerade perpendiculäre Wand zu laſſen. Ein ſolches Heu wird von den Rindern mit ſo großer Begierde verzehrt, daß ſie faſt alles andere Futter ſtehen laſſen, wenn ſie dieſes haben können. Es halten auch alle erfahrne Haus = und Landwirthe ſolches den Kühen gar zuträglich, indem ſie einen ſtarken

Durſt

Durſt danach empfinden, und eine Menge Waſſer darauf trinken, welches die Milch bey ihnen vermehrt.

No. 9 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 69, f.
Leipz. Samml. 184—16. St. Lpz. 1767, 8. S. 85, fgg.
v. Eckhart Experimentalökonomie, nach der Ausgabe des Hrn. Kammerr. Suckow, Jena, 1778, gr. 8, S. 139.
Peter Kalms Beſchreibung der Reiſe nach dem nördl. Amerika, 1 Th. Gött. 1754, gr. 8. S. 256, fgg.

In Ungarn macht man aus dem abgemäheten und getrockneten Heue kleine Haufen, die man Petrenzen nennt. Eine Petrenze iſt ſo viel, als 2 Perſonen auf 2 Stangen tragen können. Solche tragen ſie auf Stangen zu 30, 40, auch 50, zuſammen, und formiren einen kegelförmigen Haufen daraus, welchen ſie einen Schober oder Kegel nennen. Dieſe Schober läßt man nach Gelegenheit auf der Wieſe ſtehen. Wenn ſich das Heu gut geſetzt hat, legen ſie an den untern Theil des Kegels, ungefähr 2 Schuh hoch von der Erde, eine doppelte Kette, ſpannen 6 oder 8 Ochſen an die Kette, und führen dieſen Schober, der ſeine 25, 30, auch mehr Centner wiegt, ohne Wägen, bisweilen aber auch mit Wägen, wieder auf einen andern Platz, wo ſie dieſer Schober zu 2, 3, 4 auch mehr hundert zuſammen wieder auf einen Haufen führen; dieſem Haufen aber geben ſie die Form eines länglich gedeckten Hauſes, deſſen Breite 4 bis 5 Klafter, die Länge 10, 20, 30, 40 und mehr Klafter, die Höhe aber der Breite gleich iſt. Einen ſolchen Haufen nennen ſie eine Triſte. In dieſen Triſten bleibt das Heu Sommer und Winter unter freyem Himmel in offenem Felde ſtehen, bis man deſſen benöthiget iſt, da man dann ſolches durch eine Heuſcheere oder eine Hacke abſticht oder abhacket, und dem Viehe auch wieder unter freyem Himmel, ohne Krippe, zur Winterszeit bey Regen und Schnee zum Futter reichet.

42. St. der Stutg. phyſik. ökonom. gemeinnützlichen Wochenſchrift v. J. 1757, Col. 650.

In Liefland fängt die Heuärnde in der Mitte des Junius an, und dauert oft bis in den Herbſt hinein; und doch bleiben jährlich manche Heuſchläge, wo Ueberfluß daran iſt, ungemähet. An Grummet iſt alſo gar nicht zu denken. In einigen Gegenden hat man auf dem Heuſchlage Scheunen, in welche das trockne Heu zuſammen geführt wird. Das meiſte Heu bleibt in großen ſogenannten Kujen unter freyem Himmel ſtehen, bis man es im Winter bey bequemerer Zeit, und wenn man über die gefrorenen Moräſte fahren kann, nach Hauſe führt. Das Heu wird zuvörderſt in kleine runde Haufen, welche Saden oder Heurucken heißen, geſammelt. Unten liegen 2 Baumzweige, an welche man ein Pferd, oder auf weichem Boden ein Paar Ochſen ſpannet, um die Saden zuſammen zu führen, und ſie in Kujen zu ſchlagen. Dieſe ſind große zirkelrunde ſpitzige Haufen, welche unten von eingeſchlagenen und mit Strauchwerk durchflochtenen Pfählen zuſammen gehalten werden. Wo Herbſtüberſtröhmungen zu befürchten ſind, ſetzt man die Kuje auf ein ſtarkes, aus 4 Pfählen beſtehendes, Gerüſt. Es iſt nichts unerhörtes, mitten im Waſſer zu mähen, und das Gras zum Trocknen auf Anhöhen zu tragen. Weil feucht zuſammen geworfenes Heu zu rauchen anfängt, und verbrennt, wenn die Kuje nicht bald aus einander geriſſen und von neuem getrocknet wird, ſo macht man ſie durch eingeſetzte dünne Balken lieber etwas hohl. In ſorgfältig gemachten Kujen kann das Heu über ein Jahr ſtehen, ohne zu verderben. Die Zeichnung einer Heukuje, die eben aufgeworfen wird, imgleichen der Schober (Saden), wovon eine auf Stangen herbey gefahren wird, liefert Fig. 1317.

Aug. Wilh. Hupel topographiſche Nachrichten von Lief- und Eſthland, 2. Band, Riga 1777, 8. S. 306, f.

Da wir ſo mannigfaltige Gattungen der Pflanzen auf unſern Grasfeldern haben, und hier grobes, dort feines,

feines, hier ſüßes, dort ſaures Heu machen; ſo iſt es nicht nur ſchon an ſich, der verſchiedenen Güte des Graſes wegen, nöthig, das Heu zu ſortiren, ſondern es macht auch der verſchiedene Geſchmack der Thiere, und ihre verſchiedene Art, dieſes Geſchäft nothwendig. Und zwar muß dieſes ſogleich bey der Aernde auf der Wieſe geſchehen. Allenfalls kann der etwann auf den Wieſen hierin begangene Fehler, bey dem Einbringen des Heues in die Scheuern oder auf die Böden verbeſſert werden. Das feinſte und kräftigſte Kleeheu, wird für die jungen Kälber ſowohl, als für die Fohlen und Lämmer; die zweyte Sorte zartes gutes Blumenheu, für die Mutterſchafe; das dritte an Güte, für die Milchkühe und das gelte Schafvieh; das vierte für die gelten Kühe und die Zugochſen, auf ihre Böden geſchaffet. Alles langhalmige, in etwas ſchilfige und ſaure Heu wird für die Pferde allein gefahren. Das ganz grobe Heu wird auf einen Boden allein gebracht, und mit unter dem Häckerling für die Maſtochſen geſchnitten, auch das beſte davon des Abends auf die Raufen geſteckt.

Was mit verſchlämmtem und verdorbenem Heu anzufangen ſey, werde ich weiter unten lehren.

Das andere Gras, welches auf den zwey- oder dreymähdigen Wieſen nach dem erſten Abmähen wächſt, wird bereits erwähntermaßen, Nachgras oder Grummet genannt. Nachdem das erſte Heu eingebracht worden, muß man, vornämlich bey heißer und dürrer Witterung, wobey die Graswurzeln ſehr verdorren, die Wieſen mit hinlänglicher Wäſſerung erquicken, damit die Wurzeln dadurch erfriſchet, deſto geſchwinder und häufiger wieder zum Wachsthum angetrieben werden, mithin das Grummet deſto ſtärker und kräftiger wachſen könne. Dieſes Nachgras läßt man, nachdem es die Umſtände des Eigenthümers er-

fordern, entweder von dem Boden abfreſſen, oder zu einer neuen Aernde zum Abmähen heran wachſen.

Iſt das Nachgras zum Abhüten beſtimmt, ſo muß daß große Vieh zuerſt darauf gelaſſen werden, und alsdann müſſen die Schafe folgen. Dieſe freſſen noch, wenn Ochſen und Kühe nichts mehr finden können. Hernach läßt man den Boden einige Wochen ruhen, damit er ſich wieder erhole; alsdann kann das Vieh wieder darauf getrieben werden. Iſt hingegen das Grummet zu einer neuen Aernde zum Abmähen beſtimmt, ſo geſchieht dieſes, wie oben erwähnt worden, auf zweymähdigen Wieſen um Aegidii; ſind die Wieſen aber dreymähdig, ſo werden ſie das erſtemal gleich nach Pfingſten, das zweytemal nach Johannis, und zum drittenmal um Michaelis gehauen. In vielen Wirthſchaften wird das Grummetmachen wegen der Aernde und Saatzeit ſehr ſpät vorgenommen. Mancher Haus- und Landwirth bildet ſich ein, daß ſein Grummet auch wohl noch wachſen ſoll, wenn es gleich wegen einfallender langen und kalten Nächte ſchon gelb wird. Am beſten iſt, 14 Tage vor Michaelis die Arbeit vorzunehmen, um ſpäteſtens um Michaelis fertig zu ſeyn. Das Grummet trocknet ohnehin ſchwer, weil die Tage im Sept. ſchon kurz ſind, und oft wenig Sonne iſt, hingegen allemal ſehr ſtarker Thau fällt. Bey dem Grummetmähen muß man nicht gleich wieder den Schwaden fort, wie die Wieſe zum Heu gehauen worden, den Gang nehmen, ſondern das Grummet gerade die Quere über die Heuſchwaden, welche an manchen Orten noch zu erkennen ſind, hauen; auf ſolche Art wird der am Heu gebliebene Kamm von der Senſe recht ergriffen, und kaum rein und gut mit in das Grummet gebracht werden. Dadurch erhält man auch die Wieſen am beſten gleich. Am beſten iſt es, wenn das Grummet ſogleich nach dem Hauen auf Wagen geladen, und nahe am Gute oder Hauſe

gebrei-

gebreitet wird, weil man auf ſolche Art alle Stunden des guten Wetters zum Trocknen mitnehmen kann. Denn es muß, ehe es auf den Boden gebracht wird, ebenfalls, wie das Heu, recht trocken ſeyn. Weil daſſelbe kürzer iſt, als das Heu, ſo klebt es, wenn es nicht recht trocken geworden, auf dem Boden deſto eher zuſammen, erhitzt ſich und wird dumpfig. Dieſe dumpfige Klumpen ſind dem Viehe, wenn es damit gefüttert wird, ſchädlich. Man kann zwar dem Uebel dadurch in etwas abhelfen, wenn man die Klumpen gut aus einander zupfet, indeſſen behält das Grummet doch immer etwas Schädliches an ſich, und verurſachet den Thieren, zumal im Winter, wenn ſie nicht viel arbeiten, gefährliche Verſtopfungen. Iſt der zur Aufbehaltung des Grummets beſtimmte Boden über den Viehſtällen, ſo muß man denſelben, wenn er nicht ausgeſtakt oder mit einem Lehmäſtrich verſehen iſt, vorher über den Stangen, die auf den Balken liegen, mit gutem trocknen Stroh, wenigſtens eine Hand dick, wohl beſtreuen, und alsdann das Grummet darauf legen, welche Vorſicht auch oben bey Aufbewahrung des Heues empfohlen worden iſt. Uebrigens muß man mit dem Grummet im Sortiren und Vertheilen für das Vieh gleichen Unterſchied, wie mit dem Heu machen. Von deſſen beſondern Anwendung zur Fütterung, werde ich weiter unten ſprechen.

So bald der Jahrwuchs von Heu und Grummet völlig eingebracht iſt, hat ein Verwalter das Heuregiſter, d. i. ein beſonderes Verzeichniß deſſen, was in dem Jahre an Heu und Grummet gewonnen worden, ſeiner Herrſchaft zur Nachricht einzuſenden. Ein ſolches Regiſter wird tabellariſch eingerichtet; und es werden darin angemerket: 1) die Namen der Wieſen und Grasplätze, und deren Lage; 2) der Inhalt eines jeden Stückes; 3) die Anzahl der darauf gewonnenen

nenen Heufuder; 4) der Ort, wohin das Heu gebracht iſt, oder wohin es, wenn man einen Ueberfluß davon hat, verkauft worden; und was der Schäfer bekommen hat; 5) die Anzahl der eingebrachten Fuder Grummet; 6) wohin ſie gekommen ſind; 7) die Namen derjenigen, die das Gras und Grummet gehauen haben; 8) der Lohn, um welchen jeder Acker von dieſer oder jener Wieſe gehauen worden; 9) die Namen der Fröhner und Taglöhner, welche Heu und Grummet gemacht haben; 10) welche Wieſen zur Frohne, und welche um Lohn dürre gemacht worden, nebſt den Unkoſten; und endlich, 11) was an Wieſen vermiethet geweſen, und 12) was dafür bezahlt worden.

Ich komme zur Betrachtung des Maßes oder Gewichtes des Heues. Wenn das Heu von Domänen- oder Privatgütern, der Kammer oder der Herrſchaft richtig verrechnet werden ſollte, ſo müßte die Anſtalt auf dieſelben Grundſätze des Raumes und des Gewichtes zugleich gegründet werden, welche bey den Getreidemaßen Statt finden, und worüber ich mich im Art. Kornmaß näher erklären werde. Man müßte nämlich feſtſetzen, daß ein Korb von einem gewiſſen Raume mit Heu ſo angefüllet würde, daß der los darauf liegende ſchwere Deckel bis zu einer gewiſſen bezeichneten Stelle, zu welcher er hinab ſinket, den Raum bezeichne, welcher ſo oder ſo viel Pfunde halten müßte, wenn das Heu von guter Beſchaffenheit ſeyn ſoll, und hingegen bis zu einer tiefern Stelle ein geringeres Gewicht, wenn es von ſchlechterer, und bis zu einer noch tiefern Stelle, ein noch geringeres Gewicht, wenn es von noch ſchlechterer Beſchaffenheit ſeyn ſoll. Allein, die große Verſchiedenheit der Gattungen, der geringe Werth des Heues in ſolchen Voluminibus, und das Anſehen eines übertriebenen Künſtelns, welches ſich

nicht

nicht bezahlt macht, laſſen nicht vermuthen, daß ein ſolches Heumaß jemals zu Stande kommen oder Beyfall finden dürfte. Es möge aber zu Stande kommen oder nicht, ſo will ich hier die Sache nehmen, wie ſie nach der wirklichen Einrichtung der meiſten Heuwirthſchaften zu nehmen iſt.

Die gewöhnlichſte Weiſe das Heu zu meſſen, bezieht ſich auf das Gewicht, welches vermittelſt der ſo genannten Schnellwage, nicht durch Gewichtſteine, ſondern durch Zahlen gefunden wird. Es iſt faſt keine mittelmäßige Stadt in Deutſchland, und kein Heumagazin von einiger Bedeutung, wo nicht eine ſolche Heuwage, wodurch ein ganzer mit Heu beladener Wagen aufgezogen wird, und deren Einrichtung ich ſogleich beſchreiben werde, zu finden wäre. Auf Domänen- oder Privatgütern aber in der Aernde das eingebrachte Heu auf ſolche Weiſe zu wägen, würde viel zu beſchwerlich, und doch immer nur ein ſehr betrieglicher Augenpunct ſeyn, um danach die Richtigkeit oder Redlichkeit des Verwalters zu beurtheilen. Denn daſſelbe Fuder Heu, welches in der Aernde vielleicht 40 Centner gewogen hat, wiegt nach einigen Wochen oder Monaten, wenn es wieder aufgeladen und gewogen wird, gewiß keine 35 Centn. mehr. Bey einer groſſen Einnahme könnte alſo der redlichſte Mann in den Verdacht eines großen Betriegers gerathen. Dergleichen Heuwagen ſind mehr für das Commerz, um jeden Käufer und Verkäufer nach einer gewiſſen angenommenen Probe zu überzeugen, die man aus der Wage findet, als für die Kammern, Gutsbeſitzer und Heumagazine. Die ſtrengſte Pünctlichkeit kann hier nichts helfen; die Kammer oder Grundherrſchaft muß dem Gewiſſen des Verwalters das meiſte überlaſſen; indeſſen folgt daraus doch nicht, daß die Heuverwaltung gar keiner Verrechnung fähig ſey, oder daß die Rechnung keinen Nutzen habe. Wenn man eigene Wägen

 hat,

hat, die bey der Heuärnde gebraucht und auf eine gewöhnliche beſtändige Art geladen werden, ſo kann man den Gehalt einer ſolchen Heufuhre treffend genug dem Gewichte nach beſtimmen, ſo daß man mit der Anzahl der Fuhren auch zugleich den Heugewinn nach Centnern finden kann. Die Abgaben hingegen geſchehen nicht Wagen- oder Fuhrenweiſe, ſondern nach Bünden (Gebünden, oder ſo genannten Rationen), die ein gewiſſes Gewicht halten müſſen, welches ihnen zu geben eine kleine Wage von einigen Pfunden hinlänglich iſt, zumal, wenn der Heubinder, wie die meiſten ſind, mechaniſch genug iſt, das rechte Gewicht ſogleich mit dem Arme, womit er die Ration zuſammen raffet, zu treffen, ohne bey dem Abwägen viel davon reißen zu dürfen. Eine Fuhre Heu von 40 Centn. kann indeſſen immer auf 42 bis 43 Ctn. im Gewichte vermehrt werden, weil das Stroh, womit man die Rationen bindet, und das, was man, um beſſer hinzureichen, an dem vollen Gewichte einer jeden Ration fehlen zu laſſen pflegt, bey einer Menge von 400 Rationen leicht 2 bis 3 Ctn. im Gewichte betragen kann. Dieſes führe ich nur an, um im Vorbeygehen zu zeigen, wie ungewiß der Fuß ſeyn würde, die Rechnung des Verwalters zu prüfen, wenn man die große Heuwage für allgemein hinreichend halten wollte, und wie viele Gelegenheit ein eigennütziger Verwalter dabey haben könnte, ſich anſehnliche Vortheile zuzueignen, und doch noch den Ruhm eines grundehrlichen Mannes dabey zu verdienen.

Der ſicherſte und kürzeſte Weg würde, meiner geringen Einſicht nach, alſo dieſer ſeyn, nicht nur eigene Heuwägen zu halten, die, bis zu einer gewiſſen Höhe geladen, für ſo und ſo viel Centner altes, oder ſo und ſo viel Ctn. neues Heu haltend angeſehen werden, und in dem Heumagazine ſelbſt gewiſſe voll gebanſete Räume ihrem Gehalte nach auszumeſſen, auch an der

Wand

Wand zu bezeichnen, um, nach dem einen ſowohl als dem andern Geſichtspuncte, immer den Vorrath ungefähr calculiren zu können, und alsdann das Heu für die Pferde und für anderes Vieh in Rationen binden zu laſſen. Alsdann kann die Rechnung mit Ordnung geführet werden; man kann jeden Tag wiſſen, wie viel Pfunde Heu verfüttert worden, und wenn man auch, wie ich bey der Viehzucht gern zugebe, nicht ſo ſtrenge, als bey den Pferden, das Regulativ beobachten kann, ſondern dem Verwalter und Hofmeiſter überlaſſen werden muß, das Regulativ nach den Erforderniſſen der veränderlichen Umſtände zu erhöhen oder zu erniedrigen, ſo kann doch auf das genaueſte beſtimmet werden, um wie viel jeden Tag das Regulativ erhöhet worden iſt.

Wenn es leicht möglich wäre, daß alles Heu auf den Magazinen in Rationen auf einmal gebunden würde, ſo wäre nichts leichter, als alle Einſchwindungsaufrechnungen der Verwalter überhaupt abzuſchaffen. Denn, wenn der Mann 1000 Pfund empfangen, und in zehnpfündige Rationen hat binden laſſen, ſo hat er 100 Rationen, davon ihm keine einzige verloren gehen muß, ohne ſich darum zu bekümmern, ob eine jede einzele Ration viel oder wenig an ihrem Gewichte verliere; er hat genug für ſeine Redlichkeit bewieſen, wenn er 100 unverdächtige Rationen aufweiſen kann, ſie mögen, zuſammen genommen, noch wirklich 1000 Pfund wiegen oder nicht, und die Knechte müſſen mit dem Gewichte zufrieden ſeyn, wie der Bauer, der 1 Pfund geräuchertes Fleiſch eben ſo hoch ſchätzt, als 2 Pfund friſches, auch eben ſo ſatt davon wird. Indeſſen, da dieſes nicht ſo leicht auszuführen iſt, als es ſcheint, weil die Anſtalt ein allzu gekünſteltes und mißtrauendes Anſehen hat, welches bey dem meiſten Theile der dabey beſchäftigten Menſchen nur um ſo viel mehrere Begierde erwecken könnte, die Anſtalt beſchwerlich oder lächerlich zu machen, zumal, wenn der Cameraliſt, wie gemeiniglich zutrifft, der Mann iſt, dem allein die Ausführung ſolcher Vorſchläge ohne dazu gehörige Unterſtützung überlaſſen iſt, der alsdann den ganzen hellen Haufen wider ſich haben wird, ſo oft er durch einen gewiſſen Zwang etwas einführen will, welches mit Arbeit und Koſten verknüpft iſt, die man bisher nicht gehabt

habt hat, und nur jetzt erſt anwenden will, um die Verwalter und die übrigen zu beſchleichen; weil alſo, ſage ich, eine ſolche Univerſalheubindungsanſtalt in jedem deutſchen Lande ſchief beurtheilt werden würde: ſo will ich auch hier nichts weiter darüber ſagen, ſondern das übrige dem Provinzialton einer jeden Kammer, oder dem Gutbefinden und Willkühr einer jeden Gutsherrſchaft, überlaſſen, und nur noch dieſes, in Anſehung des gewöhnlichſten Heurechnungsſtyles, erinnern, daß die Kammer oder Gutsherrſchaft ſich begnügen würde, daß der Verwalter mit ſeiner Rechnung hinaus reicht, ohne von ihm Ueberſchuß zu fordern; aber doch auch nicht geſtatten müßte, daß, wie man auf manchen Magazinen ſchon die Erfahrung gehabt hat, 100 und mehrere 100 Centner jährlich für Abgang verrechnet werden. Der Verwalter richte ſich bey der Abgabe der Rationen danach, etwa ſo wie bey einigen im Gewichte veränderlichen Waarenartikeln der Kaufleute ſo genanntes Gutgewicht und Zuwagen eingeführt ſind; warum ſollte man auch nicht umgekehrt Rückgewicht und Einſchwand gelten laſſen, ſo daß, wenn der Vorrath von zehnpfündigen Rationen, die vor 3 Monaten gebunden worden, nun zu Ende geht, die neue Proviſion auch nicht ſchwerer gebunden werden müßte, als eine Ration der zu Ende gehenden Proviſion ſchwer wäre, die vielleicht ein halbes Pfund leichter iſt, als ſie vor 3 Monaten war?

An einen deutſchen Kammerpräſidenten, ein deutſcher Bürger, von Hrn. Kammerdirect. und geh. Rath Springer,) 1. Abſchnitt, Riga und Lpz. 1775, 8. S. 493, fgg.

Die großen Heuwagen, dergleichen die ehemalige Heuwage in Leipzig war, und wie man ſie noch an verſchiedenen Orten hat, ſind dergeſtalt eingerichtet, daß man den Wagebalken umwenden kann, da auf der einen Seite der kurze Arm länger iſt, als auf der andern. Da die Leipziger Heuwage im Jahre 1717 wandelbar geworden, wurde ſie, auf obrigkeitliche Verordnung, von dem berühmten Jac. Leupold mit einer neu verbeſſerten erſetzt. Es hat Letzterer eine Beſchreibung davon, 1718, auf 3 Bögen in 4. unter dem Titel: Die Leipziger Heuwage, oder Beſchreibung einer großen Schnellwage, wie ſelbige nicht nur zu dem Heu, ſolches in ganzen Fudern auf dem

Wagen,

Wagen, ſondern auch die groͤßten Faͤſſer und Ballen, von 3 bis 60 Centner, auf das genaueſte auszuwaͤgen, gebraucht wird; ein Werk, ſo gleichfalls auf Packhoͤfen, Zeug- und Gießhaͤuſern, und allen Orten, wo ſchwere Laſten zu waͤgen ſind, mit groſſem Vortheil, Menage und Behendigkeit zu gebrauchen iſt; mit unterſchiedlichen Figuren, nebſt 2 K. T. herausgegeben, welche er hernach in ſeinem Theatro ſtatico, S. 46, fgg. widerholet hat. Die Verbeſſerung beſteht darin, daß die Wage dauerhafter, beſtaͤndiger, ſchneller, und dennoch bequemer iſt. Es iſt ſolche keine Schuͤſſel- gleicharmige oder Kramer-, ſondern eine Schnell- oder italiaͤniſche Wage. Sie iſt alſo angelegt, daß das groͤßte Fuder Heu, ſammt dem Wagen, bequem aufgezogen, und auf das accurateſte gewogen werden kann, welches ſonſt auf keiner andern Wage moͤglich iſt; doch koͤnnen auch allerley Guͤter, große Faͤſſer und Ballen, welche uͤber 20 Centn. ſind, und die andern Wagen zu ſehr belaͤſtigen und ruiniren wuͤrden, darauf gewogen werden, zugleich auch geringere bis 3 Ctn., und zwar ſehr accurat, indem die Wage auf 30 bis 58 Centner, 1 Pfund, ja noch weniger anſagt.

Beſchreibung der Stuͤcke und Theile dieſer Wage.

Fig. 1318 a). FG, der große eiſerne Balken, an 6 Ellen lang, deſſen Laͤnge, Breite und Staͤrke nach dem Maßſtabe No. 1. beurtheilet werden kann. H, die Scheere, in welcher der Hauptzapfen oder Bolzen geht, und womit die Wage aufgehaͤngt wird. I, der Haken. K, der Schieber oder Laͤufer, woran das ordentliche Gegengewicht haͤngt. A, das ordentliche Gegengewicht, welches beſtaͤndig haͤngen bleibt. B, das andere Anhaͤngegewicht, welches an den aͤußerſten Nagel B gehaͤnget wird, wenn von 11 bis 20, und von 38 bis 58 gewogen wird. C, das dritte Gegen- oder Anhaͤngegewicht, welches von 20 bis 58 Centn. gebraucht wird, und beſtaͤndig an dem Nagel C haͤngt. L, der Haken, welcher bey M einen

Ring N hat, an dem die 4 Ketten zum Wagen, oder die Güter anzuhängen, eingemacht ſind. Dieſer Haken wird in den Zapfen D eingehängt, wenn von 3 bis 20 Centn., und in den Zapfen E, wenn von 30 bis 58 Ctn. gewogen wird. O, iſt der obere Theil des Hakens L perſpectiviſch entworfen. PQ, die Abtheilung, wie ſolche auf der andern Seite des Wagebalkens FG ſteht, da die erſte Reihe von 3 bis 12, und die andere von 11 bis 20 Ctn. beſteht.

In Fig. 1318 b), iſt der Läufer oder Schieber nach dem Maßſtabe No. 2. nach allen ſeinen einzelen Stücken gezeichnet. A, B, die beyden Platten oder Tafeln von Meſſing, damit ſolche auf dem Eiſen nicht angreifen. a, das Charnier oder Gewerbe, ſo mit einem eiſernen Stift in der eiſernen Platte C befeſtigt iſt, damit ſich ſolche auf- und zuthun können, weil der Balken vorn ſtark und hinten ſchwach iſt. C, zwey eiſerne Platten, zwiſchen welche L das große Stück, in welchem der Perpendikel, ſtatt der Zunge, hängt, befeſtiget iſt, doch ſo, daß es etwas dazwiſchen auf- und abgeſchoben werden kann, und zwar durch den Wirbel FG und die daran ſteckende Rolle K, welche auf der einen Seite höher als auf der andern iſt. D, die ſtählerne Feder, welche die Platten A beſtändig andrückt. E, ein Eiſen mit einer runden Platte b, welche auf C c geſchraubet wird; unten iſt der Zapfen mit ſeiner Schärfe e, woran der halbe Zirkel Q mit ſeinem Gegengewicht A hängt. FG, ein Stab auf beyden Seiten mit Handhaben, in deſſen Mitte die Rolle oder Walze K iſt, wodurch das Eiſen e mit dem Perpendikel unten mit den 3 Füßen f g auf dem Balken gerichtet wird, und die 2 Rollen in die Höhe kommen, damit ſolches feſt ſtehe. K, die Rolle, deren Loch außer dem Centro iſt. L, die große Platte, welche zwiſchen den beyden Platten C beweglich ſteht; ſie hat oben den Perpendikel N, welcher bey m vorwärts, und bey n ſeitwärts abgebildet iſt. M, eine Oeffnung in L, in welcher der Cylinder K durch die Handhabe FG herum gedrehet, und mithin die Platte L höher und niedriger geſtellet werden kann. O, die zwo Walzen oder Rollen, welche zwiſchen den Platten C mit dem Stift P beweglich inne ſtehen, und in die beyden Ausſchnitte h i des Eiſens L ſich hinein begeben, wenn es feſt ſtehen ſoll. Q, ein eiſerner Bogen mit ſtählernen Pfannen, woran das Gewicht A hängt, und auf der Schärfe der Zapfen e ruhet. R, der Haken zum Gewicht.

Die meſſingenen Platten A und B ſchneiden mit ihrer Schärfe oder äußern Fläche p q gegen die Scheere die Theilung ab.

Fig.

Fig. 1318 c) zeigt ein Stück des Wagebalkens perſpectiviſch nach dem Maßſtabe No. 2.

Fig. 1318 d) eine Winde mit einer Schraube ohne Ende, womit die Wagebalken aus der Kette gehoben und eingehänget werden kann. In Fig. 1318 m) und n) iſt dieſe Winde mit L bezeichnet.

Fig. 1318 e), der Schieber, im Profil, mit allen ſeinen Theilen, welche wie in Fig. 1318 b) mit Buchſtaben bemerkt ſind.

Ob gleich Ketten und Haken über 3 Centner ſchwer ſind, ſo behält doch der Balken auch auf 3 Ctn. Uebergewicht, ſo, daß die erſte Theilung, Fig. 1318 f) PQ, erſt mit dem dritten Centner anfängt. Das Gegengewicht A iſt beynahe $\frac{3}{4}$ Ctn. ſchwer. Der Zwiſchenraum von einem Ctn. zum andern beträgt an 11 Zoll. Auf die erſte Linie von Q bis P kommen 12 Ctn. Hiebey hängt aber die Laſt in dem weiteſten Abſtande bey D, und wird nur das eine Gewicht A am Läufer gebraucht. Hienächſt iſt ein beſonderes Gewicht B geordnet, welches an die Achſe B gehängt wird, wie ſolches Fig. 1318 h) zu ſehen iſt, ſo daß, wenn dieſes Gewicht B alſo angehängt, und der Schieber mit ſeinem Gewichte A wieder zur Achſe gerückt wird, es wieder 11 Ctn. beträgt, wie Fig. 1318 f) bey PQ zu ſehen iſt, und kommen wieder 9 Theile, ſo, daß man bis auf 20 Ctn. gelangt. Es ſind aber 11 und 12 Ctn. zweymal zu haben, nämlich auf der obern Linie einmal am Ende, und auf der untern am Anfange. Iſt aber die Laſt mehr als 20 Ctn. ſo muß der Haken D auf die Achſe E kommen, und das dritte Gewicht C an die Achſe C des langen Armes gehängt werden, wie Fig. 1318 i) zeigt, das Gewicht B aber bleibt weg. Wenn nun das Gegengewicht A bey a ſteht, und C in der Achſe C hängt, ſo giebt es 20 Ctn. und am Ende bey H 40; alsdann beträgt der Zwiſchenraum etwa 5 Zoll. Sind 40 Ctn. noch nicht genug, ſo muß zum Gewicht C auch das Gewicht B an die Achſe B gehängt werden, wie Fig. 1318 k) zeigt. Es fängt, wenn das Gewicht A unter a hängt, mit 38 an, ſo, daß 38, 39 und 40 zweymal ſich finden, und geht bis 58 Ctn. Es hat alſo dieſe Wage 3 Gegengewichte und 5 Achſen, da hingegen die vorige nur 3 Achſen und 2 Gegengewichte hatte.

Durch dieſe getroffene neue Veränderung erlangt man eine ſchnellere, accuratere, und vornämlich eine beſtändige Wage. Denn, je näher die Laſt an dem mittelſten Hauptnagel hängt, deſto

deſto kürzer und leichter kann der Wagebalken ſeyn, und deſto weniger Gegengewicht iſt nöthig. Da bey dem vorigen Balken die Laſt nur an 3 Zoll vom Centro war, ſo war kein ſtärkerer Balken, und auch kein ſchwereres Gegengewicht nöthig. Je näher die Zapfen beyſammen ſind, deſto mehr und leichter iſt die Wage dem Defect unterworfen; denn wo die Schärfen von den Zapfen auf einer Seite nur um ein Haar mehr oder weniger, als auf der andern, ſich abarbeiten, ſo wird es, wenn das Gewicht weit abhängt, Achtel- und Viertel-Centner betragen; je weiter hingegen die Zapfen vom Centro abſtehen, deſto weniger ſpürt man den Abgang, und die Wage bleibt richtiger. Daher das engſte Spatium an dieſer Wage 7, und das andere 14 Zoll iſt. Weil nun der Anhängepunct weit vom Centro iſt, ſo muß nothwenig, wenn viel auf einer Wage gewogen werden ſoll, der andere Theil auch lang ſeyn. Zu einer großen Länge, und vielem Gegengewichte, welches über 3 Ctn. beträgt, gehört auch ein ſtarker Balken, wiewohl er am Ende noch keinen Zoll dick iſt, wegen ſeiner Breite aber ſich doch nicht biegen kann. Dieſe Wage mit 3 Gewichten iſt alſo beſſer, als die bisherigen mit 2 Gewichten, und zwar aus folgenden Urſachen: 1) weil die Zapfen viel weiter von einander ſind; und alſo nicht ſo leicht wandelbar werden, oder ſolches doch weniger zu ſpüren iſt. 2) Die Wage darf nicht umgewendet werden, und die Schärfen der Zapfen ſtehen in accurater Linie, wie es die Kunſt und Natur erfordert. 3) Der Schieber mit dem Anhängegewichte, hat einen beſondern Vorzug vor allen bisherigen, weil er auf Rollen läuft, und mithin leicht zu bewegen iſt, und dennoch auch feſt geſtellet werden kann; imgleichen, daß die Platten, welche die Theile abſchneiden, allzeit anliegen, und doch die Stange nicht abſchleifen, welches ſonſt geſchieht, ſo gar, daß es die Theilung ausſchleift. 4) Die Wage darf nicht von einander genommen werden, ſondern es kann alles beyſammen bleiben, und 5) dennoch durch eine Perſon von mittelmäßiger Stärke leicht aus- und eingebracht werden, ungeachtet es zuſammen an 7 bis 8 Centn. wieget.

Ob gleich eine Wage im Anfange noch ſo accurat iſt, ſo wird ſolche doch zuletzt falſch, oder wenigſtens faul. Solches aber entſteht, wenn ſich die Schärfen von den Zapfen abarbeiten, welches endlich doch geſchehen muß, wenn es auch diamantene Zapfen wären; denn der öftere Gebrauch und die ſchwere Laſt verurſachen dieſes nothwendig. Theils entſteht auch der

Fehler an einer Wage, wenn die Stange, Läufer und Ketten von dem vielen hin und her ſchieben ſich abnützen. Bey dieſer Wage aber hat man dieſes gar nicht, oder nur wenig, zu befürchten, weil der Schieber mit dem Gegengewichte auf Rollen läuft, und ſich alſo nicht abarbeiten kann, auch weil weder die Wage noch das Gegengewicht viel hin und her geſchleppt werden darf. Denn wenn die Stange oder das Gegengewicht nur etliche Loth geringer werden, ſo beträgt ſolches endlich viele Pfunde. Ferner entſtehen auch die Fehler von den Ketten, wenn dieſelben durch vieles hin und her ſchleppen abgenützt werden; welches aber, wenn die Ketten hängen bleiben, auch nicht mehr ſo ſehr zu befürchten iſt. Vermuthet man aber, daß die Wage etwas unrichtig geworden ſey, ſo muß ſie wieder mit accurat abgezogenem Gewichte probirt werden; doch iſt nicht nöthig, ſolches von Centner zu Centner zu thun, ſondern nur mit 12 Ctn.; und weil man die Zahl 12 zweymal darauf hat, ſo iſt ganz leicht zu finden, wo der Fehler ſitzt. Wenn es auch einmal nöthig ſeyn ſollte, die Zapfen heraus zu nehmen, ſo ſind dieſelben hier nicht ſo eingeſetzt, wie ſonſt geſchieht, ſondern ſie ſind unten eingefeilt, wie Fig. 1318 l) bey a b zu ſehen iſt, und oben iſt ein dünner ſtählerner Keil c d eingetrieben; wenn dieſer durchgeſchlagen wird, iſt der Zapfen alsdann leicht heraus zu nehmen.

Wie die Wage, zum Gebrauche, auf die Straße zu ſchaffen, und wieder hinein zu bringen, zeigen Fig. 1318 m) und n).

1. Man überlegt zuvörderſt, wie ſchwer ungefähr das Gut, welches gewogen werden ſoll, iſt. Iſt es unter 20 Ctn., ſo bleibt die Kette mit dem Haken auf dem äußerſten Zapfen D; iſt es über 20 Ctn., ſo hängt man den Haken mit der Kette in den andern Zapfen E.

2. Man ſchiebt das Gegengewicht nach dem äußerſten Theile der Wage gegen Z.

Die Kette umzuhängen, bringt man die Wage etwas hinaus, daß das Stück Kette K am hölzernen Balken über den Haken M zu ſtehen kömmt; alsdann nimmt man die Winde L, hängt ſie mit dem einen Ende, darin keine Zähne ſind, in die Kette K, mit dem andern faſſet man den Bügel M, hebt den Haken nebſt den Ketten etwas in die Höhe, daß er von dem Zapfen D oder E los kömmt, und läßt ihn wieder nieder, daß dieſer oder der andere durch kann, und hängt den Haken alsdann auf.

3. Soll die Wage heraus auf die Straße geſchafft werden, ſo zieht man an dem Seil bey H, bis es nicht mehr geht, und die Kette MN bey O ſteht, wie Fig. 1318 n) zeigt, hängt das Seil in den Haken P, nimmt die Winde L, hängt ſie mit dem einen Haken in die Kette K, faſſet mit dem andern Haken der gezähnten Stange den Wagebalken bey der Zahl 45, und windet den Balken ſo hoch, daß der Haken von der Scheere R in die Oeffnung der Stange S gethan werden kann. Hierauf macht man die Kette MN in V los, wie auch die kleine Kette mit dem Haken W, und hängt ſie beyſeit; faſſet alsdann den Haken R und das Eiſen S mit der rechten Hand zuſammen, läßt mit der linken den Wagebalken vermittelſt der Winde nieder, bringt die Winde an ihren Ort, und hängt hernach die Wage wie es recht iſt. Der andere Theil des Wagebalkens bey Z bleibt im Haken der Kette XY liegen, bis ſich derſelbe bey dem Wägen ſelbſt aushebt. Hierauf wird das Gut oder der Wagen, wie gewöhnlich, angehängt, und durch die große Winde a vermittelſt des Baumes b in die Höhe gewunden, daß es frey ſchwebet, und endlich gewogen.

Wie mit Anhängung der Gewichte und Ketten zu verfahren ſey, zeigen Fig. 1318 g), h), i) und k).

Iſt die Laſt durch die Winde a wieder nieder gelaſſen, ſo wird dieſelbe los gemacht.

Soll aber die Wage wieder hinein geſchaffet werden, ſo ſchiebt man zuvörderſt das Gegengewicht an das Ende der Wage, nimmt die Winde L, hängt ſie an die Kette K, und faſſet den Balken bey No. 4, windet ihn in die Höhe, und nimmt den Haken der Scheere aus. Ferner nimmt man die Kette MN, und ſchließt die Taſche davon wieder um den Balken, hängt auch die kleine Kette mit dem Haken in W ein; läßt die Wage vermittelſt der Winde nieder, and hängt ſie an ihren Ort; nimmt endlich das Seil von dem Haken P, und zieht mit dem Theile E die Wage völlig wieder hinein.

Die ganze Wage aber mit der Laſt wird, wenn ſolche im Eiſen s hängt, durch den Hebel b b, deſſen Achſe bey c, und da der kurze Theil 4, der lange aber an 18 Fuß lang iſt, gehoben und nieder gelaſſen, und zwar vermittelſt einer eiſernen Winde mit der Schraube ohne Ende, und der eiſernen gezahnten Stange, wodurch ein Mann gar füglich 60 bis 70 Ctn. heben, auch ohne Gefahr die Kurbel ſtehen laſſen kann.

Wie Abtheilung theils mit dem Zirkel, theils mit juſtirtem Gewichte auf den Balken zu bringen, kann man a. ang. O. ſelbſt nachleſen.

Da

Da die jetzt beſchriebene Leipziger Heuwage, wegen ihrer großen Laſt aus- und ein zu ſchaffen, viel Umſtände und Behutſamkeit erfodert, dieſes aber wegen des einmal vorhandenen Gebäudes nicht anders eingerichtet werden konnte, ſo hat Leupold noch zwo andere Arten der Einrichtung einer ſo großen Wage, die man wegen ihrer Laſt nicht an- und einhängen kann, und dennoch aus dem Gebäude auf die Straße und wieder hinein ſchaffen muß, ſo daß dieſes ohne Winde, und von einer nicht allzu ſtarken Perſon geſchehen kann, angegeben.

Die erſte Art findet man Fig. 1319 a) abgebildet. AB; ein ſtarker hölzerner Hebel oder Balken, deſſen Achſe, C; bey B iſt ein ſtarkes Eiſen mit einem Oehr, in welches ein Haken E, der am Stabe EF iſt, eingeſchoben werden kann, vermittelſt des eiſernen Stabes TV, welcher bey G am Stabe mit einem beweglichen Bolzen, woran 2 umlaufende Scheiben a b ſtecken, befeſtigt iſt. Dieſer Stab hat bey H gleichfalls 2 Scheiben, ſo, daß er durch die 4 Scheiben auf den Baum NM, vermittelſt des Seiles IKL, über die Scheiben I und K leicht kann hin und her gezogen, und dadurch auch zugleich die Stange OP, welche mit ihrer Scheere und Haken im Eiſen F hängt, hinten aber bey O in einem Haken, der an der Kette OW, und dieſe an der Scheibe H feſt iſt, alſo, wenn das Seil L bey Z gefaſſet wird, daß der Stab TV mit ſeinen Rollen und Stab GF nebſt der Wage ſich herein zieht, bey K aber ſich hinaus begiebt. Der Stab TV mit ſeinen Walzen G und H iſt Fig. 1319 b) von oben herab, oder im Grunde, der Haken FG aber perſpectiviſch abgebildet; doch ſind an beyden die Rollen a b einerley. Wenn der Hebel durch die Winde Q und Stange RS bey B mit der Wage erhoben wird, muß ſich auch zugleich der Stab TV nebſt den Rollen erheben. Allein, man könnte eine viereckige Hülſe zwiſchen die beyden Rollen G machen, daß der Stab EF darin auf und ab ſteigen, und oben mit einem Anſatz auf der Hülſe ruhen könnte, ſo würde es ein noch beſſeres Anſehen machen.

Eine andere Art einer großen Wage, ohne Hebel, die an einem Orte, wo der Platz oder das Gebäude allzu niedrig iſt, zu gebrauchen wäre, ſtellt Fig. 1320, im Profil vor. AB, iſt die Wage, mit ihrem Zugehör, welche mit der Scheere A

und dem Haken eben ſo, wie die vorige Art, aufgehängt iſt, nur daß ſie von der Straße herein geſchaffet, und daß anſtatt des Hebels, eine ſtarke Kette H I an das Eiſen C D befeſtigt iſt; dieſes Seil geht über 2 Scheiben, K und L. und alsdann über eine Walze M, woran ein Stirnrad iſt, in welches ein Getriebe von einem andern kleinen Rade N eingreift, das durch eine Schraube ohne Ende, vermittelſt der Kurbel O, umgetrieben wird. Um die Wage hinaus zu ſchaffen, iſt weiter nichts nöthig, als daß daß Seil vermittelſt der Kurbel O auf M gewunden werde, ſo zieht es das Eiſen D E, und mithin auch die Wage nach ſich auf die Straße. Zum Einſchaffen aber muß das Seil H losgelaſſen, und an dem kleinen Seil bey Q gezogen werden.

Eine noch bequemere Einrichtung einer Heuwage hat Hr. Prof. **Penther**, im 4. Th. ſeiner Anleitung zur bürgerl. Baukunſt, Augsb. 1748, f. S. 57, fgg. angegeben. Er beſchreibt zugleich die Anordnung eines **Wagehauſes**, welche ich bey dieſer Gelegenheit zugleich anzeigen werde.

In anſehnlichen Handelsſtädten iſt das Wagehaus, welches gemeiniglich nur mit dem Namen die Wage angedeutet wird, ein unentbehrliches Gebäude, wie es dann auch wohl gar in andern Städten gefunden wird, wenn ſie auch von keiner ſonderlichen Wichtigkeit ſind, wiewohl im letztern Falle die Wage bisweilen mit in dem Rathhauſe angebracht zu werden pflegt. Es dient aber dieſes Gebäude, daß darin allerhand Kaufmannswaaren, ſie mögen in Ballen, Käſten oder Fäſſern eingepackt ſeyn, mit ihren Behältniſſen gewogen, und den Centnern und Pfunden nach angegeben werden können, wonach die Frachten regulirt oder wodurch anderer Nutzen geſtiftet werden kann. Ja, das Wagehaus dient nicht nur Kaufmannswaaren, ſondern auch andere ſchwere Laſten zu wägen; daher allerhand Wagen von ziemlicher Größe und Accurateſſe darin vorhanden, und dergeſtalt angebracht ſeyn müſſen, daß die zu wägenden Sachen füglich auf die Wageſchalen gebracht oder an die Wagebalken angehängt und gewogen werden

den können, wozu die Geſtalt und Verrichtung des Gebäudes mit den Wagen, und die Lage oder der Ort des Gebäudes beförderlich ſeyn können. Weil nun das Wagehaus ein öffentliches Gebäude und öfters dem Staate ſehr einträglich iſt, (wie dann die Amſterdamer zwo Wagen jährlich, nach Phil. Zeſens Zeugniß, bereits vor 80 Jahren, ein Jahr ins andere gerechnet, 200000 Fl. eingebracht,) ſo verlohnt es ſchon die Mühe, daß es auch ein äußeres gutes Anſehen erhalte.

Ein ziemliches Beyſpiel eines ſolchen Wagehauſes haben wir an einer der eben genannten Amſterdamer Wagen. Sie iſt von ziemlichem Anſehen aus gehauenen Steinen, wiewohl noch etwas nach alter Bauart. Es ſind 7 Eingänge darin; in jedem hängt eine ſtarke Wage; und in dem Gebäude hängen noch etwas kleinere Wagen; doch iſt dabey noch keine Heuwage, um ein ganzes Fuder Heu zu wägen; welche Heuwagen auch dienen können, ſchwere Geſchütze zu wägen. Ueber dem untern Geſchoß iſt das zweyte, zu welchem zu gelangen vornher eine große doppelte ſteinerne Freytreppe vorhanden iſt.

Hrn. **Penther's** Entwurf eines Wagehauſes, ſtellt Fig. 1321 a), b), c) und d) vor. Fig. 1321 b) iſt der Grundriß der untern, und Fig. 1321 a) der Grundriß der obern Etage.

In Fig. 1321 b), oder der untern Etage, ſind 9 Oeffnungen oder Eingänge, wovon 8 zu Wagen, und die 9te bey a bloß zum Eingange dient. Die zwo Hauptöffnungen gehen bis in die zwote Etage, und daſelbſt ſind zwo große Stangenwagen, welche zu Heuwagen oder zu ſchwerem Geſchütze dienen können. Inwendig im Gebäude ſind bey b, c, d, e und f, noch fünf Wagen. Bey g iſt eine Küche für den Wageinſpector, (oder wie er ſonſt heißen kann) welcher in der zwoten Etage, Fig. 1321 a), ſeine Wohnung hat, beſtehend aus 3 Stuben a, a, a, und 4 Kammern b, b, b, b. Für die Wagen h, i, k, l, m, n, Fig. 1321 b), ſind beſonders verſchloſſene Kammern, in welche durch gewiſſe Winden die

Wagen, wenn ſie nicht gebraucht werden, herein gezogen werden können, daß die äußern Thüren oder Oeffnungen mit 2 eiſernen Thorflügen, welche außen vorgeſchlagen ſind, zugemacht werden können. Beym Gebrauche werden die eiſernen Thüren geöffnet, und zurück an die Mauern geſchlagen, die Wagen aber werden hervor gelaſſen, daß die eine Wageſchale außer dem Gebäude befindlich iſt, welches zu bequemerer Aufbringung der auf Schleifen heran geführten Laſten dient. Damit aber die vorragenden Wageſchalen nicht vom Regenwetter beläſtiget werden, iſt ein an den beyden langen Seiten durchhin laufendes Dach nützlich, welches auch dazu dient, daß ein und andere Waaren, wenn ſie nicht gleich gewogen werden, im Trocknen liegen können. Dieſes Dach findet man in Fig. 1321 d) bey ab, vorgeſtellt. Die verſchloſſenen Kammern dienen, daß hauptſächlich darin die Gewichte jeder Wage, und der in dem Gebäude befindlichen benachbarten Wagen aufgehoben und verwahrt, auch ſonſt wohl nöthige Sachen darin beygelegt werden können. Daß auch die zur Heuwage angefahrnen Fuder Heu, oder andere ſchwere Laſten, als: Geſchütz ꝛc. füglich an gehörigen Ort unter die Stangenwagen gebracht werden können, iſt aus dem Grundriſſe, Fig. 1321 b) deutlich zu erſehen, da die breiten und hohen Oeffnungen eine Ein- und Durchfahrt geſtatten, folglich das Centrum gravitatis der zu wägenden Laſten mitten unter den Punct der Stangenwage, woran ſie gehängt werden ſollen, zu bringen.

Was die Heu- oder große Stangenwage und ihre eigentliche Einrichtung betrifft, ſo iſt dieſelbe folgende. Die Stangenwage ſelbſt iſt 10 Fuß lang, und wieget an Eiſen ungefähr hundert Pfund. Sie hängt am Ende eines hölzernen Druckhebels, (Vectis heterodromus) welcher aus einem Zimmerſtücke beſteht, und 20 Fuß lang iſt, dergeſtalt, daß der kurze Arm des Hebels 4, und der lange 16 Fuß lang iſt. Der lange Arm des Hebels kann vermittelſt einer Maſchine die aus einer Schraube ohne Ende mit ihrem Stirnrade beſteht, durch eine Kette, welche unten um die Welle des Stirnrades und in der Höhe um eine andere Welle gewickelt werden kann, auf und nieder geſenkt werden. Dieſe Wellen ſind 1 Schuh im Diameter; das Rad iſt 4 F. hoch, und hat 60 Zähne, deren jeder etwas über 1 Zoll dick iſt. Die Kurbel an der Schraube ohne Ende iſt 1 F. lang. Bey ſolchen Umſtänden kann ein Mann, wenn er 30 Pfund Kraft anwendet, ein ſchweres Fuder Heu ſamt der Wage in die Höhe ziehen, an welcher letztern hierauf die Gegengewichte zu appliciren

ſind,

ſind, und alſo die Schwere des Fuders Heu ausfindig zu machen iſt. Im Grundriß, Fig. 1321 a) zeigen ſich bey d und c die Grundriſſe gedachter Maſchinen, im Profil Fig. 1321 c) aber, ſieht man dieſelben im Durchſchnitt und Aufriß, wie man denn auch hier den großen Hebel, die daran hängende Wage, ein Fuder Heu im Durchſchnitt, wie auch eine Kanone im Durchſchnitt, erblickt. Die Maſchine muß vor ſich von gehöriger Stärke und daneben wohl befeſtigt ſeyn, indem, wenn das Fuder Heu ſchwebet, deſſen Laſt durch den Hebel die Maſchine theils in die Höhe ziehen, theils die Schraube ohne Ende heraus drücken will; in welcher Abſicht an der obern und untern Decke Träger gezogen, und daran die Balken angeankert ſind, damit ein Balken dem andern zu Hülfe kommen möge. An die untern Balken iſt die Maſchine mit ihren Schwellenſtücken befeſtigt, bis an die obern Träger aber gehen die Hauptſtänder, an welchen ſie ihren Halt haben. Die ſchrägen Streben ſind wider das Herausdrücken der Schraube ohne Ende.

Die vorbeſchriebene Leupoldiſche Heuwage iſt ein gar zu ſehr zuſammengeſetztes und beſchwerliches Werk, insbeſondere wegen Heraus- und Hineinbringung und Anhängung der Wage an den großen Hebebaum. Dieſer ganze Proceß fällt bey der Pentheriſchen Wage völlig weg, indem der Wagebalken allemal an dem großen Hebebaum hängen bleibt, und doch vor Schnee und Regen geſichert ſeyn kann, wenn man Thüren vor den Obertheil der großen Oeffnung macht, ſo weit als die obere Etage geht, welche hier im Aufriſſe, Fig. 1321 d), als weggelaſſen vorgeſtellt wird, damit man durch die Oeffnung oder das Portal frey durchſehen, und die Maſchinen auch von vorn, imgleichen die Unterlage des großen Hebebaumes erblicken möge.

Das Profil, Fig. 1321 e) bedarf keiner weitern Erklärung, da es ſich ſelbſt erläutert. Bey dem Aufriß Fig. 1321 d) aber iſt noch etwas zu erinnern. Da, wie oben gedacht worden, ein ſolches Wagehaus auch ſchon von außen ein gutes Anſehen verdient, weil es ein öffentliches Gebäude iſt, welches in großen Handelsſtädten viel einbringt: ſo hat Hr. **Penther** das ſeinige vorn und hinten mit anſehnlichen Giebeln verſehen, doch aber nur toskaniſche Ordnung dazu genommen, und ſolche mit Boſſage belegt, weil zur Stärke dieſes Gebäudes auch eine verſtärkte Architectur ſich gut ſchicket. An den Ecken iſt gleichfalls Boſſage. Das Architrab beſteht aus einem Ueberſchlag, Hohlleiſten, Oberſtreifen und Un-

Unterſtreifen; der Dachſims aber kann aus 1) einem Ueberſchlag, 2) Rinnleiſten, 3) Riemen, 4) Hohlleiſten, 5) Kranzleiſten, 6) Wulſt, 7) Riemen und 8) Hohlleiſten beſtehen; hievon ſtoßen die drey letzten Glieder wider des Architrabes Unterſtreifen, der Kranzleiſten wird ſo groß wie des Architraben Oberſtreifen, und tritt wider denſelben; das dritte und vierte Glied hat gleiche Geſtalt mit des Architrabes Ueberſchlag und Hohlleiſten, und es treten ſolche wider einander; der Rinnleiſten und ſein Ueberſchlag treten wider den Borten, indem ſie über das Architrab überſtehen. Einen noch vollkommenern Begriff von dieſer Zuſammentretung kann man ſich aus Fig. 1321 e) machen, worin jedoch der Vorſprung des Riſalits zu zwey Model, oder ſo ſtark, als ein ganzer Pfeiler dick iſt, genommen worden.

Was endlich die Lage eines ſolchen Gebäudes betrifft: ſo befindet ſich an einigen Orten die Wage am Marktplatz; welches aber Hr. Penther um zwo Urſachen willen tadelt. Die erſte iſt, daß am Markte ſchon Auflauf und Beengung genug iſt. welcher durch die Wage nicht noch mehr vergrößert werden darf. Die zwote iſt, daß die Wage mit ihrer Geſtalt, der Einrichtung und Einfaſſung ſeines Marktplatzes (wovon im Art. Markt Anzeige geſchehen wird) zuwider laufen möchte; daher er ſie lieber an einer Hauptſtraße haben will, die von ziemlicher Breite iſt, daß ſich noch ein Heuwagen gehörig umwenden kann; oder ſie könnte auch an einem kleinen Nebenmarkte liegen. Die ganze Einrichtung iſt zwar ſo gemacht, daß an allen vier Seiten unten Oeffnungen und oben Fenſter ſind; dem ungeachtet aber kann das Gebäude doch mitten in einer Straße ſtehen, wenn es nur zu beyden Seiten Hofraum und dazu Einfahrten hat. Ja, es könnten die Seiteneinfahrten gar überbauet werden, und dadurch der Schein einer oder zwo Lücken in der Mitte eines Häuſerplatzes gar benommen werden, wenn die Ueberbauung auch nur einen Gang abgäbe. Wollte man aber dazu gar einen Nebenmarkt anwenden, und die Wage in deſſen Mitte ſetzen, ſo wäre der Zugang dazu ganz ungezwungen. Sollte auch das Wagehaus ein Eckhaus ſeyn, würde es doch nicht ohne Nutzen ſeyn; die Heufuder aber würden zurück geſchoben werden müſſen, wenn die Wägung vollbracht iſt; in welcher Abſicht die Einfahrt ein wenig Berg an angelegt werden könnte, um das Zurückſchieben Berg unter zu erleichtern. Fig. 1321 f) iſt der Grundriß zu einem ſolchen Eckwagehauſe, wobey ſeitwärts keine Nebenthorwege ſeyn dürfen. Wenn es ſeyn müßte, könnte die

Heuwage auch ſo angelegt werden, daß man nur mit einem Heuwagen an das Wagehaus heran, nicht aber hinein fahren dürfte, und dabey doch die Stangenwage zurück zu ziehen nicht nöthig hätte, in welchem Falle aber eine Ueberbauung nöthig wäre, dergleichen Fig. 1321 g) vorſtellt.

In No. 2. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 19, ſteht folgender Anſchlag über eine ſo genannte Schnell- oder Heuwage, auf welcher man große Laſten, Fäſſer, und ganze Fuder Heu, mit einemmal wägen kann; von 3 Centn. an bis auf 60 und mehrere Centner. Der Wagebalken, oder die eiſerne Stange iſt überhaupt 6½ Elle lang; unter derſelben iſt zuvörderſt die ſtählerne Hauptwelle, oder das Hypomochlion, der Ruhepunkt, und nächſtdem noch 4 andere ſtählerne Wellen, um die Wage verändern zu können. An der Hauptwelle des Balkens iſt die große und ſtarke Schere, mit einem ſtarken Haken, welcher die ganze Wage und alles zu wägende tragen muß. Auf den Wagebalken kömmt die Schiebmaſchine, welche auf 2 Rollen hin und her geht, auch an den Seiten die Vielheit der Centner, und vermittelſt einer beweglichen Zunge den geraden Stand der balanzirenden Wage anzeigt. An dieſe Schiebmaſchine wird unten das beſtändige Gegengewicht von Eiſen angehängt, neben welchem noch zwey andere, die mit jenem von gleicher Schwere ſind, nämlich jedes à 1 Ctn., gefertiget werden. An dem kurzen Ende der Wage wird an einem ſtarken Haken ein großer Ring befeſtiget, und in demſelben 4 Ketten, jede zu 9 Ellen, mit runden Gelenken gehängt, um einen Wagen an den 4 Achſenſchenkeln in die Höhe zu heben. An dem langen Ende der Wage wird eine große Winde angebracht, ungefähr wie diejenigen ſind, welche man zu einem ſechsſpännigen Laſtwagen gebraucht. Mit dieſer Winde, deren Stange mit Zähnen 6 Ellen lang ſeyn

muß, wird das Fuder Heu, oder jede andere zu wägende Laſt, ins Schweben gebracht.

Nach dieſer Beſchreibung erbietet ſich ein ſehr geſchickter, dem Publikum bereits bekannter, Mechanicus in Churſachſen, dergleichen Heuwage, gut und tüchtig gearbeitet, incluſive aller dazu gehörigen, auch hier nicht angeführten, einzelnen Stücke, auch der Transportkoſten, (wenn ſelbige wegen der Entfernung nicht gar zu beträchtlich ſind) um und für 200 Rthlr. völlig zu fertigen und einzurichten, ſo, daß ohne Anſtand damit gewogen werden kann. Doch verſteht es ſich ohnehin, daß dieſes bloß von der Wage und den dazu gehörigen Stücken, nicht aber von dem Gebäude oder der Bedeckung der Wage zu verſtehen ſey.

Bey dem Heu iſt noch deſſen Nutzung, und die bey deſſen Verbrauch zu beobachtende vernünftige Sparſamkeit zu betrachten übrig. Eine Materie von weitem Umfange, wobey ich mich aber der möglichſten Kürze befleißigen werde, ohne jedoch etwas Weſentliches zu übergehen.

Wenn es unläugbar iſt, daß nur allein diejenigen Landgüter für vollkommen geachtet werden können, die neben einem fruchtbaren und wohl beſtellten Ackerbau auch zugleich einen, wo nicht überflüſſigen, doch hinreichenden Zuwachs an Heu und Gräſerey haben: ſo folgt auch von ſelbſt, daß in allen und jeden Landwirthſchaften an der richtigen Anwendung des Wieſewachſes und Heuſchlages ſehr viel gelegen ſey. Nicht alle Güter haben gleich ſtarken Heuſchlag und Wieſewachs, ſondern die Natur hat dieſes nützliche Gewächs ſehr verſchieden vertheilt. Man kann die ſämtlichen Landgüter, in Anſehung des Heufutters in drey Claſſen eintheilen. Auf einigen wird nur ſo viel Heu, als zur Unterhaltung des zur Wirthſchaft erfoderlichen Viehes nöthig iſt, gewonnen. Andere aber haben überflüſſigen Wieſewachs; und andere hingegen ſind entweder gar nicht damit verſehen, oder haben doch nicht

ſo viel, als zur Nothdurft erfordert wird. Bey einer jeden Art dieſer verſchiedenen Landgüter müſſen beſondere Regeln beym richtigen Verbrauch und Anwendung des allenthalben nöthigen Heufutters beobachtet werden. Das, was man auf den Gütern der zweyten Claſſe hierunter vornehmen kann, findet bey denen aus der erſten Claſſe keine Statt, und bey denen aus der dritten Claſſe iſt man noch mehr eingeſchränkt. Damit ich nun die in dieſer Materie vorkommenden Warheiten deſto deutlicher aus einander zu ſetzen im Stande ſeyn möge, will ich bey den darüber anzuſtellenden Betrachtungen dieſe dreyfache Eintheilung der Landgüter zum Grunde legen, und, was bey einer jeden beſonders zu erinnern nöthig iſt, vortragen.

I. Wir haben es demnach zuvörderſt mit ſolchen **Gütern, auf welchen das zur Nothdurft erforderliche Heu gewonnen wird**, zu thun. Ehe wir aber zu den Regeln, die in dergleichen Wirthſchaften bey der richtigen Anwendung des Heufutters nöthig ſind, ſchreiten können, müſſen wir unterſuchen und feſtſetzen wie viel Heu eigentlich zur Nothdurft eines Gutes erfordert werde. So lange wir dieſes nicht beſtimmt haben, werden wir auch von dem richtigen Verbrauch des nothdürftigen Heues nichts gewiſſes und zuverläſſiges zu ſagen vermögend ſeyn.

Ich muß hiebey zum voraus erinnern, daß ich unter dem Worte Nothdurft nicht bloß dasjenige, was zur kümmerlichen und höchſt nothwendigen Erhaltung des Viehes erfordert wird, ſondern ein ſolches Quantum, wobey alle Arten deſſelben zu allen Zeiten beſtehen und richtig auskommen können, verſtehe.

Der Gebrauch des Heufutters iſt für das Vieh beſtimmt; der Hauptendzweck aber, warum man in einer Wirthſchaft Vieh hält, zielt auf die nutzbare Erhaltung des Ackerbaues ab. Man muß alſo bey Entſcheidung der Frage, wie viel Heu in einer Wirthſchaft

zur

zur Nothdurft erfordert wird, zweyerley in Erwägung ziehen. Erſtlich muß man einen gehörigen Ueberſchlag machen, wie viel Vieh man gebrauche, um ſeinen Acker in der gehörigen Cultur und Düngung zu erhalten. Zweytens aber muß ein Landwirth beſtimmen, was und wie viel eine jede Art des Viehes an Heu nöthig habe. Wer in dieſer Ordnung verfährt, wird die Quantität des Heues, die er in ſeiner Wirthſchaft nöthig hat, mit vieler Zuverläſſigkeit feſtſetzen können.

Wenn ich geſagt habe, daß man, um das Quantum des nothdürftigen Heues zu beſtimmen, zuvörderſt einen Ueberſchlag machen müſſe, wie viel Vieh man zur gehörigen Cultur und Düngung des unter dem Pfluge habenden Ackers nöthig habe, ſo will ich, um die Sache genauer zu faſſen, zugleich dasjenige, was ich unter der gehörigen Düngung verſtehe, anzeigen. Diejenigen, die ihren Acker in neunjährigen Dünger erhalten, können noch unter die mittelmäßig guten Wirthe gerechnet werden; für ſehr gute Wirthe aber hält man billig diejenigen, welche mit der Düngung alle ſechs Jahre herum kommen. Den Ruhm eines außerordentlich guten Wirthes aber verdient man ohne Zweifel alsdann, wenn man alle Jahre dem drittten Theile ſeines ganzen Feldes friſchen Dünger geben kann. Es fragt ſich alſo, welche von dieſen drey Stufen der Düngung bey der Beſtimmung des erforderlichen Viehes und dazu benöthigten Heues zum Grunde zu legen ſey. Man muß in allen Dingen, wo es auf Feſtſetzung allgemeiner Regeln ankömmt, die Mittelſtraße halten; und ich trage daher kein Bedenken, auch in dem gegenwärtigen Falle zu behaupten, daß es genug ſey, wenn der Viehſtand in einer Wirthſchaft dergeſtalt beſchaffen iſt, daß man den dabey befindlichen Acker beſtändig in ſechsjährigem Dünger erhalten kann. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß ein Wirth, welcher ſich in Umſtände, alle Jahr

den dritten Theil ſeines ganzen Feldes zu bedüngen, ſetzen kann, noch weit beſſer daran ſey, und daß ſolche Güter einen großen Vorzug haben. Allein, es wird nur wenige Wirthſchaften geben, wo ſolches, wenn alles in einem richtigen Verhältniß bleiben ſoll, ohne Beyhülfe allerhand gekünſtelter Düngungsarten, zu bewerkſtelligen möglich iſt; das außerordentliche kann überdies keine allgemeine Regel abgeben, und es finden ſich auch, vornämlich im Brandenburgiſchen, verſchiedene Gegenden, in welchen eine ſo oft wiederhohlte Düngung den Aeckern mehr ſchädlich, als nützlich, ſeyn würde. Man wird z. B. in dem Havellande überall Güter antreffen, wo ein großer Theil des Viehmiſtes verbrannt wird, indem die dortigen Aecker, wenn ſie allzu oft gedünget werden, mehr Diſteln, als Getraide, bringen.

Damit ich auch dasjenige, was eine jede Art des Viehes zu ihrer erforderlichen Unterhaltung an Heu gebrauche, etwas eigentlicher beſtimmen möge, ſo glaube ich, daß ein Landwirth hierunter ebenfalls eine ſichere Mittelſtraße gehe, wenn er für jedes Hundert Mutterſchafe 100, für jedes Hundert Schöpſe und anderes Geltvieh, 50, für eine melkende Kuh 12, für ein Stück geltes Vieh 6, für einen Zugochſen 8, und für ein Pferd 15 Centner ausſetzt. Ich glaube, dieſen Vorſchlag dergeſtalt eingerichtet zu haben, daß, wofern nur eine vernünftige Ordnung in der Fütterung ſelbſt beobachtet wird, keine Art des Viehes Noth dabey leiden darf, ſondern damit in allen Zeiten und Umſtänden hinlänglich auskommen kann. Ich weiß übrigens wohl, daß man das Heu gemeiniglich nach Fudern zu rechnen, und es auch ſolcher Geſtalt unter das Vieh zn vertheilen pflegt; da aber die Fuder theils nach dem Unterſchiede der Anſpannung, und theils nach einer geſchickten oder ungeſchickten Art zu laden ſehr verſchieden ſind, ſo iſt dieſe Rechnung nicht genau

genug, um gewiſſe Grundſätze darauf zu bauen. Die Art, das Heu nach Centnern zu rechnen, iſt unſtreitig viel beſtimmter und ordentlicher. Ich verlange aber deshalb nicht, daß ein Wirth ein jedes Fuder Heu, ehe er es von den Wieſen abfahren läßt, vorher wägen ſoll; wiewohl ſolches nichts unmögliches wäre, und zur Erhaltung guter Ordnung vieles beytragen könnte. Er darf nur, wenn er die Anzahl der Centner, die für eine jede Viehſorte geleget werden ſollen, beſtimmt hat, ſeine Fuder nach dem Augenmaß ſchätzen, ſo wird ihm die Eintheilung des erforderlichen Heues nach Centnern niemals ſchwer fallen. Man ſehe hiebey dasjenige nach, was ich oben, S. 200, fgg. hievon geſagt habe.

Hieraus erhellet nun ganz deutlich, daß ein Landgut, auf welchem ſo viel Heu gewonnen wird, daß das zu einer alle 6 Jahr herum kommenden Düngung des ganzen Feldes erforderliche Vieh die oben angegebene Quantität bekommen kann, zu der Claſſe derjenigen Landgüter, welche mit dem nothdürftigen Wieſewachs verſehen ſind, zu rechnen ſey. Ich werde dieſes durch ein angenommenes Beyſpiel noch näher zu erläutern ſuchen.

Auf einem Gute, welches in 2 Felder getheilt iſt, und in jedem Felde 500 Scheffel Ausſaat hat, werden, wenn keine Bauern vorhanden ſind, zur tüchtigen Cultur der Aecker ungefähr 15 Pferde und 24 Zugochſen erfodert, an nutzbarem Vieh aber können nur füglich 1000 Stück Schafe, und 50 Stück Melkkühe, nebſt dem dazu gehörigen gelten Rindvieh mit 25 Stück gehalten werden. Die Anzahl von Vieh iſt, wenn nur bey dem Einſtreuen die gehörige Ordnung und Sorgfalt beobachtet wird, völlig hinreichend, ſo viel Miſt zu machen, daß die Aecker bey einem ſolchen Gute, wenn ſie nur erſt einmal in Ordnung ſind, alle 6 Jahre friſch bedünget werden können.

Will man nun ferner wiſſen, wie viel das Vieh auf einem ſolchen Gute an Heufutter nöthig habe, ſo iſt die Rechnung gar leicht gemacht, indem man nur den oben beſtimmten Satz dabey zu Grunde legen darf.

350	Mutterſchafe, à 100 Ctn. beträgt	.	350 Centn.
650	Schöpſe und Geltvieh, à 50 Ctn.	.	325 .
50	Stück Melkkühe, à 12 Ctn.	. . .	600 .
25	Stück geltes Vieh, à 6 Ctn.	. .	150 .
24	Stück Ochſen. à 8 Ctn.	. . . .	192 .
50	Stück Pferde, à 15 Ctn.	. . . .	350 .
		Summa	1967 Centn.

Wer alſo bey dem angegebenen Ackerbau ſo viel Heu gewinnt, der darf um die genügliche Unterhaltung ſeines Viehes auf keinerley Weiſe bekümmert ſeyn. Und die Güter, wo Wieſwachs und Ackerbau in einer ſolchen erwünſchten Uebereinſtimmung ſtehen, ſind gewiß die glückſeligſten. Wie ſehr der Acker bey dem Mangel des nöthigen Wieſewachſes leide, oder doch ſeinem Beſitzer weit mehrern Kummer und Sorgen mache, iſt einem Jeden zur Genüge bekannt. Diejenigen Güter, welche mehr Wieſen, als das Verhältniß ihrer Aecker erfodert, haben, ſind zwar nicht ſo ſchwer zu bewirthſchaften, und überhaupt iſt der Ueberfluß des Wieſewachſes niemals ſo, wie der Mangel deſſelben ſchädlich; indeſſen bleibt es doch allemal eine Unvollkommenheit eines Gutes, weil der Heuſchlag, welcher nicht den eigenen Aeckern zu gute kommen kann, nur halb genützt wird.

Nachdem ich bisher gezeigt habe, wie viel ein vernünftiger Landwirth zu einer wohl eingerichteten Haushaltung an Heufutter nöthig habe, ſo muß ich auch die Regeln, die bey dieſer erſten Claſſe der Landgüter in Anſehung der richtigen Verwendung des Heues in Acht zu nehmen ſind, beſtimmen. Die glückſelige Beſchaffenheit ſolcher Landgüter verurſachet, daß ich bey denſelben weit wenigere beſondere Anmerkungen, als bey den übrigen beyden Claſſen, zu machen nöthig haben werde. Alles, ſo bey den mit dem erforderlichen Heu verſehenen Landwirthſchaften zu erinnern nöthig ſeyn wird, beruhet auf zwey Stücken. Erſtlich erfordern es die verſchiedenen Eigenſchaften ſowohl des Heues, als auch des Viehes, daß einer jeden Viehſorte diejenige Art des Heues, die ſeiner Natur und Umſtänden am gemäßeſten iſt, gegeben werde; und hienächſt iſt hier eben ſowohl, wie bey der Strohfütterung, eine ge-

gewiſſe Ordnung in Anſehung der Witterung und Jahrszeiten zu beobachten. Wird eins von dieſen beyden Stücken außer Augen geſetzt, ſo kann ein Landwirth auch bey einem vollkommen zureichenden Wiesewachs den Wohlſtand ſeines Viehes gehörig zu unterhalten und zu befördern verhindert werden.

Die erſte Hauptregel, die bey dem Verbrauche und der richtigen Anwendung des Heues zu beobachten iſt, beſteht alſo darin, daß man einer jeden Viehſorte diejenige Art des Graſes, die ihr am zuträglichſten iſt, zu genießen gebe. Um dieſes gehörig befolgen zu können, müſſen wir theils die verſchiedenen Heuarten kennen lernen, theils aber auch, welchem Vieh vor andern das beſte gebühre, und welches hingegen ſich an dem ſchlechtern am erſten begnügen laſſen könne, unterſuchen.

Der Unterſchied des Heues, in Anſehung ſeiner Güte und Eigenſchaften, iſt ſehr mannigfaltig. Ich werde hier, um von meinem Hauptzwecke nicht zu weit abgeführet zu werden, nur bey einigen allgemeinen Eintheilungen des guten und ſchlechten Graſes ſtehen bleiben, und inſonderheit diejenige Verſchiedenheit des Heues, die in den meiſten Landwirthſchaften vorzukommen pflegt, in Betrachtung ziehen. Die Urſachen des ſo vielfältigen Unterſchiedes des Heues, liegen entweder in dem Gewächſe des Graſes ſelbſt, oder in der Lage der Wieſen, oder auch in der Zeit und Witternng.

Was die Verſchiedenheit des Heues in Anſehung ſeines Gewächſes betrift, ſo pflegt man daſſelbe inſonderheit in ſaures und ſüßes, ingleichen in grobes und feines einzutheilen. Daß das ſüße und feine Gras vor dem ſauern und groben den Vorzug habe, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Ein ſüßes Gras oder Heu nennt man dasjenige, in welchem die öhligen Theile durch Luft und Sonne gehörig ausgearbeitet und zur Vollkommenheit gebracht worden; ſaures hin-

ge-

gegen dasjenige, in welchem die öhligen Theile zu keiner ſolchen Vollkommenheit gediehen, ſondern noch ſehr mit ſcharfen und gleichſam unreifen Säften vermiſcht ſind. Da nun die öhligen Theile den meiſten und beſten Nahrungsſaft geben, ſo muß nothwendig ſüßes Gras und Heu dem Viehe gedeihlicher als das ſaure ſeyn. In dem groben Graſe können zwar die öhligen Theile zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelanget ſeyn, es führt aber dieſelben nicht in ſo großer Menge bey ſich, welches aus ſeinen groben Theilen ſelbſt abzunehmen iſt. Ueberdieß iſt auch natürlich, daß das feine und weiche Heu von dem Vieh weit beſſer als das grobe verdauet werden könne, und alſo auch aus dieſem Grunde zur Nahrung weit geſchickter ſey. Das beſte Heu iſt wohl unſtreitig dasjenige, welches nicht allein aus einem von der Sonne wohl durchkochten Graſe beſteht, ſondern auch dabey mit vielem Klee und andern ſtärkenden und geſunden Kräutern untermiſcht iſt. Hingegen giebt es auch unter dem Graſe verſchiedene Kräuter und Gewächſe, die, wo nicht allen, doch wenigſtens einigen Vieharten ſchädlich ſind. Ein ſorgfältiger Wirth muß daher wohl unterſuchen, ob ſich auf ſeinen Wieſen ſolche Pflanzen zeigen, damit er bey der Sortirung und Vertheilung des Heues darauf Rückſicht nehmen, und nicht öfters aus Unwiſſenheit Schaden anrichten möge.

Der zweyte Grund, worauf der ſo vielfältige Unterſchied des Graſes und Heues beruhet, beſteht in der verſchiedenen Lage der Wieſen. Man theilt dieſelben gemeiniglich in Feld- und Waldwieſen ein. Aus der Erfahrung iſt bekannt, daß die Feldwieſen zwar nicht ſo viel, dagegen aber ein weit geſünderes und gedeihlicheres Heu, als die Waldwieſen, bringen. Auf den Feldwieſen, welche hoch und im Freyen liegen, können die in dem Graſe befindlichen öhligen Theile durch die beſtändig darauf liegende Sonnenhitze weit

weit beſſer durchkochen und zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden; auf den Waldwieſen hingegen hat das Gras von oben gar zu vielen Schatten, und von unten gar zu viele Näſſe, mithin bleiben die Säfte zu ſcharf und zu roh. Da nun, eben aus dieſer Urſache, vorgedachtermaßen, das ſüſſe Heu vor dem ſauern, in Anſehung ſeiner Güte, ſehr vieles voraus hat, ſo iſt auch leicht einzuſehen, warum das auf den Feldwieſen gewonnene Heu dem Viehe zuträglicher, als das von den Waldwieſen, ſey.

Da aber ſowohl die Feld = als Waldwieſen, nicht einerley Boden und Lage haben, ſondern darunter ein ſehr großer Unterſchied angetroffen wird, ſo iſt gewiß, daß nicht alle Feldwieſen gleich gutes, und auch nicht alle Waldwieſen gleich ſchlechtes Gras zeugen. Nachdem ihre Lage und Boden mehr oder weniger vortheilhaft iſt, iſt auch das auf ihnen gewonnene Heu beſſer oder ſchlechter. Ja, die große Verſchiedenheit dieſer beyden Stücke kann verurſachen, daß man öfters von der vorhin feſtgeſetzten Regel abgehen, und gewiſſen Waldwieſen einen Vorzug vor den Feldwieſen einräumen kann. Unter dieſen letztern bringen diejenigen das beſte Heu, welche etwas hoch liegen, daß das Regenwaſſer darauf nicht ſtehen bleibt, ſondern wieder bequem abſchießen kann. Das auf denſelben wachſende Gras beſteht faſt aus lauter Kräuterblättern, und kann bey dem Viehe die Stelle einer Arzeney vertreten. Nur iſt es Schade, daß es ſo ſparſam wächſt. Indeſſen kann man auch verſichert ſeyn, daß ein Fuder von ſolchem Heu dem Viehe mehr, als drey andere, nützet.

Zu dem Feldwieſenheu kann man auch das Brachheu nennen. Die Einrichtung der wenigſten Wirthſchaften erlaubt es, dergleichen Heu zu ſammeln, weil an den meiſten Orten die Brache zur Hütung unentbehrlich iſt. Inſonderheit geht ſolches auf denjenigen Gütern, wo Herrſchaften und Unterthanen gemein-

ſchaft-

ſchaftliche Hütung mit einander haben, gar nicht an. Ueberdieß iſt auch das Brachheumachen den Aeckern ſchädlich, und ſauget die in ihnen ſteckende Fettigkeit aus. Denn es iſt gewiß, daß das Gras, wenn es zu derjenigen Vollkommenheit, da es zu Heu geſammelt werden kann, gelangen ſoll, mehr Nahrungsſäfte, als wenn es mitten unter ſeinem Wachsthum abgefreſſen wird, erfordere, und daß alſo auch dadurch dem Acker eine größere Menge ſeiner bey ſich führenden öhligen Theile entgehe. Hienächſt iſt auch nicht zu läugnen, daß durch das Brachheumachen dem Acker wenigſtens derjenige Dünger, den das Vieh ſonſt bey deſſen Beweidung darauf zurück zu laſſen pflegt, entzogen wird. Ein Acker alſo, der zum Brachheu gebraucht wird, muß nothwendig mehrere Früchte bringen, wofern man nicht die ihm dadurch entgehenden mehrern Kräfte durch eine öftere Düngung erſetzen will. Wem aber weder vorerwähnte Hinderniſſe im Wege ſtehen, noch auch die Entkräftung der Aecker ein hinlänglicher Grund, dieſe Wirthſchaft zu unterlaſſen, zu ſeyn ſcheint, der kann allerdings auf ſeinen Brachen ein ſehr geſundes und nahrhaftes Gras gewinnen.

Daß das Gras von den Brachen überhaupt mehr Nahrungsſäfte, als alles andere, bey ſich führe, ſieht man ganz deutlich an den Kühen, die damit gefüttert werden, indem ſie weit mehr Milch darnach geben. Es iſt aber hiebey auch unter den Brachen ſelbſt ein Unterſchied zu machen; denn es wächſt nicht auf allen ein gleich gutes und gedeichliches Gras. Dasjenige, welches auf fetten lehmigen Weizenäckern gewonnen wird, iſt nicht viel nütze, indem es gemeiniglich nur aus allerhand groben Blumen beſteht; die gelinden Kornäcker hingegen bringen, wenn ſie noch genug Düngung bey ſich haben, das beſte Brachheu.

Daß das Heumachen auf den Brachfeldern, weder für eine ſehr nützliche noch nothwendige Sache zu halten ſey, von A. F. S. ſt. im 14. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien v. J. 1779, S. 109, f.

Bey den Waldwieſen kömmt zuvörderſt viel darauf an, ob ſie groß und geräumig, oder aber klein und

von Waldung enge eingeſchloſſen ſind. Da auf jenen das Gras keinen Mangel an Sonne hat, ſondern durch deren Wärme hinlänglich zubereitet und zur Vollkommenheit gebracht werden kann, ſo bringen ſolche Wieſen auch ein ganz gutes und gedeihliches Heu, wofern nur der Grund nicht gar zu ſumpfig und moraſtig iſt. Auf den kleinen, um und um mit Wald eingeſchloſſenen hingegen wird nur ein ſaures und ungedeihliches Gras erzeuget, indem, wie ich ſchon einigemal erinnert habe, die öhligen Theile in demſelben nicht genug ausgearbeitet werden können. Es zeigt ſich auch bey dem auf den Waldwieſen gewonnenen Heu ein großer Unterſchied, nachdem dieſelben hoch oder tief liegen. Die hoch liegenden Waldwieſen tragen bisweilen, wenn ſie nur nicht gar zu enge eingeſchloſſen ſind, ſondern freye Luft und Sonne haben, ein eben ſo gutes und nutzbares Gras, als die Feldwieſen; und man hat dabey den großen Vortheil, daß ſie eine weit reichere Heuärnde geben, und noch überdieß zweymal gehauen werden können, welches bey den wenigſten Feldwieſen angeht. Allein, die tief liegenden und einen moraſtigen Boden habenden Wieſen bringen ein deſto ſchlechteres Heu, welches, wo nicht gar ſchädlich, doch von wenigem Nutzen iſt, und dem Viehe wohl noch viel mehrere Kräfte, als das bloße Stroh, geben kann. Inſonderheit iſt, bey Beurtheilung der Güte des auf den Waldwieſen wachſenden Heues, darauf zu ſehen, ob und wie dieſelben der Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind. Es giebt wohl wenige von ſolchen Wald- oder eigentlicher zu reden, Stromwieſen, welche hievon ganz und gar befreyet ſeyn ſollten. Die Ueberſchwemmung iſt auch den Wieſen an und für ſich ſelbſt nicht ſchädlich, ſondern kann ihnen vielmehr unter gewiſſen Umſtänden zum großen Vortheil gereichen. Sie iſt nämlich den Wieſen zuträglich, wenn ſie nicht zu unrechter Zeit, erfolgt, und auch das Waſſer nicht

lange darauf ſtehen bleibt, ſondern bald wieder abſchießt.

So giebt es z. B. in Schleſien keine beſſere und fruchtbarere, als die an dem Bober gelegenen Wieſen. Dieſer Fluß tritt zwar öfters aus, allein die von ihm verurſachten Ueberſchwemmungen währen nur wenige Tage, indem das Waſſer in kurzer Zeit wieder verſchießt, und die Wieſen nur gleichſam, um ſie deſto fruchtbarer zu machen, tränket. Es führt dieſer Fluß, weil er von Natur einen feſten und ſteinigen Grund hat, auch nicht ſo vielen Schlamm bey ſich, als welcher, wenn er auf den Wieſen zurück bleibt, ein ſehr ſchädliches Gift für das Gras iſt. Man findet auch daher an dem Bober viele dreymähdige Wieſen, und das Gras iſt noch in der dritten Tracht weit friſcher und dicker, als man es auf vielen andern, wenn ſie zum erſtenmal gemähet werden, antrifft. Zwar ergießt ſich der Bober auch bisweilen zur Unzeit, entweder kurz vor, oder wohl gar mitten in der Heuärnde. Allein, gleich wie der Schade, den er in dem leztern Falle verurſachet, zu den in allen Wirthſchaften unvermeidlichen Unglücksfällen gehört, und überdieß durch die zu andern Zeiten von ihm herrührende gröſſere Fruchtbarkeit völlig erſezt wird, ſo iſt auch in dem erſtern Falle die Ueberſchwemmung deſſelben deshalb nicht ſo nachtheilig, weil, wie ſchon gedacht worden, das ausgetretene Waſſer bald wieder verſchießt, und in die Ufer des Fluſſes zurück tritt. Weit gefährlicher und ſchädlicher hingegen ſind ſolche Ueberſchwemmungen auf den an der Oder liegenden Wieſen. Dieſer Strom tritt nicht ſo bald wieder in ſeine Ufer zurück, ſondern bleibt wohl öfters 3 bis 4 Wochen auf den überſchwemmten Orten ſtehen, und läßt überdies einen häßlichen und ſtinkenden Schlamm zurück. Geſchieht die Ueberſchwemmung im Winter oder Frühlinge, wo das Gras erſt zu wachſen anfängt, ſo kann ſie auch auf dieſen Wieſen mehr für eine Wohlthat der Natur, als für ein Uebel, angeſehen werden. Das lange Stehen des Waſſers ſowohl, als auch der zurück bleibende häßliche Schlamm vertreten alsdann, ohne dem Graſe Schaden thun zu können, die Stelle einer höchſt nöthigen Düngung, indem auch die beſten Oderwieſen, wenn ſie in langer Zeit nicht bewäſſert worden, gar ſehr zurück ſchlagen und in ihrer Fruchtbarkeit nachlaſſen. Ganz anders aber iſt es beſchaffen, wenn ſich die Oder kurz vor der Heuärnde, und zu einer Zeit, wo das Gras recht im Begriff, ſeine gehörige Reife und Vollkommen-

menheit zu erlangen, ſteht, ergießt. Das Gras verſauert nicht allein durch das viele und allzu lange ſtehende Waſſer, ſondern es bleibt auch der ſonſt zur Düngung ſehr nützliche, für das Vieh aber höchſt ſchädliche Schlamm auf denſelben zurück; und man kann in der That mit der Verfütterung eines ſolchen Heues, wenn es auch ſonſt ſeinem Gewächſe nach von der beſten Art wäre, nicht behutſam genug verfahren. Wenn dergleichen zur Unzeit überſchwemmtes Gras noch vor der Heuärnde einen ſtarken Regen bekömmt, ſo wird zwar dadurch vieles von dem ſchlammigen Weſen wieder abgeſpühlet, indeſſen hat es doch immer einen großen Grad ſeiner Güte verloren. Von dem Verfüttern des verſchlämmten Heues, werden weiter unten beſondere Bemerkungen, Verſuche und Erfahrungen vorkommen.

Drittens verurſachet auch die Zeit und Witterung einen gar merklichen Unterſchied in der Güte und Gedeihlichkeit des Heues. Die meiſten Waldwieſen werden des Jahrs zweymal gehauen, das erſte im Anfange oder in der Mitte des Junius, und das zweytemal zu Ende des Auguſtes. Daß das erſtere ein weit kräftigeres Futter für das Vieh, als das letztere ſey, iſt ſchon aus der täglichen Erfahrung hinlänglich bekannt; und auch mit der Vernunft kann man die Gründe dieſes Unterſchiedes einſehen. Zuvörderſt iſt gewiß, daß das Erdreich, welches in einem Jahre eine doppelte Heuärnde liefern ſoll, ſeine meiſten fetten und öhligen Theile, als welche ſich am leichteſten aufſchließen, ſchon dem erſten hervorgebrachten Graſe mitgetheilt hat, und alſo das zweyte Gras davon nicht mehr ſo viel erwarten kann. Weil hienächſt das in der zweyten Aernde gewonnene, oder das Grummet, aus eben derjenigen Wurzel, welche bereits das Heu gezeuget hat, hervor wächſt, eine alte Wurzel aber, bekanntermaßen, ihren Pflanzen nicht ſo viel Säfte, als wenn ſie noch jung und folglich poröſer iſt, zuführen kann, ſo iſt auch hieraus offenbar, daß daſſelbe nicht ſo viel öhlige und fette Theile, als das aus einer friſchen und jungen Wurzel hervor geſproſſene und genährte Gras, an ſich haben kann. Endlich muß man dabey

in

in Erwägung ziehen, daß, ob gleich die Wärme der Sonne ſehr vieles dazu beyträgt, daß die in den Pflanzen ſteckenden fetten und öhligen Theilchen wohl zubereitet werden, eine beſtändige und gar zu große Hitze doch auch nothwendig eine merkliche Verminderung derſelben verurſachen müſſe. Da nun das Grummet, von ſeinem erſten Hervorſproſſen und zarteſten Anfange an, die allergrößte Sonnenhitze auszuſtehen hat, das Heu hingegen in ſeinem erſten Wachsthum dieſelbe nur auf eine ſehr gemäßigte Art genießt; ſo kann man auch dieſes für eine nicht ungegründete Urſache annehmen, warum das Heu bey ſeiner Verfütterung weit mehrere Kraft, als das Grummet, beweiſet, indem es eine ausgemachte Wahrheit bleibt, daß alles Gras, ja alle Vegetabilien, nach der Maße, als ſie mehr oder weniger von wohl zubereiteten fetten und öhligen Theilen an ſich haben, auch mehr oder weniger ernähren und ſtärken.

Daß auch die Witterung einem Heu vor dem andern einen großen Vorzug gebe, iſt ebenfalls eine durch die tägliche Erfahrung vollkommen beſtätigte Warheit. Es würde aus den ſo eben angeführten Gründen leicht zu beweiſen ſeyn, daß auch die Witterung, die das Gras zu ſeinem Wachsthum gehabt hat, ſehr vieles zur Güte des Heues beytrage. Da aber dieſes eine bloß unnütze Frage ſeyn würde, ſo will ich mich auch dabey nicht aufhalten, ſondern nur derjenigen Witterung, die in der Heuärnde einfällt, mit wenigem Erwähnung thun. Daß ein trocken gehauenes, geſammeltes und eingebrachtes Hru dem Vieh weit angenehmer ſey, und ihm auch wirklich beſſer gedeihe, als dasjenige, welches, nachdem es abgeſondert worden, in einem oder andern mit ihm vorgenommenen Geſchäfte beregnet, oder ſonſt auf andere Art naß geworden iſt, daran zweifelt Niemand, und es iſt alſo ſolches zur Beſtätigung des von mir behaupteten Satzes, daß

die Witterung ebenfalls einen Unterſchied unter dem Heu mache, völlig hinreichend. Da nun ein Haus- und Landwirth die Witterung zu keiner Zeit in ſeiner Gewalt hat, ſondern ſich dieſelbe, ſo wie ſie eintrifft, gefallen laſſen muß, ſo kann auch in ſo weit Niemand die Beregnung ſeines in Schwaden liegenden oder in Haufen und Schobern ſtehenden Heues gänzlich vermeiden. Indeſſen iſt gewiß, daß ein unter ſeiner Zubereitung beregnetes Heu allemal ſehr vieles von ſeiner natürlichen Güte verliert, und demſelben ein unberegnetes und trocken eingebrachtes, wenn es auch gleich an und für ſich von ſchlechterm Gewächſe iſt, weit vorzuziehen iſt. Das beſte Schafheu iſt mir, wenn es auf dem Schwaden viel Näſſe hat ausſtehen müſſen, nicht ſo lieb als ein trocken eingebrachtes Ochſenheu. Eben die Bewandtniß hat es mit allen andern Arten des Heues.

Ein Landmann hat, wie ſchon erwähnt worden, die Witterung freylich nicht in ſeiner Gewalt; es haben aber doch dabey verſchiedene Muthmaßungen, woraus man ein anhaltendes trocknes oder naſſes Wetter ſchließen kann, Statt. Er handelt alſo vernünftig, wenn er wenigſtens ſein beſtes Heu nur zu einer ſolchen Zeit, wo er aus wahrſcheinlichen Gründen eine beſtändige trockne Witterung hoffen kann, hauen läßt.

Man hat überhaupt angemerkt, daß die Witterung vor Johannis gemeiniglich weit trockner und beſtändiger, als nach Johannis, iſt. Ein Landwirth würde alſo ſehr wohl thun, wenn er ſein Heu, ſo viel möglich, vor Johannis einzuſammeln bemüht wäre. Da auch an vielen Orten, wie in Schleſien, gemeiniglich um Johannis die meiſten und großen Ueberſchwemmungen ſich zu ereignen pflegen, ſo iſt es auch aus dieſem Grnnde den Beſitzern der an Flüſſen gelegenen Güter anzurathen, ihr Heu, wenigſtens das beſte, vor Johannis abzubringen. Wenn ſie auch gleich bey einer frühern Heuärnde einigen Abgang in der Menge ſpüren ſollten,

ſo

ſo iſt doch ſolches mit der Gefahr, daſſelbe ganz und gar verdorben zu ſehen, in keine Vergleichung zu ſetzen.

Wir haben ſolchemnach die verſchiedenen Arten des Heues, woraus der ſo mannigfaltige Unterſchied in ſeiner Güte entſteht, kennen lernen. Damit wir nun auch wiſſen mögen, wie eine jede Art des Heues am beſten und wirthſchaftlichſten anzuwenden ſey, ſo müſſen wir ferner die verſchiedenen Viehſorten durchgehen, und welche vor andern die beſte Fütterung nöthig haben, oder ſich mit einer ſchlechtern begnügen können, unterſuchen. In dieſer Ordnung werden wir einſehen lernen, welchem Viehe das beſte, welchem das ſchlechtere, und welchem endlich das ſchlechteſte Heu zu geben ſey.

Die Entſcheidung der Frage, welchem Vieh das gute, und welchem hingegen das ſchlechte Heu zu geben ſey, gründet ſich überhaupt auf den einzigen Grundſatz: *Je zärter ein Vieh iſt, und je mehr Kräfte und Nahrungsſäfte es zu ſeiner Beſtimmung braucht, deſto beſſer muß das Heu, wodurch es ernähret werden ſoll, ſeyn.* Die Warheit dieſes Satzes fällt einem Jeden von ſelbſt in die Augen, und ich will mich daher mit deſſen weitläuftigern Ausführung nicht aufhalten, ſondern vielmehr ſogleich die Anwendung davon zeigen.

Daß in einer Wirthſchaft an der Erziehung des jungen Viehes ſehr vieles gelegen ſey, wird Niemand läugnen. Will man von dem Viehe, wenn es zu ſeinen nutzbaren Jahren gekommen iſt, den gehörigen Nutzen ziehen, ſo muß man nothwendig dafür ſorgen, daß es in der Jugend gehörig gewartet und gepfleget werde. Inſonderheit muß man es in dem erſten Jahre, da es wegen ſeiner zarten Gefäße noch nicht alle Arten der Nahrung vertragen kann, wohl in

Acht nehmen, indem daſſelbe, wenn es im Anfange in der Pflege und Fütterung verwahrloſet iſt, niemals recht tauglich wird. Da das Schaf- und Rindvieh den Kern der ganzen Wirthſchaft ausmacht, ſo folgt auch von ſelbſt, daß ein vernünftiger Haushälter auf die Wartung und Erziehung der Kälber und Lämmer die meiſte Sorgfalt wenden müſſe. Den Lämmern und entwöhnten (Anbinde-) Kälbern muß alſo das beſte Heu, welches ein Landwirth nur aufbringen kann, gewidmet werden. Wie viel an ihrer tüchtigen Erziehung gelegen ſey, iſt ſchon vorhin erwieſen worden; daß ſie aber, wenn ſie wohl gedeihen, und in ihren nutzbaren Jahren den Wohlſtand ihres Herren befördern helfen ſollen, mit ſolchem Heu und Futter, welches ihrem zarten Alter gemäß iſt, verſehen werden müſſen, fällt wohl einem Jeden bey der geringſten Ueberlegung von ſelbſt in die Augen. Man bedenke nur die zarten Gefäße dieſer Thiere, welche bisher, und ſo lange ſie die Muttermilch genoſſen, mit den feinſten Säften unterhalten worden ſind. Wenn man nun dieſe junge Creaturen bey ihren erſten Mahlzeiten ſogleich mit hartem und groben Futter abſpeiſen wollte, ſo würde eine ſolche Veränderung nicht allein zu ſtark ſeyn, ſondern ſie würden es auch weder recht genießen noch verdauen können, am wenigſten aber dürften ſich die daraus entſtehenden groben Säfte für ihre zarte Gefäße ſchicken. Ein recht feines und blätteriges Feldwieſenheu iſt wohl, wenn man es haben kann, das ſicherſte und beſte Futter für junge Lämmer und Kälber; und noch beſſer iſt es, wenn man ihnen alles Heu dieſer Art geben kann. Es iſt hierunter mit den Anbindekälbern noch faſt behutſamer, als mit den Lämmern, zu verfahren. Die Lämmer kann man doch ohne Gefahr zum Graſe laſſen, und man braucht bey ihnen das Heu nur zur Winterszeit. Mit den Kälbern aber darf man ſolches in dem erſten halben Jahre nicht

nicht wohl wagen, ſondern ſie müſſen binnen dieſer Zeit beſtändig mit trocknem Futter unterhalten werden. Je beſſer nun das Heu iſt, welches man ihnen giebt, deſto beſſer gedeihen ſie, und deſto mehr Hoffnung kann man auch von dem Nutzen, den ſie künftig bringen werden, haben. Uebrigens bekommen von dem feinſten, kürzeſten und ſüſſeſten Heu auch die Kaninchen.

Die zweyte Gattung des guten Heues beſtimmt ein ſorgfältiger Landwirth billig für ſeine Mutterſchafe. Das ganze Gebäude des Schafviehes überhaupt iſt viel zärter, als bey allem andern, und alſo bedarf es ſchon aus dieſem Grunde einer feinern Nahrung. Die Mutterſchafe aber müſſen überdies den Stamm der Schäferey beſtändig unterhalten, und die zu ſolcher Abſicht nöthigen Lämmer nicht allein tragen, ſondern auch eine geraume Zeit lang mit ihrer Milch ernähren. Es iſt unläugbar, daß hiezu nicht allein mehrere, ſondern auch, wenn Mutter und Lamm in gutem Stande erhalten werden ſoll, beſſere Nahrungsmittel erfordert werden. Da nun unter allem Futter, welches dieſes Vieh gewöhnlicher Weiſe genießt, das Heu die meiſten Nahrungsſäfte verſchaffen muß: ſo iſt auch leicht einzuſehen, warum, nach den Lämmern und Anbindekälbern, den Mutterſchafen die beſte Sorte deſſelben gebühre. Man giebt ihnen gern, wenn man hinlänglich damit verſehen iſt, das auf trocknen Feldwieſen gewonnene Heu. An ſolchen Orten, wo es gar keine oder nicht zulänglich Feldwieſen giebt, müſſen ſie zwar auch mit demjenigen, ſo auf den Wald- oder Flußwieſen wächſt, zufrieden ſeyn. Indeſſen wird ihnen doch jederzeit das beſte und feinſte darunter ausgeſucht. Inſonderheit muß man ihnen kein ſaures oder ſtark beregnetes Heu geben; am allerſorgfältigſten aber iſt zu verhüten, daß es mit keinen ſchädlichen Gewächſen untermengt ſey.

Da

Da an einigen Orten, wie z. B. in Schleſien, gemeiniglich die Schäfer die Aufſicht bey dem Heumachen haben, ſo kann man ihnen, in Anſehung des für die Lämmer und Mutterſchafe beſtimmten Heues, ganz ſicher die freye Wahl laſſen, weil doch dieſelben vor allen andern das beſte haben müſſen. Das Heu für die Schöpſe und das übrige gelte Schafvieh aber muß ein Landwirth ſelbſt beſtimmen, weil ſonſt der Schäfer auch für dieſe das beſte wegnehmen, und das andere nicht unter ihrer Aufſicht ſtehende Vieh, welches deſſen doch mehr benöthigt iſt darben laſſen würde. Man pflegt zwar das Grummet auf eben ſolche Art, wie das Heu, zu vertheilen, und für jede Viehſorte auch eine gewiſſe Anzahl Fuder, nach dem Verhältniß der ganzen beſtimmten Summe, davon legen zu laſſen. Weil aber, inſonderheit in Schleſien, der ganze Wohlſtand einer Landwirthſchaft gar zu ſehr von der guten Beſchaffenheit der Schäferey abhängt, dieſe aber ohne eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit für die Mutterſchafe in keinem recht blühenden Stande erhalten werden kann, ſo thut man nicht unrecht, wenn man dieſelben mit dem Grummet ganz und gar verſchonet, und ihnen das ausgeſetzte Quantum in lauter gutem, in der erſten Aernde gewonnenen, Heu giebt. Man kann dagegen lieber dem Geltvieh etwas mehr von dem Grummet zutheilen, weil daſſelbe, wenn nur der Halm nicht gar zu grob und hart iſt, ſich noch eher mit einem unkräftigern Futter, behelfen kann.

Nach den Mutterſchafen haben wohl unſtreitig die Kühe das meiſte Recht zu den guten und vor andern vorzüglichen Heuarten. Man fordert von ihnen nicht allein geſunde und ſtarke Kälber, ſondern auch einen reichen Ueberfluß von Milch und Butter. Beydes kann nicht anders, als durch ein kräftiges und gedeihliches Futter erhalten werden. Hieraus iſt alſo abermal offenbar, daß man die nutzbaren Kühe mit keinem groben, ſauern und unkräftigen Heu abſpeiſen, ſondern ihnen das beſte, ſo, nach gehöriger Verſorgung der Mutterſchafe, in der Wirthſchaft vorhanden iſt, aufbehalten müſſe. Weil aber das Gebäude der Kühe nicht ſo zart, als bey den Schafen iſt, man auch in einer wohl eingerichteten Wirthſchaft ihre Pflege und

und Unterhaltung nicht bloß auf das Heu ankommen läßt, ſondern ihnen noch überdieß auf vielerley Art zu Hülfe zu kommen ſucht: ſo kann auch das für ſie gewidmete Heu-Quantum gar füglich mit einigen Fudern Grummet, wenn es nur von gleichem Gewächſe, als das Heu ſelbſt iſt, untermenget werden. Man würde auch ſonſt, wenn man dieſe Viehſorte gleichfalls mit lauter Heu von der erſten Aernde verſorgen wollte, mit der oben gemachten Rechnung nicht auskommen, indem der daſelbſt entworfene Etat beydes, Heu und Grummet, in ſich ſchließt. Indeſſen muß man für die kalbenden Kühe ein Paar recht gute Fuder von dem rechten Kernheu legen, und ihnen davon, von der Zeit an, da ſie entlaſſen ſind, bis acht Tage nach der Kalbung, geben laſſen, weil ſie dadurch in einen recht milchreichen Zuſtand, der ſich, ſo lange ſie melk ſind, ſpüren läßt, geſetzt werden.

Wenn man nun ſolchergeſtalt das nöthige Heufutter für ſein junges und nutzbares Vieh beſtimmt, und einer jeden Sorte nach ihren Umſtänden das ihrige zugetheilt hat, muß man auch an das Zug- und Geltvieh denken, und hiebey ebenfalls in Anſehung der verſchiedenen Güte des Heues einen Unterſchied machen.

Die Schafe und Kühe nehmen mit ihren Lämmern und Kälbern wohl das beſte Heu in der Wirthſchaft weg. Iſt aber alsdann noch etwas von einer guten und gedeihlichen Art übrig, ſo kömmt es den Zugochſen zu. An vielen Orten müſſen ſich dieſe mit dem allerſchlechteſten abſpeiſen laſſen; allein ich halte ſolches nicht für wirthſchaftlich. Ein kluger und vernünftiger Landwirth ſieht ſehr wohl ein, wie viel an tüchtigem Zugvieh gelegen ſey, und daß er es daher demſelben an guter Fütterung, ohne welche es unmöglich in tauglichem Stande erhalten werden kann, niemals mangeln laſſen müſſe. Die Zugochſen ſind zwar den Winter über unnütz, weil ſie ihr Futter mit

der

der gegenwärtigen Arbeit nicht verdienen, und ſind alſo hierin den Pferden, welche Winter und Sommer mit vielem Nutzen gebraucht werden können, weit nachzuſetzen. Man muß aber dagegen auch bedenken, daß die Ochſen nicht den ganzen Winter durch Heu bekommen, ſondern ſich den größten Theil deſſelben an Stroh, Spreu und Ueberkehr begnügen laſſen müſſen. Das Heu giebt man ihnen erſt ungefähr 4 Wochen vor der Pflugzeit, damit ſie die zu dieſer ſchweren Arbeit nöthigen Kräfte bekommen mögen. Will man ihnen nun zu ſolcher Zeit, wo ſie die Kräfte auf den ganzen Frühling, bis ſie auf die Graſung kommen können, ſammeln müſſen, ein grobes und ungedeihliches Heu, welches öfters noch unkräftiger als bloßes Stroh iſt, vorlegen, ſo muß man es ſich auch nicht befremden laſſen, wenn man mit ſeiner Feldarbeit allenthalben zurück bleibt, und mit der Saatzeit ſpäter, als ſeine Nachbarn, fertig wird.

Die alsdann nächſtfolgende Heuſorte bekömmt das gelte Schaaf- und Rindvieh. Zwar muß auch das junge Vieh nach dem erſten Jahre nicht gänzlich in der Fütterung verabſäumet werden; da es jedoch ſeine Nahrung nur hauptſächlich zum Wachsthum gebraucht, ein allzu ſchnelles und durch einen gar zu großen Zufluß der Nahrungsſäfte erzwungenes Wachsthum aber nichts nütze iſt, indem das Vieh dadurch ein ſchwaches Gebäude bekömmt: ſo iſt hieraus offenbar, daß das Junge oder Geltvieh keines ſo kräftigen Heues, als das nutzbare und bereits arbeitende, bedürfe.

Bey den ausgewachſenen Schöpſen, welche auch mit unter das Geltvieh gerechnet werden, fällt zwar dieſe Urſache weg; allein, ſie haben dagegen auch nicht ſo viele Nahrungsſäfte, als die Mutterſchafe nöthig, und können ſich alſo auch mit einem geringern Heu behelfen.

Endlich

Endlich müſſen ſich, wenn alles übrige vertheilt iſt, die Pferde mit dem ſchlechteſten begnügen laſſen. Man darf nicht glauben, als wenn das gute Heu den Pferden nichts weiter, als das ſchlechte, nütze; vielmehr iſt es gewiß, daß es bey demſelben eben ſo, wie bey allem andern Vieh, einen großen Unterſchied ausmache. Da aber die Pferde, theils wegen ihres ſtärkern Gebäudes, und theils, weil ſie nebſt dem Heu beſtändig anderes kräftiges Futter bekommen, das gute Heu nicht ſo unentbehrlich, als die übrigen Viehſorten, nöthig haben, ſo wird ihnen nur aus dieſer Urſache die letzte Stelle bey der Vertheilung deſſelben angewieſen. Indeſſen iſt dieſe Regel nicht bey allen Pferden anzubringen. Diejenigen, die ſchon ein gewiſſes Alter erreicht, und die gefährliche Druſe überſtanden haben, können ſchon ein etwas härteres Heufutter vertragen. Junge Pferde hingegen, und welche die Druſe noch nicht gehabt haben, muß man bey der Heuvertheilung nicht ſo weit zurück ſetzen, ſondern mit einer etwas beſſern und feinern Art verſorgen. Inſonderheit iſt es von großem Nutzen, wenn man, wo nicht allen, doch wenigſtens den jungen, noch unter der Druſe ſtehenden Pferden alles überjährige Heu geben kann, weil, der Erfahrung zu Folge, das friſche Heu nicht allein den mit der Druſe behafteten Pferden höchſt ſchädlich iſt, ſondern dieſen Zufall auch wohl gar bey denen, die ihres Alters wegen ſchon davon befreyet ſeyn ſollten, verurſachen kann. Wäre man auch nicht das ganze Jahr hindurch altes Heu ſeinen Pferden zu geben im Stande, ſo muß man doch wenigſtens im Anfange darauf bedacht ſeyn, damit erſt die in dem neuen Heu ſteckenden Cruditäten etwas verfliegen können.

Es würde einem Landwirthe wenig helfen, wenn er gleich einer jeden Viehſorte ſowohl das erforderliche Quantum, als auch die ihm gebührende Art des Heues beſtimmet und zugetheilt hätte, wofern er nicht auch zu-

gleich dafür Sorge tragen wollte, daß ſolches demſelben in der gehörigen Zeit und Ordnung gereichet werde. Es würde eines Theils dem Viehe nicht auf die beſte Art zu Nutze kommen, und andern Theils ſich auch bey dem reichlichſten Vorrath zuletzt ein Mangel ereignen. In allen Theilen der Wirthſchaft kömmt es vornämlich auf eine genaue Beobachtung der rechten Zeit und Ordnung an. Ich werde aber von der bey dem Verfüttern des Heues zu beobachtenden Ordnung hier nur etwas weniges erinnern, und das übrige an ſeinem Orte, wo ich von der richtigen Anwendung des Strohes handeln werde, nachholen.

Man muß zuvörderſt den Verbrauch des Heues, ſo wie den Verbrauch des Strohes, nicht der Willkühr des Geſindes überlaſſen, ſondern beydes unter genauer Aufſicht verwahren, und das nöthige täglich heraus geben laſſen. Man trifft, obgleich das Heu weit vorzüglicher und koſtbarer iſt, in den meiſten Wirthſchaften hierunter eben ſo viele Nachläſſigkeit und Unbehutſamkeit, als bey dem Stroh, an. Man begnüget ſich damit, daß man die für eine Viehſorte beſtimmten Antheile entweder über die Ställe, oder an andern bequemen Orten beſonders leget, und läßt alsdann das Geſinde nach eigenem Gefallen damit ſchalten und walten. Es iſt ganz natürlich, und die tägliche Erfahrung beſtätiget es auch genug, daß hieraus eben derjenige Nachtheil, der bey einer unordentlichen Strohwirthſchaft erfolgt, entſtehen müſſe. Das Vieh bekömmt, wenn das Geſinde die freye Diſpoſition davon hat, das ihm auf das ganze Jahr gewidmete Heu zur Unzeit, und muß alsdann, wenn es ihm am nöthigſten wäre, Mangel daran leiden. Wer dieſes verhüten will, der muß das Heu, eben ſo wie das Stroh, der Aufſicht eines treuen und vernünftigen Menſchen übergeben. Hienächſt trägt es auch viel zur Ordnung bey, wenn man das ſämtliche für jede Art des Viehes gelegte

legte Heu bey müßigen Stunden in gewiſſe proportionirte Bünde, von etwa 8 bis 16 Pfund vermittelſt eines Strohſeiles binden, und ſolche bis zur Zeit, wenn die Heufütterung angeht, aufbehalten läßt. Dieſe Einrichtung hat den großen Vortheil, daß man, wie viel Heu das Vieh täglich bekömmt, mit vieler Zuverläſſigkeit wiſſen, und daher einen deſto ſicheren Ueberſchlag von dem ganzen Quanto, damit ſolches zureichen möge, machen kann. Läßt man hingegen das Heu uneingebunden liegen, und nur jedesmal ſo viel, als man nach bloßem Gutdünken für nöthig erachtet, von dem ganzen Haufen wegraffen, ſo kann dabey die Rechnung leicht triegen, und ſich zuletzt ein unangenehmer Mangel äußern. Es kann auch, wenn das Heu auf gedachte Art eingebunden iſt, dem Viehe mit deſto mehrerer Ordnung, nachdem es die Witterung erfordert, bald abgebrochen und bald wieder zugeſetzet werden, welches ſonſt, ohne dieſe Vorſicht, vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt.

Da der Wohlſtand des Viehes nicht ſo wohl auf die Menge des Futters, als vielmehr auf eine bey der Fütterung beobachtete gute Ordnung, ankömmt, ſo findet dieſes inſonderheit auch bey dem Verbrauche des Heues Statt, und faſt jede Viehſorte erfordert hierunter ihre eigene Regeln. Ich werde daher von einer jeden derſelben das Nöthige beſonders anzeigen.

Die Schäferey koſtet unſtreitig das meiſte Heu, und ſie kann auch daſſelbe am wenigſten entbehren. Es iſt daher an dem ordentlichen Verfüttern und der richtigen Anwendung des Heues vor allen andern ſehr vieles gelegen. Man kann zwar die Schäfer nicht ſo, wie das andere Geſinde einſchränken, ſondern muß ihnen, wie mit allem Futter, alſo auch mit dem Heu, ſchon mehrere Freiheit laſſen, zumal ſie, vermöge ihrer Profeſſion, die rechte Zeit und Ordnung bey dem Heufüttern am beſten verſtehen müſſen. Indeſſen ſind die-

dieſelben doch nicht ohne alle Aufſicht zu laſſen, ſondern vielmehr, wegen der ihnen ſo gewöhnlichen Betrügereien, beſtändig gleichſam von weiten zu beobachten. In dieſer Abſicht iſt unumgänglich nöthig, daß ein Landwirth in den Regeln, die bey der Fütterung des Schafviehes nöthig ſind, nicht ganz unwiſſend ſey. Kann er gleich nicht bey einem jeden Futter, welches der Schäfer den Schafen vorleget, gegenwärtig ſeyn, ſo iſt es ihm doch nicht unmöglich, denſelben in ſo weit zu beobachten, daß er das ihm anvertraute Heu nicht zu unrechter Zeit verfüttere.

Bey dem Verfüttern des für das Schafvieh beſtimmten Heues iſt beſonders eine vernünftige Beurtheilung der Zeit und Witterung nöthig. Wird dieſe unterlaſſen, ſo kann es leicht geſchehen, daß das oben feſtgeſetzte Quantum, ſo reichlich und hinlänglich es auch ſonſt eingerichtet iſt, doch nicht zureichen will, ſondern die Schafe dabey zuletzt Mangel leiden müſſen.

Das beſte und zuträglichſte Futter iſt wohl ohne Zweifel das lebendige Gras. Das Heu, welches nur ein erſtorbenes und getrocknetes Gras iſt, wird nur gleichſam in ſubſidium gebraucht, um die Schafe, wenn ihnen die grünen Fluren und Felder verſchloſſen ſind, nicht ohne alle kräftige Nahrung zu laſſen. Man muß daher im Herbſte, ſo lange die Schafe noch ausgetrieben werden können, an kein Heufüttern denken, ſondern ſolches bis auf eine Zeit, wo das Vieh deſſen mehr benöthigt iſt, aufheben. Iſt gleich das Gras, welches ſie im Herbſte genießen, nicht ſo kräftig und nahrhaft, als das im Sommer, ſo können ſie doch deshalb keine Noth leiden, weil ihnen das Strohfutter, in welchem ſie, außer den darunter vermengten trocknen Graſe und Kräutern, noch manches gutes Körnchen antreffen, dabey mit zu Hilfe kömmt. Eben die Bewandtniß hat es auch, wenn in den Wintertagen ein trockner Froſt den Schafen die Saatfelder öffnet,

dergeſtalt, daß ſie ſich täglich wenigſtens 2 bis 3 Stunden mit dieſer ſie über alles ſtärkenden Nahrung erfriſchen können. Wer bey ſolcher Witterung und Umſtänden ſeinen Schafen noch außerdem vieles Heu vorlegen wollte, würde nicht allein ſehr verſchwenderiſch handeln, ſondern auch den Schafen ſelbſt dadurch ſchaden. Die Saaten, die ſie alsdann genießen, führen mehr öhliges und fettes bey ſich, als ihnen dienlich wäre, wenn es nicht durch das trockne Strohfutter wieder temperirt und auf ſolche Art unſchädlich gemacht würde.

Zu den Zeiten, wo die überall mit Schnee bedeckten Felder die Schafe beſtändig in dem Stalle zu bleiben nöthigen, brauchen dieſe Thiere das für ſie aufgehobene Heu am nöthigſten. Es iſt daher eben ſo vernünftig, als nothwendig, daß man ihnen daſſelbe alsdann in gehöriger Menge vorlege. Jedoch müſſen die Raufen nicht ohne Noth gar zu voll geſtecket werden, weil, wenn man ihnen auf einmal zu viel vorlegt, vieles davon unter die Füße getreten wird, und alſo ohne dem Vieh zu Nutze zu kommen, verloren geht. Man laſſe lieber des Tages ein oder ein Paarmal öfter Heu geben. Dadurch wird man den Schafen mehr Vortheil ſtiften, und auch an dem Heu ſelbſt erſparen.

Da die Mutterſchafe überhaupt das Heu am nöthigſten brauchen, ſo iſt auch auf das ordentliche Verfüttern desjenigen, welches für ſie beſtimmt iſt, am meiſten Achtung zu geben. Man verlangt von demſelben, daß ſie nicht allein gute und ſtarke Lämmer tragen und zur Welt bringen, ſondern auch dieſe nachher mit hinlänglicher Milch und Nahrung verſehen ſollen. Daß dieſes nicht zu erwarten ſey, wenn man ſie nicht beſtändig in gutem Futter erhält, und inſonderheit zu der Zeit, wenn ſie ihren jungen Lämmern wiederum Nahrungsſäfte mittheilen ſollen, nicht von Kräften kommen läßt, lehren Vernunft und Erfahrung. Man

muß daher die Mutterſchafe nicht nur in der Lammzeit, ſondern auch ſchon 14 Tage vorher, am ſtärkſten mit Heu füttern.

Die Urſachen, warum das gelte Schafvieh mit wenigerm und ſchlechterm Heu auskommen könne, erhellen aus dem Vorhergehenden. Indeſſen iſt doch auch bey der Heufütterung, in Anſehung dieſer Viehſorte, der Unterſchied zu machen, daß man den Jährlingen, oder vorherigen Lämmern, darunter einen Vorzug gebe. Daß dieſe Gefäße derſelben noch zarter, als bey den bereits völlig ausgewachſenen, ſeyn, kann man aus dem Laufe der Natur leicht einſehen; und die Erfahrung lehrt es auch, daß ſie in einem harten und anhaltenden Winter weit eher entkräftet werden. Kömmt man ihnen alsdann nicht mit hinlänglichem Heu zu Hülfe, ſo fallen ſie wie die Fliegen dahin, und man bringt deren öfters nur ſehr wenige aus dem Winter.

Daß die Kühe, ſo lange ſie noch zu Felde gehen, keines Heues benöthigt ſeyn, iſt einem Jeden, ohne mein Erinnern, bekannt. Denn ob ſie gleich jederzeit und inſonderheit in den letzten Tagen des Herbſtes, wo das Gras auf den Hütungen nicht mehr ſo häufig und kräftig iſt, eines Bey- oder Nebenfutters bedürfen, ſo beſteht doch ſolches nur entweder in geſchnittenem Klee und Graſe, oder wenn man dergleichen nicht mehr haben ſollte, in allerhand andern Feld- und Gartengewächſen. Ein Mehreres vom Heufüttern der Kühe wird im Art. Kuh vorkommen.

Von der Ordnung des Heufütterns bey dem Zugvieh, werde ich in den Art. Ochs und Pferd das Nöthige beybringen.

II. Was die Güter, welche überflüſſigen Heuſchlag haben, oder auf welchen mehr Heu gewonnen wird, als zu der Erhaltung des bey demſelben befindlichen Viehſtandes nöthig iſt, betrifft: ſo iſt zuvörderſt

die

die Frage zu erörtern: Ob es beſſer und vernünftiger gethan ſey, dieſen Ueberfluß zu verkaufen, oder denſelben, wo nicht ganz, doch zum Theil, dem eigenen Viehe zukommen zu laſſen? Wenn ich mich nach der gemeinen Sprache, auch ſelbſt guter und bewährter Wirthe richten wollte: ſo müßte ich, dieſe Frage zum Beſten des Viehes zu entſcheiden, und demſelben allen Ueberfluß, den es nur immer zu verzehren vermögend wäre, zu zuerkennen, keinen Augenblick Anſtand nehmen. Man hält gemeiniglich die Heuverkäufer für ſchlechte Wirthe, und glaubt, daß man den Zuwachs davon unmöglich beſſer anwenden könne, als wenn man denſelben ſeinem Viehe ohne Unterſchied Preis giebt. Nur allein diejenigen Wirthſchaften, wo das Vieh gleichſam im Heue ſchwimmt, und wo man in den Miſthaufen öfters eben ſo viel Heu als Stroh antrifft, werden für geſegnet und wohlgeordnet geprieſen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Wohlſtand des Viehes, und mithin auch des ganzen Landgutes, mit einem reichen Zuwachſe des Graſes auf das genaueſte verknüpft ſey. Allein, es iſt zwiſchen den beyden Dingen, ob das Vieh mit Heu reichlich verſorget werden müſſe, und ob ihm daſſelbe ſogar im Ueberfluſſe zu reichen ſey, ein ſehr großer Unterſchied zu machen. Das erſte wird die ganze vernünftige Welt bejahen müſſen; und diejenigen Landwirthe, die es ihrem Viehe, bey einem reichen und überflüſſigen Zuwachſe an Heu, um ſolches für baares Geld zu verkaufen, fehlen laſſen, ſind keine ächte und kluge Haushälter. Daß man aber, nachdem daß Vieh mit dem benöthigten Heu ſchon reichlich verſorget worden, ihm auch noch den Ueberfluß Preis geben, und ſich dadurch einer öfters anſehnlichen baaren Einnahme berauben ſolle, ſcheint mir verſchiedene Bedenklichkeiten bey ſich zu führen. In allen Dingen iſt ein gewiſſes beſtimmtes Maß zu halten, deſſen Ueberſchreitung lauter Unord-

ordnung nach ſich zieht; und es iſt nicht abzuſehen, warum nur allein die Fütterung des Viehes unbeſtimmt bleiben ſollte. Vielmehr glaube ich, daß man darin ebenfalls zu weit gehen, und durch Ueberfluß Schaden anrichten könne. Es wird hoffentlich ein Jeder das oben vorgeſchlagene, für jede beſondere Viehart zu beſtimmende Quantum dergeſtalt beſchaffen finden, daß jede Art des Viehes reichlich damit auskommen, und wenn bey deſſen Verfüttern die gehörigen Maßregeln beobachtet werden, in dem beſtmöglichſten und nutzbarſten Stande erhalten werden könne. Iſt aber dieſes, ſo muß es ja wohl für eine ſehr unwirthſchaftliche Verſchwendung angeſehen werden, wenn man es dabey nicht bewenden laſſen, ſondern dem Viehe alles, was nur zuwächſt, vorwerfen will. Nicht der Ueberfluß des Futters, ſondern eine dabey beobachtete vernünftige Ordnung erhält den Viehſtand in blühendem Flor.

Bey allen Landwirthſchaften geht der Hauptzweck dahin, daß man aus ſeinen Produkten allemal das meiſte baare Geld, als nur möglich iſt, löſe. Wer es hierin dem andern zuvor thut, wird mit Recht für den beſten Wirth gehalten. Wenn ich nun auch zugeben wollte, daß die Nutzbarkeit des Viehes durch den Ueberfluß des Heues wirklich höher, als bey dem blos reichlich zulänglichen Futter, getrieben werden könne, ſo wird es doch darauf ankommen, ob ſolches mit dem Vortheile, den man aus deſſen Verkauf zu erwarten hat, in Vergleichung zu ſetzen ſey. Wir wollen uns, mehrerer Deutlichkeit halber, hievon durch ein Beyſpiel zu überzeugen ſuchen.

Ich will annehmen, daß auf einem Landgute von gleichem Ackerbau, als ich oben, S. 222, f. angeführt habe, an ſtatt 1967 Centner, gerade noch einmal ſo viel, nämlich 3934 Centner, an Heu gewonnen werde. Da zur reichlichen Unterhaltung des mit dem Feldbau dieſes Gutes in einem richtigen Verhältniß ſtehenden Viehſtandes nur 1967 Ctn. erfordert werden,

den, ſo iſt offenbar, daß die andern 1967 Ctn. als ein Ueberfluß anzuſehen ſind. Es fragt ſich alſo: ob der Eigenthümer wirthſchaftlicher handle, wenn er dieſen Ueberfluß an fremde Liebhaber für baares Geld überläßt, oder ob es vortheilhafter ſey, daß er die ſeinem Vieh ſonſt beſtimmten Heuportionen verdoppele, und ſie dadurch, welches ohnedies nur von Kühen und Schafen verſtanden werden kann, nutzbarer zu machen ſuche? Da die Entſcheidung dieſer Frage, bereits erwähntermaßen, hauptſächlich darauf beruhet, in welchem Falle das meiſte baare Geld zu hoffen ſey: ſo iſt gewiß, daß die übrig bleibenden 1967 Ctn. Heu, wenn man den Cnt. auch nur für 6 Ggr. verkaufte, bey deren Veräußerung doch eine Summe von ungefähr 420 Rthlr. betragen würden. Wollte ich nun auch zugeben, daß, wenn dieſes überflüſſige Heu an das Vieh gewandt würde, eine Kuh à 2 Rthlr. und 100 Schafe auf 2 Stein Wolle, der Stein à 4 Rthlr. gerechnet, jährlich höher genutzet werden könnte, ſo käme doch bey 50 Kühen und 1000 Schafen, durch dieſen Weg, mehr nicht als 180 Rthlr., und alſo 240 Rthlr. weniger, als bey dem Verkaufe, heraus. Nach dieſer Vergleichung der auf beyden Seiten zu hoffenden Vortheile wird nun ein jeder vernünftiger Wirth leicht von ſelbſt beurtheilen können, was ihm am zuträglichſten ſey, und welches er dem andern vorzuziehen habe.

Man wird vielleicht hiegegen einwenden, daß ein Landwirth nicht bloß auf die mehrere Nutzbarkeit ſeines Viehes ſehen, ſondern ſein Augenmerk hauptſächlich auf die Vermehrung des Düngers, und die davon zu erwartende Verbeſſerung ſeiner Aecker, richten müſſe, ſolche Abſicht aber nicht beſſer befördert werden könne, als wenn man ſein gewonnenes Heu dem Viehe recht in vollem Ueberfluſſe vorwirft, indem man dadurch in den Stand geſetzt wird, deſto mehr Stroh in den Dünger zu verwenden. Der Satz, daß die Vermehrung des Düngers eine Hauptſorge in der Wirthſchaft ſey, iſt richtig; nur fragt es ſich, ob das verſchwendriſche Heufüttern zur Erhaltung dieſer Abſicht wirklich ſo viel beytrage, als viele glauben, und es auch zu ſeyn ſcheint. Es iſt ausgemacht, daß es bey der Düngerwirthſchaft nicht ſo wohl auf die Menge, als

vielmehr auf die innere Kraft und Güte des Düngers ankomme, und das dieſe durch das allzu häufige Einſtreuen gar leicht verhindert werden könne. Wäre es alſo gleich wahr, daß man durch die Verſchwendung des überflüſſigen Heues die Anzahl der Miſtfuhren höher brächte, ſo würde doch den Aeckern dadurch kein wahrer und weſentlicher Nutzen zufließen, indem ſie das, was ſie auf einer Seite an der Menge des Düngers gewinnen, wieder auf der andern an deſſen Güte verlieren müſſen. Daß die Excremente des Viehes, welches vollauf zu freſſen bekömmt, nicht allein häufiger ſeyn, ſondern auch, nach der verſchiedenen Güte des genoſſenen Futters, mehrere Düngungskraft bey ſich führen, will ich nicht in Abrede ſtellen. Es iſt aber, daß ich es noch einmal wiederhole, gewiß, daß bey dem oben beſtimmten Quanto, wenn ordentlich und vernünftig damit umgegangen wird, alle und jede Viehſorten reichlich verſorget ſeyn; und der Augenſchein wird es zeigen, daß das überflüſſige mehr unter die Füße und in den Miſt getreten, als von dem Viehe genoſſen, und auf ſolche Art durch den natürlichen Gang in Dünger verwandelt wird. Mit dem Heue aber die Ställe zu ſtreuen, und es ſolchergeſtalt bloß als ein Vehiculum des Düngers zu gebrauchen, wird wohl ſo leicht Niemand billigen können.

Ob ſich nun gleich aus den bisher angeführten Gründen deutlich genug ergiebt, daß es weit rathſamer und wirthſchaftlicher ſey, den Ueberfluß des Heues zu verkaufen, als denſelben mit dem Viehe unnöthigerweiſe zu verſchwenden: ſo wird ein vernünftiger Wirth, deſſen Landgut mit mehrerm Heuſchlag, als er zur reichlichen Unterhaltung ſeines Viehſtandes nöthig hat, geſegnet iſt, dennoch allemal wohl thun, daß er von Zeit zu Zeit eine Jahres-Nothdurft in Vorrath hält. Dieſes iſt aus einem doppelten Grunde rathſam. Erſtlich kann es, inſonderheit an denjenigen Orten, wo

ſer Wieſewachs öftern Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt, gar leicht geſchehen, daß das gewonnene Heu verdirbt, und zum Gebrauche untüchtig gemacht wird. Wenn nun auf ſolchen Gütern, welche vor andern mit Wieſen und Gras verſehen ſind, der Viehſtand allemal ſehr anſehnlich iſt, ſo geräth man in ſolchen Fällen, wegen des Heumangels, in eine deſto gröſſere Verlegenheit; und wenn ſolches von fremden Orten erkauft werden muß, ſo fällt die baare Ausgabe manchen ziemlich hart und empfindlich. Hat man aber die erwähnte Vorſicht gebraucht, ſo kann man dergleichen Ueberſchwemmungen und andere in dieſem Theile der Landwirthſchaft vorfallende widrige Begebenheiten weit gleichgültiger anſehen. Zweytens aber hat man auch von einem ſolchen beſtändigen Heuvorrathe noch den Vortheil, daß man ſeinem Viehe nicht ſogleich das friſche Heu, wie es von den Wieſen kömmt, vorlegen darf, ſondern es, da ein ſolches Magazin jährlich abgewechſelt und aufs neue angefüllet werden muß, faſt insgeſamt mit altem Heu, füttern und unterhalten kann. Endlich giebt es auch bisweilen Gelegenheiten, wo man mit dergleichen Heuvorrathe, wenn man gleich deſſelben in ſeiner eigenen Wirthſchaft nicht benöthigt iſt, einen anſehnlichen Gewinſt machen kann. Doch iſt, einen Heuvorrath über ein Jahr aufzubehalten, nicht rathſam. Denn das alte Heu iſt nicht, wie der alte Wein, mit Vortheil zu conſerviren.

Nachdem es alſo ausgemacht iſt, daß es am vernünftigſten und vortheilhafteſten gehandelt ſey, wenn man, unter den vorhin angezeigten Umſtänden, den Ueberfluß ſeines Heues in Geld zu ſetzen ſuchet, ſo fragt es ſich dabey ferner: **Ob man mehr Nutzen und Vortheil davon habe, wenn man ſolches machen und alsdann verkaufen läßt, oder ob es beſſer gethan ſey, daß man es auf dem Halm verkaufe oder**

vermiethe? Hierunter eine allgemeine Regel feſt zu ſetzen, geht wegen der gar zu großen Verſchiedenheit der Umſtände, die dabey vorfallen können, nicht wohl an. Der Unterſchied in der Menge der Arbeitsleute, imgleichen in der Lage und Beſchaffenheit der Wieſen, und andere dergleichen Dinge mehr, machen bald dieſes, bald jenes, nützlicher. Wer ſich alſo hierunter nicht irren, und in ſeinen Einkünften nicht Schaden thun will, der muß ſolches alles genau in Erwägung ziehen. Ich werde hiezu eine kurze Anleitung geben, und dieſe Verſchiedenheit mit wenigem aus einander zu ſetzen ſuchen.

Ein Wirth, der auf ſeinem Landgute ſo viel eigene Arbeitsleute hat, das er durch dieſelben nicht allein die für ſeinen Viehſtand erforderliche Nothdurft, ſondern auch das überflüſſige Heu, ohne die übrigen Wirthſchaftsgeſchäfte zu verſäumen, bereiten und machen laſſen kann, hat daran allerdings mehrern Vortheil, als wenn er daſſelbe auf dem Halm verkauft. Inſonderheit iſt ſolches an Orten, wo das Heu allemal in einem gewiſſen hohen Preiſe iſt, wie in Schleſien, vorzüglich rathſam.

Man darf, um ſich hievon zu überzeugen, nur von dem Heu, welches in mittelmäßigen Jahren auf den zu vermiethenden Wieſen gewonnen werden kann, einen Ueberſchlag machen, und ſolchen mit dem gewöhnlichen Miethzinſe in Vergleichung ſetzen. Eine Wieſe, die an Heu und Grummet in mittelmäſſigen Jahren 40 Fuder, das Fuder zu 15 Ctn. gerechnet, bringt, wird an denen Orten, wo nicht ein ganz ausnehmender Grasmangel iſt, ſchon ziemlich hoch vermiethet, wenn man dafür jährlich einen Pachtzins von 80 Rthl. bekömmt. Da nun die 40 Fuder Heu, welche darauf gewonnen werden können, 600 Ctn. betragen, ſo würde man bey ſelbſteigener Einärndung des Heues, wenn man den Centner auch nur für 6 Ggr. verkaufte, doch wenigſtens 150 Rthlr. und alſo 70 Rthlr. mehr, als bey der Vermiethung, erhalten. Zwar muß hievon auf die Koſten für das Heumachen etwas abgerechnet werden; allein, ſolches kann bey eigenen Leuten nur ein weniges betragen, und kömmt gegen einen ſo wichtigen Vortheil in gar keine Vergleichung.

Hat hingegen ein Landgut nicht ſo viele Arbeitsleute, als zur Machung des überflüſſigen Heues, ohne Verſäumniß der andern Wirthſchaftstheile, erfordert werden: ſo iſt man freylich, die Vermiethung der Wieſen vorzuziehen, und alſo dieſen offenbaren Vortheil fahren zu laſſen, genöthigt. Das Heu, welches man nicht ſelbſt nöthig hat, bloß durch fremde Leute hauen, dörren und ſammeln zu laſſen, iſt mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Es muß daher ein Wirth, der ſolches unter dieſen Umſtänden unternehmen will, alles wohl überlegen, damit er nicht, anſtatt des davon gehofften Vortheiles, Schaden habe. An vielen Orten kann man nicht einmal ſo viel fremde Leute, als zum Heumachen gehören, aufbringen; und da muß die Sache von ſelbſt unterbleiben. In denen Gegenden aber, wo ſie zu bekommen ſind, kann man zwar zu dem Grashauen auch auswärtige, nicht in demſelben Dorfe wohnende, Mähder, nehmen, weil dieſe Arbeit nicht ſo ſehr durch die geringſte Veränderung des Wetters unterbrochen wird. Die Leute aber, die zum Dörren und Sammeln gebraucht werden, müſſen nothwendig in dem Dorfe ſelbſt, oder doch wenigſtens ſo nahe, wohnen, daß man ſie jederzeit in ein Paar Stunden beyſammen haben kann. Man hat ſonſt nichts als unnöthige Koſten, Verdruß und Unbequemlichkeiten davon, und läuft am Ende mit dem Heu ſelbſt, wenn es nicht zu rechter Zeit wahrgenommen werden kann, Gefahr. Wer die Hinderniſſe, die in der Heuärnde öfters ſo häufig und unvermuthet vorfallen, nur ein wenig überlegen will, der wird dieſes Bedenken nicht ungegründet, und folglich, bey dergleichen Beſchaffenheit, das eigene Machen des überflüſſigen Heues wohl nicht rathſam finden. Iſt aber in dem Dorfe ſelbſt die nöthige Anzahl fremder Leute zu bekommen, ſo darf man ſich nicht bloß durch die mehrern Koſten abhalten laſſen. Wenn nur die Arbeiter in der Nähe ſind, ſo

wird es noch allemal vortheilhafter bleiben, den Ueberfluß ſeines Heues ſelbſt ſammeln zu laſſen, als das Gras auf dem Halm zu vermiethen.

An einigen Orten, wo das Heu ſehr wohlfeil iſt, als z. B. in den brandenburgiſchen Brüchen und Holländereyen, pflegen die Eigenthümer des Wieſewachſes das Heu um die Hälfte machen zu laſſen, dergeſtalt, daß die eine Hälfte des Heues denjenigen, die es entweder ſelbſt, oder durch ihre Leute machen laſſen, anſtatt des Lohnes überlaſſen wird, die andere aber dem Beſitzer der Wieſe bleibt. Es iſt dieſes an und für ſich, ſowohl für die Eigenthümer, die ihren Wieſewachs nicht mit ihren eigenen Leuten beſtreiten können, als auch für ſolche Wirthe, denen es an Heuſchlag auf ihren Gütern fehlt, ſehr bequem. Jene nutzen ihre Wieſen, ohne deshalb die geringſte baare Auslage thun zu dürfen; dieſe aber kommen zu dem benöthigten Heu auf eine ſehr leichte Art, und erſparen gleichfalls eine anſehnliche Ausgabe, die ſie ſonſt auf Erkaufung deſſelben verwenden müßten. Indeſſen iſt dieſes für die Eigenthümer nur in ſolchen Gegenden, wo das Heu in ſehr niedrigem Preiſe iſt, rathſam.

Bey Entſcheidung der Frage, ob man den überflüſſigen Wieſewachs ſelbſt zum Verkauf einärnden laſſen, oder aber auf den Wieſen das ſtehende Gras vermiethen ſolle, kömmt, bereits erwähntermaßen, auch die Lage und Beſchaffenheit der Wieſen ſelbſt in Betrachtung. Sind die Wieſen in der Nähe gelegen, dergeſtalt, daß man nicht allein die zum Heumachen nöthigen Arbeiter zu allen Zeiten bey der Hand haben, ſondern auch das gewonnene Heu ohne viele Verſäumniß abführen kann: ſo iſt dieſes allerdings ein richtiger Bewegungsgrund den zum Verkauf beſtimmten Wieſewachs ſelbſt einärnden zu laſſen. Der im Vorhergehenden bemerkte Vortheil wird alsdann durch nichts gemindert, und man würde ſich bey ſolchen Umſtänden

durch

durch die Vermiethung der Wieſen, wenn zu deren Abbringung Leute genug vorhanden ſind, um ſo mehr Schaden thun, als man auf die Arbeiter, die man in der Nähe hat, jederzeit weit beſſer Achtung zu geben im Stande iſt. Kömmt zu dieſer Lage der Wieſen noch hinzu, daß das Landgut ſelbſt in einer ſolchen Gegend liegt, wo das Heu zu allen Zeiten, und für einen vorzüglich hohen Preis an den Mann gebracht werden kann: ſo wird das eigene Heumachen um ſo rathſamer.

Wer z. B., damit ich bey Schleſien bleibe, in der Gegend von Breslau überflüſſigen Wieſewachs beſitzt, der wird, wofern es ſonſt ſeine übrigen Wirthſchaftsumſtände erlauben, denſelben bey ſelbſteigener Machung des Heues allemal weit höher, als bey der Vermiethung des Graſes, nutzen können. Denn, da es in dieſer volkreichen Stadt, wenn man auch gleich die daſelbſt zu Friedenszeiten liegende Reiterey nicht mitrechnen will, ſehr viele Pferde befindlich ſind, und die wenigſten Eigenthümer ſich mit dem auf das ganze Jahr erforderlichen Heu, theils wegen Mangel des Platzes, und theils aus andern Urſachen, verſorgen können: ſo wird daſſelbe, wenn der erſte Vorrath conſumirt iſt, gemeiniglich ſehr ſtark geſuchet, und muß alsdann natürlicherweiſe weit theuerer bezahlt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit allen gras- und wieſenreichen Landgütern, welche in der Nähe großer und volkreicher Städte liegen. Es iſt auch dieſe Nähe nicht etwa auf eine Viertel- oder halbe Meile einzuſchränken; bey den 2 bis 4 Meilen entfernten Gütern wird es noch ebenfalls rathſam ſeyn. Wenn man einen Centner von eigen gewonnenem Heu für 10 bis 12 Ggr., als welches in ſolchen Gegenden nichts ſeltenes noch ungewöhnliches iſt, anbringen kann, ſo darf man ſich eine 2 bis 4 Meilen weite Fuhre nicht gereuen laſſen.

Befindet man ſich aber mit ſeinem Landgute in einer Gegend, wo alles um und um mit hinlänglichem Heu verſehen, und aus den benachbarten Städten keine beſondere Nachfrage zu erwarten iſt, ſo giebt dieſes der Sache allerdings eine ganz andere Geſtalt. Die Vermiethung des Graſes auf den Wieſen kann alsdann vortheilhafter werden, zumal wenn dieſe noch überdies auch von dem gute ſelbſt entfernt liegen, und alſo

ſo nicht ohne viele Unbequemlichkeit abgebracht werden können.

Ich habe oben, S. 225, fg. den Unterſchied zwiſchen Feld- und Waldwieſen gezeigt, und die verſchiedenen Wirkungen der auf letztern öfters zu befürchtenden Ueberſchwemmungen erklärt. Auch dieſes muß in Ueberlegung gezogen werden, wenn man dieſe aufgeworfene Frage, ob es beſſer ſey, den Ueberfluß des Heues ſelbſt machen zu laſſen, oder daſſelbe auf den Wieſen zu vermiethen, gründlich beurtheilen will. Da die Feldwieſen gemeiniglich ein weit ſchöners und gedeihlicheres Gras, als die in Wäldern und an Flüſſen gelegenen tragen, ſo findet ein ſolches Heu auch weit eher Liebhaber, und es wird daher der Eigenthümer ſolches allemal für einen höhern Preis verkaufen können. Die Feldwieſen ſind auch meiſtentheils weit näher und bequemer gelegen. Es wird alſo nicht allein bey dem Machen die Arbeit auf denſelben weit leichter, ſondern es kann auch die Abfuhre des daraus geſammelten Heues, weil ſie gemeiniglich hoch liegen und einen feſten Grund haben, mit weit wenigerer Beſchwerlichkeit geſchehen; da hingegen dieſes auf den Waldwieſen öfters ſowohl Menſchen als Vieh viel Mühe verurſachet. Ueberdies ſind die Feldwieſen größten Theils von den Aeckern umſchloſſen. Da nun die Heuärnde eher als die Getreideärnde einfällt, ſo geht es ſo genau nicht ab, daß nicht bey der Vermiethung des Grſaes an fremde Leute, in dem herum ſtehenden Getraide, bald durch gemachte Fußſteige, bald durch die Abführung des Heues ſelbſt, und auf andere Art mehr, immer etwas Schade angerichtet werden ſollte. Und wenn es auch nur in Kleinigkeiten beſtände, ſo veranlaſſet es doch immer Verdruß und Zänkereyen, welche einem Ruhe liebenden Gemüthe höchſt unangehm ſind. Alles dieſes aber kann vermieden werden, wenn man dergleichen Feldwieſen ſelbſt abärnden läßt; wenigſtens iſt der Schade, den

man

man ſich dabey ſelbſt thut, und welcher öfters wegen der Lage der Aecker unvermeidlich iſt, nicht ſo empfindlich, als wenn er von Fremden geſchieht. Aus den bisher erwähnten Umſtänden ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß, wenn man einen Ueberfluß an Feldwieſewachs hat, deſſen Vermiethung niemals ſo rathſam, als bey den Fluß- und Waldwieſen, ſeyn werde.

Ich will aber hiedurch keinesweges behaupten, daß bey den Waldwieſen die Vermiethung des Graſes ſchlechterdings vortheilhafter, als das eigene Heumachen, ſey. Sie bringen, wie ich bereits oben erwähnt habe, öfters ein eben ſo gutes und noch wohl beſſeres Heu, als die Feldwieſen, und haben überdies in Anſehung der Menge deſſelben allemal einen großen Vorzug. In ſolchem Falle wird auch bey den Waldwieſen die Vermiethung des Graſes dem eigenen Heumachen billig nachſtehen müſſen. Allein, bey den meiſten von dieſer Art Wieſen wird die Nuzung durch die öftere Ueberſchwemmungen zweifelhaft. Man hat öfters die größte Hoffnung zu einer reichen Heuärnde; ehe man es ſich aber verſieht, tritt der nahe gelegene Fluß aus ſeinen Ufern, und vereitelt in kurzer Zeit alle unſere Hoffnung. Da es vernünftig iſt, daß man zuvörderſt denjenigen Wieſewachs, welchen man für ſeinen eigenen Viehſtand beſtimmt hat, zu retten ſuchet: ſo iſt es auch ganz natürlich, daß das überflüſſige, da man erſt zulezt, und nachdem das nothdürftigſte in gehörige Sicherheit gebracht worden, daran denken kann, die größte Gefahr auszuſtehen hat, auch daher nicht ſelten ganz und gar verdirbt, und verloren geht. Man wird alſo, ohne mein Erinnern, von ſelbſt einſehen, daß bey Wieſen, die einer öftern, zur Unzeit erfolgenden Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, die Vermiethung des Graſes dem eigenen Heumachen ohne alles Bedenken vorzuziehen ſey. Ob gleich diejenigen, welche ſolchen gefährlich gelegenen Wieſewachs miethen, bey Beſtim-

ſtimmung des Pachtzinſes allerdings darauf mit ſehen, und daher denſelben nicht ſo hoch, als ſonſt geſchehen würde, eingehen: ſo hat der Eigenthümer doch allemal eine gewiſſe und zuverläſſige Nutzung. Es laufen auch die Miether bey dergleichen Wieſewachs nicht ſo viele Gefahr, als die Eigenthümer, indem ſie ſolches, weil es bey ihnen das nothdürſtigſte iſt, ſo bald ſich nur Anzeigen einer bevorſtehenden Ueberſchwemmung hervor thun, unverzüglich zu retten Anſtalt machen können, da hingegen es bey dem Eigenthümer, aus den vorhin angeführten Urſachen, nur erſt ganz zuletzt ein Gegenſtand ſeiner Sorgfalt wird.

III. Es ſind endlich noch diejenigen **Landgüter** zu betrachten übrig, **welche entweder gar keinen Wieſewachs haben, oder doch nicht ſo viel eigenes Heu gewinnen, als zur hinlänglichen Unterhaltung ihres Viehſtandes erforderlich iſt.** Es iſt wohl unſtreitig, daß bey dieſer Klaſſe die Wirtſchaft am allerſchwerſten fällt, und ein Landwirth in dergleichen Umſtänden mehr, als ſonſt, die Regeln einer vernünftigen Sparſamkeit zu beobachten nöthig hat. Der Zuſtand eines Landgutes, welches an Heu und Wieſewachs Mangel hat, iſt, wenn man die Sache recht erwäget, bedenklicher, als man dem erſten Anſcheine nach glauben ſollte. Es giebt viele Güter, wo nicht ein einziges Fuder Heu, geſchweige dann ſo viel, als zur hinlänglichen Nothdurft erforderlich iſt, auf einigem Grunde und Boden gewonnen wird. An ſolchen Orten, wo in der Nachbarſchaft ein Ueberfluß an Heu iſt, wird dieſer Mangel noch einigermaßen erträglich, indem man daſſelbe allemal für einen billigen Preis, entweder mieth= oder auch kaufweiſe, bekommen kann. Allein, es ereignet ſich öfters, daß in der benachbarten Gegend kein Heu zu verkaufen iſt, ſondern ſolches mit der größren Beſchwerlichkeit viele Meilen weit geholet werden muß. Und gemeiniglich trifft dieſes ſolche Güter, welche ein ſtar=

ſtarkes Ackerwerk haben, und wo der Boden an und für ſich ſehr gut und fruchtbar, folglich um ſo mehr einer ſorgfältigen Cultur und Düngung werth iſt. Will man auf ſolchen Gütern wirthſchaftlich verfahren, ſo kann man weder den Viehſtand geringer, als nach dem oben angegebenen Verhältniß erfordert wird, anlegen, noch auch das Vieh Noth leiden laſſen. Beydes würde der Düngung, und mithin auch dem Ackerbau, worauf doch bey ſolchen Wirthſchaften faſt alles ankömmt, höchſt nachtheilig ſeyn. Sollte man aber das ſämtliche abgängige Heu für den theuerſten Preis kaufen, und es noch überdies einen ſo weiten Weg herbey holen müſſen, ſo würden die darauf zu verwendenden Koſten öfters den ganzen Nutzen überſteigen.

Bey uns wird der Heuhandel den Beſitzern und Eigenthümern der Wieſen und den Gaſtwirthen überlaſſen; in andern Ländern aber, inſonderheit in Frankreich, und zwar vornämlich zu Paris, wo der Handel damit Jedermann frey ſteht, giebt es eigene Kaufleute, die damit en gros und en détail handeln, welches letztere inſonderheit die Höker, Lichtzieher, Frucht= und Kräuterhändler, die Gaſtwirthe, Pferdehändler, und Pferdeverleiher thun, denen insgeſamt durch eine Menge von Verordnungen vorgeſchrieben iſt, wie ſie ſich bey ihrem Heuhandel verhalten ſollen, deren vornehmſte Artikel man beym Savary Diction. univ. de commerce, Th. 2, S. 464, fgg. findet. Der Verkauf des Heues geſchieht ſowohl in Deutſchland als in andern Ländern, im Ganzen, entweder nach Schiffladungen, Fudern oder Centnern; im Kleinen aber nach Bünden.

Bedenken eines fränkiſchen Landwirthes über einige Fragen, den wirthſchaftlichen Erkauf des Heufutters betreffend: 1. Ob ein Landwirth, welcher Heumangel bey ſeinem Gute hat, vortheilhaft thut, Wieſen dazu zu kaufen; 2. oder, ob jährlich Heu von den Wieſen, oder endlich, 3. ob es im Winter zu erkaufen und zu erhandeln ſey? ſt. im 4 B. der öcon. Nachr. Leipz. 1752, 8. S. 628—654.

Eines ſächſiſchen Landwirths Diſcours über vorſtehendes Bedenken, ſt. im 5 B. derſ. 1753, S. 277—298.

Wie haben ſich nun die Eigenthümer ſolcher Güter, welche entweder gar keinen, oder doch nicht hinlänglichen Wieſewachs haben, zu verhalten? Hiebey iſt zuvörderſt als eine unumſtößliche Regel voraus zu ſetzen, daß der Viehſtand weder verringert, noch das Vieh Noth leiden müſſe. Hiedurch würde zwar der Sache auf der einen Seite abgeholfen, auf der andern aber deſto mehr Schade angerichtet werden. Kurz, es wäre unvernünftig, wenn man, um den Erkauf des ſonſt nöthigen Heues zu vermeiden, entweder weniger Vieh, als das Verhältniß des Ackerbaues erfordert, halten, oder aber dem Vieh ſelbſt an ſeiner nöthigen Unterhaltung ſelbſt etwas abbrechen wollte. Dieſe Regel läßt uns alſo keine andere als ſolche Mittel übrig, wodurch dem Gute weder in der Menge des Viehes, noch in deſſen guten und reichlichen Fütterung etwas entzogen wird. Ein Wirth der einen Mangel an Wieſewachs hat, und deſſen ſo koſtbaren als beſchwerlichen Erkaufung ſo viel als möglich entübriget ſeyn will, muß das abgängige Heu durch andere Dinge von gleicher Güte, und mit wenigern Koſten, zu erſetzen ſuchen. Dieſes iſt der Hauptpunct, worauf die ganze Sache ankömmt. Nicht aber alle Arten des Viehes können das Heu gleich gut entbehren, und ſtatt deſſen mit anderer Fütterung unterhalten werden. Faſt mit einer jeden hat es hierunter eine andere Bewandtniß, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde

* Wie dreyßig einſpännige Sommerlaſten Heu auszutheilen ſeyn, daß ſich damit ſechzig große und kleine Stücke Vieh über Winter füttern laſſen, viele Jahre lang verſuchet; eingegeben von L. W. Rothof, ſt. im 20 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1758, S. 287, fgg

Damit der viele Staub und die Unreinigkeiten, welche gemeiniglich bey dem Heue zu ſeyn pflegen, dem Viehe nicht ſchaden, muß man alles Heu, ehe man es dem Viehe giebt, wohl ausſchütteln; welches am bequemſten, ſo oft man füttert, in dem Futtergange,

gange, über einem an deſſen Ende geſtellten Gefäße, oder breternen Kaſten, worüber ein Drahtgitter iſt, geſchieht, wobey man mit ein und eben derſelben Mühe noch einen Vortheil erhält; denn es ſammelt ſich in gedachtem Verſchlage der ſo mannigfältig nützliche Heuſame.

Was die Nutzung des Grummets betrifft, ſo pflegt man daſſelbe den Pferden nicht gern zum Futter zu geben, weil ſie davon matt werden, und wenn ſie ziehen und arbeiten müſſen, zu ſchwitzen pflegen. Hingegen kann man es für die Ochſen, Kühe und Ziegen, auch für die jungen Fohlen und Kälber wohl gebrauchen, wenn es gleich nicht ſo gar dürr iſt, weil ſie es nur deſto lieber freſſen, auch das Melkvieh deſto mehr Milch davon bekömmt. Auf großen Schäfereyen giebt man den Schafen gemeiniglich auch etwas Grummet, doch iſt das Heu allemal für ſie gedeihlicher.

Verdorbenes, von langen Regen angelaufenes oder verfaultes Heu und Grummet, darf keiner Art des Viehes gegeben werden. Das verſchlämmte Heu und Grummet, laſſen einige, wenn es wieder trocken geworden iſt, ausdreſchen, damit der Staub heraus komme. Andere laſſen es, in dieſer Abſicht, in reinem Flußwaſſer abſpühlen, und alsdann trocknen. Allein, ein ſolches Heu taugt zu weiter nichts, als in den Miſt geworfen zu werden, weil man bey deſſen Verfüttern zu viel waget. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß dadurch allein in ganze Heerden tödtliche Seuchen gebracht worden ſind, ſo viele Vorſichtigkeit man auch anzuwenden glaubte, indem man das Heu auf der Tenne dreſchen ließ. Denn aller Koth geht doch durch das Dreſchen nicht ab; und überdies iſt es ein äußerſt beſchwerliches Geſchäft, da die ganze Scheune mit dem dickſten Staube erfüllet wird, der ſich in das eingebanſete Getraide oder Heu, und auf die Lungen der Dreſcher zieht, daß ſie davon krank werden. Dieſes aus-

gedroſchene Heu würde jedoch auch in Gefahr ſeyn, zu ſchimmeln, wenn man es einbanſen wollte; ein Zufall, dem beſonders auch jedes alte Heu ſehr ausgeſetzt iſt, wenn das Dach, unter welchem es liegt, nicht Luftzug genug hat.

Ob gleich verſchlämmtes Heu und Grummet bisher, nach allen öconomiſchen Grundſätzen als eine höchſt ſchädliche Fütterung für alle Arten von Vieh verworfen worden, ſo ſcheint es indeſſen doch aus nachſtehenden, in einem an der Elbe liegenden churſächſiſchen Amte angeſtellten Erfahrungen, als ob ſolches Heu ohne Bedenken verfüttert werden könnte.

Die mehreſten zu dieſem Amte gehörigen Wieſen ſind im J. 1769, zu der Zeit, als das Heu reifte, von der Elbe und Saale überſchwemmet, und das Heu ganz außerordentlich verſchlämmet worden. Die Wieſen mußte man nach abgelaufenem Waſſer gleichwohl mähen, und das verſchlämmte Heu in Verwahrung bringen laſſen, damit man es im Winter bey dringenden Fällen dennoch, ſo viel möglich, nutzen könnte. Dieſes verſchlämmte Heu wollte man, zur Sicherheit, ſogleich auf den Wieſen durchdreſchen, und von dem Schlamme reinigen laſſen, fand aber, bey angeſtellter Probe, daß es allzu ſehr zerſchlagen wurde, und nur mehrentheils die Stängel übrig blieben. Auch ließ man zur Probe etliche Fuder waſchen, und alsdann erſt trocknen, welches aber gar nicht gut anſchlug, indem es ausgelanget worden, und auf dem Boden gänzlich verdorben iſt. Der große Mangel aber, welchen man an reinem Heu hatte, veranlaſſete, daß mit dem geſchlämmten folgende Proben gemacht wurden.

1. Man hat 6 geſunde Schafe beſonders geſtellt, und ſie 6 Wochen lang mit lauter verſchlämmtem Heue gefüttert, nach dieſer Zeit aber 2 davon geſchlachtet, und ganz rein und geſund befunden. Die übrigen 4 Stück aber hat man gezeichnet, und unter der Heerde gehen laſſen, da ſie ebenfalls friſch und geſund geblieben ſind.

2. Dem Rindvieh, welches man zur Maſtung aufſtellte, hat man auch verſchlämmtes Heu ganz allein gegeben, und hat beym Schlachten deſſelben wahrgenommen, daß ſolches nicht nachtheilig geweſen iſt.

3. Einigen Stücken Zuchtvieh hat man in einer Hand verſchlämmtes Heu, und in der andern reines Grummet vorgehalten. Das Vieh fraß das erſtere, und verſchmähete das letztere, weil das Heu einen weit beſſern Geruch hatte, als das

das Grummet, welches in feuchter Witterung eingebracht werden mußte.

4. Man hat nach dieſen Proben das verſchlämmte Heu auf den Schäfereyen ohne Nachtheil wirklich verfüttern können, und hiebey nützlich befunden, ſolches vorher durchklopfen, und alsdann wohl ausſchütteln, nicht aber dreſchen zu laſſen, weil durch das Dreſchen die guten und gedeihlichen Blättchen abgeſchlagen werden, und nur mehrentheils die Grasſtängel übrig bleiben.

Aus dieſen, mit aller Vorſicht gemachten, Proben erhellet, daß ein verſchlämmtes Heu, wenn es recht trocken gemacht werden kann, nicht gänzlich zu verwerfen ſey, und daß man es unſchädlich füttern könne. Bey dem Grummet hingegen möchte mehr Gefahr ſeyn, welches nicht recht trocken eingebracht werden kann, weil ſolches zähe bleibt, einen dumpfigen Geruch bekömmt, und ungedeihlich fällt.

No. 15 des Leipz Int. Bl. v. J. 1770, S. 141.

32 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1770.

Ueber vorſtehende Proben hat Jemand im 36 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. e. d. J. ſeine erfahrungsmäßige Gedanken folgendermaßen eröffnet.

„Sechs Wochen ſind niemals genug, um zu erfahren, ob die Fütterung des verſchlämmten Heues dem Viehe ſchädlich geweſen ſey, oder nicht; am wenigſten iſt ſolche Zeit bey dem Schafviehe hinlänglich. Hat ſich dieſes beym Winterfutter köviſch oder ungeſund gefreſſen, ſo findet man ſolches bey der Schur deſſelben, und im Nachſommer; auch kann das verſchlämmte Heu einigen Stücken Vieh mehr Schaden thun, als andern. Recht geſunde Schafe überwinden dieſes leicht, auch alsdann, wenn der Vorwinter gut war. In dieſem Falle iſt ſolches auch nicht ſo hartfräßig, ſucht die beſten und geſundeſten Futter und Heuhalme aus; auch führen die grünen Weidekräuter das genoſſene überſchwemmte Heu wiederum gelinde ab. Ferner thut dieſes nicht ſo großen Schaden, wenn dem Schafvieh, welches wegen übler Witterung und Schnee nicht ausgetrieben werden kann, des Tages einmal, oder um den zweyten Tag unausgedroſchene Erbs = Wicken = und Bohnenwellen oder Bünde gegeben werden; dieſe haben gleichfalls eine reinigende Kraft bey ſich. Nimmer aber wird man mir glaubend machen, daß im entgegen geſetzten Falle die Fütterung des verſchlämmten Heues anzurathen ſey. Freylich iſt ſol-

ches kein Gift, welches in einigen Wochen das Vieh tödtet; aber gewiß iſt es, daß dieſe Fütterung den Keim zu vielen, vornämlich Lungen = und Magenkrankheiten legt. Hätte das an der Elbe liegende churſächſiſche Amt mit ſeinem verdorbenen Heu nur die trächtigen Schafe füttern laſſen, wie gewiß würden ſolche verlammet haben! Hätte es hiemit ſeine Fohlen und Pferde füttern laſſen, wie gewiß würden ſolche auf die Druſe gefallen ſeyn! Dieſe Erfahrung iſt mir ganz unumſtößlich, da ich an einem Orte öconomiſiret habe, wo ich ſonſt jährlich eine Ueberſchwemmung meiner Wieſen erleben mußte.

Jedoch iſt keine Regel ohne Ausnahme. Bey der Ueberſchwemmung ſelbſt iſt zu unterſcheiden, aus welchen Erdarten das Bett des Fluſſes beſteht. Sandiger Boden ſchadet nicht ſo viel, als ein lehmiger Grund. Der ausgefloſſene Sand legt ſich auf den überſchwemmten Wieſen eher an den Boden, da hingegen der Lehm an die Halme und Blätter reicht, und an den Futterkräutern kleben bleibt. Je länger das Gras iſt, deſto mehr wird es überſchwemmet und an die Erde gezogen; je kürzer es hingegen iſt, deſto weniger geſchieht ſolches. Auch wenn die Wieſen ganz voll Waſſer ſtehen, kann man doch ſolches eigentlich keine Ueberſchwemmung nennen; denn die Ueberſchwemmung, oder, eigentlicher zu reden, die Ueberſchlämmung der Wieſen geſchieht in den Tiefen und Gründen des Wieſengrundes, wohin der ausgetretene Strom ſeine Richtung nimmt; an die Anhöhen ſtauet ſich nur das Waſſer. Der Pachter aber bläſet nur ſo viel Lärm, damit er deſto mehr Erlaſſung am Pachtgelde erhalten möge. Ferner kömmt es auf die Länge der Zeit, und auf die warme und kalte Witterung an; denn je länger die Ueberſchwemmung dauert, und je wärmer die Witterung der Zeit einfällt, deſto ſchädlicher, faulender und inficirender wird alsdann das abzuärndende Heu. Es iſt nicht ſo ſchädlich zur Fütterung des Viehes, wenn dieſes, ſo bald das Waſſer abgefloſſen iſt, gehauen und recht trocken gemacht wird, als wenn das Gras länger ſtehen bleibt, und der Schlamm in demſelben bewächſt. Dieſes und mehrere andere Fälle muß ein erfahrner Landwirth voraus ſetzen, wenn er von der Fütterung eines verſchlämmten Heues gründlich reden will. Denn nach der zweyten Probe ſind zwar die übrigen vier Stück Schafe gezeichnet, und unter die Heerde herum gegangen. Allein, wenn wirklich überſchwemmtes Heu, welches ſtinkend, faul und inficirend befunden iſt, nicht etwann unter den vorhergehenden Präcautionen gefüttert worden, ſo kann der Eigenthü-

thümer dieſer Schafe jetzt wohl ſagen, daß ſeine 4 Stück geſund ſeyn; ich zweifle aber, daß er ſolches im Nachſommer, um welche Zeit ich ihm das Kröpfen, und das Schwellen des Magens derſelben prognoſticiren muß, auf das Winterfutter bekräftigen wird, denn beym geringen Anfang und Außerung der Lungengeſchwüre kann ein Schaf wohl 3 Jahre hingehen, ehe es daran ſtirbt.

Die drey aufgeſtellten Proben betreffend, ſo iſt verſchlämmtes Heu, alles ungeſunde Futter, und alle faule Weide, dem Maſtvieh nicht eben ſo ſehr nachtheilig, wenn ſolches bereits Fleiſch und Fett geſetzt hat. Wollte man hingegen den Maſtvieh, wenn es aufgeſtellet wird, noch mager iſt, und alſo beym Anfange der Maſtung, verſchlämmtes ſchwarzes Heu geben, ſo würde dieſes Vieh ungeſund werden und ſterben, aber nie ſich fett füttern laſſen. Dieſes beweiſen hundert Erfahrungen, auch wenn man ungeſunde, auch verfütterte, Schafe auf die ſchönſten fetten Weiden treiben wollte; an ſtatt daß dieſe feiſt werden ſollten, möchte ſolche, nach dem gemeinen Sprichworte, die Sonne umſcheinen.

Daß das Vieh verſchlämmtes Heu gern frißt, iſt bey den Wieſen eine richtige Erfahrung, welche ſaures Gras tragen, weil das eingetretene Waſſer ihm die widrige Säure benimmt; die angegebene Urſache aber iſt unrichtig. Denn wenn man das überſchwemmte Heu als zur Fütterung des Viehes ſchädlich angeben will, ſo muß es keinen beſſern Geruch, als das Grummet haben, ſondern es muß ſtinken, faul, mulſtrig und modrig ſeyn; hat es noch den Wieſengeruch, und riecht nach ſeinen Kräutern, ſo kann man dieſes kein verſchlämmtes und zur Fütterung ſchädliches Heu nennen. Naſſes Grummet muß man niemals einfahren. Mein öconomiſcher Satz iſt dieſer: lieber auf dem Felde und den Wieſen, als in Scheunen und Gebäuden, verdorben! Denn eine Stunde in freyer Luft beym Wind und Sonnenſchein kann meine einzuſcheuernden Früchte eher vor der Fäulniß präſerviren, als wenn ich dieſe zehnmal in den dumpfigen Gebäuden umlegen laſſen wollte.

Iſt endlich das Aufſchütteln zur Reinigung des Heues hinlänglich, ſo braucht man freylich das Dreſchen nicht. Inzwiſchen iſt es nicht vernünftig, noch weniger öconomiſch, mit Fütterung einiger Fuder von verdorbenem überſchwemmten Heu ganze Schäfereyen zu wagen, vornämlich, wenn die Fütterung und die Früchte wohlfeil ſind. Lieber ſeinem Vieh mäſſig und geſundes Futter gegeben!“

Zu mehrerer Beſtätigung dieſer Wahrheit, dient folgende Bemerkung, in No. 44 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778.

„Der Muldeſtrom überſchwemmte, zu Anfange des Jul. 1772, ſämtliche an demſelben gelegene Wieſen dergeſtalt, daß das Gras durchaus voll Schlamm war. Als das Waſſer ſich wieder verlaufen hatte, trat gutes warmes Wetter ein, wobey das verſchlämmte Gras recht trocken gemacht werden konnte, da es dermaßen ſtaubte, daß es die Leute auf den Wieſen ſowohl, als hernach, kaum ausſtehen konnten, und voll Staub waren. In der ganzen Gegend einige Meilen weit, war kein gutes und reines Heu für Geld zu bekommen, wenn man es auch gern bezahlt hätte.

Nun mußte auf Mittel und Wege gedacht werden, den Schlamm davon wegzuſchaffen. Es wurde daher gedroſchen, und, ſo viel als möglich, vom Schlamme gereiniget. Dabey aber befand ſich, daß alles Geblättere und Geſäme mit los geſchlagen wurde, und der übrig gebliebene Grasſtängel gleichſam wie Bindfaden ausſahe. Da aber kein anderes reines Futter zu bekommen war, ſo war man genöthigt, ſolches verſchlämmte Heu für das Schaf- und Rindvieh zu verfüttern wobey man beobachtete, daß dem Rindviehe beym Freſſen der Staub zum Halſe heraus zog; gleichwohl fraß das Rind- und Schafvieh ſolches Heu. Man befürchtete zwar, es möchten üble Folgen daraus entſtehen, allein man ſpürte nichts; das Schafvieh war im folgenden Frühjahre eben ſo geſund, als es zum Winter eingeſchlagen ward, und ſo war es auch mit dem Rindviehe. Das einzige, was man dabey that, war dieſes: Das Schafvieh wurde im Frühjahre mit guten Kräutern, als: Reinfarn, Wermuth ꝛc. welche jedem Schäfer bekannt ſind, und mit untergemengtem Salz, ein paarmal mehr, als ſonſt gewöhnlich, gefüttert, welches die Wirkung that, daß ſolches, da es im Frühjahre beym Austreiben auch Grünes zu freſſen fand, etwas ſtärker, als ſonſt, laxirte. Dem Rindviehe wurde im Frühjahre die Ader geöffnet und etwas Blut weggelaſſen, auch täglich, ungefähr 14 Tage lang, ſchwarzes Salz zum Lecken in die Tröge geworfen. Es wurde weder an den Schafen, noch dem Rindviehe, etwas ungeſundes geſpüret. Das verſchlämmte Gras muß aber allemal erſt recht getrocknet werden.

Hienächſt iſt nicht aus der Acht zu laſſen, daß, ſeit 1752, vier oder fünfmal eben dergleichen Ueberſchwemmungen der Mulde geſchehen ſind. Beſonders hatte in den Jahren 1771 und

und 1772 der Muldeſtrohm faſt 3 Wochen außer ſeinen Ufern geſtanden, und ſämtliche Wieſen voll Schlamm geführt. Und ob man gleich glaubte, daß im J. 1772, da das Waſſer am längſten geſtanden, das Gras in eine Fäulung würde gegangen ſeyn, ſo hat man ſolches doch abhauen laſſen, und nachdem es wohl getrocknet war, dem Schaf- und Rindvieh verfüttert, dabey aber nicht gemerkt, daß es ihnen geſchadet hätte. An dem Elbſtrome hingegen iſt ſolches Heu nicht füglich zu verfüttern, indem, wenn derſelbe austritt, das Waſſer länger ſtehen bleibt, und dadurch verurſachet, daß das Gras in Fäulung geht, weil die Elbe einen zähern Schlamm mit ſich führt, dagegen der Schlamm von der Mulde nur mehr ſandig iſt.

Bey Abſonderung des Lehnes und Erbes, ſind die Allodialerben, das ihnen zugefallene Heu dem Lehensfolger gegen eine billigmäßige Vergütung zu überlaſſen, ſchuldig. Daß das Heu, wenn es noch bey Lebzeiten des Erblaſſers abgebracht und geſammelt worden, oder ſolches, nach dem ſächſiſchen Rechte, innerhalb des 30ſten geſchehen iſt, den Allodialerben zugehöre, darin ſind alle Rechte und Rechtslehrer einig. Da die Allodialerben diejenigen Beylaßſtücke, welche zur Fortſetzung der Wirtſchaft auf einem Lehengute unentbehrlich ſind, nicht in natura mit wegnehmen dürfen, ſondern ſolche, gegen Vergütung, bey dem Gute laſſen müſſen: ſo findet dieſes auch in Anſehung der unentbehrlichen Wirtſchaftsproducte und mithin auch des Heues, Statt. Ohne das benöthigte Vieh kann der Ackerbau nicht beſtellet, noch ſonſt die Wirthſchaft fortgeſetzt werden; ohne Heu aber kann das Vieh nicht gefüttert und in brauchbarem Stande erhalten werden. Gleich wie aber bey den dem Lehensfolger zu überlaſſenden unentbehrlichen Beylaßſtücken, kein willkührlicher Preis Statt finden kann, ſondern dieſelben nach ihrem wahren Werthe geſchätzet werden müſſen: ſo muß auch, in Anſehung des dem Lehensfolger zu überlaſſenden Heues, ein gleiches geſchehen. Weder der Lehensfolger aber, noch die Allodialerben, können hierunter, wenn es nicht mit

beyder Theile Einwilligung geſchieht, einen Preis beſtimmen, ſondern es muß dieſes Heu von vereideten Sachverſtändigen, wozu ſich erfahrne Schäfer und Kuhpächter am beſten ſchicken, nach ſeinem gegenwärtigen wahren Werthe gewürdiget werden; und was dieſe beſtimmen, müſſen beyde Theile ſich gefallen laſſen. Die zuverläſſigſte Schätzung des Heues geſchieht nach Centnern. Bey der gewöhnlichen Taxierungsart nach Fudern wird gewöhnlich ein Theil verkürzet. Da aber die Allodialerben nur die nothwendigen und unentbehrlichen Beylaßſtücke dem Lehensfolger zu überlaſſen ſchuldig, die überflüſſigen aber mit ſich zu nehmen ganz wohl befugt ſind: ſo muß dieſer Unterſchied auch in Anſehung des Heues beobachtet werden. Nur dasjenige, was zur Beſtreitung der Wirthſchaft auf dem Landgute unentbehrlich nothwendig iſt, kann der Lehensfolger gegen Vergütung verlangen; dasjenige hingegen, was hiezu nicht gebraucht wird, ſondern zum Verkauf an Fremde übrig iſt, muß er den Allodialerben, wenn er ſich nicht beſonders mit ihnen darüber vergleichen kann, ohne Widerrede überlaſſen. Sollte über das Quantum des Heues, welches zu Fortſetzung der Wirthſchaft nöthig iſt, Streit entſtehen, ſo muß ſolches nach dem Verhältniß des gegenwärtigen Viehſtandes entſchieden werden, und man kann dabey die obige Beſtimmung, was eine jede Viehart nach wirthſchaftlichen Grundſätzen zu ihrer reichlichen Fütterung jährlich an Heu nöthig habe, zum Grunde legen.

Zuweilen finden ſich in dem Heue beſondere Würmer, die ungefähr $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll lang ſind, und ſchwarze oder braune Köpfe mit ſcharfen Beißzangen haben, welche das ganze Heu zerfreiſen und zu Häckerling zermalmen. Da man, nach den mit dem, im IX Th. S. 702 erwähnten, Kreutzburger Düngeſalze angeſtellten

Ver=

Verſuchen, befunden hat, daß daſſelbe Regenwürmer, ſchnecken und anderes Ungeziefer gänzlich vertilget, ſo dürfte ſolches auch vermuthlich die das Heu zernagenden Würmer vertreiben, wenn daſſelbe ſchichtweiſe auf das Heu geſtreuet wird. Ob man davon viel oder wenig nehmen müſſe, wird jeden Landwirth die Anwendung lehren. Der Gebrauch bleibt hiebey noch übrig, da das Düngeſalz vom Heu ausgeſchüttelt wird, und auf den Wieſen mit beſonderm Nutzen zu gebrauchen iſt.

No. 47 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 450.

Nach Schirach's Bemerkung, iſt dieſes Inſect, welches das Heu zernaget, eine Raupe. Er fand, als er ſie mit einem guten Ocularglaſe genau betrachtete, daß jede ein hornartiges röthliches Köpfchen hatte, welches mit ſcharfen ſägenförmigen Beißzangen bewaffnet war. Der ganze Leib iſt etwas rauch, doch nicht ſo rauch, als die gemeinen Raupen, aus welchen ſo mancherley Schmetterlinge werden. Sie hat vorn 6 ſpitzige Füße, in der Mitte 14 aber etwas ſtumpfe, und am Ende wieder 2. Sie kann vor- und rückwärts gehen. Wenn man ſie zerſchneidet, läuft eine grüne Materie heraus, welche deutlich anzeigt, daß ſie ſich von den Säften des Heues nähret. Den Urſprung dieſer Raupe ſchreibt er einer fliegenden Waſſermotte zu, welche ihre Eyer in das Wieſengras legt. Dieſe Eyer kommen mit dem zu Heu gemachten Graſe auf die Heuböden und werden daſelbſt ausgebrütet. Manche Wirthe, deren Heu ſehr damit beläſtigt iſt, legen das Heu um, um durch dieſes Lüften das Wachsthum der Raupen zu hindern. Einige ſuchen dieſelben durch Salzwaſſer zu tilgen. Vermuthlich finden dieſe Raupen auf Heuböden, die wenig Luft haben, ihre Nahrung beſſer, als in ſolchen, wo die Luft hinzu kann, wie es auch bey den Kornwürmern iſt. Der gemeine Mann iſt, nebſt dem Schaden des Zerfreſſens, noch in einer beſondern Furcht. Er glaubt, wenn das Rindvieh dieſe Raupen freſſen würde, ſo würden ſie ſich in dem Magen und in den Därmen anlegen, und dieſe durchfreſſen; allein, dieſes verhindern phyſiſche Urſachen. Alle ſolche Inſecten ſind mit ihrer Nahrung gleichartig, und werden alſo von dem Viehe mit verdauet. Eine Parallele ſind die Maden in dem Käſe, in den ſchönſten Herzkirſchen, Pflaumen und anderm Obſte. Wie viele derſelben werden

den nicht unvorſichtiger Weiſe von den Menſchen, ohne Schaden, verzehrt!

No. 51 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 497, fgg.

Von dem Heu auf Kornböden, als einem Mittel wider Kornwürmer, ſ. unter Korn = Wurm.

Für das Wild hat man in Thiergärten und Gehägen beſondere Heuſcheunen, Heuſchoppen, Wildſchoppen, oder Gebäude, daſſelbe über Winter darin mit Futter zu erhalten. Es muß dieſelbe an einer Sommerſeite, oder an einem abhängigen Berge, wo die Sonne warm anſcheint, unweit eines Waſſers, welches nicht zufriert, und wo dicke Behältniſſe vorhanden ſind, ungefähr 16 Ellen lang und 8 E. breit angeleget, und mit doppelten Raufen gemachet werden. Oben darüber aber kömmt der Heuboden, den Vorrath aufzuheben; in deſſen Mitte wird ein Loch gelaſſen, das Heu in die Raufen zu werfen und zu vertheilen. Dergleichen Heuſcheunen muß man nach der Größe des Forſtes, und Anzahl des Wildes, etliche haben. Wenn nun der Winter kömmt, und die Hirſche insgemein nach der Brunſt noch mager ſind, muß ihnen ſofort mit Heufutter, als: Geniſte (Pfriemenkraut) und Miſtel, wie auch mit gefällten jungen Kiefern, davon ſie die Rinde zu ſchälen pflegen, geholfen werden. Wenn es aber wieder aufthauet, wird das Wild durch ſein Ausbleiben von ſelbſt anzeigen, daß es nichts mehr nöthig habe; und es kann alsdann die Fütterung geſparet werden. Von der Nordſeite, wo das ungeſtümſte Wetter herkömmt, müſſen billig zur Beſchirmung gute Dickichte vorhanden ſeyn, damit das Wild vor Ungewitter, Froſt, Schnee oder ſchlackigen Wetter einigen Schutz haben könne, weil ſonſt kein Wild in eine vermachte Heuſcheune einkriechen, ſondern vielmehr ſich davor entſetzen und ſcheuen würde. An einigen Orten gehen die Raufen unter dem Dache allenthalben umher, und das Heu liegt beſtändig darin, dergeſtalt,

daß ſo viel Heu, als das Wild abfrißt, von inwendig an deſſen Stelle nachfällt. Einige, die nicht ſo viel Unkoſten auf die Scheune wenden wollen, laſſen das Heu bundweiſe in dem Gehölze auf die Sträuche hängen, das Wild damit zu füttern. Weil aber die Sonne, Regen und Luft die beſten Kräfte des Heues ausziehen, und nichts als dürre Spreu oder Stroh nachlaſſen, ſo wird wenig oder nichts davon gehalten.

* * *

In dem Pflanzenreiche kömmt das Wort Heu auch in den Namen verſchiedener Pflanzen vor. So wird das Johanniskraut, Hypericum *Linn.* imgleichen das Aſcyrum *L.* hartes Heu oder Hartheu genannt; ſ. Th. XXII, S. 46. Das Bockshorn, Trigonella Foenum graecum *L.* iſt unter dem Namen des griechiſchen Heues bekannt, von welchem ich ſogleich handeln werde.

Heu, (Brach=) ſ. oben, S. 226.

— (candiſch) wohlriechende Binſen, Andropogon Schoenanthus *L.*; ſ. Th. V, S. 327.

— (feines) ſ. oben, S. 225.

— (Feldwieſen=) ſ. oben, S. 225, f.

— (griechiſches,) griechiſcher Klee, Bockshorn, Bockshornkraut, Fönugrek, Fenugrek, Siebenzeiten, Ziegenhorn, Aegoceras, Buceras, Foenum graecum ſativum *C. B.* Foenum oder Fenum graecum *Offic.* Trigonella Foenum graecum, leguminibus ſeſſilibus ſtrictis erectiuſculis, ſubfalcatis, acuminatis caule erecto *Linn.* Engl. Fenu-greek, ein Pflanzengeſchlecht, deſſen Blumen 10 Staubfäden haben, welche 2 Körper ausmachen. In Niederſachſen nennt man es mit einem aus dem Lat. verſtümmelten Namen, fine Magrete. Die dünne faſerige Wurzel treibt ſchwache, aber aufrecht ſtehende, grüne, von unten auf mit Aeſten beſetzte, etwa 2 Fuß lange Stängel. Die geſtielten Blätter ſitzen einander wechſelsweiſe

weiſe gegen über, und ſind aus 3, am Rande zart eingekerbten, Anfangs ſchmalen, hernach breiten Blättchen zuſammen geſetzt. Die Blattanſätze ſind ſpitzig, und umgeben die im Blätterwinkel platt aufſitzenden Blumen. Die Blumenblätter ſind weißlich; das Fähnchen iſt eyrund, ſtumpf, und ein wenig rückwärts gebogen; die Flügel ſind kleiner, ſchmäler, auswärts gerichtet, das untere kielförmige liegt unter den Flügeln faſt ganz verdeckt. Die lange, ſchmale, platte, ſichelförmige, aufwärts gerichtete Schote (bey welcher man, der Geſtalt nach, einige Aehnlichkeit mit den Hörnern eines Bockes zu finden geglaubt hat, daher auch die Benennung Bockshorn enſtanden iſt,) endigt ſich mit einer langen, dünnen, leeren Spitze, und enthält dicht an einander geſetzte, gelbliche beynahe viereckige Samen. Man nennt dieſes insgemein das zahme Fönugrek, Foenum graecum ſativum, womit in Perſien ganze Aecker beſäet werden, und welches auch in den ſüdlichen Gegenden von Frankreich, wie auch in Deutſchland, vornämlich bey Bamberg, Nürnberg und Thüringen, gebauet wird. Das wilde Fönugrek, Foenum graecum ſylveſtre, welches in Montpellier wachſen ſoll, treibt außer dem aufgerichteten Stängel auch kriechende Ranken aus der Wurzel, und hat rauche Schoten. Die ganze Pflanze hat einen ſehr ſtarken Geruch. Das Land, auf welchem ſie am beſten fortkömmt, iſt ein lockerer brauner Lehm, der mit Dünger nicht fett gemacht worden iſt. Dieſen Boden muß man von allen Wurzeln des Unkrautes reinigen, ihn zweymal wohl pflügen und fein egen, ehe man den Samen ausſäet. Die beſte Zeit den Samen zu ſäen, iſt zu Ende des Auguſtes, oder zu Anfange des Septembers. Man ſäet ihn, wie die Erbſen, in ſeichte Grübchen. Die Reihen müſſen 2 Fuß weit von einander entfernt ſeyn, und der Same muß 1 Zoll weit von einander in die Grübchen geſäet werden.

Wenn

Wenn die Pflanzen im Frühlinge zu dicht beyſammen ſtehen, kann man ſie leicht mit einer Hacke verdünnen, wenn man den Boden reiniget. Wird der Same um gedachte Zeit geſäet, ſo werden die Pflanzen nach 3 bis 4 Wochen aufgehen. Kömmt zu gleicher Zeit auch einiges Unkraut zum Vorſchein, ſo muß der Boden, bey trocknem Wetter, ſo geſchwinde als möglich, vom Unkraute gereiniget werden. Sind die Pflanzen 1 Zoll hoch geworden, ſo muß die Erde um ihre Stängel herum aufgehäufet werden, auf eben die Art, wie man es mit den Erbſen zu machen pflegt. Dieſes wird die Stämme gegen die ſtarken Winde in Sicherheit ſetzen; und wenn eine Reihe Erde auf der mitternächtigen oder Morgenſeite jeder Reihe in die Höhe gezogen wird, werden die Pflanzen von den aus dieſen beyden Gegenden herkommenden brennenden Winden nicht beſchädiget werden können. Denn obgleich dieſe Pflanzen in einem mittelmäßigen Winter nicht beſchädiget werden, ſo werden ſie doch, wenn die Kälte zu ſtrenge iſt, zu Grunde gerichtet. Da aber dieſe Pflanze den Winter hindurch überall bleibt, wo Erbſen ſtehen, ſo werden beyde einerley Schickſal haben. Im Frühlinge muß der Boden abermal bey trocknem Wetter geeget werden, um das Unkraut zu vertilgen; auch muß die Erde wieder um die Pflanzen gehäufet werden. Den Boden muß man, ſo viel als möglich, beſtändig vom Unkraute reinigen, weil dieſes ſonſt die Pflanzen bald überwächſt, und ſie ſehr ſchwächt. Wenn ſich nun ihre Schoten zu bilden anfangen, kann man ſie nicht genug der Sonne und Luft ausſetzen.

Wenn der Same im Herbſte ausgeſäet wird, werden die Pflanzen weit ſtärker wachſen und mehr Nebenzweige treiben, als diejenigen, welche im Frühlinge aufgehen; man wird alſo auch viel mehr Samen bekommen. Dieſe werden auch ihre Blüthen 5 bis 6 Wochen früher bringen, und alſo auch dieſe leichter reif

werden

werden können. Um aber das Reifen derſelben beſſer zu befördern, muß der Gipfel der Pflanzen in der Mitte des Junius mit einer Gartenſcheere abgeſchnitten werden. Um dieſe Zeit werden ſich die Schoten an dem untern Theile bilden, und alsdann wird das Wachsthum derſelben ſehr durch das Abköpfen der Stängel befördert werden, wie man dergleichen insgemein mit den Gartenbohnen zu machen pflegt. Denn, läßt man die Pflanzen ſo hoch wachſen, als ſie wollen, ſo mißrathen die untern Theile öfters, oder haben wenigſtens nicht Nahrung genug; die an dem obern Theile befindlichen aber werden insgemein erſt ſpät reif. Wenn alſo das Abköpfen der Stängel unterlaſſen wird, werden ſich die untern Schoten öffnen und den Samen fallen laſſen, ehe die obern haben reif werden können. Man muß daher, um die einen zu erhalten, die andern abſchneiden; alsdann werden die Schoten zu gleicher Zeit und noch dazu weit eher, reif werden. Wenn der Sommer ſehr warm iſt, ſo wird der Same im Auguſt reif.

Wenn der Same gelb zu werden anfängt, muß man öfters darnach ſehen, daß die Stauden bey Zeiten abgeſchnitten oder ausgeraufet werden. Wenn man dieſes ſo lange aufſchieben wollte, bis aller Same reif und gelb geworden iſt, würde man um den größten Theil der Körner kommen. Denn wenn ſie beregnet werden, laufen die mehreſten aus den Schoten heraus. Wenn ſie alſo nicht zu gleicher Zeit reif werden wollen, und hin und wieder reife Stauden ſich finden, muß man ſolche hinweg nehmen, bis die übrigen auch vollends zur Reife gelangt ſind. Man läßt die abgeſchnittenen oder ausgerauften Pflanzen 5 bis 6 Tage liegen, damit ſie dürre werden, wendet ſie aber, während dieſer Zeit, zwey bis dreymal um, damit die Schoten gleich dürre werden. Hernach wird der Same entweder ſofort auf dem Felde ausgedroſchen, oder die Halme

me werden nach Hauſe und in eine Scheune gebracht, um ſie nach Bequemlichkeit ausdreſchen zu können. Oder man bringt die friſch abgeſchnittenen und ausgerauften Pflanzen ſogleich nach Hauſe auf einen luftigen Boden, läßt ſie nebſt den Schoten recht trocken werden, und driſcht ſie hernach. Nach dem Dreſchen muß die Scheuntenne recht ſorgfältig wieder gekehret und gereiniget werden, damit keine Samenkörner zurück bleiben, und unter andere Kornfrüchte kommen. Die ausgedroſchenen und recht trocken gewordenen Samenkörner darf man auch nicht dick auf einander ſchütten, weil ſie ſich ſonſt erhitzen, und davon ſchwarz und unſcheinbar werden. Man muß ſie auch allein aufbewahren, damit ſie nicht mit andern, vornämlich Getraideſamen, vermenget werden. Denn wenn Korn oder Malz damit verunreiniget iſt, ſchmeckt das Brod und Bier darnach. Daher iſt vielleicht der Aberglaube entſtanden, daß das Getraide, wenn es auf Aecker geſäet würde, worauf vorher Fönugrek erbauet worden, einen beſondern Geruch annehme.

Der Same iſt der nützlichſte Theil dieſer Pflanze, und giebt einen ganz beſondern und ſtarken Geruch von ſich. Weil derſelbe ſo hart iſt, daß er in einem Mörſer nicht zerſtoßen werden kann, muß man ihn auf der Mühle mahlen laſſen. Die Roßärzte gebrauchen denſelben häufig, und miſchen ihn unter das Futter der Pferde, wenn ſie huſten, oder damit ſie davon fetter und anſehnlich werden. In Perſien ſoll man das Rindvieh damit mäſten. In Aegypten pflegt das Frauenzimmer den gekochten Samen zu eſſen, damit ſie fett werden. Der Same und das daraus gemachte Mehl wird gemeiniglich zu Bähungen, Bädern, Umſchlägen und Klyſtieren genommen, indem derſelbe eine erweichende, zertheilende, lindernde und ſchmerzſtillende Kraft beſitzt, auch alle Arten von Geſchwulſten heilet. Der Same, mit Waſſer abgekocht, giebt einen Schleim,

den man bey entzündeten Augen äußerlich, nicht ohne Nutzen, gebraucht. Man bedient ſich dieſes Schleimes auch innerlich wider Schmerzen in den Därmen und Uringängen. Das aus den Samen gepreßte Oehl kömmt unter erweichende und lindernde Salben und Pflaſter. Endlich wird der Same auch in der Färbekunſt gebraucht, wovon ich ſogleich mit mehrerm ſprechen werde.

Das Kraut giebt ein gutes Futter für das Vieh. Hr. Gleditſch empfiehlt dieſe Pflanze den Bienenfreunden, indem die Bienen in das Innere ihrer Blumen leichter, als in viele andere verwandte Blüthen, kommen können, und ihnen faſt eben ſo angenehm ſind, als die von Meſiloten.

Wenn man den zu einem Pulver oder Mehl gemachten Bockshornſamen oder Fönugrek, 1. mit Waſſer eine Zeit lang kochet, ſo erhält man ein Decoct, welches ſo dick und ſchleimig iſt, daß es ſehr langſam, und nur ein geringer Theil davon, durch Löſchpapier läuft. Das Durchgelaufene iſt zwiſchen den Fingern noch immer ſehr ſchleimig, und gleichſam fettig, anzufühlen. Dieſes Decoct hat einen widerigen Geruch, wie auch einen ekelhaften, ſchleimigen und unangenehm bittern Geſchmack. Die Farbe deſſelben iſt, wenn es ſehr geſättigt iſt, weingelb, und wird, wenn man es mit vielem Waſſer verdünnet, zu einer angenehmen blaſſen grünlichgelben Farbe. 2. Mit aufgelöſeter Pottaſche wird die Farbe des Decoctes etwas mehr dunkelgelb, und nach einiger Zeit legt ſich an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes etwas weniges von einer ſchleimigen Subſtanz an, welche ſich zwar in zugegoſſenen Salzſauren verdünnen, aber nicht auflöſen läßt. 3. Mit aufgelöſetem Kochſalz wird das Decoct etwas trübe; und nach und nach ſetzt ſich etwas von einer ſchleimigen Subſtanz an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches ſich weder

von

von aufgelöſeter Pottaſche noch von einem Sauren auf- löſen läßt. 4. Wenn man mit dem Decocte aufgelöſeten Salmiak vermiſcht, ſo ſcheidet ſich ebenfalls, wie bey der Vermiſchung mit Kochſalz, eine ſchleimige Subſtanz, aber in weit größerer Menge. Das Geſchiedene theilt der zugegoſſenen Pottaſchenſolution einige gelbe Farbe mit, doch bleibt das meiſte davon unaufgelöſet liegen. 5. Wenn man mit dem Decocte Salzſaures vermiſchet, ſo ſchlägt ſich daraus nach einiger Zeit eine graue Subſtanz nieder; der darüber ſtehende Liquor hat alsdann ſehr wenig Farbe. Vermiſcht man aufgelöſete Pottaſche damit, ſo erfolgt ein ſehr gelindes Aufbrauſen, und der Liquor, welcher faſt gar keine Farbe hat, wird ſofort bräunlichgelb, ungefähr wie ein alter Rheinwein, gefärbt. Die niedergeſchlagene Subſtanz wird zum Theil von der Pottaſchenſolution aufgelöſet, welche davon auch etwas gelb gefärbt wird. 6. Der aufgelöſete Alaun verurſachet, wenn er mit dem Fönugrekdecoct vermiſchet wird, die Scheidung einer gelblichweißen Subſtanz, welche ungefähr wie zuſammen gelaufenes Eyweiß ausſieht. Der darüber ſtehende Liquor ſieht ganz klar und hell aus, und hat eine angenehme grünlichgelbe Farbe. Vermiſcht man mit demſelben aufgelöſete Pottaſche, ſo ſchlägt ſich eine weißliche Subſtanz nieder, und der Liquor erhält eine etwas mehr geſättigte gelbe Farbe. Die aus der Vermiſchung des Alauns mit dem Decocte niedergeſchlagene gelblichweiße Subſtanz färbt die zugegoſſene Pottaſchenſolution mit einer blaßgelben Farbe, und bleibt faſt unaufgelöſet liegen, doch verändert dieſelbe die Farbe und wird bräunlich. 7. Mit Zinnſolution wird das Decoct trübe, und es ſchlägt ſich eine häufige, ebenfalls wie ein zuſammen gelaufenes Eyweiß, faſerige ſchwefelgelbe Subſtanz nieder. Der darüber ſtehende und durchgeſeihete Liquor bleibt trübe und ſieht blaßgelb aus. Vermiſcht man mit dem-

demſelben aufgelöſete Pottaſche, ſo ſchlägt ſich ſofort eine weißliche Subſtanz nieder, der Liquor wird etwas klärer, aber nicht völlig, und erhält auch eine etwas ſtärkere gelbe Farbe, wiewohl dieſelbe noch immer zu den blaßgelben gehört. Die aus der Vermiſchung der Zinnſolution mit dem Decocte niedergeſchlagene faſerige ſchwefelgelbe Subſtanz färbt zwar die zugegoſſene Pottaſchenſolution blaßgelb, bleibt aber unaufgelöſet zurück, und bekömmt eine höhere gelbe Farbe. 8. Durch aufgelöſeten grünen Vitriol wird das Decoct ſogleich trübe, und es ſchlägt ſich eine ſchwärzlich= oder bräunlichgraue Subſtanz nieder. Der darüber ſtehende Liquor ſieht bräunlichgelb aus. Wird derſelbe mit einem Alkali vermiſcht, ſo erfolgt ſogleich eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine Subſtanz nieder, welche anfänglich blaugrün ausſieht, an der Luft aber braun wird. Die aus der Vermiſchung des grünen Vitrioles mit dem Decocte niedergeſchlagene bräunliche ſchwarzgraue Subſtanz giebt dem zugegoſſenen Alkali eine rothbraune Farbe, es bleibt aber vieles unaufgelöſet liegen. 9. Mit blauem Vitriol wird das Decoct trübe, und nach einiger Zeit ſetzt ſich eine Menge einer zeiſiggrünen Subſtanz. Der darüber ſtehende Liquor hat eine blaſſe grünlichgelbe Farbe. Vermiſcht man mit demſelben aufgelöſete Pottaſche, ſo ſchlägt ſich etwas weniges von einer bräunlichen Subſtanz nieder, und der Liquor wird etwas mehr grün. Die aus der Vermiſchung des blauen Vitrioles mit dem Decocte niedergeſchlagene zeiſiggrüne Subſtanz färbt die Pottaſchenſolution grasgrün, es bleibt aber ein beträchtlicher Theil unaufgelöſet liegen.

Nach den hier angezeigten Verſuchen iſt wohl kein Zweifel, daß die vornehmſte Miſchung des Fönugreks in ſehr häufigen öhlichtſchleimigen Theilen beſtehe, welche mit einer beträchtlichen Menge erdichter und einer weit geringern Quantität harziger Theile vermiſcht ſind.

ſind. Dieſe letztern ſcheinen mit den ſchleimigen Theilen ſehr genau vereinigt, oder doch durch die häufig dazwiſchen geſetzten öhlichtſchleimigen Theile von einander ſo entfernt zu ſeyn, daß ſie von denſelben nicht leicht gänzlich getrennt werden können, wofern nicht die Miſchung der öhlichtſchleimigen Theile geſtört oder ſehr verändert worden iſt. Außer dieſen Subſtanzen iſt auch, wie der bittere Geſchmack wohl vermuthen läßt, eine ſeifenartige ſaliniſche Subſtanz mit denſelben verbunden, wodurch die öhlichtſchleimigen und harzigen Theile eine noch genauere Vereinigung erhalten zu haben ſcheinen, ſo daß ſie auf dieſe Weiſe deſto leichter in dem Waſſer auflöslich werden, und mit demſelben eine genaue Vereinigung eingehen können. Was das eigentlich färbende Weſen des Fönugreks betrifft, ſo iſt daſſelbe wohl vorzüglich in den harzigen Theilen zu ſuchen; es ſcheint aber auch auf gleiche Weiſe in den öhlichtſchleimigen Theilen eingeſchloſſen zu ſeyn. Ueberhaupt iſt das färbende Weſen darin nicht häufig vorhanden, und von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es mehr eine von Natur bereits ausgedehnte, als dicht vereinigte oder concentrirte Subſtanz zu ſeyn ſcheint.

Wenn man das Fönugrek zum Färben der Wolle oder des Tuches gebrauchen will, ſo muß man den Keſſel oder das Gefäß, worin gefärbet werden ſoll, mit der Färbebrühe nicht viel über die Hälfte anfüllen, weil daſſelbe ſehr ſtark aufſchäumt und leicht überläuft. Ueberhaupt wird bey dieſem Färbemateriel ein gemäſſigtes Feuer, wodurch die Färbebrühen in einem gelinden Kochen erhalten werden, am dienlichſten ſeyn. Was die Vorbereitungen des Tuches betrifft, ſo hat ſich Hr. D. **Pörner**, bey den damit angeſtellten Verſuchen, der Vorbereitung mit Waſſer, mit Kochſalz, und it Alaun bedient.

I. Verſuche mit Tuch, welches durch bloßes Waſſer vorbereitet worden.

Tuch eine halbe Stunde im Waſſer gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

1. Mit Fönugrek ohne Zuſatz, eine ſehr ſchwache und blaſſe erdgelbe Farbe.
2. Mit gleichen Theilen Kochſalz und Fönugrek, eine ſchwache bräunlichgelbe Farbe.
3. Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. Fönugrek, eine ziemlich geſättigte und dunkle bräunlichgelbe Farbe.
4. Mit gleichen Theilen Salmiak und F., eine ſchwache und blaſſe meergrüne Farbe.
5. Mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. F., eine dergleichen geſättigtere und dunklere.
6. Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und F., eine ſchwache und blaſſe gelbe Farbe, welche in das erbsfarbene fällt.
7. Mit 2 Th. Weinſteincremor und 1 Th. F., eine dergleichen etwas weniger geſättigte Farbe.
8. Mit 12 Th. Weineſſig und 1 Th. F., eine ſchwache und blaſſe erdgelbe Farbe.
9. Mit 24 Th. Weineſſig und 1 Th. F., eine ſchwache und blaſſe grünlichgelbe Farbe.
10. Mit gleichen Theilen Alaun und F., eine ſchwache und blaſſe gelbe Farbe, welche ins ſchwefelgelbe fällt.
11. Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. F., eine dergleichen blaſſere Farbe.
12. Mit gleichen Theilen Gyps und F., eine ganz angenehme ſtrohgelbe Farbe.
13. Mit 2 Th. Gyps und 1 Th. F., eine dergleichen etwas geſättigtere.
14. Mit 1 Th. grünen Vitriol und 2 Th. F., eine helle bräunliche.
15. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine dergleichen etwas geſättigtere und dunklere.
16. Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. F., eine ganz feine zeiſiggrüne.
17. Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und F., eine dergleichen etwas dunklere.

18. Mit 1 Th. Zinnſolution und 2 Th. F., eine ſtrohgelbe Farbe, welche etwas lichter oder blaſſer, als No. 12, iſt.

19. Mit 1 Th. Zinnſolution, 2 Th. Kochſalz und 2 Th. F., eine ſehr blaſſe gelbe Farbe, welche noch blaſſer, als No. 6 und 7, iſt, und in das erbsfarbene fällt.

20. Mit 1 Th. Alaun, 2 Th. Kochſalz und 2 Th. F., eine ſchwache und blaſſe, aber ganz angenehme ſchwefelgelbe Farbe, welche ein wenig ins grünliche fällt.

Durch das Kochſalz erhalten die färbenden Theile des Fönugreks in den Faſern der Wolle zwar eine mehrere Feſtigkeit; doch iſt von dieſen Farben, da ſie nicht lieblich ausfallen, für ſich kein Gebrauch zu machen.

Durch die gehörige Proportion des Eſſigs erhalten die färbenden Theile des Fönugreks eine etwas mehrere Befeſtigung.

Die beyden mit Alaun erhaltenen Farben, No. 10 und 11, verändern ſich an der Luft, indem ſie blaſſer und zugleich etwas grünlich werden.

Die beyden mit Gyps erhaltenen Farben, No. 12 und 13, verlieren ebenfalls an der Luft viel, und werden blaß.

Die mit Zinnſolution erzeugte blaßgelbe Farae, No. 18, wird an der Luft noch etwas blaſſer, zugleich aber auch etwas grünlich. Man muß daher, wenn man ſich dieſes Zuſatzes bey dem Gebrauche des Fönugreks bedienen will, denſelben in noch geringerer Quantität, als hier geſchehen iſt, zuſetzen.

Die blaßgelbe Farbe No. 19, bey welcher ein gemiſchter Zuſatz von Zinnſolution und Kochſalz gebraucht worden iſt, wird an der Luft etwas dunkler, und ſcheint nicht viel zu verlieren.

Die mit Kochſalz und Alaun erhaltene blaſſe ſchwefelgelbe Farbe No. 20, wird an der Luft blaſſer und verliert einige Theile, doch bleibt ſie ähnlich, da hingegen die mit Alaun erhaltenen Farben grünlich werden.

Die meiſte Veränderung machen der grüne und blaue Vitriol, als welche durch ihre metalliſche Theile oder Erden die gelbfärbenden Theile des Fönugreks, indem ſie ſich mit denſelben vereinigen, dermaßen verändern, daß alsdann vermittelſt des grünen Vitrioles bräunliche Farben, No. 14. 15, und vermittelſt des blauen Vitrioles grüne Farben, No. 16. 17, hervorgebracht werden. An der Luft verhalten ſich dieſe Farben ſehr gut, verlieren nichts, und verändern ſich auch ſonſt auf kei-

ne andere Weiſe; daher dieſe Färbebrühen ſowohl für ſich, als vornämlich bey Vermiſchung mit andern färbenden Körpern nicht ohne Nutzen angeſtellt werden können.

II. Verſuche mit Tuch, welches durch Kochſalz vorbereitet worden.

Wenn man Tuch, welches im Waſſer etliche Tage lang eingeweicht und alsdann ſtark ausgepreßt worden, in Salzwaſſer legt, es in demſelben 3 Tage lang liegen läßt, hierauf daſſelbe gelinde ausdrückt, und ſodann mit den aus Fönugrek bereiteten Färbebrühen kocht, ſo erhält es folgende Farben:

21. Mit Fönugrek ohne Zuſatz, eine erdgelbe Farbe.
22. Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. F., eine dunkle gelbe Farbe, welche ins bräunliche fällt.
23. Mit gleichen Theilen Alaun und F., eine ſchwache ſchwefelgelbe Farbe.
24. Mit 1 Th. Alaun und 3 Th. F., eine geſättigtere und höhere ſchwefelgelbe Farbe.
25. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine hellbraune Farbe.
26. Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine hellgrüne Farbe.

Die erdgelbe Farbe No. 21, iſt etwas geſättigter und lichter, und überhaupt lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1, ſie iſt aber noch weniger dauerhaft, und geht an der Luft faſt ganz verloren.

Die durch Kochſalz erhaltene dunkle gelbe Farbe, No. 22, iſt etwas lichter und lieblicher, als die durch eben dieſen Zuſatz erhaltene Farbe No. 2. Sie wird an der Luft etwas blaſſer.

Die durch gleiche Theile Alaun und F. erzeugte ſchwefelgelbe Farbe, No. 23, iſt etwas dunkler, als die auf eben dieſe Weiſe erhaltene Farbe No. 10, von welcher ſie ſich auch darin unterſcheidet, daß ſie an der Luft faſt gar nichts verliert, und auch ſonſt keine Veränderung leidet.

Ganz anders verhält ſich die mit 1 Th. Alaun und 3 Th. F. erhaltene Farbe, No. 24; es fällt dieſelbe zwar etwas geſättigter und höher aus, leidet aber an der Luft viel Veränderung, indem ſie blaſſer und zugleich etwas ſchmuzig wird.

Die

Die durch grünen Vitriol erzeugte lichtbraune Farbe No. 25, iſt geſättigter, als die auf eben dieſe Weiſe bereitete, No. 15. Sie verändert ſich an der Luft wenig.

Die mit blauem Vitriol bereitete hellgrüne Farbe No. 26, iſt geſättigter und lieblicher, als die durch eben dieſen Zuſatz erhaltene, No. 17; iſt aber nicht ſo beſtändig, doch bleibt ſie ſich ſehr ähnlich, und kann mit Vortheil gebraucht werden.

III. Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden.

Wenn man Tuch, welches etliche Tage im Waſſer eingeweicht worden, mit Alaun eine halbe Stunde lang kocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden liegen läßt, ſo erhält daſſelbe aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

27. Mit Fönugrek ohne Zuſatz, eine ſehr angenehme citronengelbe Farbe.
28. Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. F., eine bräunlichgelbe Farbe.
29. Mit 3 Th. Kochſalz und 1 Th. F., eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
30. Mit 1 Th. Alaun und 2 Th. F., eine etwas ſchmutzige ſchwefelgelbe Farbe.
31. Mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F., eine angenehme lichte ſchwefelgelbe Farbe.
32. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine ſchwache und blaſſe bräunliche Farbe.
33. Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelbgrüne Farbe.

Die Vorbereitung des Tuches durch Alaun iſt wohl ohne Zweifel bey dem Gebrauche des Fönugreks eine der beſten und vortheilhafteſten, weil auf dieſe Weiſe die beſte gelbe Farbe von dem Fönugrek erhalten wird. Die vorzüglichſte unter den hier angezeigten Farben, iſt die ohne Zuſatz bereitete citronengelbe Farbe No. 27. Sie hat ein liebliches Anſehen, und verändert ſich auch wenig an der Luft; ſie wird zwar etwas blaſſer, bleibt ſich aber doch faſt gänzlich ähnlich, ſo daß ſie allerdings unter den feſten Farben einen Platz verdient. Nächſt dieſer iſt die mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F. erhaltene Farbe No. 31, die beſte.

Die mit Kochſalz bereiteten Farben No. 28 und 29, ſind keine angenehme Farben. Andere von dieſer Art, z. B. die Farben No. 2, 3 und 22, welche das auf andere Weiſe vorbereitete Tuch erhalten hat, können, ob ſie gleich nicht zu den anmuthigſten gehören, dem ungeachtet gebraucht werden.

Die mit grünem Vitriol erhaltene bräunliche Farbe No. 32, iſt zwar ſchwächer und blaßer, als die durch eben dieſen Zuſatz bereiteten Farben No. 15 und 25, kann aber auch in ihrer Art gebraucht werden, weil man auf dieſe Weiſe eine beſondere Schattirung von einer bräunlichen Farbe erhält, welche nicht viel Koſten verurſachet, und doch dauerhaft iſt.

Die mit blauem Vitriol erhaltene gelbgrüne Farbe No. 33, iſt von den auf eben dieſe Weiſe bereiteten Farben, No. 17 und 26 unterſchieden; und da ſie ſich ebenfalls an der Luft gut hält, ſo kann auch von dieſer ein guter Gebrauch gemacht werden.

Ob gleich das Fönugrek, in Betrachtung der gelb färbenden Eigenſchaft vor andern gelb färbenden Körpern nichts voraus hat, ſo kann doch daſſelbe wegen der einzigen, No. 27 angezeigten, ganz feinen und dauerhaften gelben Farbe theils für ſich allein, theils aber auch zu Vermiſchung mit andern färbenden Körpern gebraucht werden. Wenn man überdieß bedenkt, daß daſſelbe eine ſehr ſchleimige Beſchaffenheit hat, und dadurch die Färbebrühen verdicket, ſo kann es, wenn man auch auf deſſen färbende Subſtanz ſein Abſehen nicht richten wollte, dem ungeachtet bey dem Gebrauche einiger anderer färbenden Körper den Vortheil verſchaffen, daß die färbenden Theile derſelben mit den Faſern des Tuches bisweilen genauer vereiniget werden können. Da ſich aber auch in dem Fönugrek eine beſondere gelb färbende Subſtanz befindet, welche in ganz andern Behältniſſen, als bey andern gelb färbenden Körpern, enthalten iſt: ſo iſt gewiß, daß durch die Vermiſchung des Fönugreks mit andern Färbematerialien Farben von beſondern Schattirungen erhalten werden können, und man wird auch überzeugt werden, daß man ſich oft einiger Zuſätze, welche bey dem Ge-

Gebrauche des Fönugreks allein keine beſonders liebliche Farben gegeben, bey den Vermiſchungen deſſelben mit gutem Erfolge bedienen kann.

Hr. D. Pörner hat auch Verſuche mit dem Fönugrek angeſtellt, in wie fern dadurch Kattune oder baumwollene Zeuge Farben erhalten können. Aus dieſen Verſuchen, welche man im 3. Th. ſeiner chymiſchen Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, Lpz. 1773, gr. 8. S. 70—79, findet, erhellet, daß man ſich in Anſehung einer feſten Farbe auf baumwollenen Zeugen von dem Fönugrek wenig zu verſprechen habe, und wenn noch hierin etwas zu erwarten iſt, daß ſolches am erſten durch den grünen und blauen Vitriol zu erhalten ſey. Geſetzt aber, daß in Betrachtung einer feſten gelben Farbe auf Kattun von dem Fönugrek nichts zu hoffen wäre, ſo iſt deswegen noch nicht beſtimmt, daß dieſer Körper bey dem Färben der baumwollenen Zeuge ganz ohne Nutzen ſeyn ſollte, indem derſelbe wegen ſeiner ſchleimigen Beſchaffenheit, wie bereits bey den mit Tuch angeſtellten Verſuchen angemerkt worden, bey den Färbebrühen, welche mit andern Färbematerialien bereitet werden, bloß als ein Zuſatz, welcher eine verdickende Eigenſchaft beſitzt, einige Vortheile verſchaffen kann.

Eben Deſſelben Verſuche, welche durch Vermiſchung des Fönugreks mit andern färbenden Körpern, als: mit Braſilienholz, mit Krapp, mit Indigtinctur, und mit Blauholz, ſowohl auf Tuch als Kattun, angeſtellt worden ſind, findet man in angeführtem Werke, S. 361—383.

In Gärten erzieht man, um der Mannigfaltigkeit willen, noch verſchiedene andere Arten des griechiſchen Heues, als: das ſtachelige oder größere cretenſiſche griechiſch Heu mit vielen Schoten, Trigonella ſpinoſa

noſa *L.*; die Trigonella polycerates *L.*; die Trigonella platycarpos *L.*; die Trigonella ruthenica *L.* welche aber, ſo viel mir wiſſend iſt, weiter zu nichts zu gebrauchen ſind. Den Samen derſelben muß man ſofort an ſolche Orte ſäen, wo die Pflanzen ſtehen bleiben; denn ſie laſſen ſich nicht wohl verſetzen. Säet man ſie im Herbſte, auf eben die Art, wie bey der erſten Sorte gezeigt worden iſt, aus, ſo werden die Pflanzen zeitiger blühen, auch wird man ſicherer Samen hoffen dürfen, als von ſolchen Pflanzen, die erſt im Frühlinge geſäet worden ſind. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man ſie, wenn ſie zu dicht beyſammen ſtehen, verdünnen, und auch vom Unkraute fleißig reinigen muß. Einige wenige Pflanzen von jeder Sorte werden in einem Garten genug ſeyn; denn ſie ſind nicht ſonderlich ſchön.

Heu, (grobes) ſiehe oben, S. 225.
—— (Hart= oder hartes) ſ. oben, S. 269.
—— (Heilig=) Medicago *L.*; ſ. Klee. (Schnecken=)
—— (Kamel=) wohlriechende Binſen, Andropogon Schoenanthus *L.*; ſ. Th. V, S. 327.
—— (Klapp=) ſ. Th. XIII, S. 335.
—— (Klee=) ſ. Klee.
—— (mediſch) Medicago *L.*; ſ. Klee. (Schnecken=)
—— (ſaures) ſ. oben, S. 224, f.
—— (Schaft=) Equiſetum hyemale *L.*; ſ. in S.
—— (ſpaniſches)] Eſparſette, Hedyſarum Onobry-
—— (Stachel=)] chis *L.*; ſ. Th. XI, S. 562.
—— (Stoppel=) ſ. Stoppel.
—— (ſüßes) ſ. oben, S. 224.
—— (Waldwieſen=) ſ. oben, S. 225, f.
Heu=Aernde, ſiehe oben, S. 148.
Heu=Barn, ſ. Heu=Bucht.
Heu=Baum, ſ. oben, S. 164.
Heu=Berg, ſ. oben, S. 190.

Heu=Blume, im gem. Leben Blumen, welche um die Heuärnde blühen.

Heu=Boden, ſ. oben, S. 182.

Heu=Bucht, im Oberd. der Heubarn, ein beſonderer Verſchlag in einem Stalle, darin das für die Pferde oder Zugochſen, auf eine ganze oder auch wohl nur auf die halbe Woche gehörige Heufutter bundweiſe geſteckt und verwahrt wird. Man pflegt ſie gemeiniglich über den Futterkaſten anzubringen, und mit einer Fallthüre und Vorlegeſchloſſe zu verſehen.

Heu=Bund, ein Bund Heu, d. i. eine gewiſſe Menge vermittelſt eines Strohſeiles zuſammen gebundenes Heu. Auf Höfen und bey wohl eingerichteten Haushaltungen werden auf ein Pferd in 24 Stunden 8 Pfund Heu gerechnet, und die Heubünde in ſolcher Schwere darnach gemacht.

In den Gaſthöfen und Wirthshäuſern in Berlin, muß ein Bund Heu, welches mit 1 Gr. 6 Pf. bezahlt wird, 6 Pfund halten.

Heu=Einſalzen, ſ. oben, S. 185, fgg.

Heu=Fehm, Heu=Feimen; ſ. oben, S. 188.

Heu=Fuhre, ſ. oben, S. 168, fgg.

Heu=Futter, das Heu als ein Futter für das Vieh betrachtet.

Heu=Gabel, Niederſ. Hauforke, Fr. Fourche à faner, eine zweyzackige eiſerne Gabel, welche ſowohl an Größe als an Länge des Stieles, alle andere bey einer Wirthſchaft nöthige Gabeln übertrifft. Man braucht ſolche, ſowohl die großen Heuſchöber und Heufeimen damit zu machen, als auch das Heu aus den Schöbern auf den Wagen zu reichen und aufzuladen, und wieder abzuladen, imgleichen in Pferdeſtällen, das Heu damit auf die Rauſe zu ſtecken. So fern man auch die Garben damit auf= und abladet, heißt ſie auch die Reichgabel.

Das hätt ich mit der Heugabel nicht in ihm geſucht, im g. L. das hätt ich mir auf keine Weiſe von ihm vorgeſtellet.

Heu=

Heu-Gewinn, die Gewinnung, d. i. Verfertigung und Einärndung des Heues. Ein Gut hat vielen *Heugewinn*, wenn es viel Heu machen kann.

Heu-Hachel, ſ. Heu-Hechel.

Heu-Handel, ſ. oben, S. 257.

Heu-Haufen, ſ. oben, S. 188.

Heu-Hechel, Heu-Hachel, Ononis *L.*; ſ. Th. XXII, S. 250.

Heu-Karren, ſ. oben, S. 167.

Heu-Land, Land, von welchem das Gras abgemähet und zu Heu zubereitet wird; Niederſ. Mädland, Mäde.

Heu-Leine, ſ. oben, S. 164.

Heu-Lieferung, ſ. Furrage, Th. XV, S. 475, fgg.

Heu-Macher, Heu-Mäher; ſ. Heu-Vogel.

Heu-Meiſter, an einigen Höfen, z. B. an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien, ein Hofbedienter, welcher das für den Marſtall nöthige Heu in ſeiner Aufſicht und Berechnung hat.

Heu-Monat, der ſiebente Monat im Jahre, mit einem römiſchen Namen der Julius: ſiehe dieſes Wort.

Heu-Pferd. 1. Eine im g. L. übliche Benennung der Libelle, d. i. eines großen Inſectes mit vier netzförmigen Flügeln, mit welchen es einen ſchwirrenden Laut in der Luft macht, einem geſchlanken Leibe von grüner und glänzender Farbe, und abgeſonderten heraus ſtehenden Augen, welches ſich zur Zeit der Heuärnde häufig auf den Wieſen ſehen läſſet; Libella ſ. Libellula grandis *Linn.* Es führt bey dem großen Haufen mancherley ſeltſame Namen, welche zum Theil von einem alten Aberglauben herrühren, nach welchem man daſſelbe oft für verwünſchte und verwandelte Perſonen hält. Sie wird es bald Herr Gottespferdchen, Gottespferd, bald des Teufels Reitpferd, in Jütland Fandens Ridheſt, in Bremen das Ritterpferd, imgleichen Reerecr, bald die Jungfer, Waſſerjung-

fer,

fer, die verfluchte Jungfer, Waſſerhexe, die Nymphe, Waſſernymphe, Grasmetze, Schneidermetze, im Franz. Demoiſelle, in Sachſen die Drachenhure, in der Mark Brandenburg Schillebold (*) u. ſ. f. genannt.

Dieſes Inſect, wovon es mancherley Arten giebt, welche an Geſtalt, Farben und Größe, von einander unterſchieden ſind, wird ſonſt nur in mehrerer Menge nahe an ſtillſtehenden großen Gewäſſern jährlich geſehen. An ſeinem langen, dünnen, runden, aus vielen Gelenken zuſammen geſetzten Leibe, befinden ſich 6 lange und geſchlanke Füße, ein langer Schwanz, und 4 überaus zarte Flügel, welche mit allerhand Farben wie ein Regenbogen ſpielen. Sein Kopf, welcher dicker als der Leib iſt, ſcheint lauter glänzende Augen zu ſeyn, daher dieſes Inſect an einigen Orten auch die Perle genannt wird. Es hat 2 Hörner, und in dem Maule 2 Zähne, mit welchen es ſcharf zwicken kann. Es läßt ſeine Brut, welche wie Fiſchrogen ausſieht, in das Waſſer fallen. Aus derſelben kriecht, in den erſten ſonnenreichen Tagen des Maymonates, ein Wurm mit 6 rauchen Füßen, deren jeder 6 Glieder und 2 Klauen hat. Dieſer Wurm ſitzt am Ufer des Waſſers ein Paar Stunden ſtill, verändert ſich, wickelt ſeine Flügel aus, und fliegt nach einigen Stunden davon. Denn an dem Orte, wo der untere Leib an den obern gefügt iſt, ſind 4 kleine Beulen zu ſehen, in welchen die Flügel verſchloſſen ſind, die, wenn der Wurm

(*) Von ſchielen, ſchillern, mit verſchiedenen Farben ſpielen, und Bold, Bolz, Bolzen; erſteres, weil ſeine Flügel und Leib allerley Farben ſpielen; letzteres, weil ſein Leib, der cylinderförmigen langen Figur wegen, mit neben aus ſtehenden Flügeln, wie eine Federkiel ausſieht. Denn ſo hieß vor Alters ein Federkiel mit der Fahne ein Bolz, z. B. ein Gänſebolz, weil die Pfeile gemeiniglich mit Federn beſetzt wurden. Nach anderer Meinung heißt dieſes Inſect darum Schillebold oder Schillebolzen, weil es, wie ein Bolzen oder Pfeil, ſchnell und gerade fortſchießt.

Wurm ſich verändert, ſich ausbreiten, und aus einem kriechenden ein fliegendes Thier machen. Die Männchen haben hinten am Schwanze ein zangenförmiges Werkzeug, um das Weibchen in der Begattung feſt zu halten. Das Zeugungsglied iſt am erſten Ringe des hintern Körpers gleich am Bruſtſtücke. Das Weibchen biegt deswegen, indem das Männchen daſſelbe mit gedachter Zange am Halſe packet, den hintern Körper wie einen Reif, um das männliche Glied zu erreichen, und ſo ſieht man ſie zuweilen wie einen ovalen Ring in der Luft herum fliegen.

Die Hühner, beſonders die Glucken, und ihre Küchlein, fangen dieſes Inſect an denen Orten, wo es jährlich und häufig zu Hauſe iſt, zur Speiſe, und werden davon ungemein fett. Die alten Hühner aber dauern davon nur 1 Jahr, und man darf ſie nicht länger gehen laſſen; ſie bekommen zuletzt einen ganz dicken Kropf, in welchem man, wenn man ihn aufſchneidet, einen recht feſten Ballen zuſammen gedrängter Heupferde, die vielleicht, ihrer langen Flügel wegen, endlich eine Unverdaulichkeit verurſachen, antrifft. Dieſe Nachricht wird daher den Hausmüttern dazu dienen, daß, wenn ihre Hühner auf dieſes Inſect zu ſtarke Jagd gemacht haben, und davon zuletzt einen dicken Kropf davon tragen und behalten ſollten, ſie nur allein die jungen, nicht aber die alten, Hühner das Jahr über gehen laſſen. Uebrigens aber lebt das Heupferd nicht nur von Inſecten, ſondern auch von Vegetabilien. Daß es die kleinern Inſecten fangen müſſe, iſt daraus zu ſchließen, weil es, nach einigem Stillſtande in der Luft, gleich einem Raubvogel, ſehr ſchnell in gerader Linie fortſchießt. Es fängt ſo gar die Bienen nahe an den Körben weg, trägt ſie fort, ſetzt ſich auf einem Baume nieder, und verzehrt ſie. Uebrigens hat ſchon Friſch angemerkt, daß ſich die Libellen von andern fliegenden Inſecten, die kleinen von Fliegen, die größern

ſo

ſo gar von den Papilionen, inſonderheit den weißen, nähren, und ſie häufig wegfangen.

27. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, S. 225.

Die Heupferde nähren ſich aber auch von Vegetabilien, und ſind inſonderheit dem Sommergetreide ſehr ſchädlich, indem ſie die Schüſſe, ſo bald ſie aus der Erde hervorkommen, dermaßen tief abfreſſen, daß dieſe ſelten wieder ausſchlagen, und das Korn eingeht, und in der Erde verfault. Das Gegenmittel wider dieſe Geſchöpfe iſt von beſonderer Art. Man hat bemerkt, daß ſie den Geſchmack der Bitterkeit gar nicht ausſtehen können. Gemeiniglich kochen die Landleute Wermuth in Waſſer, und ſprengen es über die Saaten, welche das Heupferd zerfrißt. Ein noch ſtärkeres Mittel aber hat man an den Coloquinthen, als dem häßlichſten Bittern in der Welt. Eine ſehr kleine Quantität davon theilt ihren Geſchmack einer großen Menge Waſſers mit; dieſes muß über das Getreide geſprenget werden, und wird allemal von guter Wirkung ſeyn.

2 An einigen Orten führt auch die Heuſchrecke dieſen Namen; ſiehe dieſes Wort.

Heu=Recht, das Recht, das auf einer Wieſe wachſende Gras zu Heu zu machen. **Eine Wieſe hat Heurecht**, wenn ſie nur ſo lange gehäget werden darf, bis ſie gemähet und das Heu eingebracht worden. Im Gegenſatze des Gartenrechtes. Siehe auch **Heu=Wieſe**.

Heu=Regiſter, ſiehe oben, S. 199.

Heu=Kupfer, ſiehe oben, S. 188.

Heu=Same. 1. Der Same derjenigen Grasarten, welche ein gutes Heu geben. In weiterer Bedeutung verſteht man darunter allen Samen, welchen man von allerhand auf den Wieſen wachſenden Kräutern und Pflanzen, Graſe, Klee und andern Blumen, wenn ſie völlig reif ſind, bekömmt, in ſo fern er mit dem Heu eingeführet wird, auf den Heuböden und in den Heuſtällen ausfällt, welcher zuſammen gefeget und geſie=

bet wird, und wovon der reine Same etwa zu Ende des Märzes, wenn bald ein Regen zu vermuthen iſt, mit Aſche und Taubenmiſt vermengt, oder auch allein, auf neu angerichtete Wieſen oder unfruchtbare Grasplätze in alten Wieſen geſäet wird. Die Mittel, guten Heuſamen zu dieſem Behuf zu bekommen, werde ich, ſo Gott will, im Art. Wieſe anzeigen.

Dieſer Heuſame iſt auch ein vortreffliches Mittel, Schafe und Federvieh ohne viele Koſten zu mäſten. Man läßt in dieſer Abſicht einen großen Korb mit doppeltem Boden machen. Zwiſchen den beyden Böden müſſen die perpendikulären Stäbe ſo weit aus einander ſtehen, daß die Schafe mit den Köpfen bequem durchkommen können. Oben aus dem Korbe läßt man das große Vieh freſſen. Der durch den erſten Boden, als durch ein Sieb fallende Heuſame, und was ſonſt abfällt, dient den Schafen zu einem vortrefflichen Futter, nach welchem ſie ſehr fett werden. Eben dieſen Abfall kann man auch zum Mäſten der Tru. ihner gebrauchen, wenn man ſolchen mit dem Teige, den man ihnen gewöhnlich giebt, vermiſchet.

Mercure Danois, v. J. 1758.

23. St. der hannöv. Beytr. v. J. 1759, Col. 367.

Eine andere Methode iſt dieſe. Man läßt einige mit Böden verſehene Körbe flechten, an deren Seiten Löcher offen bleiben, wodurch die Schafe mit dem Kopfe kommen können. In dieſe Körbe wirſt man nach und nach alles Heu, welches dem Viehe gegeben w rden ſoll, da dann die Schafe den Kopf in die Körbe ſtecken, und nicht ſowohl von dem Heu freſſen, als es, nur aufrüh en und in die Höhe ſchütteln, wodurch es geſchieht, daß faſt aller Same, der in dem Heu iſt, wieder auf den Boden fällt. Dieſen freſſen ſie ſehr begierig, und ſie werden in kurzer Zeit danach nicht allein fett, ſondern auch ihr Fleiſch ſehr ſchön und wohlſchmeckend. So bald man merkt, daß aller im Heu befindliche Same von den Schafen verzehret iſt, wirſt man es heraus, thut friſches hinein, und giebt das ausgeworfene dem andern Vieh. Dieſe Körbe müſſen nicht breiter gemacht werden, als daß zwey gegen einander über ſtehende Schafe oder Schöpſe mit dem Maule einander erreichen, und

alſo

alſo den Samen auch faſſen können, welcher mitten auf den Boden des Korbes fällt. Die Löcher oder Oeffnungen der Körbe müſſen auch eine hinlänglich geräumige Höhe bekommen, damit die Schafe Raum und Macht genug haben, das Heu recht zu ſchütteln.

Um das Federvieh, inſonderheit kalekutiſche Hühner, ohne ſonderliche Koſten mit dem Heuſamen zu mäſten, klopfet man jedes Heubund, ehe man es dem Vieh oder den Pferden vorwirft, in der Scheune mit Stecken, und ſchüttelt es hernach, damit der Same ausfalle. Dieſen vermenget man mit Hafermehl oder Rockenkleyen.

Der verbeſſerte oeconomiſche Tauſendkünſtler, Ulm, 1767, 8. S. 484, f.

Auch zum mediciniſchen Gebrauche iſt der Heuſame in verſchiedenen Fällen dienlich. Heuſame und Kamillenblumen als ein Umſchlag warm aufgelegt, zertheilt Geſchwulſte. In Contracturen der Glieder, inſonderheit der Füße, ſetzt man dieſe öfters in ein Dunſtbad von Heuſamen, und räuchert hernach mit dem trocknen Samen. In Nierenſchmerzen und Harnſtrenge, kocht man Säckchen mit Heuſamen in Waſſer, drückt ſie aus, und legt ſie in der Gegend der Nieren und der Scham auf.

2. An einigen Orten iſt der Sichelklee, der auf den Wieſen wächſet, und ein gutes Futterkraut iſt, Medicago falcata *Linn.* unter dem Namen des ſchwediſchen Heuſamens bekannt; vermuthlich, weil man den Samen dazu aus Schweden bekommen hat. Siehe unter Klee.

Heu-Schaub, in einigen Gegenden, der auf den Wegen, Feldern u. ſ. f zur Warnung aufgeſteckte Strohwiſch; ſiehe Häge-Wiſch.

Heu-Scheibe, ſiehe oben, S. 188.

Heu-Schein, ein Schein, d. i. Neumond in dem Julius oder Heumonate; ſiehe Schein.

Heu-Scheuer. 1. Eine Scheuer oder Scheune, zur Aufbewahrung des Heues und Grummets; ſiehe oben, S. 182, f.

2. In Thiergärten und Gehägen, ein Gebäude für das Wild, daſſelbe den Winter über mit Futter darin zu erhalten; ſiehe oben, S. 268.

Heu-Schlag, ſ. Häge-Schlag.

Heu-Schlitten, ſiehe oben, S. 167.

Heu-Schober, ſiehe oben, S. 188 und 195.

Heu-Schoppen, ſ. oben, S. 268.

Heu-Schrecke, ſ. Heuſchrecke.

Heu-Schuppen, ſ. oben, S. 268.

Heu-Seil, ſ. oben, S. 164.

Heu-Senſe, ſ. oben, S. 152.

Heu-Stock, ſ. oben, S. 188.

Heu-Vogel, ein Name, welcher im gem. Leben dem Bienenfraße oder Immenwolfe, einer Art Bracher oder Brachvögel gegeben wird, welcher an andern Orten auch der Heumacher oder Heumäher heißt; vielleicht weil er einſam auf den Wieſen herum geht, und daſelbſt die Bienen aufſucht; Merops, Apiaſter, Arquata in deſertis *Klein.* Es iſt einer von den Brachvögeln oder größern Sichlern (Sichelſchnäblern, Numenii *Klein.*), der einen gekrümmten, dreyeckigen und oberwärts erhabenen Schnabel, mit gleich langen Kiefern, lange hervor ragende Flügel, und einen geſpaltenen handbreiten Schwanz hat, deſſen Federn blau oder grünlich, und die mittelſten die längſten ſind. Sein Kopf iſt groß, die Stirn grünblau, der Scheitel rothgrün oder roth, der Strich längs dem Kopfe ſchwarz, das Kinn gelb, der Nacken grünroth, die Bruſt röthlich und weiter unten blau, die Schwungfedern an der Spitze ſchwarz, die erſten blaugrün, die mittlern pomeranzengelb, und die letzten blau. Man kann ſeine Stimme weit hören.

Heu-Wage, ſiehe oben, S. 171, und 204, fgg.

Heu-Wagen, ſ. oben, S. 164, fgg.

Heu-Wieſe, eine Wieſe, welche Heurecht hat, d. i. von welcher das Gras zu Heu gemacht werden darf; zum

Unter-

Unterſchiede von denjenigen Wieſen, welche zu allen Zeiten für das Vieh offen ſtehen müſſen. Siehe auch Heu-Recht.

Heu-Würmer, ſiehe oben S. 266, fgg.

Heuen, ſiehe oben, S. 147.

Heuer, ein Nebenwort der Zeit, dieſes Jahr, in dieſem Jahre, welches im Hochdeutſchen nur noch im g. L. üblich iſt; im Gegenſatze des Oberdeutſchen firn und fern, voriges Jahr. Das Obſt iſt heuer gut gerathen. Der Wein wird heuer ſchwerlich reif werden. Ich habe ihn heuer noch nicht geſehen.

Im Lat. horno, im Niederſ. jarel, wie wekel, dieſe Woche, vermuthlich von dem alten he, ha, Hebr. הו, dieſer, dieſes, und Ar, Jahr, wie heint, bey dem Ottfried hinaht, von dieſem Vorworte und Nacht. Siehe Heuerig, Heint und Heut.

Heuer, (die) ein Wort, welches nur noch im g. L., beſonders Niederſachſens, üblich iſt, ſowohl den Vertrag über den Nießbrauch eines Grundſtückes gegen eine gewiſſe Abgabe, die Miethe, den Pacht, als auch dieſe Abgabe ſelbſt zu bezeichnen. Die Heuer eines Hauſes, eines Ackers, eines Gutes, eines Weinberges u. ſ. f. Jemanden die Heuer aufſagen. Die Heuer bezahlen. Ein Haus zur Heuer bewohnen, zur Miethe. In einigen Gegenden iſt es männlichen Geſchlechtes, und bedeutet alsdann auch den Pachter oder Miethmann. Daher die Zuſammenſetzungen Heueracker, Heuerfeld, Heuergut, Heuerland, Heuerwieſe, Grundſtücke, welche man zur Heuer, d. i. in Pacht, hat oder austhut, Heuersmann und Heuerleute, Pachter oder Miethmann, Pächter oder Miethleute, Heuerjahr, das Pachtjahr, Heuerſchilling, das Pacht- oder Miethgeld, Heuerkorn, Korn, welches ſtatt des Pachtgeldes gegeben wird u. ſ. f.

Im Niederſächſiſchen, wo dieſes Wort eigentlich einheimiſch iſt, Hür, im Dän. Hyre, im Albaniſchen Κυρὰ. Nicht

von dem vorigen Nebenworte, wie Friſch will, als wenn es ſo viel hieße, als der heurige Genuß, ein Zins, ſondern von dem Wall ſ. hwr, der Lohn, daher noch im Engl. Hire, den Lohn, und to hire, um Lohn dingen bedeutet. Im Angelſ. iſt Hyra. die Zinſen. Siehe Heuern.

Heuerig, zuſammengez. heurig, das Beywort von dem Nebenworte heuer, was in dieſem Jahre iſt, oder geſchehen iſt, oder noch ſeyn und geſchehen wird; im Gegenſätze des fernig. Die heurigen Früchte. Heuriges Obſt. Heuriger Wein. Im heurigen Jahre.

1. Heuerling, Hürling, von dem Nebenworte heuer, im g. L., ein Ding, welches von dieſem Jahre iſt, in dieſem Jahre gezeuget oder erzeuget worden. So werden die jungen Fiſche von dieſem Jahre häufig Heuerlinge genannt, unter welchem Namen in Oberdeutſchland, beſonders die jungen Bärſe von dieſem Jahre (ſ. Th. III, S. 563) bekannt ſind. Siehe auch Grühe, Th. XX, S. 163. In Strasburg werden die jungen einjährigen Hechte Heuerlinge genannt. Junge Lämmer, imgleichen im Weinbaue junge Nebenſchöſſe von dieſem Jahre führen gleichfalls den Namen der Heuerlinge

2. Heuerling, im g. L., beſonders Niederſachſens, ein Miethmann, welcher zur Heuer wohnet; imgleichen, der ſich um Lohn zu einer Sache dingen läßt, ein Miethling; von Heuer, Lohn, und dem folgenden Zeitworte.

Heuern, (*) im g. L., beſonders Niederſachſens, miethen, pachten, von Grundſtücken. Ein Gut, ein Haus, einen Acker, einen Garten, eine Wieſe heuern. Daher die Zuſammenſetzungen abheuern, ausheuern und verheuern.

(*) Im Niederſ. hüren, ehedem huren, im Dän. hyre, im Schwed. hyra, im Angelſ. hyran, im Engl. hire, im Holl. huuren. Siehe die Heuer. In härtern Mundarten lautet dieſes Zeitwort heuren.

Heulen. (*) 1. Dieſes Wort drückt einen ſtarken, gedehnten, kläglich und zugleich widerlich klingenden Laut aus, welchen ein ſtarker Wind, wenn er ſich an einem Orte fängt, imgleichen die Hunde zu manchen Zeiten, wie auch die Wölfe, welche auch davon den Namen haben, zu machen pflegen; von denen man daher auch ſagt, daß ſie heulen. Die Winde heulen durch die gebogenen Gipfel. Man muß mit den Wölfen heulen; wer unter den Wölfen iſt, muß mit heulen, L. Ulula cum lupis, Fr. il faut hurler avec les loups, d. i. man muß ſich in die Zeit ſchicken; man muß zuweilen, der Geſellſchaft zu gefallen, manches mitmachen, das man im Grunde eben nicht für recht erkennt. Bey den Jägern heulen auch die Hohl- oder Ringeltauben, wenn ſie ſich locken, welches von andern rückſen genannt wird.

2. In engerer Bedeutung von Menſchen, mit lauter und zugleich kläglicher Stimme weinen, wo dieſes Wort einen verächtlichen Nebenbegriff hat, ſo wie dieſe Art zu weinen ſelbſt etwas Niedriges und Verächtliches verräth; ob es gleich in Luthers deutſchen Bibel ſehr häufig für laut weinen, laut klagen gebraucht wird. Sie ſchreyt nicht, ſondern heult aus voller Lunge, Fr. elle ne crie pas, elle hurle, ſagt man von einer Perſon, die ein widrig klingendes wehklagendes Geſchrey erhebt. Figürlich auch, einen ähnlich widerlichen Laut von ſich geben. Eine Orgel heult, wenn ſie verſtimmt iſt, oder wenn eine Pfeife auch ungerührt eine Stimme von ſich giebt.

(*) Im Niederſ. hulen, im Engl. howl, im Dän. hyle, im Schwed. ulfwa, im Isländ. ylfa, yla, im Finniſchen ulwon, im Franz. heurler, hurler, im Ital. hurlare, im Span. ahullar, aullar, im Lat. eiulare, ululare, im Gr. ολολυζειν, ὑλαειν, im Hebr. אליל, im Arab. אלל; über welche Uebereinſtimmung man ſich wundern darf, da alle dieſe Wörter, ſo wie gallen, hallen, ſchallen u. ſ. f. den Laut nachahmen, welchen ſie ausdrücken.

Heul-Kreiſel, ſiehe Kreiſel.

Heune, (der) ein nur noch unter dem großen Haufen, beſonders Niederſachſens, übliches Wort, wo es gemeiniglich Hüne lautet, und verſchiedene Bedeutungen hat.

1. Ein Fremder, ein Ausländer. Wenigſtens erklärt Kilian das Niederländiſche Heyn auf dieſe Art. Beſonders pflegte man ehedem die Wenden mit dieſem Namen zu belegen, da er denn ſehr deutlich mit dem Worte Hunne überein kömmt. Die Wenden und Heunen, Avent. bey dem Friſch.

2. Ein Rieſe, wenigſtens legt man heut zu Tage dem Worte dieſe Bedeutung bey. Er iſt ſo groß wie ein Heune. Daher auch die Grabhügel der ehemaligen heidniſchen Einwohner Deutſchlandes, welche noch an vielen Orten angetroffen werden, bey dem großen Haufen unter dem Namen Heunengräber oder Hünengräber, Hünenbetten, Hünenhügel, bekannt ſind. Indeſſen ſteht es dahin, ob dieſe Bedeutung wirklich alt iſt, und ob ſie nicht erſt in den ſpätern Zeiten aus Unkunde der vorigen oder folgenden Bedeutung entſtanden iſt.

3. Bey den alten Frieſen bedeutete Hüne oder Hünne, einen Todten, und in Gröningen und dem Osnabrückiſchen wird ein Todtenkleid noch jetzt ein Hünenkleid oder Heinenkleid genannt.

Heurath, (die) die Verbindung zwoer Perſonen, zum ehelichen Stande; wo dieſes Wort von beyden dazu gehörigen Perſonen geſagt werden kann. Auf die Heurath gehen oder ausgehen, eine ſolche Verbindung zu treffen ſuchen; im n. D. auf die Freyd gehen. Sie haben eine Heurath unter ſich verabredet, beſchloſſen. Eine Heurath ſtiften, ſo fern ſolches von Mittelsperſonen geſchieht. Die Heurath vollziehen, 1. Macc. 10, 56. Eine gute Heurath treffen. Eine vortheilhafte Heurath thun. Die Heurathen ſchlagen nicht allemal glücklich aus.

Die-

Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Willerath Hirat, im Schwabenſp. Heurat. Man ſchreibt es bald Heirath, bald Heyrath, beydes aber aus Unkunde der wahrſcheinlichſten Abſtammung, welche indeſſen ſo ausgemacht noch nicht iſt. Wachter und Ihre leiten es von dem alten Hiu, Hew, Familie, Haus, und raten, zubereiten, verbinden, her, welche Ableitung dadurch wahrſcheinlich wird, daß Ottfried hiun wirklich für heurathen gebraucht. Indeſſen hat doch Friſchens Ableitung in vielen Stücken eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit, der es von Heuer und heuern abſtammen läſſet, nicht ſo fern ſolches miethen, ſondern käuflich an ſich bringen, bedeutet, weil bey den älteſten Völkern die Weiber gekauft werden mußten. In einem 1501 zu Rom gedruckten deutſch-italien. Vocabulario heißt maridare, heiren und maridato, geheiret; und im Holländ. iſt noch itzt verheuren für verheurathen üblich. Friſch führt im Art. Kauſen verſchiedene Beyſpiele an, woraus erhellet, daß man noch lange, eine Frau, einen Mann kaufen, für heurathen geſagt, und das Dän. gifte, Schwed. gifta und Isländ. gipta haben auch keine andere Bedeutung; ſo wie die Römer locare, elocare und collocare im ähnlichen Verſtande gebrauchten. Die letzte Sylbe — ath würde alsdann das Suffixum — de seyn, welches in Zierath, Heimath, dem Oberd. Hemath für Hemd u. a. m. gleichfalls in ath über gegangen iſt. Die Holländer ſagen noch jetzt Huerde. In Stade heißt Huurfrouv, eine Ehefrau. In dem Schwabenſpiegel haben einige Abſchriften für Heurath, Haylach, welches alte oberdeutſche Wort in einer Urkunde von 1450 Heylach, und in dem augsburgiſchen Stadtbuche Heylech lautet, aber zu dem Worte heilig gehört, welches ehedem auch ein Sacrament, und in engerer Bedeutung die Verabredung und Vollziehung des Sacramentes der Ehe bedeutete. Nach eben dieſem Muſter könnte auch das alte hir, heilig (ſ. Hehr) in Betrachtung kommen, von welchem Hirde, Heirde, Heirath, eben daſſelbe bedeuten würde.

Daher heurathen, eine Heurath treffen, ſchließen. In einigen Gegenden braucht man dieſes Zeitwort ſchon, wenn die künftige Ehe nur zwiſchen zwoen Perſonen verabredet worden, beſonders nach der feyerlichen Verlobung; am häufigſten aber nach der feyerlichen Einſegnung vor dem Altare, da es dann von beyden Perſonen geſagt werden kann. Werden Sie

nicht bald heurathen? Sie hat ſchon geheurathet. Sie wollen einander heurathen. Reich heurathen, eine reiche Perſon heurathen. Glücklich, unglücklich, ſchlecht, gut heurathen, eine glückliche oder unglückliche Heurath thun u. ſ. f. Imgleichen, ſich um eine Perſon ehelich bewerben. Um eine Perſon heurathen. Nach Geld heurathen, eine reiche Perſon zu heurathen ſuchen.

In dem 1523 zu Baſel gedruckten N. T. Lutheri wird heurathen als ein unbekanntes Wort durch mannen, eelichen erkläret.

Daß die Heurath, oder die Verbindung zwoer Perſonen zum ehelichen Stande, die Wurzel und die Stütze der menſchlichen Geſellſchaft ſey; wie das erſte Muſter dieſer Vereinigung beſchaffen geweſen; die Nothwendigkeit der geſetzlichen Ehen zur Bevölkerung; die Hinderniſſe, welche der Beförderung des Eheſtandes im Wege ſtehen; die Mittel, den Eheſtand zu befördern und zu verbeſſern; Gedanken über die Beförderung der ehelichen Fortpflanzung der bürgerlichen Geſellſchaft; dasjenige, was zur Rechtmäßigkeit einer Ehe gehört; die Eheſtiftung; das Eheverlöbniß u. ſ. f. ſiehe im X. Th. S. 143, fgg.

Das gar zu frühe Heurathen iſt der Bevölkerung ſchädlich. Der Same iſt vor dem männlichen Alter noch nicht reif genug, und die Spannnerven des Zeugungsgliedes werden, wenn es zu früh gebraucht wird, bald ſchlaff. Das männliche Alter tritt aber bey allen Völkern nicht zu einer Zeit ein. Das Klima und die Nahrung machen hierin einen großen Unterſchied. Die Morgenländer werden eher mannbar, als die Abendländer; das macht theils ihre warme Zone, und theils verurſachen es ihre überaus nahrhafte Speiſen. Es würde daher nicht rathſam ſeyn, den Gebrauch der Morgenländer, früh zu heurathen,

bey den Abendländern einzuführen. Die Beherrſcher Europens haben zwar nicht das Staatsſyſtem des Lykurg angenommen; aber ſie unterhalten doch, ſowohl zu Friedens- als Kriegszeiten, zahlreiche Armeen, welche Leute erfordern, die von Natur einen dauerhaften Körper haben, zumal da ſie jetzt nicht ſo früh in die Winterquartiere gehen, als vormals, und durch Wind und Wetter öfters mehr leiden, als vom Feinde. Mit der Schifffahrt hat es gleiche Bewandtniß. Ehedem ſahe man nach Martini, und bis zum März, kein Schiff in der Oſtſee; jetzt befährt man ſie den ganzen Winter durch. Es iſt nicht nöthig, daß ich hieraus die ſchädlichen Folgen ziehe; ein jeder ſieht ſie von ſelbſt ein. Wollte man mir den Einwurf machen, daß die Juden, ob ſie gleich in kalten Ländern wohnen, dennoch früh heuratheten, zum Theil viele Kinder zeugten, und theils auch ein hohes Alter erreichten: ſo dient darauf zur Antwort, daß die Juden nahrhaftere Speiſen (*) genießen, als die Chriſten; daß jene ihre Kinder der Kälte nicht ſo ſehr ausſetzen, als dieſe; daß die Juden nicht ſo viele Gelegenheiten zu Ausſchweifungen in der Liebe haben, als die Chriſten, welches theils ihre Religion, theils ihre Abneigung, welchen den Chriſten ſchon in der Kindheit gegen die Juden beygebracht wird, und theils die Polizey, unter der ſie leben, verurſachet; daß die Juden keine ſchwere Arbeit, die ſie entkräften kann, verrichten, und daß hundert Juden, die vor dem 20ſten Jahre heurathen,

(*) Fazzello gedenkt verſchiedener Weiber, die an 40 Kinder gehabt haben; und Carrera einer Frau, die 47 Kinder geboren hat. Sollte die Fruchtbarkeit der ſicilianiſchen Weiber wohl nicht von ihren nahrhaften Speiſen herkommen; und ſollte die Gewohnheit ſolches nicht anzeigen, da die Begleiter des Brautpaares nach den Trauungscermonien, auf den Bräutigam und die Braut Hände voll Weizen werfen, und damit den ganzen Weg über bis in das Haus des Bräutigams fortfahren.

then, doch nicht ſo viele Kinder zeugen, als hundert Chriſten, die erſt zwiſchen dem 20 und 30ſten Jahre heurathen.

Den Frauensperſonen kann die gar frühe Verheurathung ebenfalls ſchädlich werden, zumal, wenn die Männer von der Natur ſtark begabet ſind und ein hitziges Temperament haben. Sie werden zum Concipiren öfters untüchtig gemacht; oder wenn ſie mit der Zeit auch ſchwanger werden, ſo laufen ſie bey der Geburt doch mehrere Gefahr, als andere, die zur animaliſchen Fortpflanzung reif geworden ſind. Das Klima hat hieran auch ſeinen Antheil, ſo wie es überhaupt alle Geburten erleichtert oder erſchweret. In kalten, beſonders aber bergigen Gegenden, ſind die Geburten ſchwer und gefährlich; in warmen und niedrigen Gegenden ſind ſie leichter. An einigen Orten in der Schweiz und auf den Alpen ſtirbt faſt die Hälfte der Weiber im Kindbette; daher diejenigen, welche es nur irgend thun können, ſich etliche Wochen vor ihrer Niederkunft in niedrige Gegenden begeben.

Im Königreiche Decan, in Oſtindien, werden die Kinder überaus jung verheurathet. So bald der Knabe 10, und das Mädchen 8 Jahre alt iſt, laſſen die Aeltern ſie zuſammen ſchlafen, und einige bekommen in dieſem Alter ſchon Kinder. Allein, die Weiber, welche ſo zeitig Kinder bekommen, hören insgemein, wenn ſie 30 Jahr alt ſind, auf, mehrere zu gebären, und werden ungemein runzelig.

Die mauriſchen Weiber gebären ſchon im 11ten Jahre, und werden zuweilen in einem Alter von 22 Jahren Großmütter; dafür aber hören ſie auch bereits im 30ſten Jahre auf, zu gebären.

In welchem Alter verſchwindet die Hoffnung der Jungfern, einen Mann zu erhalten, oder welches iſt das höchſte Alter, in dem das Frauenzimmer heurathet? Ueber dieſe Frage ſind noch bisher, da man ſo viele Wahrſcheinlichkeiten berechnet hat, keine Beobachtungen angeſtellet worden. Deſto größer iſt

das

das Verdienſt eines Predigers in Schweden, des Hrn. **Hedin**, welcher dergleichen in ſeinem Kirchſpiele Kräcklinge, im Stifte Nerike und Sterngnäs, wo in allem 800 Seelen ſind, gemacht hat. Er hat ſeit 37 Jahren, nämlich vom März 1739 an, bis dahin 1776, jedesmal, wenn eine verheurathete Perſon, oder ein Wittwer, oder eine Wittwe, in ſeiner Gemeine mit Tode abgieng, genau nachgefragt und aufgeſchrieben, wie alt die Perſon geweſen, als ſie ſich zum erſtenmal verheurathet habe. Ferner fragte er alle Verheurathete, Wittwer und Wittwen in ſeiner Gemeine, die noch im März 1776 lebten, wie alt ſie geweſen, als ſie zum erſtenmal in den Eheſtand getreten. Hieraus machte er einen Auszug und folgende Tabelle.

Die Zeile A bedeutet das Alter der Heurathenden; die Zeile M die Anzahl der Bräutigame; und die Zeile W die Anzahl der Bräute. Z. B. in der 4ten Reihe: im Alter von 18 Jahren haben 2 Junggeſellen und 17 Jungfern, in Zeit von 37 Jahren, in Kräcklinge geheurathet.

A.	M.	W.	A.	M.	W.
15	0	2	33	10	9
16	0	2	34	11	12
17	0	10	35	8	5
18	2	17	36	6	7
19	3	17	37	4	3
20	8	26	38	7	5
21	10	18	39	1	8
22	10	23	40	1	7
23	11	25	41	3	2
24	34	24	42	3	1
25	29	24	43	1	3
26	29	26	44	0	1
27	27	23	45	0	2
28	20	20	46	0	1
29	25	12	47	0	1
30	21	15	48	0	1
31	24	14	49	1	1
32	15	11	50	0	2
			51	1	0

Alſo

Alſo hält ſich die wahrſcheinlichſte Hoffnung alter Jungfern in Kräcklinge bis ins 34ſte, oder gar bis ins 40ſte Jahr, und ſtirbt erſt mit dem 51ſten gänzlich ab. Bey Hageſtolzen aber bricht ſich dort der Muth zu heurathen ſchon im 44ſten Jahre völlig.

Ich halte es der Abſicht gegenwärtigen Werkes gemäß, die bey verſchiedenen Völkern gewöhnlichen Heurath- und Hochzeitgebräuche zu erzählen, da dieſelben die ökonomiſche und Polizeyverfaſſung nach ihrer großen Verſchiedenheit auf eine angenehme Art erläutern.

Billig mache ich in Europa mit den Heurathgebräuchen unſerer alten ehrlichen Deutſchen den Anfang, um ſo mehr, da ich darin ein Muſter der Keuſchheit und nachahmungswürdigen Anſtändigkeit aufſtellen kann, welches ſchon Tacitus, in ſeinem Buche von den Sitten der Deutſchen, Cap. 18, bewundert hat. „Ihre Ehen,“ ſpricht er: „haben ein ernſthaftes Anſehen, und dieſes verdient unter ihren übrigen guten Sitten allerdings das größte Lob; denn „ſie ſind unter den ausländiſchen Nationen faſt die einzigen, welche ſich mit einer Gattin begnügen laſſen, „ich möchte wenige ihrer Edeln ausnehmen, welche „nicht aus Wolluſt, ſondern aus andern Urſachen, „davon abweichen.“ Die erſte Sorge bey ihren Heurathen gieng auf die Gleichheit des Standes, wodurch dem Nachtheil einzelner Familien und den Unordnungen im gemeinen Weſen ſehr glücklich vorgebeuget wurde. Das longobardiſche Geſetzbuch, Tit. 88, L. 9, 10. hat darin die ſtrengſten Vorſchriften gegeben, und feſtgeſetzt, daß, wenn ein Leibeigener eine Freye zur Einwilligung in eine Heurath bringt, er am Leben geſtraft werden ſolle, die Frauensperſon aber, welche ſo wenig edeln Stolz beſaß, ward der Willkühr ihrer Aeltern überlaſſen, ſie entweder zu tödten, oder außer der Provinz

vinz zu verkaufen, und mit dem Ihrigen zu machen, was ihnen beliebte. **Adam von Bremen** bezeuget, daß dieſes unter den Sachſen ebenfalls auf die ſtrengſte Art beobachtet worden, und man dem guten Rathe des in Liebesſachen ſo bewanderten **Ovids** gefolget ſey:

Si qua voles apte nubere, nube pari.

Hatte dieſer Punct ſeine Richtigkeit, ſo war das nächſte Augenmerk auf die Blutsverwandtſchaft gerichtet. Weit entfernt, die Sitten der Perſer und Griechen nachzuahmen, giengen ſie lieber zu weit, als daß ſie ſich der Blutſchande hätten wollen ſchuldig machen. Sowohl K. **Rothar**, in den longobardiſchen Geſetzen, L. 2, Tit. 8, als auch die alemanniſchen Geſetze, ſo gelinde dieſe ſonſt ſind, verbieten die zu nahe verwandten Eheverbindungen bey harter Strafe. (*) In Anſehung des Alters, in welchem junge Leute heurathen konnten, war zwar nicht unter allen beſondern Völkerſchaften einerley Gebrauch; überhaupt aber merkt **Julius Cäſar** von den Deutſchen an, daß ſie ſich eine Ehre daraus machten, nicht als Jünglinge zu heurathen, und es für eine Schande hielten, wenn Jemand unter 20 Jahren eine Frauensperſon berührt hatte. (**) **Tacitus** (***) bezeugt ſolches nicht nur von den Männern, daß ſie im Heurathen ein männliches Alter abgewar-

(*) Im letztern heißt es Tit. XI, §. 1. „Wir verbieten alle zu „nahe verwandte Ehebündniſſe, dergeſtalt, daß es unerlaubt „ſeyn ſoll, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Stief„mutter, Stieftochter, Brudertochter, Schweſtertochter, „Bruderfrau, Frauenſchweſter zu heurathen. Auch ſollen „ſich nicht Bruder- oder Schweſterkinder mit einander ehe„lich verbinden. Wer dawider handelt, ſoll gewärtig ſeyn, „daß das Band der Ehe gerichtlich aufgehoben wird, und al„les ſein Vermögen dem Fiſcus anheim falle. Geringern „Leuten wird die Uebertretung dieſes Geſetzes, bey Verluſt ih„rer Freyheit verboten.“

(**) Infra annum viceſimum foeminae notitiam habuiſſe, in turpiſſimis habent rebus. — Longiſſima apud eos pubertas. L. VI. *de bello gall.* MELA L. III, c. 3.

(***) Am ang. Orte C. 20.

gewartet, ſondern daß man auch den Jungfern Zeit gelaſſen, eine ſo wichtige Verbindung mit reifem Verſtande einzugehen. Varro (*) kann ſich gar nicht darein finden, daß die deutſchen Jungfern 20 Jahr alt werden mußten, ehe ſie heuratheten, da die römiſchen mit Ungeduld kaum das 12te erwarten konnten. Bey jenen hieß es:

Eſte pares, ob hoc concordes vivite; nam vos
Et decor & cantus & amor ſociavit, & *aetas*.

Tit. Jul. Calpurnius.

Nicht bloß die Einwilligung der Braut, ſondern vornämlich ihrer Aeltern und Anverwandten, konnte die Verbindung rechtsbeſtändig machen. Der Biſchof zu Autun hob deswegen ein ſchon 30 Jahr beſtandenes Ehebündniß auf, weil es wider der Aeltern Willen vollzogen war; daher, nach Tacitus Bericht, Aeltern und Anverwandte allemal bey der Verlobung zugegen seyn mußten; und wenn der Bräutigam von ſolchem Eheverſprechen hernach abgieng, wurde er nach den Geſetzen als ſtrafbar angeſehen, (**) indem die Verlobung geſetzmäßig geſchehen war. Eben dieſer Grundſatz, daß keine Ehe ohne Einwilligung der Aeltern, Anverwandten oder Vormünder als rechtmäßig ſollte angeſehen werden, ſetzte diejenigen, welche ein Mädchen mit Gewalt oder durch Ueberredung entführten, in die alleräußerſte Gefahr. K. Theodoricus beſtimmt dem Jungfernräuber Lebensſtrafe, und dem Mädchen, wenn es in die Entführung gewilliget hat, war keine geringere aufbehalten, — pariter occidatur. Ja, wenn Aeltern oder Vormünder ſäumig waren, den Entführer gerichtlich zu belangen und anzuklagen, wurden ſie ſelbſt in das Elend verwieſen. Otto der Große ſetzt in der 967 bekannt gemachten Conſtitution feſt, daß, wenn ſolche Leute hernach auch ehelich verbunden wür-

(*) Lib. II, c. 1.
(**) — culpabilis judicatur, *L. Salic.* Tit. LXX, §. 1.

würden, und ſie in der größten Eintracht lebten, man ſie doch gerichtlich zum Schwert verdammen ſollte, indem alle Ehen auf freyer Wahl, und nicht auf Raub beruhen ſollten.

Nie hätte ich einem deutſchen Freyer rathen wollen, um ein Mädchen anzuhalten, ehe er wirkliche Verdienſte um das Vaterland, er mochte ſolche zu Hauſe oder im Kriege erworben haben, aufweiſen konnte. Wer die von Feinden eroberten Siegeszeichen ſeiner Braut zu Füßen legen, oder ihr die Narben auf der Bruſt zeigen konnte, welche das feindliche Schwert ihm beygebracht, der gieng mit gutem Glücke auf die Heurath aus. Zuweilen waren die loſen Mädchen wohl noch gar ſo eigenſinnig, daß ſie von ihrem Bräutigam forderten, vor ihren Augen in einem Zweykampfe Sieger zu werden; denn da das Hauptverdienſt der Nation in der Tapferkeit beſtand, ſo erforderten ſie tapfere Väter, weil man ſonſt, nach ihrem Vorurtheil, keine tapfere Kinder erwarten könnte.

Hierauf bezogen ſich auch die Geſchenke, welche der Bräutigam, nach Tacitus Bericht, der Braut geben mußte. Dieſes war nicht etwa weiblicher Schmuck, und zum Vergnügen erfundene Galanterien und Nipes oder Kleinigkeiten, ſondern ein Joch Ochſen, ein gezäumtes Pferd, nebſt Spieß und Schild, dem man jedoch zuweilen auch eine Zither beyfügte, wogegen ſie ebenfalls etwas an Waffen dem Bräutigam überreichen mußte.

Die Abſicht dieſer kriegeriſchen Beſchenkung hat uns Tacitus (*) umſtändlich entdeckt. Die Braut, ſpricht er, ſollte ſich dabey beſtändig zur Ausübung der Tugend ermuntern, und ſich erinnern, daß ſie vom Kriege nicht ausgenommen, ſondern ſchuldig ſey, im Krieg und Frieden eine Gefährtin ihres Mannes zu bleiben; wovon man auch viele Beyſpiele antrifft, daß die Weiber ihre Männer mitten in die Schlacht begleitet haben. Was

(*) Annal. L. I. c. 57.

War doch die Gemahlin des Arminius, ihrer Schwangerſchaft ungeachtet, ihrem Manne nicht von der Seite gewichen, als er wider ihren eigenen Vater die Waffen führte.

Dieſe Geſchenke waren vermuthlich der Brautſchatz, welchen der Mann ſeiner Frau zubringen mußte. Denn in Deutſchland herrſchte nicht die Gewohnheit der Römer, die wir auch noch heutiges Tages haben, daß von dem weiblichen Geſchlechte ein Brautſchatz verlangt wird, ſondern der Mann mußte ſolchen der Frau zubringen. Zuletzt wurde er gar durch Geſetze beſtimmt, und auf den zehnten oder vierten Theil ſeines Vermögens, oder auch auf eine gewiſſe Summe Geldes feſtgeſetzt; wovon man in Hachenbergs Germ. med. Diſſ. V. §. 6, Beyſpiele angeführt findet. Außerdem empfieng die Braut auch noch eine Morgengabe. Ob dieſe mit dem Methium, deſſen Einige noch gedenken, (ein Braut- oder Hochzeitgeſchenk, welches ein Bräutigam der Braut gab; ganz, wenn ſie eine Jungfer war; halb, wenn er ſie als Wittwe heurathete) einerley oder verſchiedene Geſchenke geweſen ſeyn, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen; ſo viel iſt gewiß, daß ſowohl der Vater der Braut, als auch ihre Brüder, ihr beſonders Geſchenke gaben, welche Faderſium, Faderphium oder Phaderphium (*) genannt wurden. Ueber alles, was die Braut von ihrem Bräutigam oder Anverwandten erhielt, wurde in Gegenwart erbetener Zeugen eine Verſchreibung, welche Fabula genannt wurde, beygelegt.

Am Tage der eigentlichen Verbindung erſchien der Bräutigam bey den Aeltern der Braut; und dieſe hatten die Gewalt und das Recht, dieſe feyerliche Handlung zu verrichten, welches hernach an die Geiſtlichkeit übertragen wurde. In den ältern Zeiten waren beyden

(*) Von Vater und Erbe, oder vielmehr von Fader, anſtatt Vater, und Fio, Güter, Vermögen.

den Theilen die Köpfe ganz kahl geſchoren, welches der Bräutigam an der Braut, und dieſe wieder an jenem verrichten mußte: hernach aber behielt die Braut ihre Haare, welche ungebunden um ihre Schultern hiengen, und mit einem Kranze von Blumen und Kräutern geziert waren, worüber eine Schleppe hieng. Ihr Brauthabit war, nach des Abtes von Urlsſperg Bericht, ein weißes Kleid, welches lang herunter bis an die Erde gieng. Die Copulationsceremonie ſelbſt geſchah mit Wechslung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobey der Vater eine gewiſſe Verbindungsformel ausſprach, in welcher er ſeine Tochter dem Manne empfahl, ſie zu ehren und zu lieben, und ſie in die Gemeinſchaft ſeiner Güter einſetzte, dabey ihr auch Gewalt über Schloß und Schlüſſel ertheilte. Hiemit aber war noch nicht gleich die Hochzeit vollzogen, ſondern die Braut wurde gewiſſen Perſonen anvertrauet, die ſie ſo lange bewahren, und ihr Geſellſchaft leiſten mußten, bis die feyerliche Uibergebung an den Bräutigam geſchehen konnte; denn nicht jeder Tag und Monat war dazu zu gebrauchen, ſondern ſie hielten einige für zu unglücklich, als daß ſie an denſelben eine der wichtigſten Handlungen ihres Lebens unternehmen ſollten. War aber eine bequeme Zeit da, ſo geſchah die Uebergabe und Heimführung mit großen Feyerlichkeiten.

Der Bräutigam mußte ſich ſeine Braut von den Aeltern ausbitten. Dieſe ward von ihren Brautjungfern unter Abſingung gewiſſer Brautlieder, ſo wie ſie damals waren, nach dem Hauſe des Bräutigams geführet. Hinter ihr folgten die gebetenen Gäſte, die alle mit Hochzeitgeſchenken und Glückwünſchen ſich im Hochzeithauſe verſammelten. Der Anfang wurde mit einem Willkommungstrunke gemacht, und alsdann genoß man das Hochzeitmahl. Nach geendigter Mahlzeit nahmen die Brautdiener den Bräutigam auf die Schultern, und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum

Fürſten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu ſetzen und herum zu tragen pflegte. Ohne Zweifel ſollte dieſe Ceremonie anzeigen, daß der Mann das Haupt des Weibes und der Herr dieſer geſtifteten neuen Familie würde. Die übrige Zeit des Tages mußten den Gäſten einige Gaukler mit ihren Grimaſſen und Einfällen die Zeit vertreiben. Vom Tanzen hielt man nichts. Auf fürſtlichen Beylagern wurden Turniere gehalten. Endlich war es Zeit, die Braut zu Bette zu bringen, und ſolches geſchah mit lauter feyerlichen Segenswünſchen. Bey den nördlichen Nationen war der ſchändliche Gebrauch, daß der Gutsherr das Recht hatte, ſich die Braut zuerſt beyzulegen, welches das Jus cunnagii hieß. Dieſes grauſame Recht, die ärgſte Schande jener rauhen Zeiten, hörte mit Einführung der mildern Grundſätze des Chriſtenthumes zwar auf, allein der Eigennutz entdeckte hierin eine Quelle neuer Einkünfte, und es mußte dem Herrn dafür ein gewiſſer Abtrag an Vieh oder Geld entrichtet werden, welches man unter dem Namen Marcheta, Marchetum oder Merchetum mit gutem Gewiſſen einheben zu können glaubte. Noch bis dieſen Tag laſſen ſich Spuren von dieſem großen Moralfehler an einigen Orten entdecken.

So iſt z. B. der ſogenannte Frauenzins noch in der Altmark an den mehreſten Orten gebräuchlich, und die dortigen Rechtskundigen ſehen ihn als ein Ueberbleibſel des ehemals dem Grundherren zuſtändig geweſenen Rechtes an der erſten Hochzeitnacht neuverehlichter Unterthanen an. Hr. Präſid. v. Benekendorf gedenkt im 4. B. ſeiner Oeconomia forenſis, S. 169, einer andern eben ſo ſeltſamen Präſtation in dem Amte Oemsfeld. Es ſoll nämlich der Gebrauch daſelbſt mit ſich bringen, daß, wenn eine Braut durch ein Dorf in einem gewiſſen Pomp und Aufzuge geführt wird, der Gerichtsverwalter ſowohl als der Wirthſchaftsverwalter dafür eine gewiſſe Quantität Hafer unter dem Namen von Springhafer zu fordern berechtigt ſeyn ſollen. Eben ſo ſoll auch in dem Mannsfeldiſchen, zu Naumburg, ein gewiſſer

Zins

Zins unter dem Namen von Kuttenzins, gewöhnlich ſeyn. Doch mag, der Zweydeutigkeit des Ausdruckes ungeachtet, dieſer Zins vielleicht von der Geiſtlichkeit ſeinen Urſprung genommen haben. Denn das Wort Kutte zeigt bekanntermaſſen den gewöhnlichen Habit der Ordensgeiſtlichen an, und iſt nur im Niederſächſiſchen ein zweydeutiger Ausdruck.

Ehe ich zu der Erzählung der Heurath= und Hochzeitgebräuche der übrigen Völker ſchreite, muß ich noch der Probenächte der deutſchen Bauermädchen, und der bey andern ſowohl ältern als neuen Völkern vor der wirklichen Verheurathung gebräuchlichen Probezeit Erwähnung thun. Beynahe in ganz Deutſchland, und vornämlich in der Gegend Schwabens, die man den Schwarzwald nennt, iſt unter den Bauern der Gebrauch, daß die Mädchen ihren Freyern lange vor der Hochzeit ſchon diejenigen Freyheiten über ſich einräumen, die ſonſt nur das Vorrecht der Ehemänner ſind. Doch würde man ſehr irren, wenn man ſich von dieſer Sitte die Vorſtellung machte, als wenn ſolche Mädchen alle weibliche Sittſamkeit vernachläſſigt hätten, und ihre Gunſterweiſungen ohne alle Zurückhaltung an die Liebhaber verſchwendeten. Nichts weniger! Die ländliche Schöne weiß mit ihren Reizen auf eine eben ſo kluge Art zu wirthſchaften, und den ſparſamen Genuß mit eben ſo vieler Sprödigkeit zu würzen, als immer das Fräulein an der Toilette.

Sobald ſich ein Bauermädchen ſeiner Mannbarkeit zu nähern anfängt, findet es ſich, nachdem es mehr oder weniger Vollkommenheiten beſitzt, die hier ungefähr in einem ähnlichen Verhältniſſe, wie bey Frauenzimmern von Stande geſchätzt werden, von einer Anzahl Liebhaber umgeben, die ſo lange mit gleicher Geſchäfftigkeit um ſeine Neigung buhlen, als ſie nicht merken, daß einer unter ihnen der Glücklichere iſt. Alsdann verſchwinden alle übrige plötzlich, und der Liebling hat die Erlaubniß, ſeine Schöne des Nachts zu beſuchen. Er würde aber den romantiſchen Wohl-

ſtand ſchlecht beobachten, wenn er den Weg geradezu durch die Hausthüre nehmen wollte. Die Dorfetiquette verlangt ſchlechterdings, daß er ſeine nächtlichen Beſuche durch das Dachfenſter bewerkſtellige. Wie unſere ritterbürtige Ahnen erſt dann ihre Romane glücklich geſpielt zu haben glaubten, wenn ſie bey ihren verliebten Zuſammenkünften unerſteigliche Felſen hinan zu klettern und ungeheure Mauern herab zu ſpringen gehabt, oder ſich ſonſt den Weg mit tauſend Wunden hatten erkämpfen müſſen: eben ſo iſt der Bauerkerl nur dann mit dem Fortgange ſeines Liebesverſtändniſſes zufrieden, wenn er bey jedem ſeiner nächtlichen Beſuche alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, den Hals zu brechen, oder wenn ſeine Göttin, unterdeſſen daß er zwiſchen Himmel und Erde in größter Lebensgefahr da hängt, ihm aus ihrem Dachfenſter die bitterſten Neckereyen zuruft. Noch in ſeinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeiſterung dieſe Abentheuer ſeinen erſtaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben ſo heldenmüthige Art zu lieben.

Dieſe mühſame Unternehmung verſchaffet Anfangs dem Liebhaber keine andere Vortheile, als daß er etliche Stunden mit ſeinem Mädchen plaudern darf, welches ſich um dieſe Zeit ganz angekleidet im Bette befindet, und gegen alle Verräthereyen des Amors wohl verwahrt hält. Sobald ſie eingeſchlafen iſt, muß er ſich plötzlich entfernen; und erſt nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja in der Folge giebt die Dirne ihrem Buhler unter allerley ländlichen Scherzen und Neckereyen Gelegenheit, ſich von ihren verborgenen Schönheiten eine anſchauliche Erkenntniß zu erwerben, läßt ſich überhaupt von ihm in einer leichtern Kleidung überraſchen, und geſtattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit einer Mannsperſon befriedigen kann. Doch auch hier wird immer

immer noch ein gewiſſes Stufenmaß beobachtet, wovon aber das Detail anzugeben, die Zärtlichkeit des Wohlſtandes verbietet. Man kann indeſſen vieles aus der Benennung Probenächte errathen, welche die letztern Zuſammenkünfte haben, da die erſtern eigentlich Kommnächte heißen.

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung ſeiner letzten Wünſche ſo lange, bis er Gewalt gebraucht. Das geſchieht allzeit, wenn ſie noch wegen ſeiner Leibesſtärke einige Zweifel hägen. Es kömmt daher ein ſolcher Kampf dem Kerl oft ſehr theuer zu ſtehen, weil es nicht wenig Mühe koſtet, ein Bauermädchen zu bezwingen, welches jene wollüſtige Reizbarkeit nicht beſitzt, die Frauenzimmer von Stande ſo plötzlich entwaffnet. Dieſen Umſtand etwas begreiflicher zu machen, berufe ich mich auf Strauſſens Reiſebeſchreibung, Amſt. 1678, worin von den Europäern mit den ſchönen Circaſſirinnen verſchiedene Verſuche angeſtellt worden ſind.

Die Probenächte werden täglich gehalten, die Kommnächte aber nur an den Sonn- und Feyertagen und ihren Vorabenden. Die erſtern dauern ſo lange, bis ſich beyde Theile von ihrer wechſelſeitigen phyſiſchen Tauglichkeit zur Ehe genug überzeugt haben, oder bis das Mädchen ſchwanger wird. Hernach thut der Bauer erſt die förmliche Anwerbung um ſie, und das Verlöbniß und die Hochzeit folgen ſchnell darauf. Unter den Bauern, deren Sitten noch in großer Einfalt ſind, geſchieht es nicht leicht, daß einer, der ſein Mädchen auf dieſe Art geſchwängert hat, ſie wieder verließe. Er würde ſich unfehlbar den Haß und die Verachtung des ganzen Dorfes zuziehen. Aber das ereignet ſich ſehr häufig, daß beyde einander nach der erſten oder zwoten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen hat dabey nicht zu befürchten, in einen übeln Ruf zu kommen; denn es zeigt ſich bald ein anderer,

der gern den Roman mit ihr von vorn anhebt. Nur alsdann iſt ihr Name zweydeutigen Anmerkungen ausgeſetzt, wenn ſie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublicum hält ſich in dieſem Falle ſchlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bey ihr zu argwohnen. Die Landleute finden ihre Gewohnheit ſo unſchuldig, daß es nicht ſelten geſchieht, wenn der Geiſtliche im Orte einem Bauer nach dem Befinden ſeiner Töchter fragt, dieſer ihm, zum Beweiſe, daß ſie gut heran wüchſen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie ſie ſchon anfiengen, ihre Kommnächte zu halten. Keysler giebt in ſeinen Reiſen uns eine ſehr drollige Erzählung von einem Prozeſſe, den die Bregenzer Bauer ehemals zur Vertheidigung einer ſolchen Gewohnheit geführt haben, die ſie fügen nennen, und die ich im XV. Th. S. 438, f. angeführt habe.

Die Caſuiſten, welche ſich eben nicht immer von den erlaubten und unerlaubten Begattungsarten die richtigſten Begriffe machen, und manchmal dasjenige für Sünde halten, was keine iſt, und dasjenige nicht dafür halten, was doch eine iſt, ereiferten ſich von je her ſehr über dieſen ländlichen Gebrauch. Er mußte ihnen daher ſehr oft zum Stoffe dienen, ihre Beredſamkeit auf eine ſehr vortheilhafte und pathetiſche Weiſe zu zeigen. Die katholiſchen Landprieſter, die mit den Angelegenheiten und mit dem Character ihrer Seelenbefohlnen zuweilen etwas näher, als die Proteſtanten mit den ihrigen, bekannt ſind, und mithin die Untadelhaftigkeit dieſer Sitte beſſer einſehen, äußern darüber mehr Duldſamkeit, als Letztere, die nie unterlaſſen, ihre Bauern deswegen mit den heftigſten Strafpredigten zu verfolgen; und weil doch dieſe Züchtigungen nicht allzeit von Wirkung ſind, ſo verſäumen ſie keine Gelegenheit, zu Vertilgung dieſes heidniſchen

Gräuels

Gräuels den weit kräftigern weltlichen Arm zu Hülfe zu rufen. Die Klagen eines gewiſſen geiſtlichen Aufſehers im Herzogthume Würtemberg vom 16ten Jahrhundert erzählt Hr. Prof. **Fiſcher** im 2. Bande ſeines Verſuches über die Geſchichte der deutſchen Erbfolge. (*) Der Kanzler **von Ludewig** (**) verwarf ebenfalls dieſen Gebrauch mit Geringſchäzung, und that auf den Cardinal **Heinr. v. Seguſio**, welcher denſelben ſchon im 13ten Jahrhunderte bey den Sachſen beobachtete, einen ſehr haſtigen Ausfall. Wenn es der Wohlſtand nicht unterſagte, gewiſſe Forſchungen allzu weit zu verfolgen, und ihr endliches Reſultat enthüllt darzuſtellen, ſo könnte man ihn leicht überführen, daß dieſe Sitte nicht nur in der Phyſiologie des Menſchen gegründet, ſondern auch eine für die Bevölkerung ſehr heilſame Anſtalt ſey. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf dasjenige werfen, was in großen Städten alle Tage zu geſchehen pflegt. Wie viele Ehen findet man da nicht, wo die Männer im beſten Alter erſchöpfte Greiſe ſind; wo blühende Damen durch die allzu frühzeitigen, und nicht ſelten unnatürlichen Wollüſte ihrer Gemahle zu einer beſtändigen ehelichen Nüchternheit verdammt ſind! Wie ſehr müſſen dieſe ihre weibliche Sittſamkeit nicht verläugnen, wenn ſie ſich entſchließen, vor einem Collegium über eine ſolche Angelegenheit Klage zu führen, und darüber die unverſchämten Einwürfe eines widrigen Advocaten anzuhören, dem man oft zur Replik die Antwort wiederholen möchte, welche ſchon lange die Gemahlin des **Germanicus** dem **Tiberius** gegeben hat! Weil es alſo, für die Bauermädchen eine Apologie zu machen, und die moraliſche Unſchädlichkeit ihrer Galanterie zu zeigen, nicht taugt: ſo will ich wenigſtens beweiſen, daß

(*) Im 2. Th. des Urkundenbuches, S. 332, f.
(**) In No. 34 und 35 der halliſchen Anzeigen, v. J. 1735.

daß ſie allen Ständen unſerer Nation gemein geweſen, und eine Urſitte der Menſchheit iſt.

Es hat es ſchon lange **Grupen** (*) beobachtet, daß ſich in ältern Zeiten alle deutſche Bräute vor der Hochzeit hätten beſchlafen laſſen. Wir treffen noch in der ſpätern Zeit unter dem hohen Adel Beyſpiele an. Herr Prof. **Köhler** (**) liefert uns eine Urkunde, nach welcher Graf **Johann IV. von Habsburg**, 1378, da er ſchon ein halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der **Herzland von Rappoltſtein** gehalten hatte, zuletzt von ihr den Korb bekam, weil ſie ihn der Unmännlichkeit beſchuldigte. Gleich in dem nächſten Jahrhunderte kömmt im habsburgiſchen Hauſe ein anderes Beyſpiel vor. Nachdem Kaiſer **Friedrich III.** ſich die Prinzeſſin **Leonore von Portugal** durch ſeine Geſandten verlobt hatte, und dieſes Verlöbniß durch den Papſt beſtätiget war, zauderte er doch mit der Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italiäniſche Kinder zeugen wollte. Die Prinzeſſin, der dieſer Verzug etwas lange Weile verurſachen mochte, wandte ſich deswegen an ihren Oheim, den König **Alphonſus** von Neapel. Allein da dieſer nicht viel mehr bey dem Kaiſer auszurichten vermochte, ſo brach er zuletzt in dieſe Worte aus: „Du wirſt alſo meine Nichte nach Deutſch„land führen; und wenn ſie dir dort nach dem erſten Bey„ſchlafe nicht gefällt, mir wieder zurück ſenden, oder ſie viel„leicht gar vernachläſſigen, und dich mit einer andern ver„mählen. Beſchlafe ſie vielmehr hier, damit du, wenn ſie „gefällt, die angenehme Waare mit dir nehmen, oder wo nicht, „uns die Bürde zurück laſſen kannſt.“ Der phlegmatiſche **Friedrich** fand auf einmal dieſe Vorſtellung ſo nachdrücklich, daß er im Augenblick jene bekannte Ceremonie veranſtaltete, die den portugieſiſchen Damen ein ſo großes Aergerniß verurſacht hat. Mit der Tochter dieſes Kaiſers, **Kunigunda**, hielt Herzog **Albrecht IV.** von Bayern das Beylager zu Inſpruck, und feyerte erſt nach der Heimführung zu München die Hochzeit mit ihr. Herzog **Ludwig I.** von Bayern hielt mit der Gräfin **Ludmille von Bogen**, einer gebornen böhmiſchen Prinzeſſin, eine Probenacht, und vollzog die Ehe in Jahresfriſt.

In den älteſten Zeiten fieng die Probenacht mit dem Raube des Frauenzimmers an, und erſt ein Jahr hernach geſchah die

(*) De uxore theotiſca, Goett. 1748. Cap. 2, S. 39.

(**) In Schotts juriſt. Wochenblatt, Lpz. 1773. Jahrg. 2, S. 623, ſqq.

die Vermählung. Auf dieſe Weiſe heurathete z. B. König Suigger von Norwegen die Tochter des Königes Grims von Dänemark. Teudebert, König in Auſtraſien, ließ die Wittwe Teuderia ſchon im J. 533 bey ſich ſchlafen, ungeachtet er ſich erſt ein Jahr nachher förmlich mit ihr vermählte. Hieraus beſtätiget ſich die Anmerkung des P. le Cointe, (*) daß diejenigen Weiber, welche die fränkiſchen Könige neben ihren rechtmäßigen Gemahlinnen hatten, keine Concubinen oder Kebsweiber geweſen ſeyn, ob gleich die gleichzeitigen Annaliſten, aus Mangel einer genauen Kenntniß der deutſchen Gebräuche, und durch ihre allzu große Anhänglichkeit an römiſche und morgenländiſche Sitten, oft verleitet wurden, ihnen dieſe Beynamen zu geben. Es waren allzeit ſolche Gattinnen, die noch in der Probezeit ſtanden, und erſt in der Folge durch die Gebärung eines Kindes zur Würde einer rechtmäßigen Gemahlin gelangten. Wenn die Hebung des ehelichen Brautſchatzes und die Haltung eines Hochzeitmahles dazu kam, (**) ſo war die Ehe in der beſten Form gemacht; wenn dieſe beyde Stücke aber mangelten, ſo war es entweder eine auf die Morgengabe geſchloſſene Ehe, oder nur die eheliche Probezeit. Bey der erſtern, die eine Heurath nach ſaliſchem Gebrauche in den alten Urkunden heißt, waren die Kinder keiner ordentlichen Erbfolge fähig, wohl aber im letztern Falle, weil hier noch die abgängigen Ceremonien des ächten germaniſchen Ehebündniſſes nachgeholt werden konnten. Dahingegen jene, wo man ebenfalls den Ehekaufſchilling erlegte, und vor der Heimführung die Probenacht hielt, als ſchon in ihrer Art vollſtändig, keine weitere Feyerlichkeit zuließ. Noch heut zu Tagen fängt an vielen Orten die eheliche Gemeinſchaft der Güter nicht eher an, als bis die Eheleute ein Kind mit einander gezeugt haben. In der Schweitz verſpricht ſich der Bauer einen recht glücklichen Erfolg ſeines Eheſtandes, wenn ſeine

(*) *Charl. le Cointe* Ann. Franc. Eccleſ. ad a. 773. n. 2. ad a. 803, no. 49 & ad a. 814. Nach den arabiſchen Monumenten war die Hagar eine ſolche Gemahlin des Abrahams, und ihr Sohn Jsmael empfieng daher als Erſtgeborner das gegen Kanaan weit vorzüglichere Arabien. *d'Herbelot* Bibl. orient. S. 420.

(**) Capit. L. VI. c. 730. Nullum ſine dote fiat conjugium, nec ſine publicis nuptiis quisquam nubere præſumat. L. VII. c. 305 — niſi forte illa mulier & ingenua facta, & dotata legitime, & publicis nuptiis honeſtata videatur.

ſeine Frau noch im ledigen Stande ſchwanger geworden iſt. Daraus erklärt es ſich, warum unter den beyden erſten Stämmen der fränkiſchen Regenten die Baſtarde (wenn anders Prinzen, welche ihre Mütter in der Probezeit zur Welt gebracht haben, mit dieſem Namen gebrandmarkt werden dürfen) ohne Unterſchied mit den ehelichen zugleich ſuccedirten. Eben dieſes Erbrecht hatten die natürlichen Söhne in Dänemark, wie in den meiſten nördlichen und ſüdlichen Reichen.

Unſere barbariſche Geſetzbücher zeigen noch hin und wieder Ueberbleibſel von der Probezeit. Nach dem LII. Geſetz der Alemannen mußte einer, der ſeine Braut aufgegeben hätte, ſchwören, daß er ſie weder aus Argwohn irgend eines Gebrechens auf die Probe geſtellt, noch auch wirklich etwas dergleichen bey ihr entdeckt habe. In den ſächſiſchen und alemanniſchen Landrechten und in dem alten goslariſchen Staatsrechte wird eine in der Probenacht vorgegangene Gewaltſamkeit der Nothzucht gleich geachtet.

Es erhellet hieraus der wahre Grund, warum nach dem allgemeinen germaniſchen Rechte die rechtlichen Wirkungen der Ehe vor dem ehelichen Beyſchlaf ihren Anfang nehmen. Denn durch dieſen wird die phyſiſche Eheſtandsfähigkeit der beyden Perſonen außer Zweifel geſezt. Eigentlich iſt er aber doch von jener darin unterſchieden, daß bey ihm die wirkliche Zeugung anfängt, da ſich dieſelbe bloß mit der vorläufigen Unterſuchung der Zeugungsfähigkeit beſchäftiget. Eben daher beziehht ſich das Geſchenk, welches man die Morgengabe nennt, in gewiſſer Abſicht auf beyderley Ceremonien, weil es zum Beweiſe dient, daß die Ehe im fleiſchlichen Verſtande vollkommen in Richtigkeit gebracht iſt.

Unter den karlingiſchen Capitularen hebt das LXXX. des 7. Buches den alten Gebrauch der Probezeit ganz auf, und will, daß beyde Theile keuſch und unbefleckt zu einander in die Ehe treten ſollten. Der longobardiſche König Rothar befahl, die Bräute, die mit andern einen zweydeutigen Umgang gehabt hätten, als Ehebrecherinnen zu beſtrafen. Daher durfte ein Bräutigam ſeine Braut nicht mehr aufgeben, weil ſie die Vermuthung einer unverletzten Keuſchheit nicht mehr für ſich haben konnte. Es gab aber doch zuweilen niederträchtige Männer, welche ihre Geliebten verließen. König Froto III. in Dänemark gab daher ein Geſetz, welches alle Mannsperſonen nöthigte, die einmal beſchlafenen Dirnen zur Ehe zu behalten. Nach dem lübiſchen Rechte wird derjenige, der ſich einer Probenacht mit Unwahrheit rüh-

rühmet, entweder um 80 Mark Silber, oder mit einem halbjährigen Gefängniſſe und ewigen Landesverweiſung geſtraft.

Die Gebräuche unter den Negern zu Congo ſtimmen mit den unſrigen, ſo wie im Ganzen, beſonders in dieſem Stücke überein. Auch ſie erforſchen vorher die wechſelſeitige Fähigkeit zur Begattung ſorgfältig, ehe ſie ſich in ein förmliches Ehebündniß einlaſſen. Bey den Otahiten begatten ſich beyde Geſchlechter ſo lange unter einander, bis ein Mädchen ſchwanger wird; alsdann muß der Vater des Kindes die geſchwächte Dirne heurathen. Daß der Beyſchlaf vor der Heurath noch bey mehrern Völkern erlaubt ſey, wird aus der weiter unten folgenden Erzählung erhellen.

Selbſt bey Völkern, die ſich zu einem hohen Grade von Cultur empor geſchwungen haben, findet man die eheliche Probezeit, oder es zeigen ſich wenigſtens Spuren von ihrer ehemaligen Beobachtung. Schon zu Moſis Zeiten erfolgte bey den Hebräern unmittelbar auf das Verlöbniß der Beyſchlaf, und doch erhielt die Braut dadurch die Rechte einer Ehegattin noch nicht, ob ſie gleich, wenn ſie ſich hernach mit einem andern vergieng, als eine Ehebrecherin geſtraft wurde. Die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher bey dieſem Volke die Zeichen der Jungfrauſchaft gefordert worden, ſtreitet nicht gegen unſere Gewohnheit. Denn kann man wohl von der beyderſeitigen Ehſtandstauglichkeit beſſer überzeugt ſeyn, als wenn jene Zeichen zum Vorſchein kommen? Ihre Philoſophen, die praktiſchen Eſſäer, hiengen den alten Gebräuchen am ſtrengſten an, und nahmen daher ihre Weiber vorher drey Jahre auf die Probe, ehe ſie ſich förmlich mit ihnen verheuratheten, und enthielten ſich ihrer Umarmung wieder, wenn ſie zur Zeugung untüchtig geworden waren. Die Griechen und Römer, die ſich beſonders angelegen ſeyn ließen, das Andenken ihrer Urſitten durch eigene ſymboliſche Gebräuche zu erhalten, haben ebenfalls davon Ueberbleibſel aufbewahrt. Das feyerliche Hochzeitmahl und die förmliche Heimführung dienten bey ihnen zum Beweiſe einer vollzogenen Ehe. Noch ehe bey den Griechen dieſe beyde Ceremonien vor ſich giengen, durfte der Bräutigam ſeine Braut in ihres Vaters Wohnung beſchlafen. Lykurg, der bey ſeiner Geſetzgebung immer am wenigſten von den ächten Sitten der Menſchheit abwich, befahl den Spartanern, daß ſie ihren neuvermählten Weibern ſo lange verſtolner Weiſe beywohnen ſollten, bis ſie ſchwanger würden. Im ältern Rom mußte die Braut nach dem geſchehenen Beylager etliche

Zeit

Zeit in einem beſondern Gartenhauſe zubringen, ehe ihre Ehe durch die Heimführung, durch das Ehekaufsgepränge und durch die Confarreation (*) die gewiſſe Beſtätigung erhielt.

Bey den meiſten Völkern finden ſich alſo Kennzeichen der Probenacht. Und wenn ſie mit gewiſſen ähnlichen Gebräuchen anderer Nationen verglichen werden, ſo kömmt man zur Erkenntniß einer allgemeinen Urſitte der Menſchheit. Auch die Wahrnehmung, daß viele Gebräuche unter den Menſchen, die man für verſchieden hält, oder die wenigſtens moraliſche Unſchicklichkeiten an ſich zu haben ſcheinen, aus einer und eben derſelben Quelle herrühren, wird dadurch in ein Licht geſetzt. Sie ſind meiſt in der phyſiſchen Beſchaffenheit unſers Körpers gegründet, und beſtehen daher mit der natürlichen Unſchuld unſerer Gattung ſehr gut. Faſt alle rohe Völker auf dem Erdboden ſind bey ihrer Heurath auf die Zeit der bewahrten Jungfrauſchaft aufmerkſam, und verlangen dieſelbe bey ihren Bräuten ohne Nachſicht. Andere Nationen ſcheinen über dieſen Punct etwas gleichgültiger zu ſeyn, und verſchiedene Völkerſchaften in Aſien erlauben ihren unverheuratheten Töchtern ſich der öffentlichen Wolluſt in dem Tempel Preis zu geben. Unter den afrikaniſchen Stämmen werden vorzüglich diejenigen Mädchen zu Gattinnen ausgeſucht, die ihre Reitzungen viele Jahre auf Wucher geſetzt, und ſchon im ledigen Stande Kinder geboren haben. An andern Orten wird die Schöne dem Fremden bey ſeiner Ankunft zum Beyſchlaſe angeboten; und wenn er von dieſer vortheilhaften Anerbietung Gebrauch macht, ſtrebt hernach jeder Biedermann nach der Ehre, ihr Gemahl zu werden. In

(*) Confarreatio hieß eine Ceremonie der alten Römer, welche darin beſtand, daß ein neuverlobtes Paar, welches ſeine künftige Kinder zum Prieſterthum widmete, in Gegenwart eines Pontifex und 10 Zeugen von einem Weizenbrode mit einander eſſen mußte.

In Anſehung der Brautnacht ſelbſt giebt es bey den ſüdlichen und nördlichen Völkern ganz verſchiedene Gewohnheiten. Bey jenen wird ſie den fremden oder geringern Perſonen, und nicht ſelten neben der Bezahlung hinterlaſſen, und für ein entehrendes Werk gehalten; da hingegen ſie bey dieſen nur ein Vorrecht des Regenten, des Adels, oder, beſonders in Indien, der Prieſterſchaft iſt. Eben deswegen verehrt man in Aegypten und andern aſiatiſchen Ländern die plötzlichen geilen Ueberraſchungen, welche von den Mönchen auf der Straße geſchehen, als andächtige Handlungen. Man findet die Brautnacht noch in andere Gebräuche gehüllt, die uns zweifelhaft laſſen, welchen moraliſchen Begriff man damit verband. Von der Art iſt z. B. jener, wo die Braut vorher von allen Hochzeitgäſten oder Verwandten, und zuletzt vom Bräutigam beſchlafen wird.

Dem Anſcheine nach ſollte alles dieſes die Richtigkeit der Beobachtung von der Allgemeinheit der ehelichen Tüchtigkeitsprobe bey den neuen Gatten bezweifeln. Der erſte Einwurf von der Sitte, die Kennzeichen der bewahrten Keuſchheit bey der Verheurathung zu fordern, iſt auch wirklich ſehr wichtig, indem nicht geläugnet werden kann, daß dieſes bey allen rohen und Urvölkern gebräuchlich geweſen, und zu vermuthen iſt, daß bey einer Probezeit die Jungfrauſchaft verloren gehen muß, folglich bey der erſt lange darauf folgenden Vermählung nicht mehr bewieſen werden kann. Nichts deſto weniger wird man bey näherer Unterſuchung dieſer Sitte finden, daß ſie in den älteſten Zeiten neben der Probezeit in Uebung geweſen iſt, und in der Folge mit jener einerley Endzweck gehabt hat. Weil die Abſicht der Eheſtandsprobe nur dahin gieng, die wechſelſeitige Zeugungstauglichkeit zu erforſchen, ſo war ſie ſchon erreicht, wenn der Bräutigam

die Beweiſe der jungfräulichen Keuſchheit erhalten hatte. Es konnte der Fall, daß die Ehe nicht zu Stande käme, und mithin das Frauenzimmer mit einem andern neue Proben machen mußte, deswegen nicht entſtehen, weil derjenige, der ihr einmal die Jungfrauſchaft geraubt hatte, ſie nothwendig zur Ehe behalten mußte. Es iſt auch zu glauben, daß verſchiedene Völker bey mehrerer Polizirung die Probenacht wegen ihres leichten Mißbrauches abgeſchaffet, und allein die Auffindung der jungfräulichen Kennzeichen beybehalten haben, als wodurch eben derſelbe Endzweck erreicht wurde. Denn wo unſtreitige Beweiſe der geraubten Jungfrauſchaft vorhanden ſind, da müſſen gewiß die wechſelſeitigen Zeugungsfähigkeiten außer Zweifel ſeyn. Eben ſo wenig als dieſe Sitte der Probenacht widerſpricht, ſo wenig geſchieht es von den andern. Viele Philoſophen haben bemerkt, daß bey den meiſten der bereits erwähnten, und noch weiter unten zu erzählenden Gewohnheiten die Verſicherung der weiblichen Fruchtbarkeit die Hauptabſicht geweſen ſey. Sie kommen daher auch ſo weit mit der Probezeit überein, als ſie die Früchte des Eheſtandes befördern helfen, und ſind nur darin unterſchieden, daß ſie etwas einſeitig ſind, und bey einer zufälligen Untauglichkeit der Mannsperſon jenen Hauptzweck der Begattung dennoch verfehlen. Die Sitte, daß der Genuß der Brautnacht fremden Perſonen überlaſſen wird, ſcheint von einer gewiſſen Schlaffheit der männlichen Körper herzurühren; und da wäre ungefähr wieder eben derſelbe Endzweck, wie bey der Probenacht, vorhanden. Denn was dieſen Männern ſelbſt an zureichender Leibesſtärke und Mannheit abgeht, das wiſſen ſie durch andere tauglichere Subjecte zu erſetzen, (*) und ihre Ehe, welche ohne dieſes Hülfsmit-

(*) Lintſchotten erzählt, in ſeiner orientaliſchen Schiffahrt, Th. 1. S. 33, von den Einwohnern in Goa: daß, wenn ihre Toch-

Mittel, ganz unfruchtbar bleiben würde, ihrem Zwecke näher zu bringen. Man darf deſto weniger zweifeln, daß ſich der Fall in heißen Ländern häufig zuträgt, als man ſelbſt in verſchiedenen großen Städten Europens eben dergleichen ſichere Erfahrungen gemacht hat. Zu was für verzweifelten Mitteln zuweilen die Amerikanerinnen bey der Kaltblütigkeit der Männer die Zuflucht nehmen, beſchreibt Hr. Canon. **Pauw**, in ſeinen Recherches philoſ. ſur les Americains Th. I, S. 63.

Jene Gewohnheiten, wo ſich die Mädchen in öffentlichen Tempeln der Gemeinen Wolluſt überliefern, oder wo die Hochzeitgäſte die erſten Früchte ihrer Annehmlichkeiten pflücken, oder wo nur diejenigen unter ihnen ſich die größte Hoffnung zum Heurathen machen dürfen, die ſchon im ledigen Stande viele Kinder geboren, oder ſonſt ihre Keuſchheit am meiſten verwahrloſet hatten, ſcheinen bloß auf der Seite des weiblichen Geſchlechtes alle Zeugungshinderniſſe hinweg zu räumen; da hingegen die Gebräuche, wo die Bräute mit der größten Gefahr und mit vieler Mühe geraubt werden, und andere Ceremonien vorgehen, die eine ſolche Gewaltthätigkeit anzeigen, oder wo der neue Ehemann die erſten Nächte mit ſeiner Gattin ſehr heimlich und mit vieler Ungemächlichkeit zubringen muß, zu der Gat-

Tochter eine Braut iſt, dieſelbe mit großem Triumph, allerley Inſtrumenten und Saitenſpiel, dem Bräutigam zu ſonderbaren Ehren und vermeinten Ruhm, vor ihrem Pagode oder Abgott, an deſſen Bildniß ein männliches Glied von Elfenbein gemacht iſt, geführet werde. Dieſer ſcheußliche Priap muß der Braut ihre Jungfrauſchaft mit ſchmerzlicher Gewalt nehmen, indem ihre nächſten Freunde ſie ſo ungeſtüm darauf ſtoßen und andrücken, daß ſie jämmerlich ſchreyet und heult, aber vor dem Getöne der dabey erſchallenden Inſtrumente nicht gehört wird. Man läßt ſie nicht eher wieder los, bis das Blut zu einem Wahrzeichen an dem unfläthigen Gott hangen bleibt. Darauf wird die Braut dem Bräutigam überliefert, welcher ſich ſehr freuet, und es für ein große Wohlthat achtet, daß ihm der Pagode ſo viel Ehre angethan, und ihn einer ſo groſſen Mühe und Arbeit überhoben habe.

Gattung, welche die Erfahrung und Probe der männlichen Leibesſtärke zum Grunde ihrer Einführung hat, gehören. Alle dieſe hochzeitliche Ceremonien haben alſo mit der Probenacht Verwandtſchaft, und man erkennt daraus, wie allgemein ehemals auf die Bevölkerung gearbeitet worden iſt.

Frid. Cph. Jo. Fiſcher über die Probenächte der deutſchen Bauermädchen. Berl. und L. 1780, 8. 8 B.

Die Heurathen der Isländer geſchehen gemeiniglich ohne viele Weitläuftigkeiten, und der Eigennutz hat, wie an allen andern Orten, oft mehr Theil daran, als die Neigung. Eben ſo wenig iſt es hier etwas ſeltenes eine gezwungene Heurath zu ſehen, welche die Aeltern allein abgeredet haben, ohne das neue Paar vorher darum zu fragen; ſie werden aber doch alle auf einerley Weiſe vollzogen. Es iſt gebräuchlich, daß der Prediger des Kirchſpieles, in welchem der Bräutigam wohnt, der Braut Aeltern, oder denen, die an ihrer Stelle ſind, den erſten Antrag thut. Wenn man einig iſt, werden Braut und Bräutigam von ihren nächſten Anverwandten in die Kirche zur Trauung geführt. Dieſes geſchieht gemeiniglich Sonntags vor dem Altare, nachdem der Gottesdienſt angefangen iſt, und ehe der Prediger auf die Kanzel geht. Nach geendigtem Gottesdienſte geht das neue Paar mit den Gäſten in ein Haus, wo man iſt und trinkt, und ſich luſtig machet, nachdem ihr Stand und Vermögen beſchaffen ſind. Bisweilen giebt man jedem Gaſte, wenn ſie aus der Kirche gekommen ſind, ein Glas Branntwein; aber Muſik und Tanz haben ſie niemals. Nach der Mittagsmahlzeit, die allemal ſehr ſparſam eingerichtet iſt, begiebt ſich Jedermann nach Hauſe.

Dieſe Umſtände, die aus dem Horrebow genommen ſind, beweiſen gegen Anderſon, daß die Isländer dem Trunke nicht ſo ergeben ſind, daß ſie ſich ſo gar deſſen in der Kirche nicht enthalten könnten, wo dieſer Schriftſteller ſelbſt bey der

Trauung der Prieſter, die Begleitung und die neuen Eheleute ſo lange trinken läßt, als ſie nur das Glas halten und auf den Beinen ſtehen können.

Wenn in Lappland ein junger Menſch ſich eine Braut auserſehen hat, geht er mit ſeinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt einen guten Vorrath Branntwein mit ſich. Die beyden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre, und beſchäftiget ſich mit Holzſpalten, oder mit einer andern, ſeinem künftigen Schwiegervater nützlichen Verrichtung. Ohne gebeten zu werden, iſt ihm nicht erlaubt, hinein zu gehen; es wäre dieſes eine Unhöflichkeit, die ſeine Heurath rückgängig machen würde. Aller Branntwein wird in ſeiner Abweſenheit getrunken, und bey jedem Glaſe macht der Vater des jungen Menſchen dem Vater des Mädchens ein Compliment und neiget ſich. Die Worte aber, deren er ſich bedient, um zu erhalten, was er verlangt, ſind: Großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchſter Vater. Wenn die Antwort günſtig ausfällt, ruft man den jungen Menſchen, welcher bey der erſten Unterredung ſeine Braut küſſet, und ſeine Naſe an die ihrige reibet; denn das iſt der äußerſte Grade der Höflichkeit in Lappland. Hierauf zieht er aus ſeinem Buſen etliche Stücke gekochtes Fleiſch, und bietet ſie ſeiner künftigen Gattin an. Sie ſchlägt es ab, giebt ihm aber zu gleicher Zeit ein Zeichen, daß er mit ihr hinaus gehen ſoll. Da ſehen ſie ſich alsdann von der Hütte allein, und dieſes iſt der Augenblick der Entſcheidung. Der Liebhaber bietet ihr das Mitgebrachte nochmals an, und die Geliebte macht keine Schwierigkeit mehr, es anzunehmen. Er bittet ſie hierauf, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bey ihr ſchlafen dürfe. Mißfällt ihr der Vorſchlag, ſo wirft ſie die Geſchenke auf die Erde, und die Heurath geht zurück. Im gegenſeitigen Falle aber behält ſie ſolche, und die Sache iſt

ausgemacht. Es iſt alsdann bloß die Frage, welcher Tag zur Hochzeit ausgeſetzet werden ſoll, und dieſes macht die größte Schwierigkeit. Dem Schwiegervater iſt daran gelegen, die Vollziehung zu verzögern. Denn jedesmal, da der junge Menſch kömmt, ſeine Braut zu beſuchen, bringt er Branntwein und Tobak mit, welches das größte Geſchenk iſt, das man einem Lappen machen kann. Einige ſchieben die Verheurathung ihrer Töchter von einem Jahre zum andern auf, bloß, um dieſe kleine Freygebigkeit von längerer Dauer zu machen. Die Beſuche geſchehen, nach Beſchaffenheit der weiten Entfernung beyder Theile, häufiger oder ſparſamer. Die Reiſe wird zu Schlitten angeſtellet, und der ungeduldige Liebhaber drückt dabey ſein Verlangen, bald anzulangen, in einer gewiſſen Art von Liedern aus, wozu aber die Lappen weder Ton, noch Tact, noch Melodie haben. Ein jeder ſingt ſie, wie er will; und man nennt ſie Hochzeitlieder.

Wenn der Tag der Hochzeit angeſetzt iſt, verſammeln ſich die Anverwandten bey der Braut Vater; der Bräutigam aber macht der ganzen Familie Geſchenke, nach Verhältniß ſeines Vermögens, und des Standes und Alters der Anweſenden. Hierauf geht man in die Kirche; die Mannsperſonen zuerſt, und der Bräutigam vor ihnen her. Alsdann kommen die Weiber, mit der Braut vor ihnen her. Zwo ihrer Verwandten, mit der Mütze in der Hand, halten ſie unter den Armen. Die traurige Miene, die ſie annimmt, ſcheint anzuzeigen, daß ſie das väterliche Haus mit Widerwillen und gezwungen verläßt. Wenn ſie gefragt wird, ob ſie ihren Bräutigam heurathen will, giebt ſie keine Antwort. Die Verwandten dringen in ſie, ſie ſolle ſich erklären und ihre Einwilligung geben; ſie bleibt aber bey ihrem Stillſchweigen. Endlich, nach vielem Bitten, ſpricht ſie das Ja ſo ſacht und mit ſo leiſer Stimme, daß es der Prieſter kaum verſtehen kann. Dieſes

Zu-

zurückhalten wird hier als eine große Schamhaftigkeit und Keuſchheit angeſehen, worüber man ihr viele Lobeserhebungen machet.

Wenn ſie aus der Kirche zurück gekommen ſind, ſetzen ſie ſich zu Tiſche, und das Gaſtmahl geht auf Koſten der Gäſte. Ein jeder bringt ſein Fleiſch mit. Iſt aber die Hütte zu klein, ſo ſteigen die jüngſten auf das Dach, und laſſen einen Strick herab, an welchen das, was ſie fordern, gebunden wird. Einer aus der Geſellſchaft, welcher den Haushofmeiſter vorſtellt, hat dieſe Austheilung zu beſorgen. Das Feſt endigt ſich mit Branntweintrinken, wovon jeder allemal einen guten Vorrath bey ſich hat.

Nach vollbrachter Hochzeit, bleibt der junge Ehemann, mit ſeiner Frau, bey dem Schwiegervater, und er muß ihm ein ganzes Jahr dienen; hernach ſteht ihm frey, ſein Hausweſen einzurichten, wo er will, auch die ihm zugehörigen Rennthiere und andere Sachen mitzunehmen. Es giebt Väter, die ihren Töchtern an 200 dieſer Thiere mitgeben. Alle Verwandte, die von dem jungen Menſchen Geſchenke bekommen haben, geben ihm 4 bis 5mal ſo viel wieder. Die Rennthiere ſind bey den Lappländern der größte Reichthum.

Was ich jetzt von den Heurathen der Lappen geſagt habe, gilt nur von denen, die unter ſchwediſcher Hoheit ſtehen; die moſkovitiſchen machen nicht ſo viel Umſtände. Man verſammelt ſich bey dem Vater des Bräutigams, und da ſchlägt man mit einem Stahl etliche Funken Feuer, welche ein Sinnbild und Siegel der ehelichen Verbindung vorſtellen ſollen. Der Feuerſtein, ſagen ſie, enthält eine Quelle von Feuer, welches man nicht eher gewahr wird, als bis es durch das Eiſen erweckt wird: eben ſo findet ſich in beyden Geſchlechtern eine Lebensquelle, die ſich nicht eher zeigt, als wenn ſie mit einander verbunden ſind. Die Heurathen im verbotenen Grade finden unter dieſem Volke

niemals Statt. Die Eheſcheidung iſt ſelten unter ihnen, und der Ehebruch noch ſeltener. Es iſt alſo falſch, was einige Reiſende vorgeben, als wenn die Männer ſich gefallen ließen, ja, es verlangten, und als eine Ehre anſähen, daß die Fremden bey ihren Weibern ſchliefen. Sie ſind vielmehr in dieſem Puncte ſehr zurückhaltend, und werden leicht eiferſüchtig. Die Weiber zeugen nicht viel Kinder; denn ſelten ſieht man mehr als drey in einer Familie. Man ſchreibt ihre wenige Fruchtbarkeit dem Gebrauche des Branntweines und der ſtarken Getränke zu.

Im Herzogthum Eſthland, welches auch das alte Lettland begreift, wird der Anfang der Eheverbindung ebenfalls durch Branntwein gemacht; ſolchen ſenden, iſt ſo viel als anſprechen; das Trinken iſt ein Zeichen des Jawortes. Der Freyer ſchickt zween Freywerber mit Branntwein, gemeiniglich weiß er ſchon durch den Dienſt eines alten Weibes, daß man ſeinen Branntwein annehmen werde, oder die Aeltern ſind ſchon darüber einig geworden; einer führt das Wort auf eine etwas lächerliche Art, z. B. es ſey ihnen ein Stück Vieh verloren gegangen, welches zu ſuchen ſie gekommen wären. Nach kurzem Wortwechſel bieten ſie dem Wirthe, der Wirthin und der Dirne Branntwein; trinken dieſe nicht, ſo iſt es ein Zeichen einer abſchlägigen Antwort; trinken ſie aber, ſo werden alle Anweſende mit dieſem Getränke tractirt. Nach einiger Zeit kömmt der Bräutigam ſelbſt, und bringt abermal Branntwein und Geſchenke, da er dann gemeiniglich ſogleich bey ſeiner Braut ſchläft, welches, wie rückgängig gewordene Verlobungen zeigen, oft in aller Unſchuld geſchehen mag. Dreymal muß er Branntwein bringen. So oft er die Braut außerdem beſucht, geſchieht es allezeit in Geſellſchaft dieſes Getränkes. Beſinnt er ſich hernach eines andern, ſo verliert er die Geſchenke; kündigt ſie aber den Kauf auf,

ſo muß ſie allen gebrachten Branntwein und die Geſchenke doppelt bezahlen. Vor der Hochzeit bringt, bey beyden Völkern, der Bräutigam den vornehmſten Brautſchmuck; die Eſthen eine Haube, die Letten eine Mütze. Die Eſthen können, wie die Morduanen und Tſchuwaſchen, keine Hochzeit ohne bloße Degen halten, welche der Bräutigam nebſt einem oder zween der vornehmſten Hochzeitgäſte ſtets, ſelbſt bey dem Tanze, in der Hand führen, und ſo oft ſie durch eine Thüre gehen, mit demſelben kreuzweiſe die Schwellen und Pfoſten berühren. Woher dieſer uralte Gebrauch ſeinen Urſprung habe, können ſie ſelbſt nicht anzeigen; einige vermuthen, von einer ehemaligen Gewohnheit die Weiber zu rauben.

Bey den Eſthen wird die Hochzeit zuweilen erſt 2 bis 3 Wochen nach der Trauung vollzogen; doch geht die copulirte Braut bis dahin nicht mehr mit bloßem Kopfe, ſondern mit einer Haube. Gleich nach der Trauung wird ihr eine wollene Decke auf den Kopf gelegt. Die Hochzeit fängt in dem Hauſe der Braut an, und endigt ſich in des Bräutigams Hauſe. Das Eſſen darf die ganze Zeit nicht vom Tiſche kommen. Der Braut Freunde ſind bey ihr verſammelt, wenn der Bräutigam gegen Abend mit ſeinem Gefolge ankömmt, wozu inſonderheit ein verheuratheter Mann, unter dem Namen des Bräutigamsvaters (eſthn. Isſa mees, d. h. Vaterkerl,) und eine ledige Mannsperſon (eſthn. Peiepois,) als ein reitender Herold, gehören. Dieſe beyde, nebſt dem Bräutigam, haben Gurte (an etlichen Orten weiße Tücher, oder beydes,) wie Ordensbänder über die Schultern gebunden; alle drey, wenigſtens der Bräutigam und ſein Peiepois, haben bloſſe Degen. Der letzte reitet voraus. Im Dorptiſchen muß er dreymal um das Haus der Braut herum reiten, und in das Dach ſchlagen; läßt er ſich dabey erhaſchen, ſo muß er etwas bezahlen. Im Revalſchen

ſind deren zwey, auch Brautmägde; im Dorptiſchen hält man es für Dirnen unanſtändig, auf einer Hochzeit zu erſcheinen. An dem Degen, der mitgebrachten Pfeifenkanne, (denn auch unter Weges wird getrunken und Vorbeyfahrenden gereicht,) und am Dudelſacke ſind Gurte. Zu dem Staate der Braut gehören ein Brautvater, eine Brautmutter, und etliche Weiber zum Singen, die man Kaſikad nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden Kaſſike Kanike. (*) Im Oberpahliſchen iſt die Braut am Hochzeittage mit einem Mannsgurte umgürtet. Anfangs iſt ſie verſteckt; ſie wird aber aufgeſucht, und es wird alsdann ſogleich getanzt. Bisher ſtanden kalte Speiſen auf dem Tiſche; nämlich Rocken- und Weizenbrod, Butter, Würſte, Fleiſch, eine Art Kuchen (eigentlich Weizenbrod mit Eyern und Sahne beſtrichen;) jetzt nach dem Tanze werden Suppen, warmes Fleiſch, auch Braten, aufgeſetzt. Nach dem Eſſen tritt an einigen Orten der Bräutigam ſeinen und ſeiner Braut Löffel entzwey (beydes vielleicht um befürchteter Bezauberung vorzubeugen.) Mit Eſſen und Tanz wird ein großer Theil der Nacht verbracht. Gegen Morgen ziehen ſie mit der Braut weg. Ihr folgen ſo viele von ihren Freunden, als der Bräutigam Perſonen mit ſich brachte. Vorher wird ihr bey Tiſche die wollene Decke auf den Kopf und das Geſicht gelegt, und mit ſilbernen Spangen (Preſen) befeſtiget, daß ſie gar nichts ſehen kann. Der ſo genannte Brautvater ſteckt ihr etliche Biſſen unter der Decke in den Mund. Um die vor der Thür verſammelten Schlitten reitet der Peiepois dreymal herum, und alsdann eröffnet er den Zug. Die Braut hat ihren Bruder, oder unter deſſen Namen einen Fremden, zum

(*) Dieſe beyde Worte können, nach der Etymologie, ſchönes Kätzchen oder Maychen (von Maye, junge Birke,) überſetzt werden.

zum Fuhrmann. Ihr Kaſten und etliche angefüllte Trinkgeſchirre, zuweilen auch beyderſeitige Aeltern, folgen der Geſellſchaft. In des Bräutigams Hauſe wird ſie gehaubet. Dabey muß ſie ſich auf ihres Bruders Schooß ſetzen. Der Bräutigam, ſein ſo genannter Vater und der Peiepois tanzen mit aufgehobenem Degen, deren Spitzen zuſammen ſtoßen, um ſie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schooß, dem ſie ein Paar Strümpfe ſchenken muß. Eine Mannsperſon bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für dieſe Ehre ein Geſchenk an Geld. Alsdann ſetzt ihr eine der vornehmſten Weiber, mit Beyhülfe anderer, die lange Haube auf, nebſt den dazu gehörigen Tüchern, und giebt ihr einen Backenſtreich. Die Kaſikad ſchreyen ihre Lieder aus vollem Halſe. Die Braut giebt jedem Gaſte ein Stückchen Butterbrod. Nun wird gegeſſen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gaſt durch den Bräutigamsvater Geſchenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Der jetzt genannte, nebſt dem Peiepois und den Gäſten von der Braut Seite, bekommen Hemden, Gurte und Strümpfe; die andern Gurte, Strümpfe und Handſchuhe. Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geſchenk an Geld; alle Gäſte thun ein gleiches, und verſprechen dabey Geſchenke an Bienenſtöcken, großen und kleinen Vieh, welche ſie nach der Hochzeit richtig abliefern. Bey Armen fallen die Geſchenke, welche immer wieder erſetzt werden müſſen, völlig weg. An einigen Orten tragen die Kaſikad Bier mit Honig vermiſcht, herum, und nöthigen durch ein Lied, deſſen Inhalt iſt: Koſte, ſchmecke, bezahle! jeden Gaſt davon zu trinken, wobey abermal für die Braut Geldgeſchenke geſammelt werden. Endlich bringt man das neue Paar zur Ruhe in den Viehſtall, wo die Braut beym Aufſtehen ein Geſchenk auf ihrem Lager hinterlaſſen muß. Ein gleiches thut ſie, wenn ſie am Morgen in dem Hauſe herum

geführet wird, und zum erſtenmal als Frau den Ofen feget. Nun ſetzt man ihr die kleine oder tägliche Haube auf. In einigen revalſchen Gegenden haben ſie beſondere Hochzeitkleider von weißer Wolle. An dem Peipusſee, inſonderheit im Koddaferſchen, wo alle Weiber mit kurz verſchnittenen Haaren gehen, wird am Morgen dem jungen Weibe das Haar abgeſchnitten, und ihr ein beſonderes Band vor die Stirn gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieſes darf ſie ein Jahr tragen. Befindet man ſie zu früh ſchwanger, ſo wird ihr dieſer Klapperſchmuck abgeriſſen. Bey Hochzeiten an Höfen, geſchieht das Hauben gemeiniglich früher, um von der Herrſchaft oder den anweſenden deutſchen Gäſten Geſchenke zu erhalten; gemeiniglich muß alsdann der Herr die Schürze der Braut vorbinden, die Frau aber ihr die Haube aufſetzen.

Bey den Letten geſchieht die Verlobung in Abweſenheit des Bräutigams, der durch ſeinen angenommenen Branntwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung ſendet er Jemand als Anwerber, nebſt einem Weibe, an einem beſtimmten Tage, vor deren Ankunft alles fertig gehalten, inſonderheit eine große bedeckte Kanne Bier mit Honig vermiſcht, auch Branntwein, auf den Tiſch geſetzt wird. Von Seiten der Braut iſt ein Kerl, der ſie herbey führt, einer der für ſie ſpricht, und ein Weib beſtellt. So bald der Freywerber kömmt, wird ſie von einem der vornehmſten aus einer Kammer gebracht, in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr werden 2 Lichter getragen, und eben ſo viel hinter ihr, ob es gleich am Tage geſchieht. Auf dem Kopfe hat ſie eine Krone, in Geſtalt eines Daches, die mit Marienglas beſetzt, ſehr glänzend und ſchwer iſt. Der Freywerber ſagt: er ſey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieſes Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn ſuche. Jener

antwortet: er ſuche Jemand zum Kleiderwaſchen, Strumpfſtricken u. d. gl. Der Führer: Suche dir aus, hier ſind Dirnen genug. Der Freywerber: Nein, gib du mir ſelbſt! Der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Redner von der Braut Seite herbey, und führt dem Freywerber in einer ziemlich zuſammenhängenden und zweckmäßigen Rede zu Gemüthe, ob er (eigentlich der Bräutigam, für den geworben wird,) ordentlich und gebührend mit ihr leben, ſie ernähren und lieben wolle ꝛc.; welches jener verſpricht. Hierauf geben ſich beyde, der Freywerber und der Brautredner, zur Beſtätigung, die bloßen Hände, zwiſchen welche ein Dritter mit ſeiner Hand ſanft ſchlägt. Nun wird die Braut hinter den Tiſch geführt. Die zwey Weiber, von des Bräutigams und der Braut Seite, nehmen die Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdenn trinken die Braut, ihr Führer, ihr Redner, der Freywerber, und hierauf alle Anweſende. Alle geben ſich einander die Hände, doch nicht bloß, ſondern mit einem Schnupftuche bedeckt. Die Braut wird wieder, jedoch von der andern Seite des Tiſches, heraus geführt, ihr die ſchwere Krone abgenommen, und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdann wird ſie wieder zurück an den Tiſch gebracht. Alle ſetzen ſich, und eſſen.

Die Hochzeit wird gemeiniglich am dritten Tage nach der Trauung gehalten. In einigen Gegenden hat der Bräutigam zween, in andern einen Bräutigamskerl. Dieſe und jener haben über der einen Schulter einen Gurt, über der andern ein weißes Tuch kreuzweiſe, wie Ordensbänder, gebunden. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein ſeidenes Band, und gemeiniglich einen beſondern Rock von blauer und grauer Wolle. Degen ſind nicht aller Orten gewöhnlich. Die Braut, in deren Hauſe die Hochzeit anfängt, und 1 bis 2 Tage dauert, hat abermal die Krone auf dem

Haupte,

Haupte, bis ſie in des Bräutigams Hauſe gehaubet wird. Sie wird weder nach eſthniſcher Art bey der Gäſte Ankunft verſteckt, noch beym Wegfahren bedeckt. Sie fahren in der Nacht. Beym Mondſchein erkennt man die Braut von weitem an der glänzenden Krone. Alle Verwandte der Braut reiten paarweiſe voraus. Sie fährt, und ſitzt ihrer Schwiegermutter, oder unter deren Namen einer fremden, im Schooße. Des Bräutigams Anverwandte folgen ihr. Wenn ſie nahe an ſein Haus kommen, reitet ein Paar der letztern zu ihrem Empfange ſchnell voraus, und wollen ſie vom Wagen oder Schlitten abheben; welches ſie aber durchaus nicht geſchehen laſſen, ſondern hurtig ſelbſt herab ſpringen muß. Bey der Ankunft wird viel geſchoſſen. Die Schwiegermutter ſetzt ihr die Haube auf, und giebt ihr dabey einen Backenſtreich, den ſie aber ſogleich ihrem Bräutigam ziemlich hart wieder giebt. Nun muß ſie zum erſtenmal Wirthin vorſtellen, Brod auftragen, und den Gäſten Branntwein reichen. An einigen Orten wird ihr bey dem Hauben, nach eſthniſcher Art, ein Kind in den Schooß geworfen. Die Brautkammer iſt allezeit, ſelbſt bey der ſtrengſten Kälte, die kalte Klete; (*) dahin werden beyde gebracht, aber nach etlichen Minuten ſchon wieder geweckt, da ſie ſogleich fertig da ſtehen müſſen. Alsdann giebt man ihnen eine Schüſſel mit Waſſer; beyde waſchen ſich, und werfen ſich wechſelsweiſe ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden 2 Schüſſeln hingeſetzt, deren eine der Bräutigam, die zweyte die Braut mit dem Fuße umſtößt; der hurtigſte hiebey erhält den Ruhm eines fleißigen Arbeiters; auch muß der Bräutigam eine von zwoen Mannsperſonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zeichen, daß wer

(*) Klete, ein Gebäude zur Aufbewahrung des Kornes und anderer Dinge.

wer zwiſchen beyden Eheleuten Uneinigkeit ſtiftet, eben ſo zerbrochen werden ſolle.

Bey den Coſaken, fährt die Braut, nach geſchehener Einſegnung, auf einem offnen Wagen (Telega) aus der Kirche nach Hauſe; hinter ihr ſitzen ihre Mutter und die Freywerberin (Schwacha,) die an allen Fingern Ringe haben muß; und beyde breiten auf den Seiten Tücher aus, um das Geſicht der Braut vor den Zuſchauern zu verbergen. Vor dem Wagen geht der Bräutigam mit ſeinem Vater und Verwandten zu Fuße; hinter dem Wagen aber reiten verſchiedene worunter einer ein bunt geſtreiftes Stück Zeug (Plachla,) wie diejenigen, welche das tſcharkaſſiſche Weibsvolk, ſtatt des Unterrockes, zu tragen pflegt, an einer langen Stange, gleich einer Fahne, wehen läßt. Siehe Fig. 1322.

Wenn, bey den Morduanen, die Braut aus dem Dorfe, wohin ſie eingepfarrt iſt, zurück kömmt, welches in einem Wagen geſchieht, über dem ein weißes Tuch ausgeſpannt iſt, und worin zugleich die Freywerberinnen fahren, wird ſie von den Freunden des Bräutigams, unter beſtändigem Geheule, vom Wagen gehoben, und bis vor die Hausthür gleichſam getragen, wo ſie, zwiſchen den Brautführern und Freywerberinnen, von der ganzen weiblichen Dorfſchaft begrüßet wird. Darauf kömmt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den ſie mit einem brennenden Spane anzündet, und ſetzt die Pfanne an dem rechten Fuße der Braut nieder; dieſe aber ſtößt ſie wieder von ſich. Fig. 1323.

Bey den Tatarn in Sibirien, kommen die zur Hochzeit eingeladenen Perſonen in dem Hauſe zuſammen, worin die Ceremonie vorgehen ſoll, und wo man mit Decken behangene Bänke, und eine Tafel mit allerley Erfriſchungen antrifft. Die Verlobten ertheilen denjenigen, welche zuerſt ankommen, einen Preis, und

es

es werden an einem gewiſſen Orte der Stadt eigene Pferde, welche zu dieſem Rennen in Bereitſchaft gehalten werden, vermiethet. Man befeſtiget die Preiſe an lange Stangen, welche vor das Haus geſetzt werden; und wer zuerſt ankömmt, erhält den beſten Preis, und alsdann die andern nach ihrer Ordnung. Zuweilen fällt zwar bey dieſer Austheilung einige Parteylichkeit vor; es können aber die Ruſſen ſowohl, als die Tatarn, Theil daran nehmen.

Das Zimmer der Braut iſt mit Trinkern und Muſikanten angefüllet. Ihre Inſtrumente und Lieder ſind nicht ſonderlich: unter denſelben iſt eines, welches ſie Jermak nennen, weil es, wie ſie behaupten, damals gemacht worden iſt, als der coſakiſche Held dieſes Namens das Land erobert hatte. Die Anverwandten der künftigen Frau führen den Bräutigam in den Hof, den er dreymal umgehen muß; und wenn er bey dem Zimmer der Braut vorbey geht, wirft man Stückchen Tuch zum Fenſter heraus, worüber das gemeine Volk herfällt. Er begiebt ſich hierauf in das Zimmer, wo der Prieſter iſt, welcher ihn fragt, ob er die Perſon zur Ehe verlange. Alsdann ſchickt man zur Braut, und läßt eben dieſelbe Frage an ſie thun. Nachdem ſie nun beyderſeits mit Ja geantwortet, und auch die Aeltern ihre Einwilligung dazu gegeben haben, erklärt der Prieſter dem Bräutigam die in dieſem Lande üblichen Geſetze des Eheſtandes. Das vornehmſte davon iſt, daß er nicht ohne Bewilligung ſeiner erſten Frau noch eine andere dazu nehmen ſoll. Darauf ſegnet er die Neuvermählten ein, und endiget die Ceremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umſtehende mit einſtimmen.

Viele Perſonen geben einen Zuckerhut zum Hochzeitgeſchenke, welcher in Stücke geſchlagen, und unter die ganze Geſellſchaft ausgetheilet wird. Man begiebt ſich alsdann in einen großen Saal, wo man das Mittagsmahl auftragen läßt, und es wird drey ganze Tage lang,

lang, ſo lange allemal die Feyerlichkeiten dauern, gegeſſen, getrunken und froh geſchwärmet. Bey den Ceremonien, die mit dem Bräutigam vorgenommen werden, iſt es Jedermann erlaubt, gegenwärtig zu ſeyn; bey der Braut aber darf Niemand dazu kommen, als ihre Verwandten und vertrauteſten Freunde. Den Tag nach der Hochzeit kommen ſie bey der Braut zuſammen, und beweinen den Verluſt ihrer Jungfrauſchaft. Sie ſitzt hinter einem Vorhange, wo ſie von vielen Jungfrauen umgeben iſt, und an ihrer Seite ſitzt ein anderes junges Frauenzimmer von ihren Geſpielinnen. Beyde ſind mit einem großen weißen Tuche bedeckt; und die Verwandten und übrigen, welche dazu eingeladen ſind, kommen nach einander, ſie zu umarmen, und gehen wieder zurück. Endlich erſcheinen zwo Mannsperſonen von Seiten des Bräutigams, ſetzen ſich mitten in dem Zimmer, und ſingen das Brautlied. Unterdeſſen fangen die Jungfrauen und Weiber an zu weinen, die Braut aber recht zu ſchluchzen. Wenn das Lied zu Ende iſt, gehen die Mannsperſonen hinter den Vorhang, faſſen den Teppich, worauf die junge Frau mit ihrer Geſpielin ſitzt, bey allen vier Zipfeln, heben ſie damit auf, und tragen ſie bedeckt in ein anderes Haus. Hier wird ſie faſt auf eben die Art, als im erſten, hingeſetzt, und man wiederholt alsdann eben dieſelben Gebräuche noch einmal. Hernach fängt man an Muſik zu machen, zu ſingen und zu tanzen, und die Braut bleibt die ganze Nacht daſelbſt; den folgenden Tag aber kömmt der neue Ehemann, und nimmt ſie mit ſich nach Hauſe.

Bey den Oſtiaken, einer tatariſchen Nation in Sibirien, hat ein Jeder, gewöhnlicher Maßen, zwey Weiber; eine, die ſchon bejahrt iſt, welche die Haushaltung verſteht, und eine junge, welche ihm als Gattin Geſellſchaft leiſtet. Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe verlangt, läßt er bey ihrem Vater um ſie anhal-

anhalten, welcher ſie ihm mehr verkauft als giebt. Ein Kahn, ein Hund und einiges ſchlechtes Hausgeräth, ſind der Preis dafür. Wenn der Vater damit zufrieden iſt, verſpricht er ihm die Tochter nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, welche ſie unter ſich ausmachen, zu geben. Bis dahin darf der Freyer bey ſeiner Liebſten keine Beſuche abſtatten, noch auch vor ihren Altern anders, als mit Bezeigung der tiefſten Ehrfurcht, erſcheinen. Er kömmt allemal rücklings zu ihnen, ohne ihnen ins Geſicht zu ſehen, und wendet ſich allezeit auf die Seite, wenn er mit ihnen redet. Wenn die Zeit, ſeine Braut zu erhalten, gekommen iſt, fordert er ſie von ihren Aeltern. Dieſe ermahnen ihn, in Eintracht mit ihr zu leben; und dieſes iſt die ganze Hochzeitceremonie. Wenn er bemittelt iſt, bewirthet er die Anweſenden mit einem Glaſe Branntwein, und alsdann iſt es eine vollkommene Hochzeit. Sie verheurathen oft Mädchen von 7 bis 8 Jahren, damit ſie ſich deſto beſſer in ihren Mann ſchicken lernen; und die letztern vollziehen die Ehe, wenn die Natur die gewöhnlichen Beweiſe ihrer Reife giebt.

Zuweilen ſtöret auch die Eiferſucht die eheliche Liebe; doch hat ſie keine traurige Folgen. Wenn ein Mann in dem Falle iſt, daß er dieſen Verdruß empfindet, ſo ſchneidet er Haare von einer Bärenhaut, und trägt ſie zu demjenigen, welchen er für ſeinen Nebenbuhler hält. Iſt der unſchuldig, ſo nimmt er die Haare an; iſt er aber wirklich ſchuldig, ſo geſteht er es. Sie machen alsdann die Sache in Güte aus; der Mann läßt die Frau von ſich, und dieſe heurathet den begünſtigen Liebhaber. Man kann ihnen hierin auf das ſicherſte trauen; denn ſie ſind feſt überzeugt, daß die Seele des Bären, von welchem die Haare genommen worden, nach Verlauf von drey Tagen ſie umbringen würde, wenn ſie das Verbrechen nicht geſtänden. Wenn derjenige, auf welchen man den Verdacht geworfen hat, nach dieſer Zeit noch geſund bleibt, ſo erkennt der Eiferſüchtige darauf ſein Unrecht, und bemühet ſich durch alle Arten von Liebkoſungen, ſeiner Frau es vergeſſen zu machen.

Bey

Bey den Heurathen der Griechen findet ſich der beſondere Umſtand, daß ſich beyde Theile einen Pathen und eine Pathe, ja manchmal deren drey bis vier, auszuſuchen pflegen. Der Pope empfängt das Braut aar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er ſie um ihr Jawort fragt Alsdann führt er ſie zum Altar, und ſetzt ihnen einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt. Er ſteckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen ſilbernen Ring an den Finger, und wechſelt ſolche mehr als dreyßigmal, dergeſtalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber dieſem den Ring der Braut von dem Finger zieht. Die Pathen nähern ſich darauf, und machen eben dieſelbe Veränderung mit den Ringen, weshalb dieſe erſte Ceremonie ſehr lange zu dauern pflegt. So bald ſie aber geendigt iſt, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten ihre Kränze vom Haupte, ergreifen ſich bey den Händen, und gehen einigemal im Kreiſe mit einander herum, wobey ihnen, zu Folge eines alten Gebrauches, von den Umſtehenden Fauſtſchläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden. Nach dieſem komiſchen Auftritte nimmt der Pope ein Meſſer, und ſchneidet damit etliche längliche Stückchen Brod ab, die er in eine Schüſſel legt und Wein dazu gießt. Er ißt eines davon, und überreicht darauf ein anderes zuerſt der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anweſenden. Der Bräutigam giebt, unter dem Segen des Prieſters, ſeiner Braut den Kuß der Liebe, und beyde halten brennende Kerzen in der rechten Hand. Fig. 1324.

Bey den Türken iſt der Eheſtand von zweyerley Art. Dieſe Verbindung wird entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder ſie dauert nur eine gewiſſe Zeit, welche kurz oder lang iſt, nachdem ſich beyde Theile darüber verglichen haben. Das Concubinat mit

mit ihren Sclavinnen, die ſie kaufen oder erziehen, kann nicht wohl eine dritte Gattung abgeben, weil hiebey kein eigentlicher Vertrag zum Grunde liegt.

Wenn in der Einwilligung beyder Theile ein weſentliches Stück der Ehe beſteht, ſo verdient die erſte Art der türkiſchen Verbindung kaum dieſen Namen. Die Verlobten werden bey der Wahl faſt nie zu Rathe gezogen. Man verſpricht dieſelben, ehe ſie noch einmal im Stande ſind, zu wählen. Vater und Mutter vergleichen ſich über die Puncte der Heurath, und man erlaubt dem Bräutigam und der Braut keinen Umgang mit einander. Sie haben alſo nie Gelegenheit, ſich von Perſon und Gemüthe, vor ihrer Hochzeit, kennen zu lernen. An dem Tage, da die Heurath vollzogen wird, pflegt die Braut zu Pferde zu ſteigen, und ſich, in Begleitung verſchiedener Frauenzimmer oder einiger Sclaven, unter dem Schall von allerhand Inſtrumenten, nach dem Hauſe ihres Bräutigams zu verfügen. Ein großer Schleyer bedeckt ihren ganzen Leib, und über ihrem Haupte wird eine Art von Himmel getragen. Ihr Brautſchatz folgt ihr, und giebt dem Zuge kein geringes Anſehen, in Packen, welche von Pferden und Kamelen getragen werden, öfters aber zum Theil ledig ſind, oder doch nur Kleinigkeiten enthalten. Der Bräutigam empfängt ſeine Braut an der Thüre. Sie reichen ſich die Hände, ſprechen mit einander, und geben ſich die zärtlichſten Verſicherungen, ob ſie ſich gleich nie geſehen haben. Fig. 1325. Vermöge der Geſetze dieſer Ehe kann ein Türke vier Frauen nehmen; doch hat man ſehr wenige Beyſpiele, daß ein Mann ſich dieſes Rechtes bedient hätte. So bald ein Türke eine Perſon von Stande oder die Tochter eines Gelehrten heurathet, darf er es ſich ſchon nicht in den Sinn kommen laſſen, an eine andere Frau zu denken.

Die

Die Ehe der zweyten Gattung dauert nur eine unbeſtimmte Zeit, die entweder das Gutdünken der Eheleute oder der Vertrag feſtſetzt. Die Bedingungen werden vor dem Richter (Cadi) entworfen, und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feyerlichkeiten an, und verabſchiedet ſie wieder ohne Umſtände.

Die Sclavinnen, mit welchen die Türken Kinder zeugen, dürfen eben nicht muhammedaniſche Unterthanen ſeyn. Die meiſten ſind Chriſtenmädchen die entweder im Kriege gefangen oder gekauft worden ſind. Dieſe Sclavinnen ſuchen den rechtmäßigen Frauen eben keinen Eintrag zu thun, ſondern ſie begegnen ihnen mit vieler Ehrerbietung, und bedienen ihre Perſon mit äußerſter Sorgfalt. Viele Frauen haben den Eigenſinn, daß ſie die Sclavinnen, die mit ihnen des Mannes Umarmungen theilen, nicht im Hauſe leiden wollen, und viele würden es ſehr übel nehmen, wenn der Mann eine von den Sclavinnen der Frau liebenswürdig finden wollte.

Uebrigens halten die Türken den Eheſtand für eine heilige Verbindung; doch haben die Prieſter an den Feyerlichkeiten, womit er geſchloſſen wird, nicht den geringſten Antheil. Dieſe Angelegenheit wird bloß vor dem weltlichen Richter abgethan, in deſſen Gegenwart ſich die Mannsperſonen zur Ehe eidlich verpflichten, und ihm verſprechen, im Falle des Todes oder der Scheidung, den Frauen ein Gewiſſes auszuſetzen worüber ſie nach Gefallen disponiren können. Der Richter allein unterzeichnet den Contract, und der Inhalt deſſelben faſſet weiter nichts in ſich, als die Namen der Heurathenden, und diejenige Summe, welche der Mann ſeiner Braut zur Entſchädigung für den Verluſt ihres vorigen Standes verſpricht. Bey der Ceremonie ſelbſt iſt die Braut nicht mit gegenwärtig, ſondern ein Gevollmächtigter erſcheint in ihrem Namen.

Die Freunde und Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feyerlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch dieſe gehört, daß einige von ihnen zween entblößte Degen über ſeinem Haupte auf dem Wege zuſammen halten, um dadurch Bezauberungen zu verhüten. Abends muß der Bräutigam die Braut auskleiden. Zu der Schamhaftigkeit einer türkiſchen Braut gehört vornämlich die Sorgfalt, den Leibgürtel mit einer großen Menge Knoten zu befeſtigen. Dieſe muß der Bräutigam unterdeſſen, daß die Braut ihr Gebet verrichtet, aufmachen. Eine Arbeit öfters von einer ganzen Stunde, wobey die Geduld des Bräutigams und die Keuſchheit der Braut nothwendig einer harten Prüfung ausgeſetzt wird!

In verſchiedenen Staaten des türkiſchen Reiches kommen die jungen Mannsperſonen, die auf der Hochzeit gegenwärtig waren, den andern Tag wieder zu den neuen Eheleuten. Die Abſicht dieſes Beſuches zielt hauptſächlich auf gewiſſe Unterſuchungen, wodurch ſie ſich von der Zufriedenheit des neuen Mannes und von der Ehrlichkeit der Frau in ihrem ledigen Stande überzeugen können. Laufen dieſe Nachforſchungen ſo glücklich ab, daß die voraus geſetzte Tugend der jungen Frau dadurch beſtätiget wird, ſo verdoppelt man die Feyerlichkeiten die man im entgegen geſetzten Falle gleich abzubrechen, die junge Frau zu verſtoſſen und den Aeltern wieder auszuliefern pflegt. Dieſer Schimpf iſt aber für dieſelben ſo empfindlich, daß man Väter und Mütter geſehen hat, die ihre Töchter auf der Stelle ermordeten. Eine ſonderbare Ceremonie, deren glückliche Unterlaſſung in andern Ländern vielem Unglück und eben ſo vieler Schande vorbeuget!

Dennoch haben die türkiſchen Männer in Anſehung der Treue ihrer Frauen nur ſehr wenig Sicherheit. Da das Frauenzimmer in dieſen Ländern ohne allen Unterricht und Anweiſung zur Tugend erzogen wird, da man ihnen nicht ſo ſtrenge Sittenlehren vorpredigt, noch ſie mit Strafen des künftigen Lebens bedrohet: ſo hält ſie öfters nur der Mangel an Gelegenheit ab, oder die Furcht entdeckt zu werden, wenn ſie ſich nicht ſogleich allen Ausſchweifungen überlaſſen. Doch ſind ſie ſinnreich genug, dieſe Hinderniſſe zu überwinden. Unter den Mitteln, welche ſie zu Beförderung ihrer Liebeshändel anwenden,

den, iſt die Verkleidung das gewöhnlichſte. Dieſe verſchaffet ihnen völlige Freyheit, ihren Lüſten nachzuhängen, und zu gehen, wohin es ihnen beliebt. Als Sclavinnen gekleidet, gehen ſie, an ſtatt ſich in das Bad zu begeben, in die zu ihren Zuſammenkünften beſtimmten Häuſer. Zuweilen machen ſie ſich an Fremde, wenn ihnen ihre Geſtalt gefällt, und ſie dieſelben in dieſe Häuſer locken können. Eine türkiſche Dame iſt grauſam genug, einen ſolchen aufzuopfern, wenn ſie denſelben einige Tage in ſolchem Aufenthalte bey ſich gehabt, ihn mit einem Dolche oder durch Gift hinzurichten, und hernach heimlich zu vergraben. Fremde können daher bey ſolchen Anträgen nicht genug auf ihrer Hut ſeyn, und zwar um ſo viel mehr, da außerdem in jedem Falle, wenn ein Verſtändniß mit einem andern Religionsverwandten entdeckt wird, man dieſen zum Feuer verurtheilt, oder ihn, die muhammedaniſche Religion anzunehmen zwingt. Der Ehebruch wird übrigens an der Ehefrau, wenn man ſtrenge verfahren will, mit dem Tode beſtraft; und der beleidigte Ehemann hat das Recht, einen Fremden, den er bey ſeiner Gattinn findet, auf der Stelle umzubringen.

Das Schickſal der türkiſchen Frauen, wenn ſie den Umſtand, daß ſie das Bette ihrer Männer mit ihren Sclavinnen theilen müſſen, mit gelaſſenem Gemüthe anſehen können, iſt nicht eben das traurigſte. Sie führen ein bequemes und ruhiges Leben, handeln nach ihrer Phantaſie, und laſſen ſich nicht leicht von ihren Männern einen Zwang anlegen. Ihre Zimmer in dem Haram ſind aufs beſte ausgeſchmückt, und ihr Hausrath köſtlich. Ihr Putz und ihre Kleidungen ſind prächtig. Die Sclavinnen, welche ſie bedienen, ſuchen ihnen auf alle Weiſe Zeitvertreib zu verſchaffen. Es iſt ihnen unverwehrt, ihre Verwandten zu beſuchen, und ſich nach ihrem Geſchmack zu beſchäftigen. Sie machen großen Aufwand, und der Mann muß zu allem die Koſten hergeben.

Die Türken halten die Kinder, welche ſie von ihren Sclavinnen haben, eben ſo werth, als ihre ehelichen, und jene genießen gleiche Vorrechte mit dieſen, wenn der Vater ſie nur in ſeinem Teſtamente für frey erklärt hat. Wo dieſes aber nicht geſchieht, ſind ſie Sclaven.

Die türkiſchen Kaiſer vermählen ſich nicht förmlich, ſondern haben ganze Völkerſchaften von Frauenzimmer um ſich, die ihnen zum Zeitvertreib dienen, und mit welchen ſie Kinder zeugen. Sie wohnen alle im Serail.

rail. Die eine Hälfte dieſer Frauenzimmer iſt von der Natur mit allen möglichen Reitzen begünſtigt, und zum Vergnügen eines einzigen Menſchen beſtimmt, die andere ſcheint der Liebe gänzlich entſagt, und nur das einzige Geſchäft zu haben, die erſtern, welche ihrer Aufſicht anvertrauet ſind, nach allen Kräften zu plagen. Ihre eigentliche Verfaſſung werde ich im Art. Serail beſchreiben.

Von den ſo genannten unbekannten Ländern, werde ich, in Anſehung der Heurathgebräuche, Grönland und Kamtſchatka, anführen.

Bey den Grönländern, iſt die Vielweiberey, eine unter den mehreſten ungeſitteten Völkern ſo herrſchende Gewohnheit, nicht ſehr gewöhnlich. Ein Mann hat gemeiniglich nur eine Frau; wenige haben deren 2, 3 bis 4. Doch hält man es gewiſſermaßen für einen Vorzug, mehr als eine Frau zu haben, weil man einen Mann, der ſich im Stande befindet, die beträchtlichen Koſten zu beſtreiten, die ihn eine mehrere Anzahl Weiber und Kinder zu verwenden nöthigen, für fleißiger und geſchickter hält, und für einen beſonders guten Erwerber anſieht. Man hat bemerkt, daß, vor Ankunft der Dänen in Grönland, unter den Weibern eines Grönländers nicht die geringſte Spur einer Eiferſucht zu finden geweſen, ſondern es herrſchte unter ihnen ein beſonderes gutes Vernehmen. Seitdem die Chriſten aber ihnen äußerten, daß, dem geoffenbarten Willen und den Verordnungen des Schöpfers der Menſchen zu Folge, ein Mann ſich mit einer Frau begnügen müſſe, bezeigten ſie ſich ſehr unzufrieden, wenn ihre Männer ſich einfallen ließen, eine zweyte zu nehmen.

Daß der Eheſtand bey ihnen eben nicht ſo rein und unbefleckt erhalten werde, beweiſen die Zeugniſſe der mehreſten Reiſenden; doch ſind ſie vorſichtig genug, ihre Ausſchweifungen ſorgfältig zu verbergen. Man hört nur ſelten davon reden. Der beleidigte Theil wird

über ein Vergehen dieſer Art eben nicht um Rache ſchreyen. Alles, was er thut, iſt, daß er ſich durch eine ähnliche Treuloſigkeit ſchadlos zu halten ſuchet. Ein gewiſſes Spiel, eins der ausſchweifendſten in ſeiner Art, giebt uns einen deutlichen Begriff von der wenigen Achtung, in welcher bey ihnen der Eheſtand ſteht. Es verſammelt ſich nämlich in einem Hauſe eine anſehnliche Anzahl Männer und Weiber. Nachdem ſie ſich vorher einander beſchenkt haben, fangen ſie an zu tanzen und zu ſingen. Zuletzt begiebt ſich eine Mannsperſon nach der andern mit der Frau eines Anweſenden hinter einen Vorhang an den Schlafort. Derjenige wird als ein Mann von vorzüglich gutem Character betrachtet, welcher auf dieſe Art ſeine Frau einem andern, ohne den geringſten Unwillen darüber zu äuſſern, Preis giebt. Die Angekkoks (alſo nennt man die Gelehrten und die Propheten dieſer Nation,) ſind hiebey ſehr zudringlich, und machen ihr Glück bey den grönländiſchen Frauen am leichteſten. Dieſe rechnen es ſich für eine Pflicht, ſich dem Verlangen eines ſolchen willfährig zu bezeigen, und die Männer werden über ſolchen Umgang ſo wenig entrüſtet, daß ſie vielmehr einem Prieſter noch Geſchenke dazu geben, um von demſelben Kinder zu bekommen, von welchen man die Vermuthung hat, daß ſie weit tugendhafter und glücklicher ſeyn, als andere.

Zu dergleichen Ausſchweifungen glauben nur die Frauen ein Recht zu haben. Die Mädchen leben züchtig und eingezogen, Nicht leicht hört man von ihnen unanſtändige Worte. Eine edle Sittſamkeit ziert ihr ganzes Betragen, und die Schamhaftigkeit erlaubt ihnen nicht, den Mannsperſonen die geringſte Freyheit in Abſicht auf ſie, zu geſtatten. Ein Mädchen würde es ſo gar übel nehmen, wenn man ihr aus der Doſe eine Priſe Toback anbieten wollte. Es gehört mit unter ſehr außerordentliche Fälle, wenn ein unverheura-

thetes Frauenzimmer Mutter wird. Ein Fehltritt dieſer Art würde ihr die gröſte Schande machen. Es iſt daher unbegreiflich, wie dieſe Geſchöpfe hernach ſo ausarten können.

Verſtoßene Weiber und junge Wittwen, ſind in dieſem Puncte ſchon nicht ſo enthaltſam. Ob ſie ſich gleich einem ſehr übeln Rufe ausſetzen, ſo machen ſie doch dadurch zuweilen ihr Glück, indem ſie in Familien, welche keine Kinder haben, aufgenommen werden. Denn es iſt einem Grönländer ſchimpflich, ohne Kinder zu leben, welche dereinſt die Stütze ſeines Alters ſeyn können.

Die Grönländer heurathen nie ihre Blutsfreundinnen, nicht einmal ihre Anverwandten im dritten Gliede. Sie glauben in dieſer Verbindung etwas unanſtändiges zu entdecken. Es würde auch ſo gar unrecht ſeyn, wenn Jemand ein Mädchen, mit welchem er in einem Hauſe erzogen worden iſt, heurathen wollte; denn ſie werden als Geſchwiſter betrachtet. Man hat zwar Beyſpiele, daß ein Mann zwo leibliche Schweſtern, oder Mutter und Tochter zugleich heurathet; doch ſind ſolche Beyſpiele ſelten und verhaßt.

Die Grönländer heurathen eben nicht ſehr jung, und ſelten vor dem 20ſten Jahre. An Alter pflegen beyde Theile einander mehrentheils gleich zu ſeyn. Ihre Heurathen ſind mit wenig Feyerlichkeiten vergeſellſchaftet. Die einzige Ceremonie iſt dieſe, daß die Mannsperſon um den Gegenſtand ihrer Wünſche bey deſſen Aeltern und Verwandten anhält. Das Heurathsgut iſt ſeine geringſte Sorge. Da er nichts, als ſeine Kleider, ſein Meſſer, ſeine Lampe, und höchſtens einen ſteinernen Topf ſeiner Frau zubringt, ſo erwartet er von ihr auch nichts, als die Geſchicklichkeit, dieſe kleine Haushaltung in Ordnung zu erhalten. Sie von ihrer Seite verlangt von ihrem Manne nichts, als daß er ein guter Jäger ſey. Die beyderſeitigen Aeltern

tern willigen gern in den Willen ihrer Kinder; denn ſie haben weder Nutzen noch Luſt, ſie zu zwingen. Zwo alte Frauen bekommen den Auftrag, dieſe Heurath bey den Aeltern des Mädchens zu betreiben; und ſie machen ſogleich mit dem Lobe des jungen Menſchen den Anfang dazu. Bey dem Namen der Heurath entfernt ſich das Mädchen; ſie will nichts davon hören, und reißt ihren Haarzopf aus einander. Denn dieſes Geſchlecht ſpielt allenthalben die Rolle, daß es nach dem hergebrachten Wohlſtande erröthet und widerſteht, wenn man auch ſchon vorher verſichert iſt, es werde ſich ergeben. Indeſſen iſt dieſe Weigerung doch nicht allezeit Verſtellung, ſondern oft die Wirkung eines Widerſtandes, der zuweilen ein Mädchen zu ſo heftigen Ausſchweifungen bringt, daß es in Ohnmacht fällt, auf die wüſteſten Berge flüchtet, oder ſich die Haare abſchneidet. Dieſes iſt die letzte Handlung ihrer Verzweiflung, nach welcher es nicht mehr erlaubt iſt, bey ihr um die Heurath anzuhalten. Vielleicht rührt dieſer Abſcheu von der Verſtoßung der Weiber, wovon die Beyſpiele in Grönland ſehr häufig ſind, oder von der Freyheit her, welche ſich die Männer vorbehalten, noch eine zweyte Frau in ihr Bette einzuführen. Doch die Urſache dieſer Abneigung gegen die Heurath mag ſeyn, welche ſie will, ſo geben doch die Aeltern niemals wider den Willen der Tochter ihre Einwilligung, ſondern ſie laſſen ſie für ſich handeln. Die Weiber, welche zum Beſten des jungen Menſchen arbeiten, ſuchen alsdann ſeine Geliebte auf, und führen ſie freywillig oder mit Gewalt zu ihm. Hernach bringt ſie einige Tage ſehr niedergeſchlagen zu, läßt die Haare zerſtreut hängen, und will nichts zu ſich nehmen. Wenn ſie beſtändig den Bitten der Ueberredung widerſteht, ſo wendet man Gewalt und ſo gar Schläge an, wenn es ſeyn muß, ſie unter das Joch der Ehe zu bringen. Wenn ſie zum andernmal entwiſcht, bringt man ſie

wieder zurück, um ſie durch ſolche Bande zu verknüpfen, welche ſie nicht wieder zerreiſſen wird. In der That, obgleich nichts ſonderbarer, ungerechter und der Liebe mehr zuwider zu ſeyn ſcheint, als dieſer Zwang bey einer Handlung, die ihrer Natur nach die freyeſte und willkührlichſte ſeyn ſollte, ſo iſt doch vielleicht keine Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mehr zu entſchuldigen, und wird auch eher vergeben, als dieſe; denn man ſieht nie eine Grönländerinn aus dem Ehebette entfliehen, wenn ſie es erſt einmal beſtiegen hat. Zuweilen kommen die Aeltern durch einen wechſelſeitigen Vergleich der Neigung ihrer Kinder zuvor, aber ohne ſie zu zwingen; und dieſe beſtätigen, ſo bald die Pfänder gegen einander gegeben worden, dieſe Art von Heurathsvertrage ohne alle andere Ceremonie, als die Beywohnung.

Wenn ein Mann keine Kinder hat, oder mit ſeiner Frau mißvergnügt iſt, ſo giebt er ihr einen finſtern Blick, geht aus dem Hauſe, und läßt ſich in einigen Tagen nicht ſehen. Die Frau weiß, was dieſes bedeutet, packet ihre Kleider in ein Bündel, und begiebt ſich zu ihren Freunden, wo ſie eine weiſe und vorſichtige Aufführung beobachtet, damit ſie ihren Mann, der ſie verſtoſſen hat, wegen ſeiner Begegnung verhaßt mache. Zuweilen zerreißt eine Frau von ſelbſt das eheliche Band, wenn ſie ſich mit den übrigen Weibern des Hauſes, welches ſie betreten hat, nicht vertragen kann. Dieſes geſchieht gemeiniglich am leichteſten, wenn die Schwiegermütter ſich ihrer Obergewalt ſo ſehr bedienen, daß ſie die Schwiegertöchter wie Sclavinnen halten. In dieſem Falle bleiben die Söhne bey der Mutter, und kehren auch nach ihrem Tode nicht zum Vater zurück, die Stütze ſeines Alters zu ſeyn. Gewiß, eine vortreffliche Einrichtung der Polizey, die einem jeden Ehegatten die ſtärkſten Bewegungsgründe giebt, ſtets gut mit einander zu leben! Man ſieht daher auch ſehr wenig Eheſcheidungen. Oft geräth der Mann, der ſeine Frau verlaſſen hat, in Verzweiflung, vergräbt ſich in eine Wüſte, die Geſellſchaft der Menſchen zu fliehen, entfernt ſich in eine Höhle, und lebet von der Jagd, oder plündert und beraubet die Vorbeyreiſenden. Dieſe wilde Flüchtlinge aber ſind gemeiniglich junge Leute, die ohne

Ueber-

Ueberlegung geheurathet haben, und die ihre übereilte Wahl bald gereuet. Je älter die eheliche Verbindung wird, deſto mehr wächſt die Liebe der Ehegatten.

Die Hochzeitgebräuche der Einwohner in Kamtſchatka, ſind nicht weniger merkwürdig. Wenn ein Kamtſchadale heurathen will, wählt er ſich ſelten ein Mädchen aus ſeinem Orte, ſondern aus den benachbarten. Er geht zu ihren Aeltern, eröffnet ihnen ſeine Neigung gegen ihre Tochter, und hält um die Erlaubniß an, ihnen eine Zeit lang zu dienen, welches man ihm gern zugeſteht. Während ſeines Dienſtes, der bisweilen einige Jahre lang dauert, bezeigt er ſich ſehr eifrig und gelehrig. Wenn der beſtimmte Termin heran nahet, bittet er ſeine Herrſchaft, ihm zu vergönnen, daß er ſich der Tochter bemächtigen dürfe. Gefällt er ihnen, ſo geben ſie ihm die Erlaubniß dazu; ſind ſie aber nicht damit zufrieden, ſo geben ſie ihm ſeinen Lohn, und laſſen ihn laufen. Wenn er die Freyheit bekommen hat, ſeine Liebſte wegzunehmen, ſo muß er die rechte Stunde wahrnehmen, da ſie entweder ganz allein, oder doch ohne große Geſellſchaft iſt. Denn ſonſt ſind alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet, ſie gegen die Unternehmung ihres Liebhabers zu vertheidigen. Die Braut hat 2 bis 3 ſehr enge Röcke an, und iſt noch überdies mit Netzen umwickelt, welche ſie ſo ſtark einpreſſen, daß ſie ſich nicht viel beſſer bewegen kann, als eine Bildſäule. Hat er nun das Glück, ſie allein, oder in der Geſellſchaft weniger Geſpielinnen, anzutreffen, ſo wirft er ſich auf ſie hin, und giebt ſich alle Mühe, die Netze, die ſie umgeben, und die Röcke, worin ſie eingepackt iſt, zu zerreiſſen; denn alles kommt bey ihnen darauf an, daß er Herr über ihre Kleider werde, welches aber ungemein ſchwer hält, indem die Frauen, denen die junge Perſon anvertrauet iſt, ſie mit Gewalt gegen den Liebhaber beſchützen, auf ihn los fallen, ihn bey den Haaren ziehen, ihm das Ge-

Geſicht zerkratzen, und ihn derb abprügeln, damit er ſeine Beute fahren laſſe. Wenn er, ſeiner Wunden ungeachtet, dennoch ſeinen Endzweck erreicht, ſo muß er gleich darauf, wenn er ſeine Geliebte ausgeplündert hat, die Flucht ergreifen; ſie aber ruft ihn mit einem zärtlichen und verliebten Tone wieder zurück; alsdann iſt die Heurath vollzogen. Es ereignet ſich aber ſelten, daß ein Verliebter ſeinen Wunſch erreicht, bevor er nicht wenigſtens ein Jahr mit lauter ſolchen Scharmützeln hingebracht hat Denn ſo oft er in dem Kampf mit den Weibern, welche die Braut bewachen, den kürzern gezogen, vergeht eine gute Zeit, bis er von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt iſt. Man hat Jünglinge geſehen, die ganze 7 Jahr auf ſolche Weiſe gekämpfet, und ganz darunter verſchwunden, und faſt zu Krüppel geworden ſind, und doch ihre Geliebte nicht davon getragen haben.

Nachdem der Liebhaber ſeine Braut bezwungen hat, nimmt er ſie mit ſich in ſein Dorf. Nach einigen Tagen aber kommen ſie wieder, und machen bey den Verwandten der neuen Frau ihren Staatsbeſuch. Der junge Ehemann, ſeine Frau, und ihre Verwandte, ſitzen in ihren Kähnen; alle Weiber aber kommen auf kleinen Schiffen, welche von nackenden Männern regieret und mit Stangen fortgeſtoßen werden. Wenn ſie noch ungefähr 100 Schritt vom Dorfe entfernt ſind fangen ſie alle an zu ſingen. Alsdann machen ſie allerley Beſchwörungen mit einem Stricke, welchen ſie an eine lange Stange binden, murmeln darauf gewiſſe Worte über einen getrockneten Fiſchkopf, welchen ſie mit dem Stricke umwickeln, und einem alten Weibe zu halten geben. Wenn die Beſchwörung geendigt iſt, zieht man der jungen Frau ein langes Kleid von Schaffellen an, und behängt ſie mit 4 Bildern, wodurch ſie ſo ſchwer beladen wird, daß ſie ſich kaum regen kann. Darauf kehren ſie zu ihren Kähnen zurück,

und nähern ſich alsdann zum andernmal dem Dorfe, wo ſie von einem Knaben empfangen werden, der die junge Frau bey der Hand nimmt und ſie führt, da denn alle übrige Weiber nachfolgen. Wenn ſie an die Hütte ihres Vaters kömmt, winden ſie ihr einen langen Riemen um den Leib, und ſo geht ſie hinein, hinter der alten Frau, welche den Fiſchkopf vor ihr her trägt. Dieſer Fiſchkopf wird auf die lezte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anweſenden mit Füßen getreten, und zulezt in das Feuer geworfen. In eben dieſem Augenblicke werden der jungen Frau die überflüſſigen Zierathen abgenommen, und alle Fremde ſetzen ſich nieder. Der junge Ehemann aber heitzet die Hütte, und richtet die Lebensmittel, die er mitgebracht hat, zu, um die Einwohner des Dorfes zu bewirthen. Dieſes Feſt dauert einige Tage lang. Wenn alle Gäſte ſich nach Hauſe verfüget haben, bleibt das neue Paar da, und arbeitet noch einige Zeit für den Vater. Dieſer theilt die Kleider, welche ſeine Tochter nach dem Opfer des Fiſchkopfes abgelegt hat, unter ſeine Freunde aus, welche ihm ein Geſchenk dagegen machen müſſen.

Die jezt beſchriebenen Ceremonien ſind nur bey Verheurathung einer Jungfrau gebräuchlich; denn bey der Heurath einer Wittwe wird weiter nichts erfordert, als die Einwilligung von beyden. Sie darf ſich aber nicht eher wieder verheurathen, als bis ſie ihre Fehler ausgeſöhnet hat. Da dieſe Verſöhnung darin beſtehen ſoll, daß ſie die erſte Nacht bey einem Fremden ſchlafen muß, welches dem Bräutigam ſehr zum Schimpfe gereicht, ſo geſchieht es ſelten, daß eine Wittwe wieder einen Mann bekommt.

Die Kamtſchadalen ſcheiden ihre Ehe um geringer Urſachen willen, und ohne viele Ceremonien. Die Freyheit, ſo viele Weiber zu haben, als ſie wollen, mißbrauchen ſie gar ſelten. Sie begnügen ſich mit 2, höchſtens 3 Weibern. Ob ſie gleich in das weibliche Geſchlecht ſehr verliebt ſind, ſo ſind ſie doch

nicht

nicht ſo eiferſüchtig als die Koräken. Bey dem erſten Beyſchlaf bekümmert ſich keiner um die Zeichen der Jungfrauſchaft. Auch die Weiber ſind eben ſo wenig eiferſüchtig; denn 2 oder 3 leben mit einem Manne in aller Einigkeit, wenn er auch gleich noch etliche Beyſchläferinnen darneben hält.

In Anſehung der übrigen Welttheile, werde ich die Länder und Völker, deren Heurathgebräuche und Hochzeitceremonien merkwürdig ſind, in einer alphabetiſchen Ordnung anführen.

In Aſien kommen mir zuerſt die Heurathgebräuche in Aleppo bey den Türken und Chriſten zu betrachten vor. Bey den Türken lernen, wie ich bereits von der europäiſchen Türkey erwähnt habe, Braut und Bräutigam erſt am Hochzeittage einander kennen. Mehrentheils iſt es die Mutter des Bräutigams, welche die Verbindung ſtiftet. So bald ſie ein Mädchen gefunden hat, welches ſie für ihren Sohn ſchicklich hält, ſo iſt der Antrag gar bald geſchehen, der Preis beſtimmt, und die Erlaubniß beym Cadi geſucht und erhalten. Alsdann werden von beyden Theilen Zeugen ernannt, welche die Braut kaufen und wieder verkaufen müſſen. Der Prieſter (Maum) fragt den einen, ob er ſie um ſo und ſo viel kaufen wolle, und den andern, ob er damit zufrieden ſey. Bey der Bejahung giebt er ihre Hände zuſammen, die beſtimmte Summe wird ausgezahlt, der Handel geſchloſſen, und die Ceremonie endiget ſich mit einem Gebete aus dem Alkoran. Von dieſem Augenblicke an ſteht dem Bräutigam frey, die Braut zu ſich zu nehmen; er giebt aber allezeit der Familie durch einen vorher abgeſchickten Bothen Nachricht davon. Sie wird alsdann von beyderſeits Aeltern geführt, und in die für ſie beſtimmten Zimmer gebracht. Die Zimmer ſind getheilt, und Manns- und Frauensperſonen machen ſich, von einander abgeſondert, bis auf den Abend luſtig. Alsdann kleiden die Mannsperſonen den Bräutigam aus, melden es dem

Frau-

Frauenzimmer, und man läßt ihn in den Hof vor ihre Zimmer kommen. Daſelbſt empfangen ihn die nächſten Verwandten unten an der Treppe, tanzen und ſingen vor ihm her, und die Braut kommt ihm auf den halben Weg entgegen, läßt ſich aber noch nicht ganz ſehen. Ein rother Flor bedeckt ſie von oben bis unten und oft hat ſie noch vor dem Geſichte ein auf verſchiedene Art ausgeſchnittenes goldenes Blatt, welches Stirn und Wangen verbirgt. Der Bräutigam führt ſie die Treppe wieder hinauf, und bleibt endlich mit ihr allein.

Den Türken erlaubt ihr Geſetz, 4 Eheweiber und eben ſo viel Kebsweiber zu haben; weil ſie aber erſtere kaufen müſſen, ſo nehmen ſie ſelten mehr als 2, hingegen iſt die Anzahl der andern öfters zehnmal größer, als es das Geſetz des Propheten erlaubt. Ein Mann kann ſich von ſeiner Frau ſcheiden, wenn er will, ohne eine Urſache anzugeben; er kann auch ſeine Sclavinnen verkaufen, wenn ſie keine Kinder zeugen. Uebrigens iſt das Schickſal aller türkiſchen Weiber eine wahre Sclaverey.

Bey der Heurath der Chriſten in Aleppo findet ſich eine Aehnlichkeit mit der Heurath der Türken. Sie haben nicht das geringſte bey der Wahl, die man für ſie anſtellt, zu ſagen; dieſe wird ſchon in ihrer Kindheit von ihren Aeltern getroffen. Wenn die Zeit der Heurath heran nahet, werden die Aeltern des Bräutigams vom Vater der Braut zu Gaſte geladen, und der Hochzeittag wird feſtgeſetzt. Den Abend vor der Hochzeit findet ſich eben die Geſellſchaft wieder bey der Braut zum Abendeſſen ein, worauf die Aeltern des Bräutigams wieder zu ihrem Sohne nach Hauſe gehen. Bisher hat ſich der Bräutigam noch nicht ſehen laſſen, ungeachtet man, ihn überall zu ſuchen, ſich ſtellet; denn die Sitte erfordert, ſich zu verbergen. Endlich aber führt man ihn in ſeinen ſchlechteſten Kleidern hervor, und zieht ihm, nach einigen eben ſo wunderbaren Ceremonien, das Hochzeitkleid an. Ungefähr um Mitter-

ternacht gehen ſeine Verwandte mit Muſick, und jeder mit einem Paket in der Hand, wieder in das Haus der Braut. Zum Schein verwehret man ihnen den Eingang, und es entſteht eine Art von Kampf, wobey dieſe ſchon wiſſen, daß der Sieg auf ihrer Seite bleibt. Die Braut wird alsdann von zwey ihrer Schweſtern, oder andern nächſten Verwandten, in das Haus des Bräutigams geführt, wo ſie nicht reden darf, man ſage ihr auch, was man wolle; ſie muß aber jedermann grüßen, und es ſitzt eine Frau bey ihr, welche ihr die Ankunft und Würde eines Jeden anzeigt. Zuweilen iſt der Biſchof bey der Ceremonie, die im Grunde von den europäiſchen Gebräuchen wenig unterſchieden iſt. Der Biſchof ſpeiſet alsdann zu Mittage mit. Wenn er weggegangen iſt, fangen die Luſtbarkeiten an, und hören nicht eher als nach dem Mittagseſſen auf; die junge Frau aber muß noch einen ganzen Monat ſchweigen. Dieſe Zeit über darf ſie nur allein mit ihrem Manne ſprechen, und auch dieſes legen ihr die alten Matronen übel aus.

Die Maroniten verſtatten ihren Weibern, mit ihnen zu eſſen, ja ſo gar ſich vor Fremden ſehen zu laſſen, da hingegen die andern Chriſten nicht ſo gefällig ſind. Ihre Weiber werden nicht viel beſſer angeſehen, als das Geſinde, ſie müſſen ihnen bey Tiſche aufwarten, ſie dürfen ſich nicht ſetzen, und dürfen niemals Mannsperſonen bey ſich ſehen, außer ihre Verwandten, den Arzt und den Geiſtlichen.

Bey den **Beduinen**, einer **Nation in dem wüſten Arabien**, werden die Heurathen ſo geheimnißvoll tractiert, wie in Spanien, oder in Italien, ein galantes Liebesverſtändniß. Wenn ein junger Menſch Neigung zu einem Mädchen hat, ſie beſtehe nun bloß in ſeiner Einbildung, (denn die Araber haben nicht den geringſten Umgang mit andern Weibern oder Töchtern,) oder weil er von ihnen hat reden hören; ſo iſt ſeine er-

ſte

ſte Bemühung, daß er die Perſon, die er haben will, zu ſehen bekomme. Dieſes erhält er zuweilen vom Vater ſelbſt, der ihn in ſeinem Zelte verſteckt, oder von der Tochter, die, wenn ſie die Abſichten ihres Liebhabers merkt, ſich aber einbildet hübſch zu ſeyn, ihren Schleyer als von ungefähr fallen und ſich einige Augenblicke ſehen läßt. Alsdann hält der junge Menſch durch einen ſeiner Verwandten um ſie an, und man wird um den Preis einig, den der Schwiegerſohn dem Schwiegervater an Schafen, Kamelen oder Pferden geben ſoll; denn um Geld wird niemals gehandelt. Der Preis iſt aber allzeit nach den Verdienſten und Eigenſchaften des Mädchens, nach dem Anſehen der Familie und nach dem Vermögen deſſen, der ſich meldet, eingerichtet. Wenn beyde Theile einig ſind, wird der Contract von demjenigen, der bey den Arabern den Cadi oder Richter vorſtellt, oder, in deſſen Abweſenheit, von dem Secretär des Emir aufgeſetzt. Der Cadi ſchreibt den Namen der Zeugen unten an den Contract, und weiter ſind keine Formalitäten nöthig. Arme Perſonen, welche die Koſten des Contractes nicht bezahlen können, nehmen nur Zeugen, verſprechen ſich mündlich, und erlegen ſogleich das Geld, um welches ſie einig geworden ſind. Wenn der Contract geſchloſſen iſt, führen die Weiber die Braut in das Bad, waſchen ſie, ſalben ihr die Haare, ziehen ihr die beſten Kleider an, und putzen ſie nach ihrem Stande und Vermögen. Hernach wird ſie auf ein Pferd oder Kamel geſetzt, welches mit Decken, Blumen und Zweigen geſchmückt iſt, und man bringt ſie mit Muſik in das Zelt, wo die Hochzeit gefeyert werden ſoll. Die Mannsperſonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das beſte an, und führen ihn zu Pferde in Ceremonie wieder zurück. Nach der Mahlzeit machen ſich die Mannsperſonen luſtig, doch mit vieler Mäßigung; das Frauenzimmer

hingegen tanzt, ſingt, ſpielt auf kleinen Trommeln, und macht der Braut, wegen ihrer Schönheit und Verdienſte, tauſend Lobeserhebungen. Sie bringen ſie hernach in das zu Vollziehung der Heurath beſtimmte Zelt, und die Gäſte beten insgeſamt, daß Gott die Eheleute vor den Augen des Neides, d. h. vor Bezauberung und andern Künſten, welche böſe Leute, ihrer Verbindung wegen, an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn der Abend heran gekommen iſt, wird die Braut zu ihrem Manne gebracht, der ſie in einem beſondern Zelte allein, und ſitzend, erwartet. Sie ſagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Compliment, der mit einer ernſthaften Miene ſitzen bleibt, kein Wort ſpricht, und ſich nicht eher bewegt, als bis die Braut vor ihm nieder kniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirn legt. Dieſe Ceremonie wird an demſelben Abend dreymal wiederholt, und bey jedemmale verändert die Braut ihre Kleider. So oft ſie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er ſie auf gleiche Art, und mit eben der Ernſthaftigkeit. Bey dem drittenmale, da die Braut vorgeführt wird, ſteht der Bräutigam auf, umarmt ſie, und trägt ſie in das Zelt, wo ſie ſchlafen wollen. Man läßt ſie dort etwa eine Viertelſtunde allein; hernach waſchen ſie ſich beyderſeits mit kaltem Waſſer, und ziehen ſich anders an. Die junge Frau begiebt ſich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu ſeiner Geſellſchaft, und zeigt daſelbſt die Beweiſe der Ehrlichkeit ſeiner Gattin. Jedermann wünſcht ihm Glück dazu, und man bringt den Reſt der Nacht vergnügt zu. Das Feſt dauert noch den folgenden Tag, da ſich dann jeder weg begiebt, und die jungen Eheleute ihre Haushaltung anfangen. Unter allen Verwandten iſt der Braut Vater der einzige, welcher ſich nicht bey der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, ſeine Ehre erfodere, daß er unterdeſſen, da ſeine Toch-

ter im Begriff iſt, eine Frau zu werden, ſich zu Hauſe begebe.

In gewiſſen Stämmen der Araber beobachtet man noch eine andere ſeltſame Gewohnheit. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er ſelbſt, mit Stöcken bewaffnet ſind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er ſie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben ſo bewaffnet ſind, widerſetzen ſich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er ſeine Braut denſelben Tag haben will. Der Streit wird mehrentheils ſo ernſthaft, daß der Bräutigam nicht leicht ohne Wunden davon kömmt, ja öfters hernach das Bette hüten muß.

In Bantam, auf der Inſel Java, beſteht das Heurathsgut einer Frau, wenigſtens bey Vornehmen, in einer Summe Geldes und in einer gewiſſen Anzahl Sclaven, beyderley Geſchlechts. Am Hochzeittage ſchmücken ſich beyde Verlobte, ihre Anverwandten und Sclaven aufs beſte. An beyde Häuſer wird eine große Menge Wurfſpieße mit Troddeln von weißer und rother Baumwolle angelehnt. Man feuert auch einige Steinſtücke los. Nachmittag führt man dem Bräutigam ein Pferd mit koſtbarem Reitzeuge vor, worauf er bis Abends in der ganzen Stadt herum reitet. Unterdeſſen machen ſeine Sclaven ihre Aufwartung bey der neuen Gebieterin, und beſchenken ſie; hernach bringen ſie ihr das Heurathsgut, welches mit allerley Zierrathen ausgeputzt iſt. Sobald der Bräutigam wieder nach Hauſe kömmt, geht man zur Tafel. Sämtliche Anverwandte ſpeiſen mit, und alsdann führen ſie das neue Paar unter ein mit Vorhängen umgebenes Dacht.

Die Bonjanen, im Reiche des Großſultans verloben ihre Kinder gemeiniglich im 4ten oder 5ten Jahre, und verheurathen ſie dann im 10ten oder 12ten. Die Hochzeitgebräuche ſind nach den verſchiedenen Gegen-

genden unterſchieden; indeſſen iſt es ein allgemeiner Gebrauch, daß man die Töchter nicht anders, als für eine gewiſſe Summe Geldes oder für ein Geſchenk denjenigen überläßt, die um ſie anhalten. In den reichſten Familien geſchieht es ſehr ſelten, daß ein Mädchen eine andere Mitgabe, als ihre Kleider und Hausgeräth, mit ſich bringt. Bekömmt ſie keine Kinder, ſo kann der Mann eine zwote, ja auch eine dritte Frau nehmen. Eine Wittwe hingegen darf nie wieder heurathen, wenn auch der Mann vor Vollziehung der Ehe geſtorben wäre; ſie muß es ſich aber gefallen laſſen, daß man ihr alles Geſchmeide abnimmt, und die Haare abſchneidet. Man zwingt ſie nicht, ſich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu laſſen, wie die Weiber gewiſſer Braminen thun; aber es hält ſie auch Niemand ab, wenn ſie es thun will. Wenn ſie ſich nicht entſchließen kann, ihre übrige Lebenszeit im eheloſen Stande zuzubringen, wird ſie eine öffentliche Tänzerin. An dem Hochzeittage ſetzen ſich beyde Familien, nachdem ſie mit vieler Pracht durch die vornehmſten Straßen der Stadt gezogen ſind, auf Matten bey einem großen Feuer nieder, um welches das Brautpaar zwey oder dreymal herum gehen muß. Ein Bramine ſpricht etliche Worte über ſie aus; und an manchen Orten geben Bräutigam und Braut, zum Unterpfande ihrer Verbindung, einander eine Cocosnuß, da unterdeſſen der Bramine einige Gebete aus einem Buche vorlieſet.

In dem Königreiche Candy, haben die Ehegeſetze wenig Kraft. Die Eheleute bleiben nicht länger, beyſammen, als es ihnen beyderſeits gefällt. Der Mann kann ſich von ſeiner Frau ſcheiden, wenn er ihr den Brautſchatz, welcher nur in etlichen Geſchenken beſteht, wieder heraus giebt. Jedoch iſt die Frau nicht eher wieder völlig frey, als bis der Mann eine neue Verbindung getroffen hat. Männs= und

Weibs=

Weibsperſonen verheurathen ſich wohl vier bis fünfmal, ehe ſie ſich recht feſt verbinden. Selten hat ein Mann mehr als eine Frau, aber eine Frau hat zuweilen zween Männer; denn der Gebrauch erlaubt, daß zween Brüder nur eine Frau mit einander haben, und die Kinder, die in dieſer Ehe geboren werden, geben alsdann allen beyden das Vaterrecht. Die Untreue verurſachet hier wenig Aergerniß, wenn eine Frau nur keine andere Liebhaber, als von gleichem, oder von noch höherm Stande hat, als der ihrige iſt.

Die Chineſer, eine in vieler Abſicht ſehr merkwürdige Nation, haben, ſo wie die übrigen morgenländiſchen Völker, mehr als eine Art der ehelichen Verbindung. Die eine iſt unzertrennlich, und mit allen Vorrechten einer rechtmäßigen Ehe verknüpt; die andere aber wird nur geduldet, iſt in der That nichts anders als ein Concubinat, und kann zu jeder Zeit aufgehoben werden.

Die erſte Art wird mit vielen Feyerlichkeiten angefangen, und in Anſehung der Art und Weiſe, wie ſie beſteht, durch beſondere Landesgeſetze und Gewohnheiten beſtimmt. Die Aeltern verloben ihre Kinder in der zarteſten Jugend, und die Einwilligung der letztern iſt gar nicht dabey nothwendig. Jene unterlaſſen aber nie, bey dieſer Verbindung auf die Gleichheit des Alters, des Standes und des Vermögens Rückſicht zu nehmen. Die Schönheit allein wird nicht ſehr in Betrachtung gezogen, ſondern nur für eine weſentliche Eigenſchaft der Beyſchläferinnen gehalten. Trifft es ſich, daß der Vater der Verlobten vor ihrer Zeit ſtirbt, oder iſt ein Theil ſo unglücklich, vor Vollziehung der Ehe ſein ſämtliches Vermögen zu verlieren, ſo bleibt doch die Verpflichtung in ihrer Kraft, und kein Chineſer würde ſich einfallen laſſen, das einmal gegebene Wort zurück zu nehmen. Er übt hier eine Tugend aus, die man in unſern geſitteten Staaten für eine

Thorheit halten würde, wenn unſere Geſetze nicht mit aller Strenge einen Zwang im Weigerungsfalle droheten, welcher in China auch ſogleich Statt findet, wenn ein Sohn ſich ſo weit vergäße, daß er den Verbindlichkeiten, die ihm ſeine Aeltern bey der Verbindung auferlegt haben, ſich entziehen wollte.

Die Geſetze des chineſiſchen Reiches beſtimmen gewiſſe Grade, nach welchen die Heurath unter Anverwandten entweder erlaubt oder verboten ſind. Inſonderheit werden die Verbindungen mit den Anverwandten des Vaters nicht geduldet, in welchem Grade ſie auch ſeyn mögen; auch iſt ſogar nicht erlaubt, einen Namensverwandten zu heurathen. Verbindungen mit den Blutsfreunden der Mutter, werden als rechtmäßig verſtattet.

Nach den Berichten einiger Geſchichtſchreiber ſollen Leute von geringerm Stande, ihre Frauen kaufen müſſen; andere aber widerſprechen dieſem Umſtande. Sie geben zwar zu, daß der Bräutigam dem Vater der Braut eine anſehnliche Summe Geldes zahlen müſſe, allein ſie ſagen, daß derſelbe dieſes zur Anſchaffung eines Ehrenkleides für ſeine Tochter und anderer zum Schmucke gehörigen Sachen bekomme. Indeſſen geſchieht es häufig, daß der Schwiegervater von dieſer Summe einen guten Theil in ſeinen eigenen Nutzen verwendet. Perſonen von Stande und Anſehen geben' allemal einen Brautſchatz, welcher der Größe ihres Vermögens gemäß iſt. Unbewegliche Güter ſind nicht leicht hierunter mit begriffen, es müßte denn der Schwiegervater ſehr reich ſeyn, keinen männlichen Erben haben, oder der Verlobte ſeiner Tochter in großem Anſehen ſtehen. Uebrigens bekömmt dieſe von ihrem Vater noch einige Mädchen zur Aufwartung.

Zu den vor dem Hochzeittage vorhergehenden Feyerlichkeiten gehört vornämlich, daß der Bräutigam ſeiner Braut einige Speiſen, Weine und Früchte über-

reiche. Der Hochzeittag wird mit beſondern Ceremonien durch den Rath der Sternſeher feſtgeſetzt, und der Bräutigam macht ſeiner Geliebten hierauf allerhand Geſchenke an Gold und Edelſteinen. Den Tag vor Ankunft der Braut in dem Hauſe ihres Bräutigams, werden alle ihre Mobilien und Hausgeräth durch beſonders dazu beſtimmte Leute öffentlich über die Straße in die Wohnung des Bräutigams gebracht. Dieſer Zug nimmt öfters eine ganze Straße ein. So viel Aufſehens er aber auch öfters macht, ſo gewiß iſt es, daß er nicht ſelten auf Unkoſten des Bräutigams ſo beträchtlich iſt, indem dieſer Hausrath von den Geſchenken deſſelben angeſchafft wird. Er beſteht mehrentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenſchirmen. Ueberdieß muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zaum mitbringen. Der Verlobte holt, in Geſellſchaft ſeiner Aeltern und Freunde, die Braut aus des Vaters Behauſung ab. In einer dazu beſonders bereiteten und prächtig ausgeſchmückten Sänfte wird ſie in das Haus deſſelben getragen. Ihre Verwandten und Freunde begleiten ſie, und dieſer Zug geſchieht in einer feyerlichen Ordnung. In einigen mehr mittagwärts gelegenen Provinzen ſendet der Bräutigam die zu Abholung der Braut beſtimmte Sänfte nur allein ab. Nachdem die Braut von den Ihrigen Abſchied genommen hat, wird die Sänfte verſchloſſen, und der Schlüſſel entweder der Mutter des Bräutigams zugeſandt, oder dem nächſten Verwandten, oder einem treuen Bedienten anvertraut, der denſelben Niemanden, als dem Bräutigam, welcher in koſtbarer Kleidung an ſeiner Thüre wartet, um ſeine Braut zu empfangen, aushändigen darf. So bald dieſelbe angelangt iſt, nimmt er den Schlüſſel von ſeiner Mutter, oder dem Bedienten, öffnet die Sänfte, und urtheilt alsdann, wenn er ſie vorher nie geſehen hat, ob er mit ihr glücklich oder unglücklich ſeyn werde. Fig. 1326. Manche ſind mit

ihrem Looſe nicht zufrieden, ſchließen die Sänfte ſogleich wieder zu, ſchicken das Mädchen wieder zurück, und wollen lieber ihr Geld einbüßen, als ſie zur Frau haben. Weil man aber gemeiniglich große Vorſicht hiebey gebraucht, ſo geſchieht ſolches ſehr ſelten. Wenn die Braut aus der Sänfte geſtiegen iſt, begiebt ſich das junge Paar in einen Götzentempel, in welchem die Bildniſſe ihrer Voraͤltern ſtehen. Hier machen ſie vier Verbeugungen gegen den Tyen, und hernach thut die Braut dergleichen gegen die Anwerwandten des Bräutigams. Alsdann gehen ſie wieder zu ihren Aeltern zurück, welche ſie in einem großen Saal ſitzend erwarten. Hierauf begiebt ſich die Braut zu dem Frauenzimmer, welches zu dem Feſte mit eingeladen iſt, und ſie bringt mit demſelben den ganzen Tag mit Schmauſen und Luſtbarkeiten zu. Der Bräutigam bewirthet unterdeſſen ſeine Freunde in einem andern Zimmer. Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für ſie und ihren Bräutigam beſtimmte Zimmer geführt. Dieſes Zimmer iſt gewiſſermaßen heilig. Keiner Mannsperſon wird der Zugang zu demſelben verſtattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen in daſſelbe kommen. Sogar, ſagt **Dapper**, der Vater würde, wenn er ſeinen Sohn über ein Vergehen ſtrafen wollte, ihn nicht weiter verfolgen dürfen, wenn dieſer erſt das Zimmer ſeiner Frau erreicht hätte. Nach Verlauf eines Monats reiſet die junge Frau wieder auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reiſe die Wiederkehrung zur Ruhe genannt wird.

Das Concubinat, als die zwote Art der ehelichen Verbindung in den chineſiſchen Staaten, iſt nur eigentlich bey ſchon verheuratheten Perſonen in ſo fern, als keine Kinder da ſind, erlaubt. Die Reichen achten aber wenig auf dieſe Einſchränkung, und halten ſich Beyſchläferinnen nach ihrem Gefallen. Man kauft dergleichen

gleichen Perſonen für einen gewiſſen Preis, welcher hoch oder niedrig iſt, nachdem das Frauenzimmer ſchön, wohl erzogen, in der Muſik und andern weiblichen Künſten geſchickt iſt, oder nicht. Dieſe Nebenweiber ſpeiſen in beſondern Zimmern, ſtehen unter der Botmäßigkeit der rechten Frauen, und müſſen dieſen auf gewiſſe Art, als Mägde, Dienſte thun. Sie werden, nach ihrem Tode, von ihren Kindern nicht ſo, wie die Ehefrauen, betrauert. Jene ſind zu keinem Gehorſam gegen ſie verpflichtet, ſie hören von denſelben nie den ſüßen Namen Mutter, und nach dem Tode des Ehemannes bleiben ſie nicht in dem Hauſe des Verſtorbenen.

Als das chineſiſche Reich noch von mehrern fürſtlichen Familien beherrſcht wurde, verheuratheten dieſe ſich unter einander. Nachdem es aber in die Gewalt eines einzigen fiel, den ſie Kaiſer nennen, ward ein Grundgeſetz beſtimmt, vermöge deſſen dieſer ſich nie mit auswärtigen Prinzeſſinnen vermählen darf, ſondern er muß ſeine Gemahlin aus der Zahl ſeiner Unterthanen wählen. Die Schönheit beſtimmt allein die Wahl deſſelben. Er ſieht hiebey nicht auf den Stand und das Vermögen. Die Tochter eines Handwerksmannes hat eben ſo viel Recht zu dieſer Würde, als die vornehmſte Dame. Man ſagt, daß, da die Tochter eines Maurers auf dieſe Weiſe einſt zur kaiſerlichen Würde gelangte, ſie, ihres vorigen Standes eingedenk, beſtändig eine Kelle bey ſich geführt habe, wodurch ſie ihren Sohn, wenn er ſich widerſpenſtig bezeigte, zum Gehorſam gebracht haben ſoll. Diejenige Perſon zu finden, welche man für den Kaiſer als Gemahlin ſich zu ſchicken glaubt, erfodert ſehr viel Mühe. Sie muß jung, ſchön, und vollkommen geſund ſeyn. Man durchſucht in dieſer Abſicht öfters das ganze Reich. Hat man das Glück, ein Mädchen anzutreffen, welches dieſer Ehre würdig zu ſeyn ſcheint, ſo muß es ſich der

ſtrengſten Beſichtigung unterwerfen, welche zwo dazu beſtimmte Frauen mit aller nur möglichen Sorgfalt verrichten. Die Entdeckung des geringſten Fehlers zieht ſogleich ihre Verabſchiedung nach ſich; findet man ſie aber untadelhaft, ſo wird ſie unter einer großen Begleitung nach Hofe gebracht, und dem Kaiſer vorgeſtellt. Hierauf wird ſie einigen Frauenzimmern übergeben, welche ſie in allen Geſchicklichkeiten, die man von einer Dame dieſes erhabenen Ranges fodert, unterweiſen. Die chineſiſchen Geſchichtbücher verſichern, daß einige dieſer Kaiſerinnen ihren Poſten ſehr würdig bekleidet, und ſich durch edle und erhabene Handlungen die Liebe und Achtung des ganzen Volkes zu erwerben gewußt hätten.

Auf eben die Weiſe verheurathet man auch die kaiſerlichen Prinzen; nur mit wenigern Umſtänden. Mit der Vermählung der Prinzeſſinnen hat es folgende Bewandtniß. Zwölf der ſchönſten und munterſten Jünglinge von 17 bis 18 Jahren, werden in einem Saal des kaiſerlichen Pallaſtes verſammelt. Die Prinzeſſin, im Verborgenen, wählt unter dieſer Anzahl zween, welche ſie ihrem Vater vorſtellt, und aus dieſen nimmt er ſeinen Schwiegerſohn. Die übrigen beſchenkt der Kaiſer mit dem Adel. Die Gemahle der Prinzeſſinnen werden nunmehr durch Mandarins in allen Wiſſenſchaften und in der Lebensart bey Hofe unterrichtet, und ſind übrigens die geplagteſten Creaturen. Ob gleich die Pflicht derſelben, ihre Gemahlin alle Tage viermal zu beſuchen, und vor ihr die Kniee zu beugen, ſogleich, als dieſe in das Wochenbett kommen, aufhört, ſo bleiben doch noch Pflichten genug übrig, welche einem ſolchen Manne die Ehre, des Kaiſers Schwiegerſohn zu ſeyn, gar ſehr verbittern.

Der Kaiſer hat nur eine rechtmäßige Gemahlin, welche den Titel einer Kaiſerin führt. Unter den übrigen Frauenzimmern, welche unter ſeinen Befehlen

ſtehen, werden ſechs Königinnen genannt, und ſtehen in großem Anſehen. Die Anzahl ſeiner Concubinen beläuft ſich auf 3000. Sie beſtehen aus Schönheiten, die man aus allen Gegenden des Reiches zuſammengebracht hat.

Im Königreiche Corea dürfen Anverwandte einander bis ins vierte Glied nicht heurathen. Die Verlobungen geſchehen ſchon im 8ten oder 9ten Jahre; und das Mädchen, wenn es nicht die einzige Tochter iſt, wohnt, von der Zeit an, in dem Hauſe des Schwiegervaters, bis die beyden Verlobten, ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, oder ihrem Hausweſen vorzuſtehen, gelernt haben. Die Mannsperſon ſetzt ſich an dem Tage der Verehelichung zu Pferde, und hat ihre Freunde zur Begleitung bey ſich. Sie reitet um die Stadt herum, und bleibt vor der Thüre der Braut halten. Hier wird er von den Anverwandten der Braut empfangen, und dieſe führen ſie in ſein Haus, wo die Ehe ohne weitere Umſtände vollzogen wird.

Auf der Inſel Formoſa geſchehen die Heurathen ohne alle kirchliche Gebräuche, und mit einer beſondern Ehrlichkeit. Wenn ein junger Menſch ein Mädchen nach ſeinem Geſchmack findet, begiebt er ſich, einige Tage lang, mit muſikaliſchen Inſtrumenten vor ihre Hausthür. Läßt ſich das Mädchen ſeine Aufwartung gefallen, ſo zeigt ſie ſich ihm, und die Bedingungen werden unter einander verabredet. Das Hochzeitfeſt wird in dem Hauſe der Braut gefeyert, und der junge Ehemann ſchlägt darin ſeine Wohnung auf, welches der Schwiegervater keinesweges als eine Laſt, ſondern als eine Glückſeligkeit für ſeine Familie anſieht. Man wünſcht ſich daher auch lieber Töchter als Söhne, weil man durch die erſtern Schwiegerſöhne bekömmt, welche in der Folge die Stützen der Häuſer ausmachen. Ungeachtet die Weibsbilder ſehr jung heurathen, ſo iſt es doch nicht eher, als nach ihrem 36ſten Jahre, in

die Wochen zu kommen erlaubt. Wenn ſie vor dieſem Alter ſchwanger werden, treiben die Prieſterinnen ihnen die Frucht ab, indem ſie dieſelben mit Füßen treten. Nicht nur für eine Schande, ſondern ſogar für ein Verbrechen wird es angeſehen, ein Kind vor gedachter Zeit zur Welt zu bringen; und es giebt Weiber, die ſchon zum zehntenmal ſchwanger geworden, ehe ſie es wagen dürfen, Mutter zu werden.

Von den Gebers, ſ. weiter unten, bey den Perſern.

Die Heurathsgebräuche in Golconda ſind von den indianiſchen in Indoſtan, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird, wenig unterſchieden. Nachdem man die Braut und den Bräutigam in einem Palanquin durch die vornehmſten Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt getragen hat, breitet ein Bramine ein Tuch aus, und läßt den Bräutigam das bloße Bein darunter ſtecken, welcher damit den nackten Fuß ſeiner Braut berührt. Es iſt nichts ſeltenes, daß die Mädchen vor dem 10ten Jahre ſchon Mutter werden. Eine Wittwe darf niemals wieder heurathen; ſie kehrt in das Haus ihres Vaters zurück, und bleibt daſelbſt eingeſchloſſen. Man belegt ſie mit der ſchwerſten Arbeit, und ſie iſt aller Arten der Luſtbarkeiten, der Freude und des Schmuckes beraubt. Die meiſten laufen davon, um ſich von dieſer Sclaverey zu befreyen. Sie müſſen zwar das Land verlaſſen, weil ſie ſonſt der Rache ihrer Anverwandten nicht entgehen können, und das Gift würde die geringſte Strafe ſeyn, die man ihnen zuerkennt. Die Geſetze verſtatten ihnen nicht mehr, wie ſonſt, ſich mit dem Körper ihrer Männer verbrennen zu laſſen.

In dem Königreiche Japan, kömmt man ganz früh, und holt die Verlobten, jedes in einem mit 4 Ochſen beſpannten Wagen, und führt ſie mit Muſik heraus vor die Stadt, nach dem Hügel, wo die Ceremonie vor ſich gehen ſoll. Beyde werden durch verſchie-

ſchiedene Wege dahin gebracht. Dem Wagen des Bräutigams folgen verſchiedene andere, die mit den Kleidern, und dem Geräthe der Braut beladen ſind. So bald die Braut an dem Hügel angekommen iſt, ſteigt ſie aus dem Wagen; der Bräutigam macht es eben ſo, und ſie gehen, jedes auf ſeiner Seite, den Berg hinauf, die Verwandten aber, die Muſik und die übrigen Zuſchauer folgen ihnen auf einem andern Wege. Wenn man oben auf dem Hügel angekommen iſt, ſtellen ſich die Verwandten hinter die Braut, und die Muſikanten hinter den Bräutigam. Die erſtern ſind zwey und zwey unter einem Sonnenſchirme, den die Bedienten halten; die Muſikanten aber nehmen auf der andern Seite, ohne Ordnung, Platz. Einige ſetzen ſich, und ſpielen auf allerhand Inſtrumenten; andere ſtehen, und ſchlagen auf meſſingene Kugeln, die an zwey Stücken Holz mit Ketten hängen; etliche aber tanzen nach dieſer ſeltſamen Muſik. Die Heurathsceremonie ſelbſt, oder die Trauung, geſchieht in einem Zelte, welches oben auf dem Hügel aufgeſchlagen iſt. Die Form deſſelben iſt achteckig. Ueber demſelben ſtehen Pyramiden, welche die Bedeckung davon ausmachen. Von außen iſt das Zelt mit, in Oehl getränktem, Papier überzogen, und inwendig mit reichen Stoffen behängt. Mitten im Zelte ſteht ein ſchön aufgeputzter Altar, mit einem ungeſtalteten Götzenbilde, welches den Gott der Ehe vorſtellen ſoll. Er hat einen Hundskopf, um anzuzeigen, daß Treue und Wachſamkeit im Eheſtande gleich nothwendig ſeyen; ſeine Arme ſtehen offen, und in den Händen hält er einen meſſingenen Draht, die Feſtigkeit der ehelichen Verbindung anzudeuten. Vor dem Altar ſteht ein Prieſter, an beyden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten, und der Bräutigam zur Linken. Jedes hält, wie ſonſt die Römer und Griechen, eine Hochzeitfackel in der Hand. Unterdeſſen, da der Prieſter etliche Gebete

her-

hermurmelt, ſteckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, und hernach der Bräutigam die ſeinige an der Fackel der Braut. Alle Umſtehende machen hierauf ein großes Freudengeſchrey, wünſchen dem Brautpaar alles Glück, und der Prieſter füget ſeinen Segen bey. Fig. 1327.

Indem dieſe Ceremonien auf dem Hügel vor ſich gehen, beſchäftigt ſich ein Theil der Hochzeitgäſte, die unten geblieben ſind, mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die ehemaligen Puppen und das andere geweſene Spielzeug der Braut ins Feuer; andere nehmen ein Spinnrad und einen Rocken in die Hände, womit ſie mancherley Wendungen machen. Nach dieſen Ceremonien führt man die Braut wieder zurück, und bringt ſie, unter dem Zurufe des Volkes, in des Bräutigams Wohnung. Junge Leute, welche mit Blumenkränzen geziert ſind, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauſes, und ſtreuen Blumen in alle Zimmer.

Man pflegt in Japan von der Frau kein Heurathsgut zu verlangen, damit ſie nicht Gelegenheit nehmen möge, ſtolz und herrſchſüchtig zu werden. Es iſt ſogar eingeführt, daß man den Schwiegerältern eine Summe Geldes bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ſelbſt überbringt. Je mehr Töchter alſo ein Vater hat, deſto glücklicher ſchätzt er ſich. Die Japaner verheurathen ſich ohne Bedenken mit ihren nächſten Verwandtinnen, ausgenommen im erſten Grade. Die Mädchen werden ſchon im 12ten Jahre, auch wohl noch früher, verheurathet. Bey der Wahl eines Mannes wird ihre Neigung nicht leicht zu Rathe gezogen. Man nimmt einander, ohne vorher bekannt geweſen zu ſeyn, und nur die Aeltern ſtiften dieſe Bündniſſe, wie ſie ihnen am zuträglichſten ſcheinen. Dieſer blinde Contract iſt aber mit keinem Zwange verknüpft, weil beyde Ehe-

Eheleute die Freyheit haben, ſich um ganz leichter Urſachen willen zu trennen; und daher wird auch der Ehebruch mit dem Tode beſtraft. Sonſt iſt hier auch der unmenſchliche Gebrauch eingeführt, die Kinder zu erſäufen oder zu erſticken, wenn man kein Vermögen oder keine Luſt hat, ſie zu ernähren.

Auf der Inſel Java beſtimmen das Vermögen und die Willkühr der Privatperſonen die Anzahl der Eheweiber und Concubinen. Weil aber, nach den Geſetzen, jeder Ehefrau 10 Sclaven zu ihrer Bedienung gehalten werden müſſen, ſo iſt die Vielweiberey mehrentheils nur unter reichen Leuten eingeführt. Die Kebsweiber dürfen bey ihren Herren ohne Bewilligung der rechtmäßigen Frau nicht ſchlafen; dieſe aber können es ihnen nicht abſchlagen, ohne ſich der Verachtung und dem Unwillen ihres Mannes auszuſetzen. Die Kebsweiber ſind die Sclavinnen der Eheweiber, und folgen ihnen, wenn ſie ausgehen. Ihre Kinder werden als freye geboren, und der Vater kann ſie nicht verkaufen. Man ſieht ſie als der rechtmäßigen Frau zugehörig an; öfters aber geſchieht es, daß dieſe Stiefmütter ſie mit Gift aus dem Wege räumen. Man verheurethet hier die Töchter ſehr zeitig, weil das warme Klima ſie ſchon im 9ten oder 10ten Jahre mannbar macht. Vermöge eines Landesgeſetzes erbet der König nicht allein die Güter, ſondern auch die Weiber, Kinder und Bedienten derjenigen, die nach ihrem Tode unmündige Kinder hinterlaſſen, und dieſe Weiber und Kinder werden ſeine Sclaven. Die Mitgabe einer Tochter, wenn ſie auch von vornehmem Stande iſt, beträgt nicht über 24 bis 30 Thaler unſers Geldes. Hiezu kommen noch etliche Sclaven beyderley Geſchlechts. Die Heurathsgebräuche ſind, bis auf etliche Umſtände, eben dieſelben, welche auf der Inſel Golconda beobachtet werden. Sie unterſcheiden ſich nur dadurch, daß, wenn hier das Jawort gegeben iſt, der

der Bräutigam einigemal Blumen auf das Haupt ſeiner Braut wirft, die ihrer Seits mit dem Bräutigam eben ſo verfährt. Alsdann nimmt er ſie in die Arme, giebt ihr einen Kuß, und bietet ihr eine Schale Milch an, wovon jedes vier Schlucke thut. Ferner läßt der Bräutigam Betel in ſeinem Munde zergehen, den er ſeiner Braut giebt, welche ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erſcheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält ſie viermal an das Geſicht des jungen Paares, und ertheilt ihnen den Segen. Hierauf knüpfet ſie den Zipfel der Weſte ihres Sohnes an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beyde in die Kammer, und läßt ſie allein.

In Indoſtan läßt man das Brautpaar ſich einander gegenüber ſetzen, und ſich die Hände geben. Ein Bramine bedeckt ihnen das Haupt mit Palmblättern und einem Schleyer, ſagt einige Gebete über ſie her, und verſiegelt ihre Vereinigung dadurch, daß er ein wohlriechendes Waſſer auf ſie gießt, womit auch aller Anweſenden Kleider geſalbet werden. Fig. 1328.

In Macaſſar, der Haupt- und Handelsſtadt auf der Inſel Celebes, führt man das Brautpaar in eine ſehr dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Man läßt ſie daſelbſt 3 Tage und 3 Nächte allein, ohne daß ſie heraus, oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre ſteht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was ſie nöthig haben, reichen muß. Dieſe Einſamkeit wird ſo ſtrenge beobachtet, daß, um ihnen allen Vorwand zu benehmen, hinaus zu gehen, in der Kammer ſelbſt ein zu der natürlichen Nothdurft beſtimmtes Kabinetchen iſt. Die 3 Tage, die ſie mit einander zubringen, werden von den Anverwandten und Freunden mit Schmauſen und Luſtbarkeiten zugebracht. Am Morgen des vierten Tages nimmt der neue Ehemann von den Anverwandten ſeiner Frau Abſchied, um das Haus, welches er bewohnen

nen ſoll, zu beziehen. Ehe er aber noch aus der dunkeln Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruche eine Stange Eiſen, worauf einige geheimnißvolle Charactere ſtehen, und einen Eimer mit friſchem Waſſer hinein. Der älteſte von der Geſellſchaft kömmt gleich hinter ihm nach, nähert ſich dem Bette, heißt die neuen Eheleute aufſtehen, und beyde mit bloßen Füßen auf die Stange Eiſen treten. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Waſſer über den Leib, und ſagt einige Gebete dabey her. Sodann gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrſchaft abzutrocknen, und ankleiden zu helfen. Den andern Tag verehrt der Mann ſeiner Frau eine kleine goldene Kette, um ſich zu erinnern, daß ſie von nun an ſeine erſte Sclavinn ſey.

In Mingrelien, welches vor Alters Colchis hieß, ſind bey den Heurathen des Adels, folgende Ceremonien gebräuchlich. So bald Jemand mit ſeinem künftigen Schwiegervater wegen des Preiſes, den dieſer auf ſeine Tochter ſezt, einig geworden iſt, verkauft er etliche ſeiner Unterthanen, um das an der Summe etwa noch Mangelnde zu erhalten. Unterdeſſen ſteht ihm frey, ſeine Geliebte zuweilen zu beſuchen, und mehrentheils wird die Heurath vor der Trauung vollzogen. Vorher werden auch allerley Feſte angeſtellt, die viele Tage und Nächte dauern. Bey der Trauung in der Kirche, iſt den Weibern der Zutritt nicht vergönnt, außer der Landesfürſtin. Außer dem Prieſter, der die Trauung verrichtet, iſt noch ein Zeuge gegenwärtig, der unterdeſſen, daß der Prieſter gewiſſe Gebete lieſet, die Kleider des Brautpaares zuſammen nähet; alsdann nimmt er zwey, entweder von natürlichen Blumen oder von Seide gemachte, Kronen, und ſezt ſie ihnen wechſelsweiſe auf, fährt auch damit ſo lange fort, als der Prieſter gewiſſe Formeln herſaget. Wenn dieſe geendigt ſind, nimmt der Zeuge Brod, bricht es in

etliche Stücke, giebt das erſte dem Bräutigem in den Mund, das andere der Braut, wiederholt ſolches dreymal, und ißt das ſiebente Stück ſelbſt. Nachher giebt er einem nach dem andern dreymal Wein aus eben demſelben Becher zu trinken; und was übrig bleibt, trinkt er. Uebrigens halten die Mingrelier die Ehe für kein Sacrament. Sie kaufen ihre Weiber, und es iſt durchgehend bey ihnen eingeführt, deren etliche zu heurathen. Oefters muß die erſte die übrigen bedienen; zuweilen wird ſie auch den Aeltern wieder zugeſchickt, oder an die Türken verkauft. Sie behaupten, es ſey ein gutes Werk, viel Weiber zu nehmen, und viel Kebsweiber zu halten, weil auf dieſe Art mehr Kinder erzeuget würden, folglich ein größerer Vortheil für den Vater erwüchſe, der ſie hernach als Sclaven an Fremde verkaufen könne.

Im Königreiche Pegu, beobachtet man ungefähr die nämlichen Gebräuche, wie in Siam. Man heurathet, und ſcheidet ſich unter eben den Bedingungen. Die Männer verlaſſen ihre Weiber, wenn ſie ihrer überdrüſſig ſind, oder verkaufen ſie, wenn ſie untreu werden; dieſe hingegen rächen die Untreue ihrer Männer mit Gifte. Die Vornehmen des Landes überlaſſen ihre Braut die erſte Hochzeitnacht einem andern, um ſich einer Mühe zu überheben, worauf anderwärts alle Männer ſtolz zu ſeyn pflegen. Ein Mann, der Geld borgen will, macht ſich kein Bedenken, ſeine Frau zu verpfänden. Braucht ſie der Gläubiger, ſo bezahlt er ſich dadurch ſelbſt, und der Schuldner hat ſeine Schuld getilgt.

Die Perſer, haben, wie die Türken, dreyerley Arten der Ehe, welche von ihren Geſetzen gleichmäßig begünſtiget werden. Entweder, ſie heurathen förmlich, oder ſie miethen eine Frau auf eine gewiſſe Zeit, oder ſie verbinden ſich mit Sclavinnen. Die Anzahl der Weiber von der erſten Gattung iſt ebenfalls nur auf

vier eingeſchränkt, obgleich ein Perſer ſelten mehr als Eine zu nehmen pflegt. Man nennt dieſe rechtmäßige Frauen Nekha. Eine gemiethete Frau heißt Amoutha. Eine Ehe dieſer Gattung kann nach Ablauf der im Contracte beſtimmten Zeit wieder erneuert, aber auch vor derſelben von dem Manne wieder aufgehoben werden; doch verſteht es ſich, daß er im letztern Falle der Frau die beſtimmte Summe Geldes ganz bezahlen muß. Die Sclavinnen, mit denen ſich die Perſer verbinden, führen den Namen der Kanige; ſie können deren ſo viel halten, als ſie nur immer zu ernähren im Stande ſind.

Außer den Muhamedanern, welche itzt in dem Beſitze Perſiens ſind, verdient noch ein Volk bemerkt zu werden, welches man für einen Ueberreſt der alten Perſer, jener Anbeter des Feuers, hält. Ich meine die Gebers, Fr. Guèbres. Sie dürfen, nach den Grundſätzen ihrer Religion, 5 Frauen nehmen; und nur allein in dem Falle eines bezangenen Ehebruches, oder wenn die Frau zur muhamedaniſchen Religion übergeht, iſt der Mann berechtigt, ſich von ihr zu ſcheiden. Er muß überdies noch abwarten, ob ſeine Frau ihr Fehltritt gereuen möchte, da ihr denn eine dreyjährige Buße auferleget wird. Was die Feyerlichkeiten bey ihren Hochzeiten anbetrifft, ſo fragt der Prieſter, in Gegenwart einiger Zeugen, das Brautpaar um ihre Einwilligung, und wenn dieſe erfolgt iſt, benezt er ihnen die Stirn mit Weihwaſſer, wobey er einige Worte ausſpricht. Ob gleich ein Geber 5 Weiber hat, ſo iſt doch nur Eine unter dieſen eigentlich ſeine Frau. Bekömmt ſie in 7 Jahren keine Kinder, ſo muß ſie abtreten, und er nimmt eine andere an ihre Stelle, ohne jedoch die erſte zu verabſchieden.

In dem Königreiche Siam, heurathet man ſchon im 11ten oder 12ten Jahre. Die Aeltern des Knaben melden ſich alsdann bey den Aeltern des Mädchens, und

und halten um ſie an. Dieſe verwilligen ihre Tochter demjenigen, welcher ihnen am beſten gefällt; er muß aber ihr Verwandter ſeyn. Denn nach der Gewohnheit dieſes Landes heurathet man bloß in der Familie; und es iſt kein Grad von Verwandtſchaft verboten, als zwiſchen Bruder und Schweſter, und auch dieſe, wenn ſie nicht von einerley Mutter ſind, können einander heurathen. Wenn die Verwandten einig ſind, kommen des jungen Menſchen Aeltern, und bringen den Aeltern des Mädchens 7 Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieſes Geſchenk wiederholt. Endlich aber kömmt auch der junge Menſch ſelbſt, und bringt das ſeinige, welches in 14 Schachteln beſteht. Nun bleibt er in dem Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters, hält ſich 1 oder 2 Monate daſelbſt auf, um die Tochter kennen zu lernen, und ſucht ſich nach und nach zu gewöhnen, mit ihr zu leben. Endlich wird die Hochzeit vollzogen, ohne eine geiſtliche Verrichtung dabey vorzunehmen. Am Hochzeittage verſammeln ſich die Verwandten, mit den Aelteſten des Ortes, und ein jeder legt etwas in eine Börſe, als: Armbänder, Ringe, Geld ꝛc. Einer von ihnen nimmt hernach ein angezündetes Licht, und fährt damit ſiebenmal um die Geſchenke herum; die andern aber erheben ein Freudengeſchrey, und wünſchen dem Brautpaare Geſundheit und langes Leben. Hierauf wird ein Gaſtmal gegeben, und die Braut zu ihrem Bräutigam gebracht. Perſonen von Mittelſtande kaufen ihre Weiber, und vollziehen die Heurath, ſobald die ausgemachte Summe bezahlt iſt. Sie behalten ſich dabey allezeit das Recht der Eheſcheidung vor, und daß ſie wieder heurathen dürfen, ſo oft es ihnen gefällig iſt. Die Siamer, wenn ſie gleich verehlicht ſind, haben doch Kebsweiber. Sie heurathen dieſe ohne Ceremonien, und achten ſie nur als Sclavinnen.

Auf der Inſel Ternate, ſind die Geſetze wegen der Heurathen ungeſittet, und Barbaren gleich. Sie verſtatten die Vielheit der Weiber, ohne eine Anzahl dabey zu beſtimmen, und man kann einander verlaſſen, ſo bald man einander nicht mehr gefällt. Daher geſchehen auch dieſe Verbindungen ohne viele Ceremonien. So bald die Partheyen einig ſind, ſtellt der Braut Vater ein Gaſtgebot an, nach welchem das Brautpaar die Heurath ſogleich vollzieht. Wenn die Frau ihren Mann verläßt, muß ſie ihm die Geſchenke, die ſie bekommen hat, wieder geben; ſie gießt ihm hernach ein wenig Waſſer auf die Füße, um die Unreinigkeiten abzuwaſchen, die ſie etwa zuſammen begangen haben; und geht fort, ſich den andern Tag mit einem andern zu verſprechen, wenn ſie Jemand haben will. Hieraus kann man ſich leicht vorſtellen, daß bey dieſer Denkungsart auch der Ehebruch viel Nachſicht findet.

In Ternate ſowohl, als in allen Städten und groſſen Dörfern der moluckiſchen Inſeln, wird auch eine beſondere Gewohnheit, welche die Bevölkerung zum Gegenſtande hat, mit der größten Sorgfalt beobachtet. Es ſind nämlich beſondere Leute beſtellt, die mit anbrechendem Tage in den Straßen und Gaſſen die Trommel ſchlagen, um die verheuratheten Perſonen aufzuwecken, und zu ermuntern, daß ſie ihre eheliche Pflicht nicht verabſäumen.

In Afrika, *in der Barbarey*, verheurathen die Negern ihre Kinder ſehr jung. Wer um ein Mädchen anhält, muß ſie gewiſſermaßen kaufen; daher es auch üblich iſt, den Bräutigam zu fragen, wie viel ihm ſeine Braut koſte. Die Verwandten der Braut thun gemeiniglich dieſe Frage, und er pflegt darauf zu antworten: ein vernünftiges und tugendſames Weib hat keinen Preis. Wenn die Braut vor dem Zelte des Bräutigams angekommen iſt, reichet ihr eine ihrer

Begleiterinnen einen Stab, den ſie nimmt, in die Erde ſo tief als möglich ſtecket, und dazu ſaget: daß, wie dieſer Stab nicht anders, als mit Gewalt, könne aus der Erde geriſſen werden, ſo ſollte ſie auch nichts, als die äußerſte Gewalt, von ihrem Manne reiſſen.

Bey den Hottentotten, geſchieht das Anhalten um die Ehe von dem Vater oder nächſten Anverwandten des Freyers, bey dem Vater oder nächſten Anverwandten des Mädchens. Wenn der Jüngling ungefähr 18 Jahr iſt, beſuchen der Vater und ſein Sohn des Mädchens Freunde, und der Liebhaber beſchäfftiget ſich, der Geſellſchaft Dakha oder Tobak zuzubereiten und anzubiethen. Sie rauchen alle, und von der Hauptſache wird nichts geſprochen, bis ſie der Rauch ganz benebelt hat. Alsdann eröffnet des Sohnes Vater den Vorſchlag dem Vater des Mädchens, und hält für ſeinen Sohn um ſie an. Der andere geht ſogleich aus dem Zimmer, ſeine Frau um Rath zu fragen, und kömmt bald mit einer zuverläſſigen Antwort zurück, welche ſelten abſchlägig iſt, es wäre denn, daß die Tochter ſchon verſprochen wäre. Gefällt der Freyer dem Mädchen nicht, dem ſie ihre Aeltern verwilligt haben, ſo hat ſie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie muß ſich nämlich mit ihrem Liebhaber niederlegen, und die ganze Nacht bey ihm zubringen. Sieget ſie, ſo iſt ſie von ihm frey; überwindet er ſie aber, wie gemeiniglich geſchieht, ſo muß ſie ihn heurathen. Wenn alſo der Junggeſell ein Mann iſt, begleiten ihn alle ſeine Verwandten und Freunde beyderley Geſchlechts, treiben einen oder mehrere Ochſen vor ihm her, und führen ihn nach der Braut Wohnung, wo ſie mit groſſen Freuden aufgenommen werden. Wenn der Ochs geſchlachtet iſt, beſchmieren ſie ſich über und über mit dem Fette, und pudern ſich alsdann dicht über den ganzen Leib mit Bukhu (den getrockneten und gepülverten Blättern der Spiraea;) die Weiber aber bemalen ſich

die

die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalkſteine. Darauf geſchieht die Verehelichung mit folgenden Ceremonien. Die Männer hauchen (hocken) zuſammen in einem Kreiſe nieder, in deſſen Mitte der Bräutigam in eben einer ſolchen Stellung ſitzt. In einiger Entfernung ſitzen die Weiber eben ſo um die Braut herum. Der Prieſter, der zu des Bräutigams Revier gehört, geht in den Kreis der Männer, und p . . . ein wenig auf den Bräutigam, da dieſer mit ſeinen langen Nägeln in das Fett Furchen macht, damit der Urin deſto tiefer durchdringe. Alsdann thut er der Braut eben dieſe Gefälligkeit, und kehrt von einem zum andern, bis ſein Vorrath erſchöpft iſt, während welcher Zeit er kurze Segensſprüche, etwa folgenden Inhaltes: Lebet glücklich zuſammen! habet einen Sohn ehe ein Jahr vorbey iſt! ſey du ein guter Jäger oder Krieger! ꝛc. herſagt. Darauf ſchicken ſie ſich zum Hochzeitfeſte an. Fig. 1329.

Eine Wittwe, welche wieder heurathet, muß ſich für jeden Ehemann nach dem erſten ein Glied vom Finger abſchneiden, und von dem kleinen Finger anfangen.

In Amerika, heurathen die Creolen (*) ſelten förmlich vor dem Angeſichte der Kirche, ſondern verehelichen ſich insgemein, wie ſie es nennen, hinter der Kirche, d. h. ſie leben meiſtentheils in einer, ihrer Meinung nach, ehrbaren Kebsehe, die bey ihnen gar kein Aergerniß giebt. Ja, es iſt vielmehr eine Schande, kein Amancebada zu ſeyn, d. h. keine Liebſte zu unterhalten, die für ihn allein ſey. Doch müſſen ſich ſolche eben ſo getreu, als in Europa die rechtmäßigen Frauen gegen ihre Männer aufführen. Es geſchieht auch ſehr oft, daß verheurathete Männer von ihren

(*) Ein Creol, eine Creolin, iſt eine in Indien, beſonders im ſpaniſchen Amerika geborne Perſon von europäiſcher Herkunft.

Weibern abgehen, und ſich an halbe oder ganze Negerinnen hängen, wodurch zuweilen eine Unordnung in den Familien entſteht. Die Prieſter und Mönche haben ſelbſt dergleichen Kebsweiber, und man ſtößt ſich auch gar nicht daran, außer wenn etwa eine Eiferſucht rege wird, weil die Geiſtlichen ihre Buhlerinnen gemeiniglich mehr aufputzen, als andere, woran denn die halben Negerinnen öfters kenntlich ſind. Die natürlichen Kinder erben faſt eben ſo viel, als die ehelichen, ſo bald ſie nur von ihren Vätern dafür erkannt ſind; und es haftet auch auf ſolcher Geburt keine Schande, wie bey uns.

In Penſylvanien, hat ein jeder die Freyheit, ſich von dem Prieſter trauen zu laſſen, oder die Heurath vor dem Richter zu ſchließen. Man kann hievon wählen, was man will. Wenn zwey junge Leute einig ſind, ſich einander zu heurathen, und die Aeltern nicht darein willigen wollen, ſo iſt kein anderes Mittel, die Verweigerung zu vereiteln, als daß beyde flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menſchen auf ihren Rücken nehmen, und beyde müſſen ſich in dieſer Stellung vor dem Richter zeigen. Das Mädchen bekennt, daß ſie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ſie zu verheurathen. Dieſes erfolgt ſogleich. Wenn die Ceremonie vorbey iſt, treten die jungen Leute in ihre eheliche Rechte, und die Aeltern dürfen weiter keine Hinderniſſe machen, noch weniger auf die Trennung der Ehe dringen.

Heuraths-Caſſe, Heuraths-Societät; ſ. Braut-Caſſe, Th. VI, S. 561, fgg.

Heuraths-Contract, Heuraths-Vertrag, die feyerliche Verbindung wegen einer Heurath, und die Urkunde, worin dieſelbe enthalten iſt.

Heuraths-Gut, dasjenige Gut, d. i. Vermögen, welches bey einer Heurath die Frau ihrem Manne zubringt; die

die Mitgabe, Mitgift; ſ. Braut-Schatz, Th. VI, S. 574, f.

Heure, ſ. Stunde.

Heure, ſ. die Heuer.

Heuren, ſ. Heuern.

Heurig, ſ. Heuerig.

Heurter, ſ. Tockiren.

Heurtoir, ſ. Klopfer. Sattel, bey den Schriftgießern.

Heuſchel, ſ. Haubechel.

Heuſchrecke, L. Locuſta, Fr. Sauterelle, Griech. ἀκρὶς, Ital. Gavoletta, Span. Langoſta. Unter dieſem Namen begreift man alle vierflügelige Inſecten mit harten Flügeldecken, einem niedergebogenen Kopfe mit Kiefern und vier Fühlhörnern, und langen Springfüßen, welche mit ihren Flügeln einen Laut von ſich geben, und ſich von Gras, Getraide und andern Gewächſen nähren. Es giebt mehr als eine Art dieſer Thiere, welche ſich in allen vier Welttheilen, vornämlich aber in den Morgenländern aufhalten, wo man die größten findet, unter denen manche 6 und mehr Zoll lang iſt. Linné führt 61 Arten an, welche theils in der Geſtalt, theils in der Farbe und Größe von einander unterſchieden ſind. Eine Art derſelben hält ſich vornämlich auf den Wieſen und unter dem Heue bey uns einzeln auf, woher auch die erſte Hälfte ihres Namens rührt (*).

(*) Die zweyte Hälfte iſt von ſchrecken, ſpringen, einem vorzüglich unterſcheidenden Merkmale dieſes Inſectes, welches daher ſchon in dem Tatian Heuiſkrekio, und bey dem Notker Matoſcregh, von Matte, Wieſe, genannt wird. Bey dem Letztern heißt es auch Hoiſtalfel (Hoiſtaffel,) Heſtafele, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hoeſtiuffel, im Angelſächſ. Gaersſtapa, von ſtaffeln, ſtapeln, welches noch im Niederſächſiſchen mit langen Füßen einher gehen bedeutet. Noch jetzt werden ſie an einigen Orten Stapeln, an andern Grashüpfer, Graspferde, Heupferde, (weil ihr Kopf mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat,) in Niederſachſen Sprenger, Spranken, Sprinken, Heuſpringer, Springſel, Sprengſel, Springhähne, Springſtapel, Kohlſprenger, im Frieſiſchen Geſprenger, im Engl. Graſshopper, im Dän. Grashoppe, Hoeſkrükke,

Viele unſerer Vorfahren, als: **Wolfg. Franz** (*), **Cyprian** (**), **Sperling** (***), u. a. m. hielten die Heuſchrecken für ein Mittelding unter den fliegenden und kriechenden Thieren. So beſchreibt unter andern Sperling die Heuſchrecke: Locuſta eſt inſectum vorax, inquietum, medium tenens inter volatile & reptile. Ein Gedanke, den man unſern guten Vorfahren verzeihen muß. Wenn dieſes Kennzeichen auch wirklich bey den Heuſchrecken wäre, iſt es doch mehrern Inſecten, und zwar den meiſten derjenigen, welche Linné Inſecta hemiptera (Inſecten mit halbharten Flügeldecken) nennt, gemein. Ich führe zum Beyſpiel die im XX. Th. S. 35, fgg. beſchriebenen Grillen an, welche unſere Vorfahren von den Heuſchrecken trennten. Daß unſere Inſecten aber wirklich fliegen können, iſt aus ihren großen Zügen erweislich, welche ſie bisweilen zum Schaden vieler Gegenden unternommen haben: Vermuthlich ſahen unſere Vorfahren bey dieſem Kennzeichen darauf, daß ſich die gewöhnlichſten unter unſern Heuſchrecken der Macht zu fliegen nicht bedienen, und mehrentheils nur hüpfen, oder wenigſtens mit ausgeſpannten Flügeln nur einige Schritte weit ſich begeben.

Friſch, Schäfer, Gleditſch und **Linné** haben die Heuſchrecken auf ganz verſchiedene Arten eingetheilt. **Friſch** theilt ſie in ſolche, wo die Weibchen Legeſtacheln haben, und in ſolche, wo ſie ihnen mangeln, ein. **Gleditſch** bringt die Heuſchrecken in 4 Abtheilungen und

ke, im Schwed. Gräshoppa, im Franz. Sauterelle, von ſauter, ſpringen, genannt. Wenn dieſes Wort an einigen Orten Haberſchrecke lautet, ſo rührt die erſte Hälfte entweder von dem alten Hawi, Heu, her, oder auch, weil ſie oft dem Hafer Schaden zufügen. Uebrigens iſt dieſes Wort im Oberdeutſchen auch männliches Geſchlechtes, der Heuſchreck.

(*) Hiſtoria animalium, Vitemb. 1633, 8. Frfr. & Lpſ. 1712, 4.

(**) Continuatio hiſtoriae animalium Franzii.

(***) Zoologia phyſica, S. 423.

und 18 Gattungen. Die erſte Abtheilung enthält diejenigen Gattungen, deren Kopf mit ſehr langen Fühlhörnern (Antennae) verſehen iſt, und deren Weibchen zugleich eine aus dem Körper heraus gehende Geburtsſcheide haben; die zweyte, diejenigen, deren Köpfe mit ſehr langen Fühlhörnern verſehen ſind, und bey deren Weibchen die Zeugungsröhre nicht aus dem Körper heraus geht; die dritte, diejenigen, deren Köpfe mit kurzen Fühlhörnern verſehen ſind, deren Weibchen aber eine aus dem Körper heraus gehende Geburtsſcheide haben; die vierte, die mit kurzen Fühlhörnern, und deren Weibchen keine aus dem Körper heraus gehende Geburtsſcheide haben. Schäfer hat nur 3 Ordnungen; Linné aber 61 Gattungen. Hr. Paſt. Schröter theilt das Geſchlecht der Heuſchrecken in 4 Ordnungen ab, und rechnet dahin:

I. den im XVII. Th. S. 722, beſchriebenen Geſpenſtkäfer, Mantis religioſa *L.* welcher, weil er ſich nicht von Gras und Getraide, ſondern von kleinen Inſecten nähret, auch Fangheuſchrecke genannt wird.

II. Die gemeine Heuſchrecke, Locuſta, wohin folgende Arten gehören:

1) Die große orientaliſche Heuſchrecke, die allergrößte arabiſche, ägyptiſche oder indianiſche Heuſchrecke Gled. die Kammheuſchrecke Müll. Locuſta orientalis peregrinans, gregaria ſ. Aſiatica; Locuſta Arabica ſ. Indica omnium maxima migrans; Gryllus criſtatus *Linn.* Sie iſt ſo lang und dick wie ein Finger, und nimmt mit ausgebreiteten Flügeln in der Breite einen größern Raum ein, als man beſpannen kann. Sie iſt ſchön roth, grün und gelb gezeichnet. Die Farbe iſt an den Oberflügeln, Kopf und Halsſchild, braun; die langen Rippen an den Oberflügeln und kleinen Queradern ſind gelb. Das Bruſtſtück iſt über dem Kiel in 4 bis 5 Kerben eingetheilt, welches den Kamm (Criſta) vorſtellt, der ſich gleich hinter

hinter dem Nacken zeigt. Die erhabenen Winkel und Linien an dem Halsſchilde ſind weißgelb, wie Hirſchhorn, wo das heraus ſtehende abgenutzte weiß wird, das innere oder tiefere aber braun bleibt. Die Unterflügel ſind dunkelkarminroth, mit ſchwarzen Flecken, zwiſchen den Rippen, und liegen in 3 Falten. Die Fühlhörner ſind fadenförmig und kurz; und die Schenkel der Hinterfüße ſind mit einer Reihe dorniger Stacheln bewaffnet. Das Fleiſch iſt eßbar. In den Morgenländern giebt es eine ungeheure Menge derſelben, und wo ſie ſich niederlaſſen, da richten ſie große Verheerungen an. Sie verlaſſen bisweilen die Morgenländer, und wenn ſie da ziehen, ſo formiren ſie große Wolken. Man muß ſie aber mit der Strich = oder Zugheuſchrecke, Gryllus migratorius *L.* von welcher ich in gegenwärtigem Artikel ausführlich handeln werde, nicht verwechſeln.

2) Die grüne Heuſchrecke; der *allergrößte grüne Baumſprengſel* **Gled.**; die *Degenklinge* **Müll.** Locuſta arborea maxima viridis, antennis longiſſimis Gryllus viridiſſimus *L.* Dieſes iſt unter untern Heuſchrecken die größte, wiewohl ihr die folgende an Größe ziemlich gleich kömmt. **Müller** ſagt, daß ſie ſich auf den Bäumen und in den Gerſtenfeldern aufhalten. In Thüringen hat ſie Hr. **Schröter** am häufigſten in den Felderbſen gefunden. Man zählt ſie unter die widerkäuenden Thiere, und ſie haben einen dreyfachen Magen. Sie können Gras, Kräuter und Baumblätter käuen, und durch Hülfe einer röthlichen Zunge hinunter ſchlucken. Der Geſang, den dieſe Heuſchrecken, doch nicht ſo angenehm, wie die Schnarrheuſchrecken, haben, kömmt, wie bey allen Heuſchrecken, nur dem Männchen zu. Beym Fliegen machen ſie mit ihren Flügeln ein deutliches Geräuſch. Wenn man eine von hinten an den Hinterfüßen fängt, reißt ſie dieſen Fuß an der Wurzel vom Leibe los, und kann alsdann nicht

nicht mehr fliegen, weil ſie ſich mit Hülfe der Füße in die Höhe heben muß. Ihr Kopf, der, wie der Kopf aller Heuſchrecken, mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat, endigt ſich mit Freßſtangen und Fühlſpitzen. Ihre Oberflügel ſind grasgrün, bisweilen dunkler, manchmal heller. Auf dem Rücken ſind dieſe Flügel braun, welcher braune Fleck oben am Bruſtſchilde die Breite des Bruſtſchildes hat, ſich aber immer ſchmäler bis in eine ſcharfe Spitze endiget. Dieſe Oberflügel ſind weniger durchſichtig, netzartig und gefalten. Die Flügel ragen weit über den Leib hervor, und ſind länger, als der Körper, ſelbſt beym Weibchen, mit ihrem Legeſtachel betrachtet. Dieſer Legeſtachel beträgt ungefähr zwey Drittel der Länge des Körpers, und hat die Form einer Senſe, womit man Gras oder Hafer mähet; daher dieſe Heuſchrecken in manchen Gegenden Thüringens auch Grashauer heiſſen. Das Thier kann ihn in 2 Theile ſpalten, damit, wenn es mit demſelben ein Loch in die Erde gebohrt und es weitläuftig genug gemacht hat, durch Hülfe dieſes Spaltes das Ey unverletzt in die Erde legen kann. Eigentlich aber beſteht dieſer Legeſtachel aus 4 einzelen Theilen. Der dem Körper nächſte Theil der Füße iſt glatt, der folgende uneben, rauh, und mit lauter kurzen Stacheln beſetzt. Die Fußblätter aber haben an allen Füßen 4 Glieder, welches eben der Character iſt, der ſie von der Fang=, Schnarr=, und Afterheuſchrecke deutlich unterſcheidet. Die Fühlhörner ſind borſtenähnlich, doch von verſchiedener Größe. Sie ſind allemal länger als der Körper, bisweilen ſo lang, als die Heuſchrecke mit ihren Flügeln betrachtet, bisweilen etwas kürzer. Die Augen ſitzen oben ganz nahe an den Fühlhörnern, und es ſcheint, als wenn die Fühlhörner aus dem Auge heraus gingen. Sie ragen im Kopfe hervor, und ſind dunkelbraun und glänzend. Sie behalten ihren Glanz und den größten

Theil ihrer Farbe auch im Tode. Ein Vorzug, den ſie mit vielen Inſecten gemein haben, da hingegen alle Thiere mit gebrochenen Augen ſterben. Das Bruſtſchild iſt, in Betrachtung gegen den ganzen Körper, ſehr kurz, und hat die Form einer Klappe, welche oben am Kopfe weit ſchmäler iſt, als unten an den Flügeln, wo es ein wenig ausgeſchweift iſt. Dieſes Bruſtſchild iſt bey einigen ganz grün ohne alle Farbe, außer daß es in der Mitte einen Strich hat, welcher bald braun, bald röthlich iſt; bey andern iſt dieſes Bruſtſchild braun und grün melirt. Der Hinterleib iſt nicht viel über die Hälfte kürzer, als die Flügel, doch im Verhältniß ſeiner Länge ziemlich dick. Man findet dieſe Art Heuſchrecken gemeiniglich $2\frac{3}{4}$ Zoll lang.

3) **Die grüne Heuſchrecke mit braunen Flecken; das bunte Heupferd Gled.**; Locuſta pratenſis maxima, varii coloris, antennis longiſſimis; Gryllus verrucivorus *L.* Dieſe Art unterſcheidet ſich von der vorhergehenden, durch die Farbe und Größe der Flügel, wie auch durch die Größe ihrer Fühlhörner, und die Beſchaffenheit ihrer Augen. Die Flügel ſind ebenfalls grasgrün, und den Rücken hinunter, oder wenn ſie zuſammen gelegt ſind, ohne braune Flecken; ſelbſt der an der vorigen Art bemerkte große breite Schweif iſt hier bey manchen nur in den beyden Winkeln der Flügel ſichtbar, bey andern aber, wo er die ganze Oberfläche des Rückens einnimmt, nicht größer als das Bruſtſchild. Die braunen Flecken ſtehen auf den Seiten der Flügel ziemlich regelmäßig, haben zum Theil die Größe eines Hirſekornes, und färben in ihrem Schatten die Flügel dergeſtalt, daß ſie die grüne Grundfarbe derſelben faſt gar verdrängen. Die Flügel ſind kürzer, als bey der vorigen Art, dergeſtalt, daß bey den Weibchen der Legeſtachel noch vor den Flügeln hervor raget. Die Augen ſitzen unter den Fühlhörnern, und ragen nicht ſo weit vor dem Kopfe hervor,

ob ſie gleich eben ſo groß, braun und glänzend, als die bey der grünen Heuſchrecke ſind. Die Fühlhörner ſind kaum ⅔ ſo lang, als die bey der grünen; ſie ſind nicht viel länger, als der Leib, ohne den Kopf betrachtet. Das ganze Inſect iſt kaum 2 Zoll lang. Die Bauern in Schweden bedienen ſich deſſelben, ihre Warzen wegzubringen, denn es beißt ſie auf, und läßt eine Feuchtigkeit hinein, wodurch ſie vergehen. Eben deswegen nennt Linné dieſe Gattung Gryllus verrucivorus, und Müller den Warzenfreſſer.

Im Handbuch der Naturgeſchichte, 4. Band, S. 274, wird dieſes leztere der großen grünen Heuſchrecke zugeſchrieben, welche eben ſowohl die Warzen anfällt und mit einem Safte benezt, der aber vielleicht bey der einen Heuſchreckenart ſo wenig, als bey der andern, hilft.

4) Die weißgelbliche Heuſchrecke, iſt eigentlich eine bloße Spielart der grünen, No. 2.

5) Der Graufluͤgel Müll. Gryllus rufus *L*. Der Körper iſt roth, die Flügeldecken aber ſind grau; das Bruſtſtück iſt kreuzförmig, und die Fühlhörner ſehen einer zugeſpitzten Keule gleich.

II. Die Schnarrheuſchrecke, Klapperheuſchrecke, der Schnarrſprengſel, Acrida, Acridium *Schaef.* Locuſta ſylveſtris media, crepula, alis inferioribus eleganter coloratis *Schröt.* Man nennt ſie in einigen Gegenden auch Heimen; ein Name, welcher eigentlich den Haus- und Feldgrillen zukömmt; und verwechſelt ſie offenbar mit den Feldgrillen, mit welchen ſie, außer dem ſchnarrenden Getöſe wirklich nichts gemein haben. Eben dieſer Laut, den ſie beſtändig hören laſſen, hat ihnen die Benennung gegeben, die ſie führen. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von allen übrigen durch folgende Kennzeichen: Sie iſt weder ſo groß, als die Fang- noch die gemeine Heuſchrecke, aber weit größer, als die Afterheuſchrecke; ihre Fußblätter haben an allen Füßen nur 3 Glieder; und ihre Fühlhörner ſind um die Hälfte kleiner, als die bey den

übrigen, doch größer als bey der Afterheuſchrecke. Die beſondern Arten derſelben ſind:

1. Die Schnarrheuſchrecke, mit braunen, mehr durchſichtigen Oberflügeln, a) mit einem karminrothen, b) mit einem braunen Schenkel. Die ganze Heuſchrecke, Kopf und Flügel mit gerechnet, iſt $1\frac{1}{2}$ Zoll groß.
2. Die Heuſchrecke, mit weniger durchſichtigen Ober- und rothen Unterflügeln; der Knirſcher Müll. der Rothflügel Füßl. Gryllus ſtridulus *L.* Holl. Klapperman und Ratelaar, wegen ihres beſtändigen Zwitſcherns; welches aber eigentlich allen Schnarrheuſchrecken zukömmt.
3. Die Schnarrheuſchrecke, mit weniger durchſichtigen Ober- und blauen Unterflügeln; der Blauflügel Füßl. Gryllus coerulescens *L.*
4. Die Schnarrheuſchrecke, mit weniger durchſichtigen Ober- und weißen Unterflügeln.
5. Die Schnarrheuſchrecke mit grünen Oberflügeln.
6. Die Schnarrheuſchrecke mit melirten Oberflügeln, und einem breitgeſäumten Rückenſchilde.

IV. Die Afterheuſchrecke, Locuſta pratenſis exigua variorum colorum. Hr. Schröter hält ſie für ein neues Geſchlecht. Was ſie beſonders von allen Heuſchrecken unterſcheidet, iſt theils die Geſtalt und Beſchaffenheit ihres Rückens, theils ihre Größe. Sie hat 2 ganz durchſichtige Flügel, welche den Unterflügeln der übrigen Heuſchrecken gleich ſind, und unter einem beweglichen Schilde ſtecken, welches faſt die Geſtalt eines langen Dreyeckes hat, beym Kopfe anfängt, und bey einigen länger, bey andern kürzer, und bey noch andern juſt ſo lang, als der Leib, übrigens aber ganz hart und durchſichtig iſt, in der Mitte eine ſchar-

ſcharfe Erhöhung hat, und ſich unten in eine ſcharfe Spitze endiget. Ihr Flug beträgt auf einmal höchſtens einen Raum von 2 Mannsſchritten. Ihre Fühlhörner haben kaum den 4ten Theil der Länge des ganzen Thieres. Sie haben keinen Legeſtachel, pflanzen ſich aber ebenfalls durch Eyer fort, und werden faſt in allen Gegenden, wo Gras wächſt, gefunden. Die größten, bey denen das Schild länger als der Leib iſt, ſind nicht viel über $\frac{3}{4}$, die kleinern aber kaum $\frac{1}{2}$ Z. lang.

Von einer Art kleiner Heuſchrecken, welche Flohheuſchrecken genannt werden, weil ſie wie Flöhe ſpringen, und welche unter allen Heuſchrecken allein einen ſcharfen ſpitzigen Stachel haben, womit ſie den Saft aus den Pflanzen ziehen, und ſich unter einem weißen Schaume, welcher **Frühlingsſchaum** oder Guckgucksſpeichel genannt wird, verwandeln, ſ. Th. XX, S. 304, fgg.

Die ſo genannte Seeheuſchrecke, oder **Meergrille**, Locuſta marina; Cancer Locuſta macrourus articularis, manibus quatuor adactylis, pedibus quatuordecim *L.* Fr. Cigale de mer, iſt eine Art länglich geſchwänzter Krebſe mit einem kurzen ſpitzigen Schwanze, die mit der Erdheuſchrecke einige Aehnlichkeit haben. Sie werden mit beſondern Hamen, welche daher Heuſchreckenhamen heißen (ſ. Th. XIII, S. 636), gefangen. Dieſer Krebs, welcher im Kochen roth wird, hat ein wohlſchmeckendes Fleiſch.

Die ſchädlichſte Art der Heuſchrecken, iſt wohl die große orientaliſche Strich- oder Zugheuſchrecke, Gryllus migratorius, thorace ſubcarinato, ſegmento unico, capite obtuſo, maxillis atris *Linn.* welche ihre Benennung daher haben, weil ſie, wie viele Vögel, ſtrich- oder zugweiſe nach Europa ziehen, und daſſelbe nach einiger Zeit wieder verlaſſen, oder, wenn ja von ihrer Brut etwas zurück geblieben iſt, doch nach und

nach, der ihnen nachtheiligen Witterung und anderer Urſachen wegen, gar umkommen. Zuweilen finden ſich unter dieſen einzele mit eingeſtreuet, die mit jenen gefangen, den Inſectenliebhabern in ihre Sammlungen überſchickt, und mit ihnen verwechſelt werden. Der Aberglaube hat ſie ſogar zu ordentlichen Heerführern der erſtern gemacht. Hr. Prof. Gleditſch nennt ſie: Locuſta migratoria, tatarica, capite obtuſo, venis alarum rubris.

Die Strichheuſchrecken, von welchen itzt die Rede iſt, kommen eigentlich aus Aſien und Afrika zu uns nach Europa, wo ſie in den öſtlich tatariſchen und arabiſchen Wüſten jährlich in einer erſtaunlichen Menge gezeuget werden, und nicht leicht, als aus Noth und Hunger gezwungen, ſich in andere Länder begeben. Die nördlichen Länder Europens pflegen gemeiniglich diejenigen zu überziehen, die in Aſien erzeugt worden; da hingegen die ſüdlichen ſolche meiſten Theils aus Afrika bekommen. Plinius hat ſchon bemerkt, daß ſie nach Italien über das Meer aus Afrika kämen. Im Jahre 1475 zogen ſie aus der Türkey über Ungarn und Polen bis in Schleſien und Mähren. Im J. 1527 flogen ſie aus der Türkey nach Polen. Im J. 1536 bekamen ſie die Ungarn vom ſchwarzen Meere her. Im J. 1693 kamen ſie abermal aus der Türkey durch Ungarn bey Wien vorbey, durch Oeſtreich, Böhmen, bey Eger vorbey, d. 18. Aug. a. K., in verſchiedenen Zügen, bis in Vogtland, Oſterland und Thüringen, wo ſie ſich in den Gegenden von Orlamünde, Roda, Leuchtenberg, Jena und Weimar, in einem Raum von 4 Meilen ausgebreitet haben und über einen Monat geblieben ſind, bis ſie daſelbſt erfroren. In den Jahren 1747 und 1748 kamen ſie aus der Walachey und Moldau nach Siebenbürgen. Und wegen der Beſchaffenheit des Bodens und der Nachbarſchaft mit Polen, haben auch einige Provinzen der

Mark

Mark Brandenburg, nebſt einem Theile von Pommern, Schleſien und der Niederlauſitz, ſeit undenklichen Jahren, das Unglück gehabt, daß ihre Felder, Gärten, Weinberge und andere Fruchtländer, durch die Zugheuſchrecken abwechſelnd verwüſtet worden ſind. Inſonderheit fielen ſie in den Jahren 1749 und 1750, nachdem ſie in Polen große Verwüſtungen angerichtet, und ſich von Crakau bis durch die Woywodſchaft Poſen ausgebreitet hatten, in die Mark und in Schleſien ein, und kamen bis in die berliniſchen Gegenden. Aus dieſen und vielen andern Beyſpielen erkennt man, daß die Zugheuſchrecken aus Aſien und Afrika, vornämlich aber aus Libyen, dem Innerſten von Afrika, kommen, und daß daher ihr wahres Vaterland in dieſen beyden Welttheilen zu ſuchen ſey. Von den Urſachen und der Beſchaffenheit ihrer Züge, werde ich weiter unten ſprechen.

Die Zugheuſchrecken haben, von je her, wenn ſie in ſtarken Zügen plötzlich eingefallen ſind, den größten Schaden verurſachet, und in Zeit von wenigen Stunden auf einzelen Feldmarken alles aufgezehrt, womit ſich eine ſo große Menge eines ſo gefräßigen Ungeziefers nur immer ſättigen kann. Wenn ſie auch nicht auf den Fruchtfeldern alles verzehren, ſo iſt doch der größte Theil deſſen, ſo ſie zurück laſſen müſſen, wenn ſie bey gutem Winde weiter gehen, verdorben; und der Schade, den ſie anrichten, iſt alſo weit beträchtlicher, als der von unſern einheimiſchen, die ſich lange Zeit, ohne die Feldfrüchte zu berühren, von dem jungen Graſe und vom Thau ernähren. Da ſie nun durch ihre Verheerungen, indem ſie ſowohl das Getraide, als auch die Bäume und andere Gewächſe abfreſſen, nicht nur bisweilen eine Hungersnoth, ſondern auch oft die Peſt verurſachen, und ſie überdies, bey warmer Witterung, eine ziemliche Zeit Hunger und Durſt ertragen

können: (*) ſo ſcheinen ſie vor vielen andern beſonders geſchickt zu ſeyn, eine allgemeine Landplage abzugeben. Ob nun gleich die ſtarken Heerzüge der fremden Heuſchrecken, die ſie aus den entlegenſten Gegenden nach unſern Ländern thun, von je her fürchterlich geweſen ſind, und allezeit ſeyn werden: ſo bleiben uns doch einige Mittel übrig, ein Uebel, welches wir nicht völlig abwenden können, einigermaßen zu vermindern. Glücklich ſind diejenigen Landwirthe, welche dieſes Inſekt noch gar nicht kennen; aber ſicher ſind ſie nicht. Denn wenn ſich die Heuſchrecken einmal im Lande einfinden, ſo verlaſſen ſie es öfters in vielen Jahren nicht, ſondern breiten ſich vielmehr immer weiter aus, und ziehen von einem Orte zum andern. Daher Jemand, der ſich heut freuet, in ſeinem Leben noch keine geſehen zu haben, ſchon morgen ſie millionenweiſe kann kennen lernen. Sie ſind auf einmal da, und man kann die Stunden bemerken, wenn ſie ankommen; aber wenn ſie wieder werden Abſchied nehmen, bleibt allezeit ungewiß. Sie erhalten ſich, durch ihre Brut, aus einem Jahre in das andere; dieſe legen ſie gegen den Herbſt. Wer ſie alſo im September bey ſich hat, der kann im voraus die ſichere Rechnung machen, daß er im folgenden Jahre Zuwachs auf ſeine Koſten erziehen werde. Wenn es nun der Klugheit gemäß iſt, ſeinen Schaden, wo nicht gänzlich zu verhüten, doch auf alle möglicheweiſe zu vermindern: ſo hat ein ſorgfältiger Wirth alles anzuwenden, dieſen gefährlichen Feinden

(*) Dieſen Umſtand bemerkt man ſchon an unſern großen bunten Wieſenheuſchrecken; doch iſt die Härte und Dauer der fremden weit größer. Indeſſen ſind unſere einheimiſche Heuſchrecken, oder Landſprengſel, wenn es auch die kleinſten Arten wären, ſobald ihre Menge überhand nimmt, doch immer Wieſen und Feldern ſchädlich, weil ſie die zarteſten Graskeime aus der Erde heraus freſſen, daß man das Gras auf etwas erhabenen Wieſen, in manchen Jahren ſehr dünn ſtehen ſieht, ob gleich der Boden und die Witterung gut ſind.

den ſo viel Abbruch zu thun, als in ſeinen Kräften ſteht. Es wäre zu wünſchen, daß man ein ſicheres Mittel erfinden könnte, ſie alle auf einmal zu vertilgen; allein, dieſer Wunſch iſt eben ſo vergeblich, als bey Raupen, Käfern und anderm Geſchmeiß, wenn es ſich außerordentlich vermehrt. Gegen dieſe ſind, ſeit 100 und mehr Jahren, dienliche Mittel vorgeſchrieben, auch gebraucht worden, und doch erneuern ſich die Nachrichten und eigenen Erfahrungen noch immer, daß Käfer und Raupen öfters alles abfreſſen. Indeſſen iſt doch unſtreitig, daß man in vielen Fällen ſich durch eine hinreichende Verſorgung große Erleichterung verſchaffen kann. Man muß aber ſeinen Feind völlig kennen, wenn man ſich in eine gehörige Verfaſſung gegen ihn ſetzen ſoll. Ehe ich alſo dieſe Mittel ſelbſt anzeige, muß ich die Zugheuſchrecken, ihrer Natur und Eigenſchaften nach, beſchreiben, weil jene auf einer genauen Kenntniß dieſer Umſtände beruhen. Ein Haus- und Landwirth muß ſchlechterdings zugleich ein Naturkundiger und Naturforſcher ſeyn. Er muß in allem ſeinem Vornehmen die Natur zur Begleiterin haben, und wird wenig nützliches ausrichten, wenn er ihr entgegen handeln will; wofern er ſich nicht damit zu begnügen Luſt hat, daß er erfährt, die Natur laſſe ſich nicht zwingen.

Die morgenländiſchen Strich- oder Zug-Heuſchrecken, ſind, in Anſehung ihrer Größe, Geſtalt und Farben, leicht von allen andern Heuſchrecken zu unterſcheiden. Sie ſind zwar kleiner, als die großen orientaliſchen oder Kamm-Heuſchrecken, aber größer, als alle diejenigen, welche ſich gewöhnlich in unſern Gegenden aufhalten; denn ſie erreichen eine Länge von 3 bis 4 Zoll. Die Fühlhörner ſind, nach Proportion der Länge des ganzen Körpers, ſehr kurz, und haben kaum eine Länge von ¾ Zoll. Der Kopf hingegen iſt ſehr dick und groß, und an ſeiner runden Vorderfläche, wie die

die Freßſpitzen, fleiſchfarben. An jeder Seite deſſelben zeigt ſich, nahe am Gebiß, ein großer dunkelblauer Flecken; ſeine übrige Grundfarbe aber iſt insgemein grünlich-blau, und die in demſelben ſtehenden groſſen Augen ſind glänzend roth-braun. Der Halskragen, welcher in der Mitte ſeiner Oberfläche keinen Kamm führt, ſondern nur eine der Länge nach auslaufende zarte Linie zeigt, ſieht bey einigen grüner, als bey andern, aus, an den Weibchen aber bräunlich; er iſt gemeiniglich mit einer ſchmalen fleiſchfarbenen Linie eingefaſſet, und an den Seiten deſſelben ſind auch noch etliche helle fleiſchfarbene Flecken zu bemerken. Der größere Theil des Vorderleibes oder Bruſtſtückes, welches der Halskragen obenher in etwas bedeckt, iſt ziemlich breit, ins beſondere, wenn man die Heuſchrecken auf ihrer Unterfläche betrachtet, welche meiſtens fleiſchfarben und bläulich, zu beyden Seiten aber grünlich, und zwar bald heller, bald dunkler von Farbe, iſt. Der Unterleib ſpielt obenher in Violett, an der Unterfläche aber in das Feiſchfarbige, und an einigen in das Rothe oder Gelbliche. Ueberhaupt ſind dieſe Heuſchrecken ſehr veränderlich an Farbe; man bemerkt auch an ihnen, daß ſie gegen den Herbſt immer dunkler werden. Die zween längſten Füße, welche zum ſpringen dienen, ſind nebſt den vier übrigen kürzern, zuweilen roth, manchmal aber auch nur blaß, fleiſchfarben; zuweilen ſind auch die dicken Oberſchenkel derſelben entweder ganz, oder nur oberhalb grün, welche Veränderung ſich auch an den vier kürzern Füßen zu finden pflegt. Sie haben, wie andere Heuſchrecken, 4 Flügel, deren 2 obere ziemlich ſchmal, dabey aber ſo lang ſind, daß ſie, beſonders bey den Männchen, über den Hinterleib hinaus gehen; ihre Grundfarbe iſt blaßbraun; ſie ſind mit faſt unzähligen Adern durchzogen, zwiſchen welchen man viele dunkle und ſchwarzbraune Flecken von verſchiedener Größe ſieht; die größ-

ten, und zugleich die dunkelſten, zeigen ſich um die Einlenkung der Flügel. Dieſe ſchmalen Oberflügel werden von zwey ſehr breiten Unterflügeln bedeckt, welche, wenn ſie geſchloſſen ſind, gleich einem Fächer, in Falten liegen. Sie ſind durchſichtiger und zärter, als die obern, und vorn ebenfalls blaßbraun, in der Mitte aber fängt ſich dieſe Farbe an nach und nach zu verlieren, und wird immer blaßgrüner, ſo daß ſie endlich, gegen den Leib zu, wo die meiſten Falten ſind, ganz grün werden. Der Flug dieſer Heuſchrecken iſt ſehr ſchnell, wozu die Größe ihrer Flügel das meiſte beyträgt; und da ſie ſich durch Hilfe derſelben höher, als andere, in die Luft erheben können, ſo ſind ſie daher auch im Stande, viel weiter zu fliegen, beſonders da ihnen, wie ich weiter unten zeigen werde, der Wind, mit dem ſie zu ſtreichen pflegen, ſolches noch um vieles erleichtert.

Einige Heuſchrecken haben getüpfelte oder punktirte Flügel; und es haben ſich Leute gefunden, deren Einbildungskraft ſo glücklich geweſen iſt, daß ſie allerhand Buchſtaben aus verſchiedenen Sprachen auf denſelben entdeckt zu haben glauben. Sie haben ſich eine Ehre daraus gemacht, traurige Propheten zu ſeyn, und, aus großer Liebe gegen ihren Nächſten, die Bedeutung derſelben mitzutheilen ſich verbunden erachtet. Auf dem einen Flügel haben ſi. I. R. A. und auf dem andern D. E. I. geleſen. Ein anderer hat eine ſinnreiche Kenntniß der armeniſchen Sprache dadurch gezeigt, daß er nach ſeiner gemachten lateiniſchen Ueberſezung darauf gefunden hat: 1. Immanes. 2. Novi Populi.

Die Heuſchrecken, welche 1712 in Schleſien einfielen, ſollen auf ihren Flügeln die 3 Buchſtaben B. E. S. gehabt haben, deren Erklärung Paul Jetze, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunſt bey dem Gymn. in Stetin, unter dem Titel: Muthmaßungen von den wunderſamen Heuſchrecken, zum Neujahrsgeſchenk, in hebräiſcher, griechiſcher, latein. und deutſcher Sprache an das Licht geſtellt hat. Ich will von ſeinem großen Vorrath nur einige nehmen: Bedeutet erſchreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erſtorbene Sünder; Bereuet euern Stolz; Beſeufzet eure Schinderey; Beſchauet eure Strafe.

Franz ſchreibt, daß auf den Flügeln der Heuſchrecken, im Jahr 1542, die Worte Ira Dei geſtanden, und zwar ſoll dieſe Schrift in Apulien Griechiſch, in Deutſchland aber Hebräiſch, Arabiſch und Aetiopiſch zu leſen geweſen ſeyn.

Das meiſte Aufſehen verurſachte wohl M. Andr. Acoluthus, Archidiac. zu St. Bernhardin in der Neuſtadt, und Prof. der Morgenländ. Sprachen bey dem Gymn. zu St. Eliſabeth in Breslau, im J. 1693. Denn dieſer breitete aus, daß er auf den Heuſchreckenflügeln die Worte: Annona moriemini gefunden hätte. Dieſes veranlaßte den damaligen Rathspräſidenten, v. Haunold, von vielen 1000 Heuſchrecken die oberſten Flügel, auf denen die Linien, Punkte und Streifen ſtanden, ganze Schachteln voll in ſein Haus bringen zu laſſen; aber auf keinem einzigen Flügel konnte man einen lateiniſchen Buchſtaben wahrnehmen. Da nun noch der Aberglaube des gemeinen Volkes dieſes Vorgeben vermehrte, und es deſto eher geglaubt wurde, weil es ein Geiſtlicher geſagt hatte, ſo hielt der berühmte Theologus Caſp. Neumann, damaliger Paſtor zu St. Maria Magd. in ſeiner Pfarrkirche, deshalb eine gelehrte und erbauliche Predigt an einem Bußtage, (ſ. Deſſen geſammlete Früchte, S. 53, fgg.) worin er dieſes Vorgeben öffentlich verwarf, mit Erinnerung, es ſollte ſich dadurch Niemand aus ſeiner Gemeine irre machen laſſen, weil Gott niemals im Gebrauch gehabt, auf gemeine ordentliche Creaturen, Briefe an die Menſchen zu ſchreiben, und ſie zu Bußpredigern zu gebrauchen, oder durch ſie Hungersnoth ankündigen zu laſſen; zumal nach rechtem lateiniſchen Verſtande, die Worte Annona moriemini, nicht heißen: Ihr werdet Hungers ſterben, ſondern: ihr werdet euch an dem jährigen Zuwachs des Getraides zu Tode freſſen, weil ein anders iſt, Annona, das Getraide oder die jährlichen Früchte, und ein anderes Annonae caritas oder difficultas, welches letztere theure Zeit bedeutet.

Frage: was bedeuten die Heuſchrecken? Eccho: Schröcken! d. i. Moraliſche Kirchweyhpredig, eingericht auf dermalig-gefährliche Welt- und Zeitsumſtände; vom Pater Dorn. Altorf. 1750, 4. 3 B.

Io. Ignat. Muschel. obſ. de ala locuſtae literis hebraicis decorata, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. IX, Obſ. 120.

Mit ihren großen hervor ſtehenden Augen können ſie ſehr ſcharf und weit um ſich ſehen, und laſſen ſich diejenigen, die ihnen nachſtellen wollen, nicht zu nahe kommen.

Die

Die Männchen, welche allemal kleiner und gelbgrüner ſind, als die Weibchen, machen, wie alle andere Arten von Heuſchrecken männlichen Geſchlechtes, ein zwitſcherndes Getöne, wodurch ſie den Weibchen zu verſtehen geben, daß ſie Luſt haben, ſich mit ihnen zu begatten. Sie laſſen ſolches ſehr ſtark von ſich hören, und wiſſen dieſen Ton den mit zwey Oberflügeln und mit ihren Springfüßen hervor zu bringen. Denn wenn man ſie währendem Geſange genau betrachtet, wird man gewahr, daß ſie ihre Flügel nicht, wie andere Arten von Heuſchrecken, oben an der Einlenkung bewegen, ſondern man ſieht, wie ſie mit dem dünnen, zackigen und langen Theile ihrer Springfüße an ihren Oberflügeln ſehr geſchwinde hin und wieder fahren, wodurch eben gedachter Ton entſteht. Daß dieſes auf ſolche Art zugehe, davon kann man ſich auch noch dadurch überzeugen, wenn man einem Männchen einen ſeiner Springfüße ausreißt, da man dann ſeinen Laut um die Häfte ſchwächer, als der andern ihren, hören wird. Außer dieſem Laute, denn die Männchen durch das Reiben ihrer Füße und Oberflügel von ſich geben, wenn ſie ſich begatren wollen, machen die Heuſchrecken auch ein Geräuſch mit den Zähnen, wenn ſie freſſen, und ein Sauſen in der Luft, wenn ſie heerweiſe fliegen, welches mit dem Rauſchen eines Fluſſes, oder mit dem Rauſchen, welches der Wind in den Bäumen macht, ſich vergleichen läßt.

Man erkennt die Eigenſchaften der Thiere aus dem Bezeigen, welches man an ihnen wahrnimmt. Das erſte, was wir hieraus an den Heuſchrecken entdecken, iſt dieſes, daß ſie geſellig ſind. Nicht allein diejenigen, welche zuſammen aus einem Neſte kommen, halten ſich ſtets bey einander, ſondern es geſellen ſich auch die aus andern Neſtern mit dazu. Man trifft ſie alſo, von Jugend an, erſt in kleinen, hernach immer in gröſſern Schaaren beyſammen. Man findet das Ende eines

nes Feldſchlages ganz rein, und auf dem andern ſtößt man mit einemmal auf eine Menge, welche Grauſen erwecket. Solchemnach kann man, wo man nicht täglich überall hin kömmt, ſich von dieſem Ungeziefer ganz frey ſchätzen, und es doch ſchon einige Tage in Menge bey ſich haben. Sie laſſen uns aber nicht lange in dieſer Ungewißheit, ſondern verrathen ihre Gegenwart bald durch eine andere Eigenſchaft, die ſie beſitzen, welches die Neigung zum Ziehen iſt. Dieſe äußert ſich bey ihnen von ihrem Auskriechen an, und dauert ſo lange fort, bis der Tod ihren Bemühungen ein Ende macht. Sie verändern ihren Aufenthalt faſt täglich. Man darf ihnen deswegen keinen vorbedachten Willen beylegen, noch auch dieſes einer unſichtbaren Fügung zuſchreiben; die Natur lehrt es ſie dadurch, daß ſie ihnen, wie allen lebenden Geſchöpfen, den Trieb ſich zu erhalten beygelegt hat. Die Begierde, ſich von einer Empfindung, welche ihnen der Magen verurſachet, zu befreien, dringet ſie, ſich nach dem Fraße zu ſehnen. Wenn Thiere in großer Menge nahe bey einander ſind, muß nothwendig der Vorrath bald aufgezehret werden. Der Hunger, den der Mangel unleidlich macht, zwingt ſie, der Nahrung nachzugehen; und da ſie ſolche auf friſchen Stellen antreffen, ſo wird es bey ihnen bald zur Gewohnheit, ihren Aufenthalt beſtändig zu verändern, und ſolche friſche Stellen zu betreten, zu welchen ſie, wegen der damit verknüpften Stillung ihres Verlangens, einen Natürlichen Hang bekommen. Wenn nun die gute Witterung und Hitze in ihrem Vaterlande ihrer Erzeugung zu Statten kömmt, ſind ſie gar leicht im Stande, die Gegend, wo ſie ſich befinden, abzufreſſen, wodurch ſie dann genöthigt werden, in einer andern Gegend ihre Nahrung zu ſuchen. Wo ſie nun hinfallen, da geſellen ſich, bey ihrem Abzuge, diejenigen, die vorher daſelbſt waren, aus Noth, auch zu ihnen, daß alſo endlich entſetzliche Heere daraus ent-

ſtehen müſſen. Daß aber ihre Züge vornämlich durch den Mangel des Futters verurſachet werden, erhellet daraus, weil ſie von einer Gegend nicht leicht auffliegen, als bis ſie dieſelbe völlig abgefreſſen haben, und ihre Fortwanderung nur in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, wenn ihre Vermehrung außerordentlich iſt.

Es iſt aber die Nahrung nicht allein, welche ſie nöthiget, ſich auf die Wanderſchaft zu begeben, ſondern auch ihre große Empfindlichkeit, die ſie gegen Wärme und Kälte haben. Jene macht ſie munter und flüchtig, dieſe aber ſtarr und ſteif; ſie ſuchen demnach Oerter, wo ſie die Wärme beſſer genießen und vor der Kälte ſich mehr bergen können. Ins beſondere iſt es ihnen ſehr zuwider, des Nachts auf der bloßen Erde zu bleiben. Man wird mehrentheils diejenigen, welche in Gräben gefallen ſind, wo ſie nicht heraus können, den andern Morgen todt finden. Eben dieſes iſt die Urſache, warum ſie ſo gern in das Getraide ziehen, und zwar am liebſten dahin, wo es am dichteſten ſteht. Hier ſind ſie nicht allein vor den rauhen Winden am beſten geſichert, ſondern haben auch die beſte Gelegenheit, ihr Nachtquartier oben auf den Halmen zu nehmen. Sobald die Sonne ſich dem Untergange nähert, fangen ſie an, an den Halmen in die Höhe zu klettern, und ſich auf die Aehren, oder dicht darunter, zu ſetzen. In ſolcher Stellung bleiben ſie die ganze Nacht, bis die Sonne wieder aufgeht, und ſie ſich daran wieder getrocknet haben. Wo ſie kein Getraide in der Nähe finden, da retten ſie ſich des Nachts auf Bäume, Sträuche, Zäune oder Gebäude. Bey naßkaltem ſchlackigen Wetter verſammeln ſie ſich am meiſten, wo Bäume oder Sträuche im Getraide ſtehen, die den Wind von ihnen abhalten, und liegen hinter denſelben ſtille. Alsdann kriechen ſie an den Halmen nicht in die Höhe, ſondern bleiben, etwa Spannen hoch über der Erde, daran unbeweglich ſitzen, ſo daß man ſie greifen

kann.

kann. Wird es am Tage etwas gelinder, ſo kriechen ſie, wo Blößen ſind, auf Haufen dicht zuſammen, und liegen manchmal eine Hand hoch dick über einander, vermuthlich, um ſich mit einander zu wärmen. Blickt die Sonne dazwiſchen hervor, ſo ſuchen ſie die Stellen, welche ſie beſcheint, und inſonderheit die Steine, die ſie mit ihren Strahlen erwärmt hat, auf welchen ſie ſich klumpendick verſammeln.

Da die Zugheuſchrecken aus den Morgenländern kommen, ſo gehen ihre Hauptzüge allezeit gegen Abend. Ehe man ſie bey ſich hat, erhält man insgemein die Nachrichten, daß ſie in den gegen Morgen liegenden Provinzen ſchon ein, oder mehrere Jahre gehauſet haben. Sie breiten ſich alſo von Morgen gegen Abend, von Jahr zu Jahren, immer weiter aus, ſo lange ihre Brut in unſerm Klima ausdauern kann. Wenn ſie auf große Weiten aus einem Lande in das andere ziehen, ſo geſchieht dieſes nur von der Zeit an, da ſie flück ſind, bis dahin, daß ſie Brut machen wollen, d. h. vom halben Jul. an, bis in den halben Auguſt. Denn wenn ſie erſt Brut machen wollen, ſo lehrt ſie es die Natur ſelbſt, einheimiſch zu werden, zumal da die Weibchen gegen dieſe Zeit auch zu weiten Reiſen ungeſchickt ſind. Um die Zeit der Kornärnde ſind ſie alſo dazu am geſchickteſten. Wenn demnach um dieſe Zeit der Oſtwind wehet, machen ſie ſich unfehlbar fort; und die alsdann von weitem gezogen kommen, finden ſich insgemein mit einem Oſtwinde ein, und ziehen auch mit eben dieſem Winde weiter. Weil ihr Hauptzug, den ſie um dieſe Zeit anſtellen, allezeit gegen Abend geht, ſo hilft ihnen der Morgenwind denſelben erleichtern. Denn da ſie zum Fliegen die Flügel ausgeſpannt erhalten, und hiezu eine Kraft anwenden müſſen, ſo muß ihnen dieſes nothwendig leichter werden, wenn ihnen der Wind dieſelben in der Ausſpannung erhalten hilft; und das thut er unfehlbar, wenn er von hinten kömmt,

und alſo, da ſie nach Abend ziehen, von Morgen bläſet. Wenn hingegen in der ganzen Zeit, da ſie, Hauptzüge vorzunehmen, eine Neigung haben, kein Oſtwind bläſet, ſo verlieren ſie dieſelbe, und bleiben wo ſie ſind; zumal, wenn noch dazu Nord- und Weſtwind mit Regen und kaltem Wetter einfällt. Alles, was ſie alsdann zu thun pflegen, beſteht darin, daß ſie bey ſtillem Wetter und Sonnenblicken, eine Neigung zum Ziehen bezeugen, ſich in die Luft erheben, und einige 100 Schritt fort fliegen, alsdann aber wieder herunter fallen, und theils wieder zurück kommen, theils weiter fort fliegen.

Lieſet man die Nachrichten von den Zügen dieſer Inſekten in unſerm Weltheile, ſo wird man finden, daß ſie der Wind von einem Orte zum andern führe. Da ſie in großen Haufen, die oft einige Meilen einnehmen, ganz enge, und gleichſam in einander geſchloſſenen Gliedern aus ihrem Vaterlande ziehen, ſo ſchweben ſie, wie eine Wolke, auf der untern Luft, und werden als Wolken vom Winde fort getrieben und über die weiteſten Meere getragen. Dieſes geſchieht aber nicht eher, als wenn ſie, wegen ihrer entſetzlichen Menge, keine Nahrung mehr finden. Wenn ſie nun daſelbſt zu ſo großen Haufen angewachſen ſind, daß ſie das Land nicht mehr ertragen kann, ſo zerſtreuen ſie ſich. Alsdann kömmt es auf die Winde an. Iſt in Libyen Südwind, ſo trägt ſie derſelbe gegen Norden, nach der Barbarey; iſt aber daſelbſt Südweſtwind, ſo leitet ſie derſelbe nach Aethiopien und Aegypten, wo ſie, wenn die Heckzeit vorhanden iſt, hin und wieder in den Ebenen von Metitjah ihre Eyer legen, und fliegen alsdann weiter. Die aus ſolchen Eyern hervor gekommenen Jungen gehen ebenfalls weiter, wenn ſie vorher alles verzehrt haben. Wehet alsdann abermal der Südwind, ſo treibt er ſie zum Meere, wo ſie entweder umkommen, oder wenn der Wind ſtark genug iſt, ſo trägt er ſie nach Spanien oder Frankreich, auch wohl, nach Beſchaffenheit der Jahrszeit, nach England. Iſt aber in Lybien mehr Südweſt Wind, ſo führt dieſer die Heuſchrecken mehr gegen die Küſten von Afrika, welche gegen Italien liegen, und von da weiter nach Sardinien, Sicilien oder Italien. Aus Italien können ſie bey verändertem Winde hernach ganz leicht nach Tyrol und der Schweiz kommen. Dieſes ſind die gewöhnlichen Züge der liby-

libyſchen Heuſchrecken. Die arabiſchen hingegen müſſen andere Wege nehmen, wenn ſie in unſern Welttheil kommen, oder gar in das Herz von Deutſchland eindringen wollen. Wehet in Arabien der Südwind, ſo fliegen ſie mit demſelben in die Landſchaft Judäa; bläſet der Weſtwind, ſo kommen ſie mit demſelben nach Perſien; und eben dieſer Wind trägt ſie in das weite Gebiet des Moguls und nach China. Haben ſie außer ihrem Vaterland ihr Geſchlecht fortgepflanzt, ſo wenden ſie ſich nach der Türkey, oder der an Europa gränzenden Tatarey, von da ſie hernach in Polen, Siebenbürgen und Ungarn einfallen, auch bis in Deutſchland eindringen. Man bewundert die weiten Reiſen dieſer kleinen Thiere nicht, da ſie bey ſtillem Wetter, in einem Tage, (zwiſchen der Sonne Auf- und Niedergang,) 5 Meilen fliegen können.

Ihre Menge iſt entſetzlich, daß ſie ſogar die Sonne in ihrem Zuge verfinſtern. In Afrika ſollen ſie manchmal Gegenden von 12 Meilen bedecken. In Thüringen nahmen ſie im J. 1693 eine Gegend von 4 Meilen in die Länge und Breite ein. Man konnte nicht treten, ohne 2 bis 3 zu zerquetſchen; daher man auf 1 Quadratſchuh füglich 10 Heuſchrecken annehmen kann. Ein Quadratſchritt enthält 36 Quadratſchuh; und es können daher innerhalb demſelben 360 Heuſchrecken angenommen werden. Rechnet man auf eine Meile 4000 Schritt, und auf einen Schritt 6 Schuh: ſo machen vier Meilen 16000 Schritt; mithin enthält ein 4 Meilen langes Quadrat 256000000 Quadratſchritt; ein Quadratſchritt enthält 360 Heuſchrecken; mithin müſſen 256000000 Quadratſchritt 92160 Millionen Heuſchrecken in ſich gefaßt haben.

Aus Ungarn wurde v. 5. Aug. 1748, aus Aszod berichtet, daß in der Nordgrader Geſpannſchaft ſich ein Schwarm Heuſchrecken eine Meile rings herum um den Ort Szanda gelagert habe, daß ein Huſar mit ſeinem Pferde nicht einmal habe durchkommen können. Ich will alſo ihr Lager, nach der Beſchreibung, als einen Zirkel annehmen, deſſen Durchmeſſer 2 Meilen geweſen iſt. Ein ſolcher Zirkel enthält 1808640000 Quadratſchuh. Ich will ferner annehmen, daß ſie einen Pferdehuf, oder 3 Zoll hoch, gelegen haben. Die Länge einer ſolchen Heuſchrecke nehme ich 3 Zoll an, und die Breite 1 Zoll. So können auf einem Raume von 1 Quadratſchuh wenigſtens 30 auf den Boden gelegen haben. Wenn ich auch einer nur 1 Z. in der Höhe gebe, ſo können 3 Schichten über einander gelegen haben, daß alſo in einem Quadratſchuh 90 Heuſchrecken gelegen

gelegen haben; mithin muß dieſe Gegend 1808640000 mal 90, d. i. 162777600000 Heuſchrecken in ſich gefaßt haben.

Die Jahrszeit, zu der ſie ſich in Europa gemeiniglich einzuſtellen pflegen, fällt meiſtens in den Jun. und Julius, auch wohl etwas ſpäter, bald vor, bald nach der Aernde. Was die Tageszeit betrifft, da ſie ſich gern niederlaſſen, ſo geſchieht ſolches gegen Mittag oder Abend; und die Zeit, da ſie aufzuſteigen pflegen, iſt Morgens, wenn die Sonne den Thau ſchon völlig vertrieben, und die Luft in etwas erwärmt hat.

Wenn die Zeit vorbey iſt, daß ſie Hauptzüge vornehmen, ſo ſetzen ſie bloß ihre kleine Züge fort. Sie gehen in großen Scharen der Nahrung nach, und ziehen von einem Orte zum andern. Wenn es gegen Mittag geht, ſo erheben ſie ſich in die Luft, und ziehen von einem Felde in das andere. Je höher ſie ſich heben, deſto weiter ziehen ſie fort. Insgemein ſteigen ſie nicht über Baumshoch, und viele bleiben noch weit niedriger über der Erde, ſo daß es in einiger Entfernung läßt, als ob die Luft voll Schneeflocken wäre, die der Wind treibt. In einer größern Höhe ſehen ſie einem Dampf oder einer Wolke gleich. Ungeachtet ſie nun ihre Hauptzüge (da ſie nämlich in die weiter gegen Abend liegenden Länder ziehen,) nun mit Hilfe des Oſtwindes vornehmen: ſo achten ſie doch bey kleinen Zügen auf den Wind gar nicht, wenn er nur nicht zu ſtark iſt, und ſie können recht gut gegen den Wind fliegen. Man hat auch bemerkt, daß ſie um dieſe Zeit (nach der Mitte des Auguſtes) am liebſten gegen den Wind ziehen, vermuthlich deswegen, weil er ihnen die Witterung von dem anderwärts noch ſtehenden Getraide zubringt. Sie haben um dieſe Zeit keine Luſt mehr zu reiſen, ſondern nur ihre Brut abzulegen, und ſich zu nähren; und wehe dem Lande, welches ſie alsdann zum Aufenthalt wählen! Denn man hat nicht allein in demſelben Herbſte von ihnen, ſondern auch im folgen-

folgenden Jahre von ihrer Nachkommenſchaft, viel Beſchwerlichkeit. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein Inſekt, welches in ſo großer Menge ſich bey einander hält, und ſchaarweiſe das Lannd durchzieht, wenn es von dem grünen das ſchönſte und nützlichſte, ſo die Erde hervor bringt, wegfrißt, nothwendig empfindlichen Schaden thun muß. Das erſte, was hieraus folgt, iſt, daß es die junge grüne Saat dermaßen verdirbt daß gar nichts aufkommen kann. Hierdurch verurſachet es, daß dem Ackermann ſeine Hoffnung verloren geht, und alle ſeine ſaure Arbeit und Mühe vergeblich angewandt iſt. So groß aber auch dieſes Uebel iſt, ſo wird man es doch für erträglich halten müſſen, wenn man es damit vergleicht, was es außer dem, ſo es durch ſeinen Fraß verdirbt, für Verwüſtungen anrichtet; denn dadurch verurſachet es, daß der Landmann endlich gar nichts, weder für ſich, noch für ſein Vieh hat. Es gleicht darin den grauſamen Feinden, die, was ſie nicht verzehren, in den Grund verderben, und was ſie nicht mitnehmen können, in Stücke zerſchlagen. Eine Vergleichung, die den Heuſchrecken vortheilhaft iſt, weil ſie ſolcher Geſtalt, wofern noch etwas ärger ſeyn kann, doch nicht ärger ſind, als gewiſſe Menſchen, für welche es aber höchſt ſchimpflich iſt, daß ſie mit ihrer Aufführung ſich noch nicht über das Betragen des Ungeziefers erheben.

Um dieſes ihr Betragen deſto lebhafter vorzuſtellen, will ich ihre Wirthſchaft vom Anfange an, da ſie auskriechen, beſchreiben. Es geſchieht ſolches, wenn der Rocken in der Blüthe ſteht, folglich vollkommene, aber noch grüne Aehren hat; daher dann die zarten Bälglein, welche das ſich anſetzende Samenkorn umgeben, auch noch ganz grün ſind. Das erſte, was ſie vornehmen, iſt, daß ſie dieſe grüne Bälglein an der Aehre rings herum abfreſſen, daher dann die Samenkörner ganz bloß ſtehen bleiben, ohne weitern Halt, als den ſie da-

von haben, daß ſie mit dem untern Ende an die Aehre angewachſen ſind. Dieſes erhält ſie nun zwar, daß ſie fort wachſen, und zur Vollkommenheit gelangen; wenn es aber dahin kömmt, daß ſie reifen, und daß die Faſern, wodurch ſie mit der Aehre zuſammen hängen, vertrocknen: ſo iſt nicht allein die geringſte Bewegung, welche der Wind machet, im Stande ſie abzuſchütteln, ſondern man kann auch leicht erachten, daß die ſtärkere Bewegung, welche das Einärnden verurſachet, in ſolchen Aehren nicht viel zurück laſſen kann. Die Urſache, warum ſie ſich an den zarteſten Theilen der Gewächſe vergreifen, iſt jetzt noch ihrer Kleinheit zuzuſchreiben, welche ihnen nicht erlaubt, ſich an die ſtärkern Blätter zu machen. Dieſes währet etwa bis zur erſten Häutung. Wo man dergleichen Art des Fraßes an den Aehren antrifft, da giebt es zu erkennen, daß ſie entweder in dem Getraide ſelbſt, oder nicht weit davon, ausgekommen ſeyn müſſen. Nach 5 Tagen, wenn die erſte Häutung vorbey iſt, und ſie in der Gröſſe zugenommen haben, greifen ſie auch die Halme ſelbſt an; ſie beißen dieſelben nämlich 2 bis 3 Zoll unter der Aehre mitten durch, daß die Aehre zur Erde fällt; jetzt aber thun ſie es nur noch an den ſchwächſten Halmen, oder in dem geringſten Getraide, weil ſie das Maul noch nicht ſo weit öffnen können, daß ein nur mäßig dicker Halm hinein gienge. So wie ſie aber täglich größer werden, nimmt auch der Schade täglich immer mehr zu; jedoch findet man ihn nur noch fleckweiſe, nämlich auf denen Stellen, wo ſie ihr Nachtquartier gehabt haben; denn am Tage ſitzen ſie nicht auf den Halmen, ſondern halten ſich mehrentheils auf der freyen Erde auf. Man findet ſolche Stellen ſo viel häufiger, je mehr verſchiedene Schwärme im Getraide ausgekommen ſind, oder ſich nach und nach hinein gezogen haben; und da ſie ihren Aufenthalt faſt täglich verändern, ſo wird der Schade immer mehr an einan-

der hängend, und man trifft ihn endlich faſt überall an.

Nach der zweyten Häutung gegen die Hälfte des Junius, geben ſich immer mehrere zuſammen, und nehmen weitere Züge vor. Alsdann kommen ſie auch in die Felder, welche bisher noch rein geweſen ſind; und nun greifen ſie die ſtärkern Halme, und endlich auch die allerſtärkſten an. Dieſes währt noch 3 bis 4 Wochen. Man kann hieraus beurtheilen, wie ein Feld zur Aerndezeit ausſehen muß, auf welchem alle Nächte ſo viele Millionen Aehren abgebiſſen werden. Hiebey aber bleibt es noch nicht. Man würde wenigſtens Stroh zu ärnden haben, worunter hin und wieder noch einzelne Aehren, die man zählen kann, übrig geblieben ſind. Aber nein, auch das Stroh verwüſten ſie größtentheils, daß nichts, als die bloßen Stoppeln, zu mähen übrig bleiben. Wenn die Zeit heran kömmt, daß ſie ihre völlige Größe erreichen, ſo lernen ſie auch die Mäuler immer weiter aufthun, und nicht nur die Halme nahe unter der Aehre, wo ſie am dünneſten ſind, ſondern auch tiefer unten, noch wohl ein oder zweymal durchſchneiden. Dieſes geſchieht mit allen Halmen, die an ſich ſchwach ſind, ſo daß nur Stürzel von verſchiedener Länge, theils $\frac{1}{4}$, theils $\frac{1}{2}$ Elle lang, ſtehen bleiben. Die ſtarken dicken Halme können ſie nicht zwingen, weil ſie die Zähne nicht ſo weit von einander zu bringen vermögen, daß ſie damit faſſen und abkneipen könnten; weil ſie aber ſonſt nichts, als dieſe, übring finden, woran ſie des Nachts in die Höhe kriechen könnten, ſo bedient ſich ihrer eine ſolche Menge, daß auch der ſtärkſte Halm der Laſt weichen und endlich einknicken muß. Wenn hernach ein ſolches Feld mit großer Arbeit abgemähet wird, ſo erhält man doch nichts, als einiges Gereſſe, welches ſich mit Mühe in das Band bringen läßt.

Um ein Feld alſo zuzurichten, braucht dieſes Ungeziefer, da wo es auskömmt, an 6 Wochen. Wenn es aber flück iſt, und in der Aernde aus den gegen Morgen liegenden Provinzen in unzählbaren Schaaren zu uns kömmt, ſo wird es damit viel eher fertig. Denn, wenn es ſich ſo häufig einſtellt, daß es das ganze Feld bedeckt iſt, ſo iſt es im Stande, in einer Nacht, ein ganzes Feld in dieſen erbärmlichen Zuſtand zu verſetzen; kömmt es aber nur ſtrichweiſe, ſo geſchieht es doch gewiß, da, wo der Strich hinfällt; und man hat Urſache zu eilen, um das übrige zu retten.

Dieſes Abbeißen der Aehren, und das Zerſchroten der Halme, geſchieht von ihnen nicht um des Freſſens willen. Stroh freſſen ſie gar nicht; und die abgebiſſenen Aehren, die auf der Erde liegen, greifen ſie nur im Nothfalle, wenn ſie ſonſt nichts finden, an. Sie dürften dieſelben auch deswegen nicht erſt abbeißen, ſondern könnten ſie ſtehend eben ſo gut genießen; es muß alſo eine andere Urſache ſeyn, die ſie antreibt, ihr Gebiß daran zu üben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es folgende. Sie haben ein übers Kreuz geſpaltenes Maul, freſſen aber niemals, was ihnen in die Quere vor dem Maule ſteht, an, ſondern wenn ſie freſſen ſollen, müſſen ſie es der Länge nach anfaſſen können. Sie freſſen eben ſo wie die Raupen; ſie beißen das Laub auf der hohen Kante an, bewegen den Kopf unter ſich nach der Bruſt hin, und freſſen ſolchergeſtalt, ſo weit ſie reichen können, ein Loch hinein, hernach ſetzen ſie höher an, und freſſen einen Strich tiefer. Eben dieſelbe Stellung, welche das Laub gegen ihr Maul hat, wenn ſie ihren Hunger ſtillen, hat auch der Halm, an dem ſie in die Höhe kriechen, um darauf auszuruhen. Er ſteht ihnen, der Länge nach, dicht vor dem Maule, und wenn er von der Dicke iſt, daß er eben in das Maul hinein geht, ſo braucht es weiter nichts, als daß ſie ſich ſonſt die Luſt vorſtellen, die ſie ſonſt

beym Freſſen empfinden, ſo wird dieſe Stellung eben ſo zureichend ſeyn, ſie zu einem Biß zu bewegen, wie die Gelegenheit zureichend iſt, Diebe zu machen.

Die abgebiſſenen Aehren bleiben mehrentheils auf dem Acker liegen; wenn ſie aber ſonſt nichts vor ſich finden, machen ſie ſich auch hieran, und wiſſen es ſo anzuſtellen, daß ſie dieſelben kurz und klein nagen. Auch an dem ſchon abgemähet liegenden Getreide vergreifen ſie ſich; doch nur bloß an denjenigen Körnern, die aus den Aehren hervor ſtehen, und oben auf liegen. Sie zerſchroten die Körner auf eben die Art, wie es die Mäuſe thun, den Halmen aber können ſie weiter nichts anhaben; daher dieſer Schade in gar keine Vergleichung kömmt gegen diejenigen, welchen ſie an dem noch ſtehenden Getreide thun.

Dieſes iſt aber noch nicht genug, ſie ſo fürchterlich zu machen, als ſie wirklich ſind. Ihre eigentliche Nahrung iſt ſüſſes grünes Gras. Im Wintergetraide halten ſie ſich nur um des Schutzes willen vor dem Wetter, und auf den hohen Halmen des Nachts ſicher zu ſitzen. Da aber auch im Wintergetraide der Boden mit Graſe bewächſt, und dazwiſchen öfters Scheidlinge oder Schiedraine ſich befinden, die mit einem dichten Graſe bewachſen ſind: ſo gehört noch zu ihrer ſchädlichſten Arbeit mit, daß ſie dieſes ſchönſte Gras, zwiſchen dem Getraide, bis auf den Boden wegfreſſen, und nichts als die kahle Erde zurück laſſen. Damit verderben ſie dem Vieh die beſte Stoppelweide, und dieſes bekömmt von dem, worauf es an einigen Orten manchmal ſchon lange gehungert hat, gar nichts zu genießen. Der Wirth ſieht im Sommer ſeinen Jammer an dem Vieh, das ſich nicht ſättigen kann; und wenn er bey ſeinem Einſchnitt an den Winter denkt, ſo überlauft ihn ein Schauer.

Das Sommergetraide iſt eben ſo großer Gefahr ausgeſetzt, als das Wintergetraide, jedoch mit Unter-

ſchiede.

ſchiede. Die Gerſte und den Hafer, worauf ſie treffen, freſſen ſie, ſo lange beydes noch jung iſt, ſo kahl an der Erde weg, daß man nicht ſehen kann, wo es geſtanden hat. Sie treffen aber unfehlbar darauf, wenn es ſich zwiſchen dem Wintergetraide befindet, oder auch, wenn in das Sommerfeld Getraide gebracht iſt, welches eher ſchoſſet, als dieſe Sommerfrucht. Sie erwählen es alsdann zu ihrem Nachtquartier, und die angränzende junge Sommerfrucht muß ihnen zur Nahrung dienen. Wo hingegen die Gerſte ganz allein, ohne Vermiſchung mit anderm Getraide, ſteht, und ein beſonderes Feld ausmacht, da kommen die Heuſchrecken welche bey uns ausgebrütet ſind, ehe ſie flück werden, nicht hin; es wäre denn, daß das Winter- und Sommerfeld unmittelbar an einander gränzten, da ſie dann an den Rändern, wo es mit dem Wintergetraide zuſammenhängt, eine Strecke hinein freſſen. Die Urſache, warum ſie da nicht hinkommen, iſt, weil ſie ſich des Nachts nicht bergen können. Sie müſſen völlig erhaben über der Erde ſitzen; wenn ihnen wohl ſeyn ſoll; und dieſes Getraide iſt dazu alsdann noch nicht hoch genug. So bald aber die Gerſte ſchoſſet und einige Höhe erreichet, iſt ſie ihnen auch dazu gerecht, und alsdann finden ſie ſich dabey in Menge ein. So lange ſie in den Kappen ſteht, können ſie zwar den Halmen nichts anhaben, denn ſie ſind für ſie zu dick; das Laub aber freſſen ſie indeſſen gänzlich ab. Wenn hingegen die Aehren aus den Kappen heraus ſind, gehen ſie damit eben ſo grauſam um, wie mit dem Rocken; ſie beißen nicht allein die Aehren häufig ab, ſondern freſſen auch in den noch ſtehenden die ſich anſetzenden Körner an, daß nichts daraus wird. Dieſes trifft ſich eben in der Kornärnde, da ſie flück ſind. Wenn ſie alsdann wegen widriger Witterung nicht wegziehen, ſondern allzu häufig zurückbleiben, ſo iſt auch die Gerſte für halb verloren zu achten; und wenn noch dazu große

Schwärme von anderwärts gezogen kommen, iſt ſie gänzlich verloren; denn dieſe, die gereiſet ſind, ſind immer gefräßiger, als die einheimiſchen. Wenn ſie ſich ſpäter hin einfinden, da die Gerſte ſchon reif wird, (wovor man bis in den Sept. niemals ſicher iſt, ſo lange ſie ſich noch im Lande befinden,) iſt der Schade, den ſie ihn thun, weit erträglicher. Sie beißen zwar auch einige Aehren ab, und viele beißen ſie halb durch, oder knicken die Halme durch ihre Schwere ein, daß die Aehren, zur Erde geneigt, daran hängen bleiben, auch hernach noch beym Harken unfehlbar abbrechen; die meiſten aber laſſen ſie doch daran, hingegen benagen ſie die Körner, ſie mögen noch grün oder ſchon reif seyn, ſowohl wenn ſie noch ſteht, als wenn ſie ſchon auf dem Schwaden liegt. Iſt die Gerſte zweyerley, ſo daß grüne und reife unter einander ſteht, ſo nehmen ſie dem Wirthe die Mühe, mit ihr Geduld zu haben, und auf das Nachreifen zu warten; denn ſie richten ſie unfehlbar, ehe ſie ſo weit kömmt, zu Grunde. Alsdann iſt kein anderer Rath, als die Senſe anzuſchlagen, und das Futter noch zu retten. Iſt ſie noch ganz grün, ſo hilft auch dieſe Vorſicht wenig; denn man hat gefunden, daß ſie das grüne noch auf den Schwaden verzehrt haben. An dem Hafer kneipen ſie die zarten Stängel, woran die Körner hängen, ab. Der Wirth findet, ſtatt des Einſchnittes, eine Ausſaat, die aber bloß den Gänſen und Schweinen zu gute kömmt, weil um die Zeit der Aernde kein Hafer geſäet wird. Die Wicken, ſo lange ſie noch jung ſind, freſſen ſie rein weg; den erwachſenen hingegen benehmen ſie alles fernere Wachsthum, indem ſie das junge Laub, ſo wie es hervor kömmt, verzehren. An dem Buchweizen ſpüret man weiter nichts, als daß ſie hin und wieder einige Blüthen abkneipen; dieſes aber ſchadet ihm nichts, weil er allzeit mehr Blüthen, als Körner, welche reif werden, hat, auch immer von neuem wieder anſetzt.

Liegt

Liegt er aber auf dem Schwaden, ſo zerſchroten ſie die reifen Körner, wie an anderm Getraide. Daher muß man denſelben, wenn dieſer Schade nicht empfindlich werden ſoll, ſo lange nicht liegen laſſen, als er zum Trocknen Zeit gebraucht, ſondern ihn einfahren, und grün abdreſchen laſſen. Endlich freſſen ſie auch noch bis um Michaelis die grüne Saat vom Rocken, ſo bald ſie aufgeht. Man hat bemerkt, daß ſie, wenn ſie in Weinberge eingefallen ſind, die Weiden, womit der Weinſtock angebunden geweſen, zerfeſſen, und denſelben unbeſchädigt gelaſſen haben. Kohl, Erbſen u. d. gl. beißen ſie, wie Treuner angemerkt hat, auch bey groſſem Hunger nicht an, da ſie doch in ſolchem Falle andere weit gröbere Nahrungsmittel, die zuweilen trocken, zäh und ſehr hart ſind, auch zuweilen ſolche, die keine eigentliche Nahrung für Thiere ihrer Art abgeben können, anfallen. Man hat angemerkt, daß ſie, bey ſtarkem Hunger, auf Obſt, Wurzeln, Brod, Malz, trockne Gerſtenkörner, Zucker, und auf ſehr grobe, ſaure oder bittere und herbe Wurzeln fallen. Auch iſt bekannt, daß ſie die wollenen naſſen, oder auch ſtark beſchwitzten, Kleidungsſtücke, welche die Bauern zum Trocknen an die Zäune hängen, zumal wenn ſie ſtark nach Brod und anderer Speiſe riechen, zerbeißen. Dieſen Umſtand hat unter andern Hr. Prof. Gleditſch in etlichen polniſchen Gränzdörfern, im J. 1750, wahrgenommen, als einige einzelne ſehr dicke Schwarmwolken hungeriger Heuſchrecken eingefallen waren, deren Züge länger als eine Viertelſtunde anhielten, ehe ſich das Ungezieſer völlig lagern konnte. Aus Mangel des Raumes, den ihre entſetzliche Menge nöthig hatte, fielen ſie zwiſchen die Bauerhöfe und Gärten überall ein, und ſammelten ſich beſonders an den Gehägen, Zäunen und Hütten. Hier packten ſie die aufgehängten wollenen Weiberröcke, Bruſtläze, Weſten und Strümpfe, dermaßen an, daß dieſe ganz durchlöchert wurden.

Wie ſie ſich denn ſogar die Füße ſelbſt abbeißen, wenn dieſe verletzt, oder ſonſt feſt gebunden ſind, auch Unvorſichtigen manchen ſehr empfindlichen Biß in die Finger beybringen, welches die großen einheimiſchen ebenfalls thun.

Daß die Heuſchrecken einander ſelbſt nicht ſchonen, hat Hr. Gleditſch bey einem Paar eingefangenen Heuſchrecken bemerkt. Es fiel nämlich das Männchen ſein Weibchen, kurz nach der Paarung, mit größter Heftigkeit an, und verwundete es dermaſſen, daß es ſterben mußte, ehe es die Eyer von ſich laſſen konnte. Die Verwundungen waren eben ſo beſchaffen, als man ſonſt von einigen raubenden Inſecten ſieht, die ſich von allerhand Sachen ernähren, und zuletzt einander ſelbſt auffreſſen.

Die Heuſchrecken können aber auch, bereits erwähntermaßen, eine lange Zeit Hunger ausſtehen, da ſie dann um ein merkliches magerer und kleiner werden, auch alsdann in der Farbe ſich etwas verändern, ſo daß man ſie faſt nicht mehr für eben dieſelbe Art, ſondern leicht für eine andere, anſehen kann; ſie werden aber in kurzer Zeit wieder größer und ſtärker, wenn ſie einen beträchlichen Vorrath von Nahrung gefunden haben.

Die Heuſchrecken können auch ſchwimmen. Sie bewegen die Füße auf dem Waſſer, eben ſo, wie auf dem Lande, wenn ſie traben, und ſchieben ſich damit fort; es muß aber nicht zu lange währen, ſonſt werden ſie müde, und gehen unter.

Uebrigens findet man in den Heuſchrecken auch zuweilen größere oder kleinere Würme, die ſich um ihre Eingeweide winden, und zu den Draht= oder Fadenwürmern (Gordius) gehören.

Joh. Leonh. Friſch obſ. de lumbricis in locuſtis, ſt. in Miſcell. Nat. Cur. Cont. III, ſ. To. IV, Obſ. 13.

Theod. Tho. Weichardt Bemerkung vom Draht= oder Fadenwurm der Heuſchrecken, ſt. im 4. Jahrg. der neuen Mannigfalt. Berl. 1777, gr. 8. S. 52 — 56.

Wenn man alles, was von den Eigenſchaften der Heuſchrecken bekannt iſt, zuſammen nimmt, ſo ergiebt ſich, daß

daß man ihnen alle Sinne, deren die Thiere fähig ſind, beylegen muß. Der Geſchmack äußert ſich durch die Wahl, die ſie im Freſſen halten. Das Getraide müſſen ſie riechen können, weil ſie danach hinziehen, und wenn ſie auch in Wäldern ausgekommen ſind, ſich doch nach den Getraidefeldern begeben. Hr. Paſt. Möller hatte einige Felder mit Getraide, die mit einem Ende an eine Wieſe ſtießen. Die Heuſchrecken hatten ſich bisher am andern Ende gehalten, und waren über eine ſandige Anhöhe, worauf wenig für ſie ſtand, nicht gekommen. Als er aber die Wieſe mähen ließ, und der Geruch von dem friſchen Heu ſich weit ausbreitete, war ſogleich am folgenden Tage der helle Haufen dabey, und fiel bey dieſer Gelegenheit auch das Getraide von der bisher noch verſchont gebliebenen Seite an. Dieſe Erfahrung ſcheint ihren Geruch außer Zweifel zu ſetzen; und daß ſie öfters gegen den Wind ziehen, ſcheint nichts anders zur Urſache zu haben, als weil er ihnen die Witterung vom Fraß zuführt. Das Gefühl giebt ihre Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte, wie auch die Ahndung einer bevorſtehenden Wetterveränderung zu erkennen. Denn man hat angemerkt, daß, wenn ſie ſehr unruhig werden, ſchwärmen, oder mit hellem Haufen ſich auf eimal aufmachen, dieſes eine Anzeige einer bevorſtehnden Veränderung des Wetters ſey. An dem Geſichte darf man um ſo weniger zweifeln, da ſie große kenntliche Augen haben. Wenn ihnen ein Menſch nahe kömmt, ſo laufen ſie vor ihn; und wenn man ſtille ſtehend ihnen drohet, hüpfen ſie gleich fort. Das Gehör äußert ſich, weil ſie auch durch einen Schall zur Flucht bewogen werden. Sie fielen einmal in der Aernde ein Getraideſtück an, welches noch unbeſchädigt war. Um daſſelbe zu retten, ließ man die Mäher kommen. So bald dieſe anfiengen die Senſen zu wetzen, kamen die Heuſchrecken, ſo viele ihrer im Getraide lagen, alle an den Halmen in die

Höhe kriechen, um zu ſehen was da wäre; und als darauf das Schurren von dem Mähen angieng, erhoben ſie ſich auf einmal, und flogen davon. Sie mußten es alſo nothwendig hören

Was den verſchiedenen Zuſtand betrifft, in welchem ſich die Heuſchrecken bey ihrem Wachsthume und Alter, vom Ey an, bis zu ihrem natürlichen Untergange befinden, und worauf ſich eine vernünftige Wahl und Anwendung der Mittel zur Verminderung ihrer Schädlichkeit gründen muß: ſo läßt ſich derſelbe füglich nach fünf Zeitpuncten, welche von ihrer Erzeugung an, bis zu ihrem Untergange, eine Zeit von etwa 11 oder 12 Monaten erfordern, betrachten. Der erſte Zeitpunct nimmt ſeinen Anfang mit dem Ey ſelbſt, und dauert bis zum Auskriechen der zarten Brut. Der zweyte begreift den Zuſtand dieſer Brut, von ihrem Auskriechen an, bis zur zweyten Häutung derſelben, in ſich. Der dritte fängt mit der zweyten Häutung der Brut an, und endiget ſich mit der vierten und letzten Häutung derſelben. Der vierte enthält den Zuſtand des nunmehr geflügelten und umher ſtreichenden Inſectes, nach deſſen letzten Häutung, und endiget ſich mit dem Anfange der Zeit der Paarung. Der fünfte und letzte Zeitpunct ſchließt die Paarung, Fortpflanzung, und den bald darauf natürlicherweiſe erfolgenden Untergang der Heuſchrecken, ein.

Ehe ich zu dem Ey ſelbſt komme, in welchem die künftige Brut enthalten iſt, muß ich, mehrerer Deutlichkeit halber, dasjenige, was von der Paarung dieſes Ungeziefers zu bemerken iſt, und wovon ich, vorgedachter Ordnung gemäß, erſt bey der 5ten Periode handeln ſollte, voran ſchicken.

So bald die Zugheuſchrecken nach ihrer vierten Häutung endlich die freyen Flügel erhalten haben, oder flück geworden, und zugleich, durch den Ueberfluß der beſten Nahrungsmittel, auch zu derjenigen Vollkommen-

menheit gelanget ſind, nach welcher ſie, natürlicherweiſe, die Vermehrung und Fortpflanzung ihrer Geſchlechtsart zu Stande bringen können und ſollen, ſo eilen ſie mit einiger Geſchwindigkeit dazu, und hören, von dieſer Zeit an, immer nach und nach auf, ſonderlichen Schaden zu thun, wofern noch etwas übrig geblieben iſt, daß ſie noch Schaden thun könnten. Sie bleiben nun in dieſen Gegenden, wo ſie ſich einmal befinden, ohne der Nahrung halber weiter zu ziehen; es müßten denn ſpätere Bruten übrig ſeyn. Dieſes Ungeziefer begiebt ſich, zu vielen Tauſenden, nach einzelnen Orten zuſammen, wo ſie ſich dermaßen dick verbreitet, daß öfters eine beträchtliche Menge deſſelben in einem mäßigen Raume beyſammen lieget, da es noch kurz vorher, nach Art der Lerchen, bey ſeinen Zügen, in den Stoppeln, Sandhügeln, und um die dürren Heiden weit mehr zerſtreuet war. Dieſes aber geſchieht nicht ſo geſchwinde oder auf einmal, ſondern, ſobald die Paarzeit eintritt, und die Hauptſchwärme ſich mit Macht zu trennen anfangen, bleiben gemeiniglich viele einzelne kleine Schwärme in ihrem Nachtlager liegen, ohne dem übrigen weiter zu folgen. Sie ſuchen ihre Sicherheit an ſolchen Orten, in welchen ſie ihre Paarung ruhig verrichten, und die Weibchen beſonders da, wo ſie ihre Eyer bequem von ſich laſſen und verbergen können. Dieſe Umſtände merket man zuweilen bald voraus, wenn man aus den überhin ziehenden großen Schwärmen immer einzelne Paare heraus fallen und ſich darauf gatten ſiehet, worauf dann bald eine gröſſere Anzahl zu folgen pflegt. In ſolchen Umſtänden hört alſo die Nahrung, wie gedacht, nach und nach auf; und wenn die Paarungs- und Legezeit vorbey iſt, wird dieſes Ungeziefer allmählich matt und krank, es hänget ſich an die Grasſtängel und Stoppeln, und ſtirbt endlich; wie denn das Männchen bald nach der Befruchtung vergeht, das Weibchen aber nicht ſelten mit

und unter dem letzten Eyerlegen, oder doch nicht viel über 24 Stunden darauf, zu ſterben pflegt.

Eben dieſes iſt von den meiſten Inſectenarten bekannt; wie es aber mit ihren Spätlingen, oder vielen von ſolchen, ſtehe, ob ſie ſich den Winter hindurch vor der Strenge der Witterung erhalten, ohne zu ſterben, wenn ſie männ= und weiblicher Seits zur Befruchtung noch nicht gelanget ſind, dieſes ſcheint noch nicht von allen und jeden Arten beſonders bewieſen zu ſeyn. Man hat ſehr früh im Jahre, ehe ſich von den übrigen Heuſchreckenarten die Brut im geringſten zeigte, in der Mark halb ausgewachſene große Stücke gefunden. Auch finden unſere Inſectenſammler im Herbſte, Winter und Frühlinge, öfters unter den Steinen im Felde, und andern Bedeckungen, ſolche Arten von Ungeziefer, die man ſonſt nicht anzutreffen pflegt.

Ob ſich aber das Männchen bey den großen Schwärmen, hauptſächlich deshalb einfinde, um, wie Friſch glaubt, das Weibchen aufzuſuchen, muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen, da ſonſt auch wohl der Mangel viel eher die Haupturſache davon ſeyn kann, welcher dieſes Ungeziefer aus der Ukraine und Tatarey nach neuem Fraße heraus locket, und von da her, bey einerley anhaltendem Winde, ſchon gar bis nach den äußerſten weſtlichen und nordweſtlichen Küſten von Europa geführt hat. Wie denn das Weibchen von dem Männchen nur im Sitzen, und zwar durch das Zwitſchern oder das an einanderreiben der Flügel und Springfüſſe, herbey gelocket; geſuchet und gefunden wird. Dieſes geſchieht bey allen andern Heuſchreckenarten auf gleiche Weiſe, welche nicht in ganzen Zügen davon gehen, niemals aber im Fliegen, dabey es allen Umſtänden nach nicht geſchehen kann. Dieſes Suchen und Locken des Männchens geſchieht den Tag über, bey warmer und trockner Witterung, wenn das Ungeziefer, gedachtermaßen, enger beyſammen liegt. Daß aber zuweilen, wenn die in der Paarung begriffenen Heuſchrecken zu geſchwinde aufgejaget werden, das Männchen mit ſeinem aufſitzendenden Weibchen eine guten Strecke mit fort fliegt, iſt ganz etwas anders; welches

ches jedoch, wegen der Schwere und der bald darauf folgenden Mattigkeit, eben nicht gar weit geſchehen kann. Uebrigens paaret ſich die weibliche Heuſchrecke, zu Befruchtung ihres zahlreichen Eyerſtockes, wenigſtens dreymal. Viele Männchen kämpfen, der Paarung wegen, mit einander, und tödten ſich ſo gar dabey, wenigſtens verſtümmeln ſie ſich. Bey einigen fehlt das eine Fühlhorn faſt ganz, und das andere iſt kaum halb da; manche haben einen Springfuß, und andere alle beyde verloren. Es giebt auch viele mit halben und ſehr zerriſſenen Flügeln, ſo daß ſich alſo eine große Menge dieſes Ungeziefers ſelbſt aufreibet, ohne zur Paarung zu gelangen.

Was diejenigen Orte insbeſondere betrifft, in welchen die Heuſchrecken ihren Aufenthalt vor andern ſuchen, ſo ſind es zwar eben keine ganz außerordentliche, doch aber warme, und gegen Mittag und Morgen gelegene, wo ſie ſich in der Paarungs- und Legezeit beyſammen befinden. Man trifft ſie daher in Weinbergen, Feldgärten und auf warmen Hügeln, welche mit dünnen und kurzen Raſen und dergleichen Strauchwerk bewachſen ſind, wie auch in verzäunten Morgenländern um die Vorſtädte und Dörfer, an den trocknen Heiden und Vorhölzern, an den Landſtraßen u. ſ. f. Sind die Aecker um die Wälder ſelbſt gelegen, und mit hohen Stoppeln verſehen, oder hin und wieder an den Scheidlingen, in Furchen und Gräben mit Brombeerſträuchen und Farnkraut bewachſen, ſo wird man daſelbſt eine ziemliche und noch größere Menge von ſolchem Ungeziefer beyſammen ſehen. Es iſt dieſes um ſo viel gewiſſer, wenn der Grund dieſer Orte recht ſandig und locker iſt, als in welchem die Weibchen ihre Eyer ohne große Mühe, hinein bringen, und, der Lage wegen, gegen Froſt, Näſſe und mancherley Creaturen wohl verbergen, vornämlich aber bequem von ſich laſſen können. Wie man dann an allen ſolchen Orten die

im

im Eyerlegen begriffenen Weibchen nicht ſelten in einer ſolchen Stellung antrifft, daß ſie, wegen der Structur und Kürze ihrer Legeröhre, ſchräge und etwas über die Hälfte des Hinterleibes, auch wohl mit dem ganzen Hinterleibe bald flacher, bald tiefer in dem Sande, in trockner, lockerer Erde, oder auch im Mooſe, gleichſam eingegraben zu ſeyn ſcheinen.

Bey vielen andern Arten der Grillen, wo das Weibchen mit einer lang hervorragenden Legeröhre verſehen iſt, bleibt es oben auf der Erde ſiehen, und ſchlägt die Legeröhre faſt gerade unter ſich, damit ſich die von ihm gehenden Eyerklumpen an die Wurzeln befeſtigen, oder zwiſchen den Raſen in einem bequemen Raum einſenken können.

Die Weibchen halten ſich bey dem Eyerlegen mit ihren vier harten Haken, welche ſich unterwärts um die Legeröhre bey ihnen befinden, ziemlich feſt an, und erleichtern ſich dadurch das Legen ungemein. Der oben angeführte Umſtand, in Anſehung des lockern und ſandigen Bodens, hat zuweilen ſeine Ausnahme, und die Eyer der Heuſchrecken werden auch an niedrigen Orten und in einem feſtern Boden gefunden. Es iſt leicht zu erachten, daß alsdann die Fortpflanzung dieſes Ungeziefers nicht auf gleiche Art, ſondern viel ſchwerer von Statten gehen, meiſtentheils aber gar unterbleiben müſſe. Es könnte indeſſen faſt für etwas mehr, als wahrſcheinlich, gelten, daß die Wahl des Erdbodens und der Orte ſchlechterdings auf die Weibchen ſelbſt ankomme, weil ſie die Eyer dahin legen, und daſelbſt zu verbergen ſuchen. Daher wohl zu vermuthen iſt, daß, ſo bald ſich die Weibchen von den großen Heerzügen zu trennen anfangen, ihnen eine Menge Männchen nach den für ſie beſtimmten Plätzen folgen, und ſich daſelbſt gatten.

Da es ſich aber in gewiſſen Jahren, ſowohl mit den frühen als ſpäten Brutſchwärmen eben ſo zuträgt, wie es auch mit den ankommenden fremden Heerzügen geſchieht, welche gemeiniglich mit dem Winde ſtreichen, daß

daß ſie nämlich kurz vor der Zeit ihrer Paarung in ſolche Gegenden gerathen, in denen ſie zwar einen überflüſſigen Fraß, aber dabey einen zum Eyerlegen höchſt untauglichen ſetten, derben, kleyigen und naßkalten Grund finden: ſo geht ihre Vermehrung ſehr ſchlecht von Statten. Denn wenn ſie daſelbſt von ihrer Paarungszeit übereilet werden, wo ſie die Eyer nicht gehörig in die Erde bringen können, werden ſie genöthiget, dieſe ganz oberwärts um die Wurzeln der Bäume, Sträucher und Kräuter zu legen, oder auch zwiſchen die Stoppeln, harte Erdklöße, in Moos und Raſen; welches leztere auch geſchieht, wenn ſie etwas matt und krank ſind. Hiezu kömmt oftmals noch eine widrige, mit Näſſe, Kühle und Sturm abwechſelnde Witterung, bey welcher ſie ohnedieß niemals hoch in die Luft ſteigen, noch weniger aber weit weg ziehen können, und alſo, da ſie nicht weiter gehen, die Eyer bey etwas gelinderm Wetter an ſolche Orte legen müſſen, wo ihre ganze Brut in den Eyern unfehlbar verdirbt. Denn da die Eyer bey ſolchen Umſtänden weder gegen Froſt und überflüßige Näſſe geſichert ſind, noch gegen eine allzu frühe ſehr gelinde und mit ſtarker Kälte zuweilen geſchwinde abwechſelnde Witterung bedeckt werden können, müſſen ſie nothwendig, wie auch die Erfahrung bezeuget, vor der Zeit entweder vertrocknen, oder verſtocken und verfaulen.

Wenn es aber auch mit der Bedeckung ſolcher Eyer zwiſchen den Erdklößen, in Ritzen und Spalten, und unter den Wurzeln, ſeine Richtigkeit hat, daß ſie bey einer guten und warmen Herbſtwitterung tief genug untergebracht werden können, ſo verfaulen oder verſchimmeln ſie doch darunter um deſto geſchwinder. Denn alle, oder doch die meiſten Arten des ſchweren, fetten und zähen Bodens behalten nicht nur die Näſſe viel zu lange bey ſich, als daß ſie dieſelbe durchlaſſen ſollten, ſondern, ſo feſt ſie in der trocknen Zeit werden,

den, ſo geſchwinde erweicht ſie die Näſſe, daß ſie wie Wachs zerfließen, oder zu einem Teige werden, welcher die in ſich genommenen Eyer ſehr feſt umgiebt und erſticket.

Die eigentliche Zeit der Paarung der Zugheuſchrecken kann, nach Beſchaffenheit der Länder, der Gegenden und der Lage, welche auch gewiſſen einzelnen Orten oder kleinen Landesſtrichen beſonders eigen iſt, bald früher, bald ſpäter einfallen. Der Unterſchied der frühen, mittlern und ſpäten Bruſt, nebſt der Witterung, und beſſern odern ſchlechtern Nahrung, machen hiebey eine ſtärkere Ausnahme, wie man bey vielen andern Inſecten, und inſonderheit bey den Bienen- und Seidenwürmern, gar zu oft wahrnehmen muß. Bey uns nimmt ſie insgemein nach der Rocken- und Heuärnde, um die Mitte des Auguſtes, ihren Anfang, und dauert bey ſchönem Wetter bis zur Mitte, auch wohl bis gegen das Ende des Octobers, und alſo wenigſtens 2 Monate hindurch. Unſere große einländiſche bunte Wieſenſprengſel hingegen gatten ſich ſchon um die Mitte des Julius, und ihre Vermehrung hört meiſtentheils gegen die Mitte des Septembers, unter vorerwähnten veränderlichen Umſtänden, völlig auf. Weil aber die Paarung zwoer Heuſchrecken, von der erſten Befruchtung an zu rechnen, bis die Eyer gelegt worden ſind, nicht viel über 6 oder höchſtens 8 Tage dauern kann, ſo müſſen nothwendig viele, der Zeit nach verſchiedene, Bruten dieſes Ungeziefers auf einander folgen. Wie man denn bey frühzeitiger warmer Witterung, zu Ende des Märzmonates, und in der erſten Hälfte des Aprils, an ſonnenreichen Hügeln, in warmen ſandigen Gruben, Feldgräben und an den Zäunen der Weinberge, zuweilen ſchon junge Schwärme von der ausgekrochenen Brut beyſammen findet, welche ſich des Tages über daſelbſt wärmen, des Nachts aber, wegen der Näſſe und Kühle, wieder verkriechen. In andern Jahren ſo-

ſowohl, als in eben demſelben, iſt an einigen Orten eine ſolche zarte Brut 4 Wochen ſpäter, nämlich in der Mitte des Mayes, wieder von neuem wahrzunehmen. Endlich trifft man auch dergleichen nicht lange vorher ausgeſchlüpfte zarte ſchwarze Brutſchwärme in eben dem Jahre, in einerley Gegenden und an einerley Orten, im Junius, und alſo faſt ganze 8 Wochen ſpäter, als die erſt erwähnten, in Feldgräben und dürren Heiden an. Es giebt alſo bey dieſem Ungeziefer wirklich eine ganz frühe, eine mittlere und eine ganz ſpäte Brut. Ein Umſtand, welcher bey Anwendung der Mittel wider die Heuſchrecken von großer Wichtigkeit iſt, und welcher lehret, daß es mit der, weiter unten zu erwähnenden, Verſchüttung der erſten Brut nicht ausgerichtet ſey.

Wenn man den Anfang und das Ende der Paarungs- und Legezeit der Zugheuſchrecken mit derjenigen vergleicht, in welcher man das Auskriechen der erſten und letzten Brut möglichſt wahrnehmen kann, ſo erhellet hieraus, daß die Brut überhaupt vom Ende des Auguſtes, bis zum Ende des Märzmonates, oder auch von der Hälfte des Octobers, bis zur erſten Hälfte des Junius, und alſo 5 bis 6 Monate, und darüber, in ihrem Ey verborgen liege, ehe ſie hervor kömmt. Indeſſen, ob gleich der gedachte Unterſchied der Brut ſeine Richtigkeit hat, und dem Landmanne in der That ſehr fürchterlich werden kann, ſo iſt doch auch gewiß, daß die ganz frühe oder allererſte Brut von der ſtrengen, naßkalten, und oft und geſchwinde veränderlichen Frühlingswitterung nicht ſelten verklammen und ſterben muß. Die Spätlinge hingegen, deren Eyer erſt in der Mitte des Octobers gelegt worden ſind, können, der im folgenden Jahre einfallenden übeln Herbſtwitterung wegen, und weil ihre Weibchen alsdann erkranken, ohne ihre fruchtbare Eyer von ſich zu laſſen, oder über dem Eyerlegen ſelbſt ſterben, ihren Un-

Untergang ſehr leicht haben. Sollte es aber gewiß ſeyn wie einige bemerkt haben wollen, daß die befruchteten Eyerklumpen in einem getödteten oder auch aus Schwachheit geſtorbenen Weibchen, dennoch im folgenden Frühlinge ihre Brut gegeben haben, wenn ſie nur den Winter hindurch in der Hülſe des geſtorbenen Inſectes, unter dem Sande etwas vor der Witterung verdeckt gelegen, und wodurch die von Hrn. Prof. **Gleditſch** gemachte Bemerkung von der noch anhaltenden Fruchtbarkeit der Eyer einer todten und bereits in Fäulniß gehenden Forelle, und einer gleichen Kraft des Blumenſtaubes eines durch die feuchte Erhitzung in Fäulung gerathendn männlichen Blumenſtraußes einer Palmenart beſtätiget würde: ſo würde hieraus vielleicht mit Grunde gefolgert werden können, daß es gut ſey, auch die geſtorbenen Heuſchrecken tief zu verſchütten, wenn man ſich nicht ſicherer darauf zu verlaſſen hätte, daß, wie bereits von den Alten angemerkt worden iſt, die todten ſowohl als die noch lebenden matten und kranken Heuſchrecken, ſo wie ihre Eyer, noch vor dem Eintritt des Winters, von andern Inſecten über der Erde verzehrt würden. Auf gedachte Art nun können die ſpäten und mittlern Bruten zuweilen ganz vergehen. Wenn aber der Herbſt oder die Frühlingswitterung des folgenden Jahres, dieſem Ungezieſer zu ſeiner Fortpflanzung und Verwandlung günſtig iſt, ſo wird deſſen Vermehrung, welche durch die eine oder andere Brut geſchehen kann, groß genug ſeyn. Sollten aber alle drey verſchiedene Bruten, wie es im J. 1754, in der Mark geſchehen iſt, ohne ſonderlichen Abgang nach einander auskriechen, ſo muß freylich der durch ſie angerichtete Schade um deſto beträchtlicher werden.

Um aber weiter zu gehen, und die Größe der Vermehrung bey den Heuſchrecken noch genauer zu zeigen, will ich von den Eyern dieſer Inſecten etwas ausführlicher handeln, und einige damit verbundene Umſtände bey=

beybringen, die uns zu dem vorgeſetzten Zweck näher führen werden.

Ein vollkommen ausgewachſenes Heuſchreckenweibchen, welches, wegen Menge der bey ſich tragenden Eyer, mit ſeinem Männchen insgemein 12, und bey recht ſchönem warmen Wetter, etwa 18 bis 20 Stunden, auch noch länger, gepaaret bleibt, auch deswegen mehr als einmal (wenigſtens dreymal) befruchtet werden muß, hält gemeiniglich in ſeinem Eyerſtocke 130, 140 bis 150 Eyer. Dieſe Eyer läßt das Weibchen auf etlichemal, und zwar nach einer jeden Befruchtung, in länglich runden und ſchleimigen Klumpen von ſich, welche ſowohl in der Erde als in freyer Luft, nach und nach feſter werden, und die Geſtalt erhalten, welche ſie haben, wenn man ſie aus der ſandigen Erde nimmt. Wird ein ſolcher Eyerklumpen geöffnet, ſo findet man darin bald 45 oder 50, bald 55 Eyer beyſammen. Der Landmann glaubt insgemein, weil er alle Eyerklumpen, die er Striezel nennt, einzeln findet, daß jede Heuſchrecke nur einen einzigen lege, welches aber ſowohl aus der Beſchaffenheit der Eyerſtöcke, als nach der Erfahrung, ganz anders befunden wird. Hr. Prof. Gleditſch hat bemerkt, daß ſich ein Weibchen mit drey verſchiedenen Männchen nach einander begattet habe. Und daß ein Inſectenweibchen bey manchen Arten und Geſchlechtern, zu Befruchtung ſeines zahlreichen Eyerſtockes, nach und nach von mehr als einem Männchen, ja bey etlichen ſogar von einer Menge derſelben bedient werde, bezeuget der Weiſer bey den Bienen. Daß aber auch im Gegentheil ein einziges Inſectenmännchen mehr als ein Weibchen befruchten könne, ſieht man an den Seidenwürmern zur Genüge.

Jeder Klumpen ſtellt, ſeiner Geſtalt nach, einen länglichen, manchmal walzenförmigen, (cylindriſchen) meiſtentheils aber kegelförmigen, (coniſchen) und dabey

mehr oder weniger gekrümmten Körper vor, deſſen Länge 1 Zoll, auch wohl mehr, beträgt. Ueberhaupt aber richtet ſich die Länge, Geſtalt und Dicke der Eyerklumpen nach dem Weibchen, und den bey dem Begatten und dem Eyerlegen ſelbſt vorkommenden Umſtänden; wie dann dergleichen ihre hier angegebene Geſtalt, allezeit in den von dem Weibchen mit der Legeröhre in die ſandige oder andere lockere Erde gemachten Löchern erhalten, in welchen ſie gleichſam wie in einer Form allmählich erharten, und von dem zarten Sande oder Erde eine ziemlich feſte Rinde bekommen, welche gar leicht entſtehen kann, da der Sand durch den friſchen kleberigen Legeſaft ſtark zuſammen gehalten wird. In andern Klumpen hingegen, die z. B. nur in Moos, und an die Wurzeln und Grasſtängel, oder ſonſt ganz frey, ohne die dazu nöthige Menge des gedachten Legeſaftes, gelegt werden, ſacken ſie ſich gleichſam ſtärker zuſammen, und erhalten eine kurze, mehr kugelrunde, oder auch ungleiche Geſtalt. Denn außer den vorerwähnten Sandformen ſcheint der äußere Schleim weder hinreichend noch zähe genug zu ſeyn, die Eyer allein zuſammen zu halten, daß ſie ſich, ihrer Schwere wegen, nicht etwas ausbreiten und den Klumpen eine andere Geſtalt geben ſollten.

Jeder Klumpen Eyer liegt in einer, dem Anſehen nach, etwas feſten Haut, oder vielmehr in einem ſchwammigen dünnen Ueberzuge, welcher eben aus demjenigen beſondern ſchleimigen Weſen beſteht, welches das Weibchen allemal mit den Eyern zugleich von ſich laſſen muß. Dieſes iſt Anfangs ganz zähe und kleberig, ehe es in die Geſtalt erwähnter Haut zuſammen trocknen kann, unter welcher es die Eyer in ihrer Lage ordentlich zuſammen hält, und bey dieſer Art von Heuſchrecken dermaßen überzieht, daß ſie äußerlich nicht, oder doch weniger als bey andern, zu ſehen ſind. Wenn dieſe über die Eyer gezogene Haut zuweilen etwas

was dünner, als gewöhnlich, gefunden wird, ſo ſcheint ſie zwar von den Spitzen der Eyer etwas rauh, erhaben und gleichſam punctirt oder getüpfelt zu ſeyn; doch liegen dieſe Eyer an und für ſich niemals ſo bloß, wie ſie bey vielen einheimiſchen Heuſchreckenarten gefunden werden. Ob nun gleich die aus dem ſchleimigen Safte entſtandene Eyerhaut ihre wirkliche Feſtigkeit hat, ſo iſt ſie doch bey weitem nicht ſo dick und feſt, als es dem erſten Anſehen nach ſcheint; ſie beſteht vielmehr aus einem zarten, lockern, ſchwammichten und zellenförmigen Gewebe, welches am unterſten und äußerſten Ende des Klumpens nur allein dicht, ſchwammicht und von der Erdfeuchtigkeit gleichſam aufgequollen iſt, übrigens aber nach oben zu überaus fein wird; zuweilen findet man es auch zäher und ſtärker.

Wenn die Eyer friſch aus der Erde gebracht ſind, läßt ſich ihr häutiger Ueberzug davon in kleinen Stücken ablöſen. Sind ſie aber ſchon an der Luft etwas trocken geworden, ſo findet man ihren ſchwammichten Ueberzug zwiſchen den Fingern faſt eben ſo leicht zerreiblich, als derjenige äſtige aufgetrocknete Waſſerſchwamm zu werden pflegt, welcher hin und wieder in Sachſen, und noch häufiger in der Mark, auf den Wurzeln der Elſen, auch auf faulem Holze, in ſtilleſtehenden oder langſam fließenden ſüſſen Wäſſern und Schleuſen, auch ſonſt auf allerhand Körpern wächſt, und der Waſſer- oder Weiherſchwamm (Spongia fluviatilis *L.* Spongia ramoſa fluviatilis filiformis viridiſſima fragilis *Pall.*) genannt wird. Wenn dieſe Eyerhaut einige Zeit aus der Erde geblieben iſt, ſcheint ſie eben ſo aufzulaufen, als ein Badeſchwamm, nur wird ſie nicht ſo zäh und feſt. Vielleicht rührt dieſer Unterſchied zuweilen auch von der beſondern Beſchaffenheit des Legeſaftes her. Weil nun das Heuſchreckenweibchen, wie geſagt, dieſen Saft mit den Eyern zugleich von ſich läßt, ſo iſt kein Zweifel, daß er nicht ein zu dieſer Abſicht

in gewiſſen Gefäßen beſonders zubereiteter Saft ſeyn ſollte, dem man den Namen des Legeſaftes geben kann. Ein jedes Weibchen läßt dieſen Schleim einige Zeit nach der Paarung von ſich, es möge befruchtet ſeyn oder nicht. Im letztern Falle findet man nicht die geringſte Spur eines Eyes darin. Der Legeſaft nimmt indeſſen doch die Geſtalt, Größe, Lage, Härte und Farbe, welche, erwähntermaßen, die fruchtbaren Eyerklumpen haben, an ſich. Wenn dieſe taube oder falſche Eyerklumpen noch friſch ſind, und darauf bald trocken werden, ſpringen ſie, beynahe wie das Binſenmark, welches zu Dochten in den Lampen gebraucht wird, und geben in der Mitte einen ſolchen Glanz von ſich, als ob ſie in ihrer Miſchung ſehr fein geriebene Theilchen von Talk oder Glimmer enthielten. Unter dem Vergrößerungsglaſe ſieht dieſer eingetrocknete ſchleimige Ueberzug wie eine Menge zuſammen hängender und eingetrockneter ſpiegelnder Bläschen aus. Außer dieſen tauben oder falſchen Eyerklumpen, trifft man zuweilen noch andere fehlerhafte an, in welchen, anſtatt daß ſie ſonſt 45, 50 bis 55 Eyer haben, an ihrem oberſten und ſpitzigſten oder dünneſten Ende, nur 4, oder höchſtens 10 Eyer befindlich ſind.

In allen vollkommenen Eyerklumpen haben die Eyer eine ſchräge Lage über einander, und ſind in etliche gerade an einander ſtehende Schichten vertheilt. Dieſe Schichten ſind ſo regulär zuſammen gefüget, daß ſie eine kleine Säule formiren, die durch den ſchwammichten Ueberzug gleichſam an einander gehalten wird. Eben die ordentliche Lage dieſer Eyer, nebſt ihrem Ueberzuge, unterſcheidet ſie äußerlich von andern großen Heuſchreckenarten, welche ihre Braut in einerley Gegenden zugleich anbringen, und, wie man bey vielen findet, dieſelben bloß legen, auch an andere Körper anſchmeißen, ohne daß ſie ordentlich ein- und abgetheilte Klumpen in die Erde bringen. Die ſchöne dottergelbe Farbe,

be, welche die Eyer der Zugheuſchrecken, nach Röſel's Angabe haben ſollen, ſieht man nicht eher, als bis man zuvor davon ein höchſt zartes und graues Häutchen abgezogen hat.

Aus demjenigen, was ich von der Beſchaffenheit des ſchwammichten Ueberzuges der Eyerklumpen geſagt habe, läßt ſich leicht errathen, warum die Eyer dieſer fremden Heuſchreckenart widrige Witterung mit ſtrenger Kälte einige Zeit ohne Schaden aushalten können. Man wird aber auch aus eben derſelben begreifen, warum dieſe Eyer nicht eben allzu tief unter der Dammerde ſeyen, auch kein zähes und thoniges Erdreich vertragen können, und, ohne zu verderben, keine lange anhaltende Näſſe in oder über der Erde aushalten würden. Geſetzt auch, es hätte mit der Beſchaffenheit des Bodens, und der gehörigen Lage, ſeine Richtigkeit, ſo bleibt doch eine anhaltende naßkalte Witterung im Herbſte oder Frühlinge, ein Zufall, durch welchen, ohne unſer Zuthun, eine erſtaunliche Menge dieſer Eyer getödtet wird. Sie widerſtehen einer ſtrengen Kälte im Winter weit länger, als der kalten und naſſen Witterung, die im Frühlinge mit dem ſchönen warmen Wetter abwechſelt. Bey ſolcher Witterung findet man gemeiniglich eine große Menge ſolcher Eyerklumpen verſchimmelt oder verfault, und die Eyer darin beynahe aufgelöſet und zuſammen gefloſſen. Da nun noch außerdem die Raben, Krähen, Feldmäuſe, Schweine und manche andere Thiere, den ganzen Herbſt über, und im folgenden Frühlinge darauf, auf den Brachfeldern und an andern Orten, auch ihren Theil vertilgen: ſo muß allerdings eine beträchtliche Menge Eyer verloren gehen, die ihre Brut ſonſt ungeſtört liefern würde, und den Schaden auf die Zukunft ſehr vielmal vergrößern müßte, als aus dieſem Grunde nicht geſchehen kann. Hiezu kömmt auch noch dieſes, daß die Eyer unter der Erde von allerley

Maden und Würmern, und über derſelben von einer gewiſſen Art kleiner Milben, völlig ausgefreſſen werden.

Da nun die Witterung und einige Thiere den Anfang zur Vertilgung der Zugheuſchrecken ſelbſt bey den Eyern machen, ſo ſcheinen ſie uns eben dadurch auf die ſicherſten Spuren der Vertilgung zu leiten. Es kann nicht fehlen, daß dieſes Ungeziefer nicht abwechſelnd von einer unter beyden leiden ſollte; nur mit dem Unterſchiede, daß die Eyer, bey übler Witterung in einer ganzen Gegend größtentheils vergehen, und wenn ihnen die Witterung günſtig bleibt, daß die Thiere und Inſecten dieſen Eyern dennoch Schaden genug zufügen. Doch kann man ſich auf die Hülfe der erſtern allemal weit eher, als auf die letztern, verlaſſen. Wenn man indeſſen die bereits angefangene Vertilgung fortſetzen will, ſo entſtehen die Fragen: Welches ſind die rechten und eigentlichen Mittel dazu? und welche ſtehen davon am erſten in unſerer Gewalt, daß ſie ohne viele Künſte, Koſten und beſondere Mühe den verlangten Nutzen wirklich ſtiften? Hierauf läßt ſich mit Grunde antworten, daß man durch zweyerley Mittel, welche mit Recht für die erſten und allgemeinſten zu halten ſind, zu dem erwünſchten Endzweck gelangen, und den Grund zu einer ſichern Vertilgung dieſes Ungeziefers in ſeinen Eyern legen könne.

Das erſte Mittel, welches bey urbar gemachten Ländereyen mit Nutzen angewendet wird, iſt das Umpflügen der Aecker, das zweyte aber, das Einſammeln der Eyer ſelbſt, als wozu das erſtere gute Gelegenheit giebt.

Wenn Jemand verlangte, eine Stadt- oder Dorfgemeine ſolle, zu Vertilgung der Heuſchrecken, ihre ganze Feldmark, oder doch den größten Theil derſelben, zu unrechter Jahrszeit umpflügen: ſo würde er ſeine groſſe Unwiſſenheit in der Einrichtung bey der Ackerwirthſchaft ver-

verrathen; indem, nach der beſondern Abtheilung der Ländereyen, ein gewiſſer Theil, natürlicher oder ökonomiſcher Urſachen halber, dem Pfluge und Grabſcheite niemals unterworfen ſeyn kann. Unter denen Ländereyen, welche, ſobald es nur die Arbeiten zulaſſen, untergepflüget werden ſollen, iſt nur derjenige acker- oder pflügbare Theil zu verſtehen, den die Ordnung der Beſtellung zum Winter- und im Frühlinge zum friſchen Sommergetraide trifft; bey dem übrigen Theile finden andere Mittel Statt. Wenn nun eine Flur oder Feldmark etwa in 2 oder 3 Felder abgetheilt iſt, ſo macht das jährliche Umpflügen und Beſtellen an und vor ſich ſchon vieles aus; des Stoppellandes und anderer Ländereyen mehr, welche faſt niemals unbearbeitet liegen bleiben, nicht zu gedenken.

Wenn man ſich nun desjenigen erinnert, was im Vorhergehenden von der zween Monate dauernden Paarungs- und Legezeit geſagt worden iſt, und dabey alle gewöhnliche Umſtände der Ackerbeſtellung damit wohl vergleicht, ſo wird man, zu Vertilgung der Eyer, kein außer- oder unordentliches Umpflügen der Felder in Vorſchlag zu bringen, nöthig haben. Denn der Acker wird wenigſtens durch das Winterſaatfurchen vor Winters noch einmal gepflüget, und durch das darauf folgende Egen wieder gerührt. Dieſes Beſtellen der Fruchtländer nimmt, nach Verſchiedenheit der Gegenden, 14 Tage oder 3 Wochen vor Michaelis ſeinen Anfang, und kann an vielen Orten, bey guter Witterung, faſt bis gegen Weihnachten fortgeſetzt werden. Ferner werden an vielen Orten die Roggenſtoppeln kurz nach der Aernde zum künftigen frühen Sommergerſtenfelde geſtürzet, auch wohl diejenigen Länder in andern Gegenden, auf welche der frühe oder Märzhafer zu ſtehen kommen ſoll, daß alſo bey dieſer Gelegenheit wirklich ſchon ein guter Theil der Heuſchreckeneyer noch vor dem Winter vernichtet werden kann. Ich

werde von dem Nutzen der ſpätern Beſtellung des Ackers, zur Zerſtörung der Brut, weiter unten noch etwas zu ſagen, Gelegenheit haben.

In der eilften Woche nach Weihnachten, oder bey gelinder Witterung, noch etwas früher, nimmt der Sommerfeldbau ſeinen Anfang. Wenn nun das Pflügen auch nur bis zur Mitte des Aprils dauert, ſo muß dieſes zu vorerwähnter Abſicht ſchon vieles beytragen. Denn da die Eyer noch vor Winters zum Theil durch den Pflug aus ihrer Lage geriſſen, gequetſchet, oder auch ganz oben auf gebracht worden ſind, daß ſie entweder durch die Witterung verderben, oder von Menſchen aufgeleſen werden, außerdem aber auch den Thieren zur Speiſe dienen, ſo wird der übrige Theil derſelben mit der umgekehrten Erde zugleich tiefer untergebracht, gequetſcht und erſtickt. Von der Frühlingsbeſtellung hat man ſich gleich. Wirkung, auch deswegen faſt noch mehr, zu verſprechen; weil ein Theil der Eyer, welcher im März und April, bey guter Witterung, ſchon mehr belebt und aufgeſchwollen iſt, und rege zu werden anfängt, dem Ausbrüten näher kömmt, oder ſelbſt die erſte frühzeitige Brut giebt, welche ſonſt um dieſe Zeit im Auskriechen begriffen iſt.

Ob nun gleich der Landmann, bey vorhabender Vertilgung der Heuſchrecken, von dem Umpflügen der mit den Eyern dieſes Ungeziefers gleichſam beſäeten Felder, einen nicht geringen Vortheil hat: ſo wird es doch von einigen für unzureichend und ungewiß gehalten. Es leiſtet aber, wie die gemeine Erfahrung lehrt, die verlangte Hülfe alsdann ſicher, und legt den erſten Grund zur Vertilgung dieſes Ungeziefers, wenn es in einer gewiſſen Ordnung mit andern dazu gehörigen Mitteln verbunden wird. Zwar iſt ein Theil einer Feldmark weder dem Pfluge unterworfen, noch kann derſelbe ſonſt auf eine gewiſſe Art durchſucht werden, und es muß alſo darauf eine ſehr beträchtliche Menge Eyer

liegen

liegen bleiben, welche weder ausgepflüget noch aufgeleſen wird, und alſo ihre Brut ungeſtört hervor bringt. Indeſſen hebt dieſes den Nutzen des Umpflügens der Kornfelder, bey Vertilgung der Heuſchrecken, nicht auf. Denn die Menge der Eyer iſt in einer einzelnen Gegend ſchon groß genug, welche dadurch gleichſam auf einmal gewonnen wird, wenn man nur denjenigen Theil überall pflüget, den die Ordnung der Beſtellung trifft. Auf die aus den übrig gebliebenen Eyern heraus kriechende Brut, warten gleichſam neue Mittel, um dieſelbe auf andere Art und mit eben dem erwünſchten Erfolge zu vermindern. Und wie viel iſt nicht ſchon dadurch gewonnen, wenn ſo viele an einander liegende Feldmarken, in kurzer Zeit, durch ein einziges Mittel von einem großen Theile dieſes Ungeziefers, ehe ſich deſſen Brut noch zeigen kann, befreyet worden ſind.

Auf das Umpflügen der Brach- und Saatländer folgt das Aufleſen der Eyer, deſſen Vortheil ganz unwiderſprechlich iſt. Es iſt zwar diejenige Menge von Eyerklumpen, welche ſowohl durch Beyhülfe der Witterung, als auch durch andere Inſecten oder Thiere verdorben wird, an und für ſich gewiß genug, ohne daß ſie weiter, als nach der Wahrſcheinlichkeit und aus den Folgen dargethan werden könnte; bey dem Einſammeln der Eyer hingegen läßt ſich die Anzahl ihrer Klumpen, auch das Maß und Gewicht derſelben, wirklich darſtellen, wodurch man Gelegenheit hat, die Zweifler von der Wirkung und Wichtigkeit dieſes vortrefflichen Vertilgungsmittels zu überführen.

Das Sammeln der Eyer iſt zwar etwas mühſam, aber doch nicht ſo außerordentlich, daß es die Mühe nicht belohnen ſollte. Denn Kinder, Weiber, und andere leicht zu entbehrende Perſonen ſind im Stande, dieſes um Tagelohn mit ſo gutem Erfolge zu verrichten, daß auf einzelnen Feldmarken, in Zeit von 8 bis 14 Tagen,

gen,

gen, eine beträchtliche Menge zuſammengebracht werden kann, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Unter den Eyern der fremden Heuſchrecken werden von unerfahrnen Leuten zugleich Eyer von unſern großen einheimiſchen Arten mit eingeſammelt, welcher Umſtand aber leicht zu ändern iſt, da beyderley Eyer ſehr kenntlich ſind. Ueberhaupt thut es zur Sache nichts, wenn es auch geſchieht, da die einheimiſchen Heuſchreckeneyer ſich zu den fremden, der Zahl nach, kaum wie 1 zu 100, oder 150 verhalten. Wenn aber auch bey dem Einſammeln an vielen Orten nicht nachgeſucht wird, oder werden kann, daß alſo, wie bey dem Umpflügen der Felder gedacht worden iſt, noch eine Menge Eyer liegen bleiben: ſo gilt dasjenige eben davon, was ich vorher von der nothwendigen Fortſetzung und Veränderung der Vertilgungsmittel geſagt habe.

Bey uns geſchieht das Einſammeln der Eyer gemeiniglich im Frühlinge, ſobald die Witterung es verſtattet, und ehe die noch verborgene Brut recht rege werden kann. Es wäre gut, wenn damit ſchon im Oct. und November, ſo viel die Witterung zulaſſen will, angefangen würde. Man könnte dabey die Ländereyen, auf denen es geſchehen ſollte, unterſcheiden, und im Frühlinge die Arbeit auf den übrigen fortſetzen. Die erſten hiezu würden überhaupt die Felder ſelbſt ſeyn, die folgenden aber, die übrigen um die Vorhölzer, Heiden und Weinberge liegenden Stücke, nebſt allen ſolchen, die dem Pfluge nicht unterworfen ſeyn können. Die Menge der daſelbſt oben auf liegenden und zerſtreuten Ueberbleibſel von todten Heuſchrecken, wird diejenigen Plätze, wo die meiſten Eyerklumpen verborgen liegen, verrathen. Dergleichen Orte ſind im Herbſte ſehr leicht zu finden. Die Aufſicht aber, welche bey dem Einſammeln nöthig iſt, würde am beſten den Feld- und Wieſenhütern gegeben werden, und die Sammlung durch Kinder und andere wohl zu entbehrende Leute,

gegen

gegen einen geringen Lohn, zum Vortheil einer ganzen Gegend, geſchehen können.

Da auch bey uns, nach einer ſehr löblichen Verfaſſung, jeder Beſitzer einer Hufe, in dringender Noth, 2 ganze Metzen Heuſchreckeneyer hieſigen Maßes, an die Gerichtsobrigkeit ſeines Ortes wirklich abliefern, und den Abgang im Gelde bezahlen muß: ſo darf nur darüber ordentlich gehalten werden. Dieſes geſchieht ſogleich im erſten Jahre, ehe die Brut überhand nimmt, und die Folgen beſtätigen den Nutzen des Eyerſammelns vollkommen, wo nicht andere und wichtigere Urſachen gute Abſichten und Anſtalten vernichten, von denen einige in unſerer Gewalt nicht ſtehen.

Gewöhnlichermaßen werden alle geſammelte Eyer von dem Gerichtsdiener, Vogte, oder andern, zwiſchen Reisholz zu Pulver verbrannt. Es haben indeſſen auch die Magiſtratsperſonen, Beamte, Schulzen und andere, bey dieſem ſehr geringe ſcheinenden Umſtande, dem Unterſchleife durch einige Wachſamkeit vorzubeugen, damit nicht eine Metze Eyer ſechs- und mehrmal geliefert werde, denn die Anzahl der Metzen muß nach der Hufenzahl richtig eingebracht, verſchloſſen, und hernach an einem Tage zuſammen öffentlich verbrannt werden. Sonſt hat ſich zuweilen der Schleichhandel wohl von Diamanten, Ambra, Bezoarſteinen, Gewürze u. d. gl. auch bis auf die Seidenwürmer, Sperlingsköpfe und Heuſchreckeneyer erſtreckt. Auch möchte wohl nöthig ſeyn, noch etwas genauer darauf zu ſehen, damit nicht, anſtatt einer ganzen Metze Eyer, zugleich eine halbe Metze Sand geliefert werde.

Zum Beweiſe der guten Wirkung des Eyerſammelns, können folgende Umſtände dienen, aus welchen ſich ergeben wird, wie beträchtlich die Menge ſolcher Eyer auf etlichen Feldmarken zuſammen ſey, und wie groß der Schade durch Nachläſſigkeit werden könne, welcher ſich natürlicher Weiſe ohnedieß ſchon in

in einem einzigen Jahre, bey dieſem Ungeziefer auf eine 130. bis 140fältige Vermehrung gründet.

Die Hauptſtadt Droſſen im Sternbergiſchen Kreiſe, brachte, im Frühlinge 1752, durch ihre Ackerleute, an Heuſchreckeneyern zuſammen:

130 Metzen von der Stadtflur;
$54\frac{1}{2}$ Metze von ihrem einen Dorfe Polenzig;
28 Metzen von ihrem andern Dorfe Grunow;
Dieſes beträgt zuſammen

$212\frac{1}{2}$ Metze, oder 13 Scheffel, $4\frac{1}{2}$ Metze.

Dieſes angegebene Maß von Eyern iſt wirklich abgeliefert und verbrannnt worden. (*) Das übrige, was, nach der Eintheilung der Hufen, nicht hat geliefert werden können, iſt, wie gewöhnlich, im Gelde bezahlt worden.

Eine halbe Metze der oben beſchriebenen Eyerklumpen, wenn ſie im Frühlinge geſammelt, vom Sande rein gemacht und friſch gewogen wird, beträgt ungefähr ein mediciniſches Pfund oder 24 Loth am Gewichte, und hält, nach dem gewöhnlichen Abzuge und einer ſichern Berechnung, wirklich die Zahl von $39{,}272\frac{8}{11}$ Eyer in ſich. Dieſemnach hält der ganze Scheffel, welcher 32 mediciniſche Pfund ſchwer iſt, 1,256,727 Eyer, daß man alſo in vorerwähnten 13 Scheffeln $4\frac{1}{2}$ Metze, der Anzahl nach, 16,690,905 Eyer füglich rechnen kann.

Es dürfte demnach die Mühe gar wohl belohnen, da der Schade in einigen königlichen Provinzen dennoch ſo beträchtlich geweſen iſt, daß man aus mehrern Kreiſen zuſammen genommen von den ſeit einigen Jahren geſammelten Heuſchreckeneyern ein richtiges Verzeichniß mittheilte. Denn wenn man auch von 1,256,727 Eyern, die ein Scheffel wirklich enthält, nur die Million als richtig vorausſetzte, ohne weiter auf die übrige noch ziemlich beträchtliche Zahl zu ſehen, ſo würde ſich finden, daß hier das kleine Dorf Grunow beynahe die erſte Summe, das Dorf Polenzig anderthalb Millionen, und die Droſſner Stadtflur für ſich allein 8 Millionen Eyer geliefert habe. Wir können hier ohne Bedenken auch etwas hinzuſetzen, und ganz ſicher

(*) Man wird ſich die ungeheure Menge Eyer leicht vorſtellen, die der ganze Kreis von allen Feldmarken geliefert hat. Wie viel iſt nicht außerdem im Schwibußiſchen; Cotebußiſchen; Croſſenſchen, Lebuſiſchen, Beskoiſchen und Storkowſchen Kreiſe, welche in demſelben Jahre den Heuſchreckenſchaden vor den übrigen beſonders erfahren mußten, geſammelt worden.

ſicher 10 Millionen annehmen, da, nach obiger Berechnung, dennoch 6 Millionen, und etwas mehr, übrig bleiben. Die bekannte jährliche Vermehrung der Heuſchrecken wollen wir gleichfalls von 150 oder 130, gerade bis auf 100 zurück ſetzen, und hernach von den Herbſtmonaten des J. 1750, bis zum Frühlinge 1754, den Ueberſchlag deſto ſicherer machen; dieſer wird uns am beſten überzeugen, ob man, wegen des in einigen Gegenden ſo außerordentlichen Schadens, und einer bey der geringſten Gelegenheit daraus zu befürchtenden Hungersnoth, bey Menſchen und Vieh, eben ſo gar leichtſinnig zu denken Urſache habe.

Da ich die Nothwendigkeit und den Nutzen des Einſammelns der Heuſchreckeneyer hinlänglich dargethan zu haben glaube, und die Art und Weiſe des Einſammelns dieſer Eyer leicht iſt, ſo habe ich hiebey weiter nichts zu erinnern, als daß ſie zwiſchen den Feldern, Gärten, Heiden, ſtrauchigen Hügeln und Hecken liegenden Grasflecke, nebſt den Scheidlingen und hohen ſandigen Dämmen, vor andern am genaueſten zu durchſuchen ſeyn möchten. Denn an ſolchen Orten halten ſich die Eyer am meiſten verborgen, und wenn man in einem ganzen Jahre von keinem Heuſchreckenſchaden etwas weiß, ſo kömmt noch im folgenden immer wieder einige Brut daraus hervor, die ſich bey guter Witterung leicht vermehrt. Wenn man um dergleichen Flecke kleine einzelne flache Löcher, oder in ihrer Nähe Gräben hat, ſo läßt ſich ein ſolches Ueberbleibſel leicht finden und vertilgen, weil es ſich darin gleich mit angehendem Frühlinge an die Sonne legt, ohne weiter zu ziehen. Da übrigens die Vertilgung dieſes Ungeziefers, ſo lange es in ſeinem Ey verborgen iſt, dermaßen in unſerer Gewalt ſteht, und mit ſolchem Nachdruck vorgenommen werden kann, als hernach bey keiner einzigen Verwandlung deſſelben mehr Statt findet: ſo folgt daraus, daß das Einſammeln der Eyer vor allen andern Hülfsmitteln mit dem größten Eifer veranſtaltet werden ſollte. Denn wenn vor oder nach dem Umpflügen der

Felder

Felder hiebey kein Fleiß geſparet wird, ſo iſt dadurch der rechte und faſt einzige wahre Grund zu Vertilgung der Heuſchrecken gelegt, welcher die folgenden Anſtalten um ein Großes nützlicher machen wird.

Da aber bey dem Einſammeln der Eyer, wie vorher gemeldet worden, dennoch ſehr viele in der Erde liegen bleiben, die zum Theil nicht gefunden werden, ſo bringen dieſe hernach in den Frühlingsmonaten ihre Brut, bald früher, bald ſpäter, nämlich im März, April, May, und gegen die erſte Hälfte des Junius. Doch giebt es auch, bereits erwähntermaßen, eine noch ſpätere Brut. Mit dem Auskriechen der Brut nimmt der zweyte Zeitpunct der Zugheuſchrecken ſeinen Anfang, und dauert bis gegen die zweyte Häutung derſelben, welches zuſammen etwa 5 Wochen betragen mag.

Die Brut, welche um dieſe Zeit aus ihren täglich mehr und mehr aufſchwellenden Eyern hervor gehen will, iſt darin gleichſam feſt zuſammen gelegt, aber ſchon eben ſo vollkommen gebildet, als ſie außer denſelben in ihrem Alter gefunden wird, bis auf die Flügel. Dieſe Brut iſt anfänglich ſehr zart und ſchwach, und vor der erſten Häutung etwas ſchwerer zu finden, als nach derſelben. Denn ſie verſammelt ſich nicht gleich in große zahlreiche Haufen, ihrer Nahrung wegen ſehr weit auszugehen, daß man ſie wahrnehmen könnte. Je näher ſie aber der Häutung iſt, oder ſobald ſie dieſe überſtanden hat, je ſichtbarer wird nunmehr die dunkel= oder braunrothe und faſt ſchwärzliche Brut, welche ſich dann ſehr bald an ſonnenreichen und erhabenen Orten im Felde, in ziemlich ſtarke, aber Anfangs nur noch einzelne Schwärme zuſammen zieht. Hier ſammelt ſich dieſelbe nach und nach in flachen und ſandigen Gruben, um ſich an der Sonne zu wärmen, und bey zunehmendem Wachsthum nach dem Wintergetraide zu gehen. Vor der feuchten und kalten Abend= und

und Morgenluft weiß ſie ſich ſehr geſchwinde wieder zu verbergen; wie ſie ſich denn bey einfallender großer Kälte, mit Schnee, Hagel und Regen, im April 8 Tage lang verborgen halten kann, worauf ſie in vorgedachten Gruben, im Flugſande, um die Hügel, Vorhölzer, Gärten und Felder, auch um die Landſtraßen in den ſo genannten Windwehen, bey dem erſten gelinden Wetter in weit ſtärkern Haufen wieder zum Vorſchein kömmt.

Um dieſe Zeit ſucht ſie der Landmann an allen ſolchen Orten auf, um zu wiſſen, ob von den übergebliebenen Eyern die Brut häufig auf der Feldmark ausgekommen ſey, oder nicht; er bekömmt ſie aber, bey kühler und naſſer Witterung, vor der erſten Häutung ſelten zu ſehen. Er glaubt alsdann, daß ſie etwa kurz vorher aus den Eyern gekommen ſeyn müſſe, ob ſie gleich, nach Unterſchied der Nahrung und Witterung, öfters 3 bis 4 Wochen alt ſeyn kann. In dieſem ihren erſten Alter iſt die Brut noch viel zu zart, als daß ſie den geringſten Schaden an den Feldfrüchten thun könnte. Sie lebt von dem zarteſten Graskeime, welcher zu dieſer Zeit weich, ſaftig, ſüß und nahrhaft genug für ſie iſt, auch einigermaßen vom Thau. Dieſes dauert bis zu ihrer zweyten Häutung, da die Brut ſo ſtark geworden iſt, daß ſie die jungen Nebenſproſſen im Wintergetraide beſſer bezwingen kann. So lange ſich indeſſen dieſe überaus zarte Brutſchwärme, in den ſandigen Gruben, trocknen Waſſerfurchen und Feldgräben, noch in ziemlich einzelnen, aber ſtarken und dichten Klumpen zuſammen halten, können ſie durch die Feld- und Wieſenhüter, in den Vor- und Nachmittagsſtunden, bey warmem ſchönen Wetter leicht gefunden, und durch wenige Leute auf das kürzeſte überſchüttet und zuſammen getreten werden, ohne daß man von dem kleinen Ungeziefer ſehr viel entwiſchen laſſen dürfte. Man hätte auch nicht nöthig, auf eine noch größere

Menge zu warten, die ſich von allen Seiten her erſt noch verſammeln ſollte, und, um unſere Anſtalten abzuwarten, ſich in Gräben zuſammen treiben zu laſſen. Die ſpätern Brutſchwärme würden ſich dennoch immer an den vorigen Orten einfinden, und gleich Anfangs vertilget werden können, ehe ſie ſich ausbreiten und Schaden thun. Vielleicht ſcheint die Vertilgung der Brut in einzelnen Schwärmen den Landleuten nicht der Mühe werth zu ſeyn, weil ſie eben nicht ſehr gebräuchlich iſt, ob ſie gleich in der Folge von großem Nutzen ſeyn würde, indem das folgende Eintreiben der Brut in die Gräben von beſſern Folgen wäre. Es möge die Brut auf zwey oder mehrmal nach einander auskommen, ſo wird es immer leichter ſeyn, mit wenigern Leuten die einzelnen Schwärme ſogleich im Anfange zu erſticken, als wenn ſich mehrere dergleichen zuſammen gezogen und verbreitet haben, welche die zweyte Häutung bereits überſtanden haben, und aus den Feldern überall zuſammen getrieben werden müſſen.

Gleich nach der zweyten Häutung geht die dritte Periode der Zugheuſchrecken an. Dieſe begreift ebenfalls, wie die vorhergehende, 2 Verwandlungen oder Häutungen, nämlich die dritte und vierte in ſich. Dieſer Zeitpunct iſt unter allen deswegen einer der ſchädlichſten, weil darin das Ungeziefer ſeine natürliche Größe erhält, und folglich, noch ehe es die freyen Flügel gebrauchen kann, ſeiner Nahrung halber, dem Winter- und Sommergetraide den meiſten Schaden verurſachet, ja faſt eben die Verwüſtung anrichtet, als ob es ſchon wirklich geflügelt wäre, und in den ſtärkſten Schwärmen einfiele. Da die Springfüße der Heuſchrecken zu dieſer Zeit die Größe und Stärke noch nicht haben, daß ſie weit und hoch aus einander ſpringen könnten, ſo iſt das beſte Mittel, dieſe Inſecten alsdann zu vertilgen, daß man dieſelben in beſonders für ſie ausgeworfene Gräben treibe, darin verſchütte, und

ſo-

ſogleich zuſammen trete. Dadurch werden, binnen kurzer Zeit, auf einigen Feldmarken viele Wiſpel dieſer Brut vertilget. Dabey findet man, daß ſich öfters eine ſpätere Brut zu eben der Zeit in den Gräben, in welche die erſten verſchüttet worden, an die Sonne legt, dieſe läßt ſich, wie ich ſchon erinnert habe, eben ſo verſchütten, ohne daß ſie zuſammen getrieben werden darf.

Das Zuſammentreiben und Vergraben der Heuſchrecken, hat von der Zeit an, da ſie auskommen, bis dahin, da ſie flück werden, folglich ſo lange, als ſie noch nicht fliegen können, Statt. Man kann ſich alſo an 6 Wochen damit beſchäftigen. Soll daſſelbe aber mit Nutzen angeſtellt werden, ſo iſt Folgendes dabey zu beobachten. In dem Vorhergehenden iſt die Zeit angezeigt worden, wenn ſie auskommen. Alsdann muß man ſie aufſuchen, und keinen Tag verſäumen, ſo viel als immer möglich ſeyn will, zu verſcharren. Von 9 Uhr des Morgens, bis Abends gegen 5 Uhr, findet man ſie, an hellen Tagen außen vor dem Getraide liegen; und die, welche nicht darin ausgekommen ſind, findet man auf den Lehden oder auf dem Zuge nach dem Getraide hin. Man hat alsdann da, wo ſie liegen, etwa 10 Schritt von ihnen einen Graben, mit deſſen Länge man ſich ungefähr nach der Menge, die man vor ſich findet, richtet. Wenn derſelbe 12 Fuß lang iſt, wird er noch für ein ziemlich großes Volk zureichend ſeyn. Denn ſie ſind noch ſehr klein, und halten ſich dicht an einander; daher man ihn auch weder breit noch tief machen darf. Es iſt genug, wenn er 1 Fuß breit, und eben ſo tief iſt. In den Grund des Grabens macht man verſchiedene tiefere Löcher, oder ſo genannte Keſſel, welche dazu dienen, daß ſie darin über einander her fallen, und ſich am Herauskommen ſelbſt hindern. So bald der Graben fertig iſt, ſtellet man die Leute hinter den Schwarm, und giebt jedem einen belaubten Zweig in die Hand, um damit

Bewegungen zu machen, die ſie nicht allein auftreiben, ſondern auch beym Laufen erhalten. Sie ſind jetzt noch nicht ſehr ſcheu; und wenn man ſtille ſteht, ſo liegen ſie auch ſtille. Kömmt man ihnen zu nahe auf den Leib, ſo gerathen ſie in Verwirrung, und halten keinen ordentlichen Zug; ſie hüpfen durch einander her, indem ſich die eine hieher, die andere dorthin, vor der Gefahr, die ſie zu ſtark inne werden, retten will, und kommen damit nicht von der Stelle. Man muß ſich alſo in einiger Entfernung halten, und nur zuweilen einige mäßige Bewegungen mit den Ruthen machen, wenn man ſieht, daß ſie nicht weiter wollen.

Das Vornehmſte, was man bey dieſem Treiben in Acht zu nehmen hat, iſt, daß man die Heuſchrecken nicht gegen den Wind, oder gegen Berge treibe; in beyden Fällen werden ſie gar bald zu müde, und wollen nicht fort, oder ſie nehmen einen andern Zug, als wo man ſie hin haben will. Man muß alſo, ehe man die Stelle zu dem Graben erwählt, dieſe Umſtände bedenken, und ihn nicht an einen Ort anlegen, wohin ſie mit dem Treiben ſchwer zu bringen ſind. Das Natürlichſte iſt, daß ſie ſich nach dem Getraide retten, aus welchem ſie ausgezogen ſind, weil dieſes der nächſte Schutz für ſie iſt. Wenn es ſich alſo damit ſchicken will, zieht man daſelbſt einen Graben vor, und hat Hoffnung, daß ſie am liebſten da werden hin wollen, inſonderheit Nachmittags, oder wenn es ſchon gegen Abend geht.

Wenn man ſie an den Gang gebracht hat, umzingelt man ſie nach und nach von beyden Seiten, damit ſie auf keine Seite ausſchweifen, noch den Graben vorbey gehen. Sie hüpfen alsdann nach und nach in den Graben hinein, nicht anders als eine Heerde Schafe ſich in das Waſſer ſtürzt, wenn der Leithammel voran iſt. Wenn man ohne Poltern verfährt, und ihnen Zeit läßt, ſo ſtürzt ſich nach und nach der ganze Schwarm hinein, daß nicht eine einzige zurück bleibt.

In

In dem Graben laufen ſie hin und her, bis ſie in die Löcher fallen. Hier iſt ihnen das Laufen verboten, weil der enge Raum gar bald von ihnen angefüllet wird; die folgenden fallen über die erſten her, bis die Löcher davon ganz voll werden; ſie verwickeln ſich mit den langen Beinen unter einander, daß ſie weder hüpfen noch kriechen können. Man ſieht ein unnützes Gewühl durch einander, dabey ſie nicht von der Stelle kommen. Wenn ihrer ſehr viele ſind, erfüllen ſie noch einen Theil des Grabens auf eben die Art. So bald ſie alle hinein gehüpfet ſind, wirft man den Graben mit Erde zu, und tritt ſie feſt ein, da ſie dann nicht wieder heraus kommen. Unterdeſſen daß man mit dem Eintreiben beſchäftiget iſt, ſchickt man Jemand ab, der einen andern Schwarm aufſucht, damit man ſogleich, wenn man mit dem erſten fertig iſt, ſich auch an dieſen machen könne. Trifft man einige auf dem Zuge an, ſo giebt man Acht, wo ſie hin wollen, und wie geſchwinde ſie fortkommen; dieſes beſtimmet die Stelle, wo der Graben anzulegen iſt. Mann zieht ihnen ſolchen auf dem Wege, den ſie nehmen, vor, und in einer ſolchen Entfernung, daß ſie ihn, wenn er fertig iſt, beynahe erreicht haben können. Man ſchließt ſie von weitem ein, daß ſie ſich nicht anders wohin verſchlagen, und hat hernach wenig Mühe mit dem Treiben, weil ſie von ſelbſt hinein laufen.

Sollten einige Horden ſchon tief im Getraide ſtecken, kann man, wo es ſich ſchickt, ein Streifchen abmähen, und daſelbſt einen Graben aufwerfen. Sie liegen in den Fahren oder Scheidlingen, und laſſen ſich auch daſelbſt treiben. Es iſt beſſer, dieſes wenige daran zu wenden, als ihnen eine ſechswöchentliche Friſt zum Verwüſten zu verſtatten; denn ſie verderben hernach in jeder Nacht mehr, als hier das Einemal verloren geht.

Mit dieſer Arbeit fährt man etliche Tage nach einander ununterbrochen fort; denn dieſes iſt der Zeitpunct, da man noch ſein ganzes Feld retten kann, indem ſich täglich ſehr viele mit ziemlicher Leichtigkeit vertilgen laſſen. Je größer man ſie werden läßt, deſto flüchtiger, ſcheuer und vorſichtiger findet man ſie auch. Wenn ſie erſt die zweyte Häutung abgelegt haben, muß man ſchon die Gräben länger, breiter und tiefer machen, auch mehr Leute, um ſie einzuſchließen, bey einander haben. Denn weil ſie täglich größer werden, ſo halten ſie ſich nicht mehr in einem ſo engen Raume bey einander, ſondern breiten ſich in größere Strecken aus; ſie werden der Gefahr eher inne, und daher leicht unruhig, wenn ſie die Menſchen und ihre Bewegungen erblicken. Man muß alſo mit dem Grabenziehen weiter von ihnen bleiben, auch einige Leute um ſie herum ſtellen, die auf ihre Bewegungen Acht haben, und ſie bey einander halten. Die Gräben macht man nun 2 Fuß tief und 1 ½ F. breit; die Länge richtet ſich nach der Größe des Schwarmes, den man vor ſich hat; zuweilen muß man ſie an 60 F. lang machen. Es iſt nicht gut, wenn man ſie bey dem Treiben gar zu enge einſchließen muß. Sie hüpfen, wenn man ſo in ſie dringt, einen halben und ganzen Fuß weit, und ſpringen alsdann einander auf den Hals; darüber halten ſie einander im Zuge auf, und kommen endlich nicht von der Stelle. Fährt man noch fort auf ſie zu dringen, ſo gerathen ſie in die äußerſte Verwirrung; ein allgemeines Schrecken überfällt den ganzen Haufen, und die Verzweiflung folgt unmittelbar darauf; Hören und Sehen vergeht ihnen, und ſie ſuchen, wo ſie können, durch die Menſchen hindurch zu brechen. Alsdann hilft kein Treiben mehr; ſie folgen dem Geſetze der Noth; was ſich retten kann, das rettet ſich; ſie kriechen daher den Menſchen zwiſchen den Beinen durch, und machen alle bisher gehabte Mühe und Arbeit vergeb=

geblich. Man muß ſie in ſolchem Zuſtande nicht erwarten, ſondern, ſo bald man ſieht, daß der Hauſe in Unordnung geräth, und, anſtatt einen gleichen Zug nach dem Graben zu halten, ſich in die Ründe zu drehen anfängt, die Leute zurück treten, und ſie nur ganz von weitem einſchließen laſſen; auch etwas warten, bis ſie ſich wieder erholt haben, da ſie ihn alsdann von neuem ordentlich fortſetzen, weil ſie ſonſt nirgends, als hier, eine freye Oeffnung vor ſich ſehen. So geringe auch dieſe Arbeit ſcheint, ſo darf man ſie doch nicht einem unordentlichen Haufen Volkes überlaſſen, ſondern man muß Jemand dabey zum Aufſeher beſtellen, der ſie anweiſet, wie ſie ſich verhalten ſollen; ſonſt geſchieht es gar leicht, daß man mit einer großer Menge Menſchen doch wenig nützliches ausrichtet, indem ſie öfters mehr als die Hälfte, durch ein unüberlegtes Verfahren, davon kommen laſſen.

Zuweilen trifft es ſich, daß, aller Ueberlegung ungeachtet, der Graben doch nicht an dem rechten Orte angelegt iſt, und dieſes geſchieht, wenn ſie mit aller Vorſicht nicht dahin zu bringen ſind, daß ſie hinein laufen. Ein Baum, ein Geſträuch, welches ſie in die Augen bekommen, iſt zuweilen eine Veranlaſſung, ſie von dem Wege abzulenken. Es dürfen nur einige unter dem Haufen ſich vor etwas ſcheuen, und zu weichen anfangen, ſo wird der ganze Haufe ſtutzig, und ſchlägt nach der Seite ab. In ſolchem Falle muß man ſie von fern einſchließen, auf der Stelle beyſammen halten, und unterdeſſen einen andern Graben, da wo ſie hin wollen, machen laſſen.

Treibt man ſie von weitem zu, ſo werden öfters die letztern gar zu müde; ſie gehen auch insgemein hinten gar zu dicht an einander, und hindern ſich ſelbſt weiter fort zu kommen. Wenn man dieſes wahrnimmt, muß man ſie ein wenig ausruhen laſſen, bis die vorderſten ihnen Platz gemacht haben. Sind ſie aber ſchon ſo

weit angerückt, daß die letzten nur noch 2 oder 3 Schritt von dem Graben entfernt ſind, und dieſe den Reihen allzu lang machen wollen, kann man ſie, zu Erſparung der Zeit, mit ſtrumpfligen Beſen über Hals und Kopf hinein fegen.

Bey Ziehung der Gräben muß man einige Sorgfalt anwenden, daß die Gefangenen nicht wieder heraus kommen. Man iſt glücklich, wenn man eine ſandige Stelle antrifft; denn der Sand bindet nicht; und wenn ſie ſich an den Wänden anklammern und hinauf kriechen wollen, ſo geben die Körner nach, und die Heuſchrecken fallen wieder zurück; befinden ſich aber Faſern und Wurzeln dazwiſchen, ſo klimmen ſie an dieſen in die Höhe. Daher müſſen die Gräber ſich mit ſcharfen Schippen verſehen, um alles, woran ſie haften können, ſorgfältig abzuſtoßen. In lehmigen oder anderm harten Boden hingegen können ſie ſehr gut an den Wänden in die Höhe kriechen; und daher ſchickt ſich dieſer, zu Vergrabung der Heuſchrecken, nicht wohl. Zwar ſo lange die Erde friſch und weich bleibt, giebt ſie auch noch nach, wenn ſie die Klauen einſchlagen; allein, ſie wird nur gar zu bald hart genug, um eine ſo kleine Kraft auszuhalten. Oefters finden ſich auch im Sande ſolche harte Streifen mit unter; und man trifft vielmals darauf, wenn man ſie am meiſten vermeiden will. In ſolchen Fällen muß man die Wände ſchief abſtechen, ſo daß der Graben unten etwas weiter wird, als oben; dadurch wird ihnen das Heraufkriechen erſchweret. Denn weil ſie an der ſchief überhängenden Anhöhe mehr Kraft brauchen müſſen, ſich anzuhalten, als an einer geraden Wand, indem ihr Schwerpunct nun weiter außer dem Körper fällt: ſo kratzen ſie deſto leichter kleine Theile von der Wand los; und dieſe Theile weichen eher, als wenn ſie ſich ſenkrecht auf einander gründen. Vornämlich aber muß man mehr Löcher unten in den Grund des Grabens,

und dieſe deſto enger machen, damit ſie darin bald über einander her fallen, und ſich zuſammen verwickeln, folglich die Freyheit heraus zu kriechen ſelbſt benehmen. Hienächſt iſt auch eine ſehr dienliche Vorſicht, daß man, wo ſich dergleichen Stellen finden, von der heraus geworfenen Erde einen ſteilen Wall macht, und denſelben mit lockerm Sande beſchüttet, damit, wenn ſie über dieſen Wall hinweg wollen, der rieſelnde Sand ſie nicht haften laſſe, ſondern wieder zurück in den Graben hinunter ſchicke. Es muß aber dieſe Vorſicht angewendet werden, ehe das Treiben angeht; denn wenn ſie erſt in vollem Zuge ſind, läßt ſich vor ihnen nicht mehr handthieren. So bald ſie Jemand vor ſich erblicken, wo ſie hin wollen, ſo bald ſtutzt der ganze Haufe, und geräth manchmal dadurch in Unordnung, daß ſie hernach ſchwer nach dieſer Gegend wieder hin zu bringen ſind.

Um die Anzahl zu beurtheilen, die ſich in ſolche Gräben einfangen läßt, hat ſie Hr. Paſt. Möller verſchiedentlich, und zwar bey folgender Gelegenheit, ausgemeſſen. Weil die Heuſchrecken für alles Federvieh ein ſehr beliebter Fraß ſind: ſo fand er für gut, von dieſem täglichen Fange einen öconomiſchen Gebrauch zu machen, und das Federvieh damit zu füttern. In dieſer Abſicht ließ er Säcke mit hinaus nehmen; und man raffte ſie ihm aus den Keſſeln, mit den Händen, in die Säcke ein. Sie wurden ſo weit voll gemacht, als ſie ein Berl. Scheffel Korn erfüllet. Mehr konnte eine Perſon nicht hinein tragen; denn die Träger verſicherten einſtimmig, daß ſie ſo ſchwer wären als ein Scheffel Rocken. Insgemein wurden 3 Säcke aus einem Graben gefüllet; und man kann leicht erachten, daß ſie ganz rein, bis auf den Grund, nicht haben ausgeraffet werden können, weil dieſe Arbeit etwas hurtig geſchehen mußte, damit nicht viele wieder heraus kämen, indem die Leute darin wühlten. In manchem Graben blieben noch ganze Säcke voll zurück.

Der Scheffel hält ungefähr 2,300000 Körner Rocken. Setzt man nun für eine Heuſchrecke, von der Größe, wie ſie damals waren, nämlich an $\frac{3}{4}$ Zoll lang, ſo viel Raum an, als 20 Körner Rocken einnehmen: ſo würden obige 3 Scheffel

 345000

345000 Stück gefaſſet haben. Dieſes war ein einziger Schwarm; und dergleichen wurden manchen Tag 5 bis 6, mit 30 Perſonen vertilget. Geſetzt, daß jede in ihrem ganzen übrigen Leben, nur noch 10 Aehren abgebiſſen hätte, ſo würde dieſer eine Schwarm, 3450000 Aehren verwüſtet haben; eine jede zu 10 Körner gerechnet, beträgt 34500000 Körner oder 15 Scheffel. Da man ſo viel in einer Stunde retten kann, welches doch gewiß im Lande weniger würde, wenn man ſolchen Freſſern nicht ſteuerte, ſo wäre es höchſt unverantwortlich, wenn man auch nur eine Stunde verſäumen wollte.

Von der Art, das Federvieh damit zu füttern, werde ich weiter unten ſprechen.

Man macht auch beſtändige Gräben, welche immer offen bleiben, damit die Heuſchrecken von ſelbſt, ohne daß ſie eingetrieben werden dürfen, hinein laufen. Man umzieht damit, wenn es die Umſtände leiden, das ganze Saatfeld, um diejenigen, die auf ihren Zügen den Weg dahin nehmen wollen, abzuhalten. Wenn es lauter Sandland iſt, worin der Graben geht, ſo kann man verſichert ſeyn, ihnen den Paß damit auf die gewiſſeſte Art zu verhauen; wenn es aber vermiſchtes Erdreich iſt, und harte Streifen oder Lehmſtellen dazwiſchen kommen, ſo muß man befürchten, daß dennoch viele durchdringen, indem ſie auf der einen Seite hinein ſpringen, und auf der andern wieder heraus kriechen. Das beſte müſſen dabey die in dem Grunde des Grabens befindlichen Keſſel thun, welche doch viele, die hinein plumpen, einfangen, daß ſie nicht wieder entkommen.

Es iſt nöthig, daß man bey ſolchem Graben Wache ſtelle, oder wenigſtens ihn täglich ein paarmal bereiſe, um die Fehler, die ſich etwa ereignen, bald zu entdecken, und ſofort Widerſtand zu thun, wenn dieſer Feind irgendwo einen Durchbruch gefunden hätte. Solche Gräben ſind den Unfällen von Wind und Wetter unterworfen. Sie werden an einigen Orten von dem Regen zugeſchwemmet, an andern voll Sand gewehet, daher ſie, wo es nöthig iſt, erneuert werden müſ-

müſſen. Man findet viele Keſſel mit Gefangenen angefüllt, die man alsdann zuwerfen, und neue daneben machen muß. Wenn man dieſes mehrmals wiederholet, muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht dem erſten Keſſel zu nahe komme und ein Loch darin mache, damit die Vergrabenen nicht dadurch wieder heraus kriechen. Man hat den fünften Tag ſolche Keſſel öffnen laſſen, da dann die Inſecten zwar ohne Leben geſchienen; nachdem ſie aber eine Weile an der Luft gelegen hatten; fiengen ſie an ſich zu bewegen, und endlich fort zu hüpfen. Es verſteht ſich auch von ſelbſt, daß alle die Schaaren, welche man ſchon im Getraide antrifft, und die vielleicht darin ausgekommen ſind, ſorgfältig vertilget werden müſſen.

Wenn es die Gelegenheit nicht verſtattet, das ganze Saatfeld ſolchergeſtalt zu umſchließen, kann man doch gegen die Zeit, da ihre Heerzüge recht angehen, d. i. nach der zweyten Häutung, wenn ſie etwa 10 Tage alt ſind, hin und wieder ſolche Gräben in Vorrath, gegen die Orte, wo man ſie her vermuthet, oder wo man ſie abhalten will, aufwerfen. Es iſt zum Theil bereits im Vorhergehenden angeführet worden, daß ſie am liebſten auf Stegen und Wegen fortwandern; daß ſie gern in den Fahren laufen; daß ſie lieber Berg ab, als Berg an ziehen, daher ſie auch, wenn ſie auf einen Grund zwiſchen zwo Anhöhen treffen, insgemein dem Grunde nachziehen; daß ſie ſich am liebſten in dem ſtärkſten und dickſten Getraide aufhalten, und ſolches bey bevorſtehender Veränderung des Wetters mit geſamter Hand aufſuchen. Dieſes alles beſtimmet ſchon ziemlich die Stellen, welche man zu Anlegung ſolcher Gräben, worin ſie ſich ſelbſt fangen ſollen, zu wählen hat. Solchemnach zieht man ſie quer durch die Gründe, über die Fahrwege und Fußſteige, und vor das Getraide an verſchiedenen Orten, wo ſie am leichteſten dazu kommen möchten. Heerſtraßen müſſen verſcho-

net werden; andere Fahrwege aber, die man ſo nöthig nicht hat, muß man, dieſe Zeit über, mit den Fuhrwerken vermeiden, damit nicht neue Wege um die Gräben herum geführet werden, und dadurch die Heuſchrecken einen Weg um die Gräben herum angewieſen bekommen. Alle ſolche Gräben werden auf die oben beſchriebene Art gemacht. Es iſt hinreichend, wenn ſie 2 Fuß tief, und 1 ½ F. breit ſind; denn über 1 Fuß weit können ſie nicht ſpringen; die übrige Tiefe macht die Arbeit nur ſchwerer, welche beſſer zu Verlängerung oder Vermehrung der Gräben angewendet wird; ſie kann zu nichts dienen, als daß die Heuſchrecken zum Herauskriechen höchſtens eine Minuten länger Zeit brauchen. Das Hauptwerk kömmt auf die Keſſel an, aus welchen für ſie keine Erlöſung Statt findet. Man kann zu ſolchen Gräben, die man in Vorrath macht, die Stellen auszuſuchen, wo der Grund ſandig iſt, weil nicht nur die Arbeit hier leichter, ſondern auch nützlicher iſt, indem die hinein gefallenen nicht wieder heraus können. Die Erfahrung lehret, daß ein guter Fang öfters, ehe man es vermuthet, alle Mühe mit Vergnügen belohnet. Man kömmt oft dazu, wenn eben ein ſtarker Zug den Graben füllet.

Hr. Möller hat hiebey etwas angemerkt, welches dienlich iſt, den Fang deſto gewiſſer zu machen. Es giebt unter dem Haufen einige, die, wenn ſie auf den Graben treffen, ſtutzen, und nicht hinein wollen, ſondern längs dem Rande kriechen, und an demſelben herum zu kommen ſuchen. Sie richten hiedurch Unordnung an, und verführen andere, ihnen nachzukriechen; es folgen immer mehrere, bis endlich der ganze Haufe von dem Graben abgelenket wird. Um ſie nun hieran zu verhindern, und den Fang ſicherer zu machen, muß man an die Enden des Grabens Flügel anhängen, die ihnen ſchief entgegen laufen. Wenn ſie längs dem Graben A, Fig. 1330, kriechen, und in die Winkel bey B oder C kommen, ſehen ſie ſich genöthiget, umzuwenden, weil der Graben hier ſolche Wendung hat. Indem ſie dieſes thun, treffen ſie auf dem Wege viele andere an, die ihnen entgegen kommen; dadurch werden

ſie

ſie bewogen, wieder umzukehren, und mit ihres gleichen in den Graben hinein zu ſpringen, indem ſie darüber wegſetzen wollen. Es iſt ihrer Natur zuwider, einander entgegen zu handeln; ſie ſind geſellig, und folgen einander, zumal da die Richtung des Grabens ſie anders führt, als wo ſie hin wollen; daher ſind ſie leicht durch ihre Gefährten wieder auf den Weg zu bringen, ſo, daß ſie ihre Fehler verbeſſern, und nun einen Sprung wagen, wovor ſie das erſtemal ſtutzten. Weil es ungewiß iſt, von welcher Seite ſie gezogen kommen möchten, und es eben ſo leicht von der Seite, wo man den Wall aufgeworfen hat, geſchehen kann, als von der andern, wo der Graben frey iſt: müſſen von weitem her verſchiedene Steige oder Fahren ausgegraben werden, welche insgeſamt auf dieſe Durchſchnitte zulaufen, weil ſie in ſolchen von allem Graſe reinen Fahren und Steigen am liebſten fortziehen. Es können auch unter dieſen Durchſchnitten in dem Graben etwas weitere und tiefere Keſſel gemacht werden, damit ſie eine deſto größere Menge faſſen mögen.

Solche Gräben müſſen inſonderheit gegen die Holzungen gezogen werden, damit die Heuſchrecken, welche darin ausgekommen ſind, dadurch aufgefangen werden, wenn ſie ſich nach den Feldern begeben wollen.

Die Zeit, in welcher man alle dergleichen Gräben aufwirft, iſt, wenn man mit den Heuſchrecken ſelbſt nichts vornehmen kann, wenn ſie nämlich wegen der Witterung ſtille liegen, und weder ziehen, noch ſich aus dem Getraide heraus machen; denn an hellen und ſtillen Tagen, da ſie in Bewegung ſind, muß man lieber die, welche man gewiß haben kann, nehmen.

So oft aber das Eintreiben und Verſchütten der Brut in die Gräben vorgenommen wird, kann es unter keiner andern Bedingung von wahrem Nutzen ſeyn, als wenn es, in Betrachtung der frühen, mittlern und ſpäten Heuſchreckenwärme, wiederholet und damit ſo lange fortgefahren wird, als ſich eine zarte Brut zwiſchen der zweyten und dritten Häutung noch in den Feldern findet. Denn höret man zu bald damit auf, ſo finden ſich noch immer neue, ſpätere und ſtärkere Schwärme, welche zuletzt überhand nehmen, und die

Felder dermaßen bedecken, daß kein Treiben und Verſchütten mehr hilft.

Da man bemerkt hat, daß ſich ſogar in denjenigen halb gefüllten Gräben, in welchen etliche Tage vorher die Brut zuſammen getrieben, verſchüttet und zertreten worden iſt, wieder von ſelbſt neue Schwärme ſammeln, um ſich, wie bereits gedacht worden, an der Sonne zu wärmen: ſo kann man dergleichen Gräben in ſolcher Abſicht mehr als einmal gebrauchen, wenn die zu überſchüttende Brut nur mit Erde und Sande recht feſt zuſammen getreten wird.

Zwiſchen der dritten und vierten Häutung erlangt die Brut ihre völlige Größe und Stärke außer den Flügeln, und richtet, wegen der erforderlichen Menge von Nahrung, entſetzlichen Schaden an. Die Beſtürzung des Landmannes wird dabey täglich allgemeiner, und nimmt dermaßen zu, daß er, ſich weitere Hülfe zu ſchaffen, vergißt. In der That iſt es auch nunmehr ſchwerer, wo nicht zuweilen ganz vergeblich, das Ungeziefer, wenn deſſen Menge und Größe überhand genommen hat, mit Vortheil zu vertilgen. Denn die ungeflügelten Schwärme richten kurz zuvor, ehe ſie die Flügel erhalten, an Ort und Stelle, wo ſie ſich befinden, eben den Schaden an, den man von den geflügelten nur immer zu befürchten haben kann, welche mit dem Winde ſchon wirklich ziehen, und aus andern Gegenden bey uns plötzlich einfallen. Wie denn die letztern, da ſie nur ſtrichweiſe gehen, zum Anfange öfters noch viele Oerter auf einer Feldmark oder kleinern Gegend verſchonen, auf welche ſie nicht immer zutreffen.

Ob es nun gleich ſchwerer iſt, den jungen Heuſchrecken in dieſem Alter beyzukommen, als in den vorhergehenden, weil ſie ſich nicht mehr ſo weit, oder ſo lange, treiben und zuſammen jagen laſſen, am wenigſten aber, daß man ſie in ſolche Gräben eintreiben könnte, wie zuvor: ſo ſind doch einige Mittel übrig, ihnen

bey=

beyzukommen, die der Landmann weder kennt, noch kennen will. Denn der größte Theil fürchtet bey allen nützlichen Anſtalten, wie auch bey den außerordentlichen, die uns die höchſte Noth in Eile zu machen zwingt, daß er dazu, gleich als zu den härteſten Frohndienſten, auf ewig gezwungen werden möchte. Da wir indeſſen die Erfahrung vor uns haben, ſo iſt die Vertilgung der jungen Heuſchrecken zwiſchen ihrer dritten und vierten Häutung, noch für eben ſo nöthig, als möglich, zu halten.

Wenn die Brut ihre dritte Häutung überſtanden hat, nimmt ſie an Größe faſt ſichtlich zu; der Schade vermehrt ſich aber auch in den Fruchtfeldern außerordentlich, weil ſich die Schwärme, der Nahrung wegen, mehr zuſammen ziehen, daß man im Winterfelde, auf einzelnen halb grünen Halmen, 4, 6, 8 und mehr erwachſene Heuſchrecken zählen kann. Weil aber unter dieſer Zeit, ehe die Heuſchrecken die vierte Häutung zurück legen, der Rocken immer zäher, unſchmackhafter und trockner wird, ſo zerbeißen ſie nur die Schuppen, der Fruchtkelche, in welchen die Körner liegen, daß die Grannen (Hacheln) davon abfallen, und die Aehren bloß erſcheinen. Hieraus entſteht der Verluſt, daß die Körner bey Winde und Sonnenſchein, und bey dem Einärnden ſelbſt, ſehr häufig ausfallen und auf dem Acker liegen bleiben. Den Sommerrocken, die Gerſte und den Hafer, nebſt dem etwas langſamer reifenden Weizen, richten ſich noch weit übler zu, da dieſe Gewächſe an vielen Orten etwas länger grünen, und mithin auch länger ſaftreich und ſüß bleiben. So lange ſie dabey ihren Fraß finden, verſchonen ſie Lein, Buchweizen, Erbſen und Wicken entweder ganz und gar, oder doch ſo lange, bis ſie endlich, aus Hunger, auf den Wieſen die grobſtieligſten Gewächſe angreifen, die Baumrinden an den jungen Trieben und ſelbſt die Weinreben benagen, und noch weit härtere Nahrungsmittel,

mittel, die noch dabey trocken ſind, genießen. Von der kleinen Gerſte, welche in einem am Walde gelegenen Felde etwas früher, als gewöhnlich, geſäet worden war, hat man bemerkt, daß ſie, weil ſie von den noch ungeflügelten Heuſchrecken, zu der Zeit, ehe ſie noch in die Schoßkiele treten konnte, abgefreſſen wurde, hernach bey einer trüben Witterung nach und nach ausgeſchlagen iſt, und ſich dermaßen wieder beſtaudet hat, als ob ihr kein Unfall begegnet wäre. Dieſe Gerſte ſtand, in der Mitte des Auguſtes, in voller Blüthe, und wurde gegen das Ende des Septembers, eingeärndet.

Eben dergleichen hat Hr. Gleditſch zwey Jahre nach einander, auch an der Frühgerſte im Sternbergiſchen bemerkt, beſonders bey Droſſen, in einem ſandigen mit Lehm vermiſchten Boden. Einige Ackerleute hatten, dieſes Schadens wegen, ihre Felder ſogleich umgepflüget; andere aber wurden theils durch den Regen, theils durch andere Arbeit, daran verhindert. Unter dieſer Zeit hatte ſich die Gerſte erholt, und ſie ſchlug von neuem ſo ſtark aus, als wenn ſie geſchröpft worden wäre, daß man ſie umzupflügen Bedenken trug.

In denen Ackerſtücken hingegen, welche ſpäter abgefreſſen waren, da die Gerſte ſchon zum Theil in Halm und Aehren geſtanden, war die Verwüſtung deſto gröſſer; daß weiter nichts übrig blieb, als, nach etlichen ſtarken Regen, eine gute Weide für das Zugvieh.

Einige Landwirthe ſind ſchon längſt gewohnt, im feuchten gut gedüngten Boden ihre kleine Länder mit Gerſte früh und ſpät zu beſäen, welche ſie grün im Stalle verfüttern. Auf der berliniſchen Feldmark ſieht man dergleichen Gerſte etlichemal ſchneiden, und in kleine Fudern einführen. Die Gärtner und Viehmäſter, welche nur etliche Stücke Vieh auf dem Stalle haben, behelfen ſich ſehr mit dieſem reinen ſüßen Futter, und ſäen jährlich etlichemal, ſo daß man dergleichen Futterländer zu Anfange des Herbſtes noch immer abſchneiden ſehen kann, wenn ſonſt auf den Wieſen und in Feldern kein Gras mehr zu finden iſt.

Da indeſſen, wie geſagt, der Rocken auf einigen Stellen bey warmer Witterung zu reifen anfieng, und

die Aerndte ſich näherte, ehe die jungen Heuſchrecken ihre Flügel erhielten, ſo fing man an, den Rocken ſtrichweiſe abzumähen. Hiedurch wurden die Heuſchrecken in dem ganzen Winterfelde auf einmal in ſolche Bewegung geſetzt, daß ſie aus Mangel der Nahrung ſich wegzogen, um neuen und ſüßen Fraß zu ſuchen. Anfangs ſchienen dieſe ungeflügelte Schwärme ſich nur auf denjenigen Feldern zu verdoppeln, welche mit den erſtern nicht zugleich abgemähet werden konnten, hernach zerſtreueten ſie ſich wieder auf eine ganz kurze Zeit. Der Mangel an Nahrung verurſachte endlich, daß ſich ſehr große Haufen zuſammen zogen, und, ohne die Flügel erhalten zu haben, in ordentlichen Zügen nach den Sommerfeldern wanderten. Dergleichen ſchädliche Wanderungen unternahmen ſie abwechſelnd verſchiedene auf einer Feldmark, auch wohl von einer Feldmark durch die zweyte nach der dritten, zu halben und ganzen Viertelmeilen weit, ohne anzuhalten, bis ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Dieſes geſchah insgemein in ſolchen Gegenden, wo die Winterfrucht etwas zeitiger eingeärndet wurde. Die Heuſchrecken brachten über einer ſolchen Veränderung ihres erſten Lagers eben nicht allzu viel Zeit zu, ungeachtet ſie nur langſam forthüpfen konnten; deſto geſchwinder aber breiteten ſie ſich hernach aus. Sie ſchienen ihre bevorſtehende letzte Häutung, wegen der neuen und kräftigen Nahrung, in dem Sommergetraide gleichſam zu beſchleunigen, und kurz darauf die Flügel zu erhalten, da ſich denn die Schwärme, nach einer angerichteten ſehr großen Verwüſtung, in die Luft erhoben, und mit dem Winde weiter nach den ſüdweſtlichen Gegenden zogen, wo ſie den vorliegenden Provinzen aufs neue fürchterlich wurden.

Bey dem allzu frühen Abmähen des Wintergetraides, wie es von einigen in Vorſchlag gebracht worden iſt, auch öfters ohne die gehörige Vorſicht geſchieht,

wird man ſelten großen Nutzen, zuweilen aber wohl größern Schaden finden. Denn die Heuſchrecken, welche vor der Zeit aus ihrem vollen Fraße auf einmal verjaget werden, ſtürzen gemeiniglich zehnfach ſtärker auf andere Ackerſtücke, auf denen zuvor gar wenig zu ſehen war, und richten eine deſto größere Verwüſtung an. Die Störche, Sperber, Raben und andere, fangen bey dieſer Gelegenheit von den wandernden Heuſchrecken, wenn ſie ihre Züge durch die frey gelegenen Oerter nehmen, täglich eine anſehnliche Menge, welche aber kaum vermiſſet wird.

Wenn die Brachen und Hütungen zu ſolcher Zeit, da die ungeflügelten Heuſchrecken darauf dicht beyſammen liegen, die ausgewachſenen ſich paaren, oder auch ihre Eyer darauf gelegt haben, des Morgens und gegen den Abend mit den Schweinen nur übertrieben werden, ſo wird eine große Anzahl durch dieſe vertilget.

In einigen Gegenden von Großpolen, hat man in den Jahren 1748 und 1750, bis 1753, die Anmerkung gemacht, daß die Schweine, welche die daſelbſt ganz unglaublich überhand genommenen Heuſchrecken ſehr begierig gefreſſen, von dieſem außerordentlichen Futter beym Schlachten und übrigen Gebrauche des Fleiſches, einen beſondern Geſtank und übeln Geſchmack gehabt, daß man, um das Fleiſch der übrigen eßbarer zu machen, ſie eine ziemliche Zeit vor dem Schlachten, mit anderer Nahrung hat verſehen müſſen.

Was nun die Heerzüge dieſer ungeflügelten Heuſchrecken aus einem Felde in das andere betrifft, ſo hat man dabey verſchiedene Gelegenheit, ſie überaus dünn zu machen. Sie ſind zwar zahlreich, aber auch ſehr verſchieden, daß man bey einigen Schwärmen 500, 800 bis 1000 Schritt zählen kann, da andere, zumal die rechten Hauptzüge, faſt über 1, 2 auch mehrere Stunden dauern, weil ſie bey ihrem Striche alles an ſich ziehen, und alſo von allen Seiten her immer verſtärket werden. Das wandernde Heuſchreckenheer vertheilt ſich in beſondere Haufen, Züge oder Colonnen,

deren wohl etliche zu gleicher Zeit aus dem Felde in das andere durch abgeſonderte Wege gehen. Dergleichen Züge ſind etwa 2 Fuß breit, auch etwas darüber. Sie gehen auf die Gegenden, wo ſie hin wollen, zuweilen ziemlich gerade zu, aber auch ſehr ſchief, wenn ſie nämlich Brücken, Gräben, Zäune, Hügel, Gärten, tiefe Wieſen, hohle Wege u. d. gl. zu paſſiren haben. Sie laſſen ſich weder durch Jagen, noch Peitſchen, Reiten oder Fahren, von ihrer einmal genommenen Richtung abbringen, man müßte ihnen denn gerade entgegen gehen, und mitten in ihren Zügen mit dergleichen Geräuſch und Lärmen etwas lange fortfahren. Geſetzt, daß auch dadurch der vordere Theil auszuweichen, und auf ebenen Feldern gar aus einander zu prallen genöthiget würde, ſo ſammelt ſich doch das Ungeziefer bald wieder, und indem der nächſtfolgende Theil einen kurzen Bogen gemacht hat, verfolgt der ganze Zug ſeinen vorigen Weg in einer geraden Richtung, die eine Fortſetzung der erſtern iſt. Wenn man ſich auf der Seite eines ſolchen Zuges befindet, darf man ihm ganz nahe kommen, nur ſtille ſtehen, oder mit fort gehen, ſo kann man alles ſehr wohl beobachten. Zuweilen kömmt er von den äußerſten Gränzen einer ziemlich entfernten Feldmark ganz aus einem ſpitzigen Winkel, über Sandhügel, Wieſen und flache Moräſte. Zu anderer Zeit geht er quer durch die ſchönſten Weizenfelder, über eine dazwiſchen gelegene Feldmark, ganz ruhig, ohne auf einer von beyden Seiten einzufallen und Schaden zu thun. Die eigentliche Urſache des letztern Umſtandes läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben, ob es gleich nicht wider die Wahrſcheinlichkeit ſeyn würde, wenn man in ſolchem Falle glaubte, daß vielleicht die vierte Häutung dieſes Ungeziefers ſchon ſo nahe wäre, daß es ſich wie andere Inſectenarten, auf dieſe Zeit der Speiſe zu enthalten anfinge, und nur eilte, um bald nach den verlangten Orten zu kommen. Es

kann ſeyn, daß dieſe Heuſchrecken, auch ohne in dem Winterfelde geſtöret zu werden, vor ihrer letzten Häutung eine Nahrung von jungen ſüßen und ſaftreichen Getraide nöthig haben, und alſo ſchlechterdings ſuchen müſſen.

Zu gleicher Zeit finden ſich auch jüngere Heuſchreckenſchwärme, welche kaum die dritte Häutung überſtanden haben, und ebenfalls nach den Sommerfeldern gehen, da ihnen die Nahrung auf den Winterfeldern grob und untauglich zu werden anfängt. Dieſe nehmen ihren Weg zuweilen, wie die erſtern, gerade durch die Weizenfelder, ohne zu ſchaden, wenn ſie nicht zwiſchen denſelben aufgehalten, gejaget, oder ſonſt auf eine unvernünftige Art genöthiget werden, daß ſie ſeitwärts aus einander ptallen, und ſich darin ausbreiten müſſen.

Die jetzt erzählten Umſtände, welche das Wandern der ungeflügelten Brut aus einem Felde in das andere betreffen, können uns bey Vertilgung derſelben großen Nutzen ſchaffen, wenn wir unſere Anſtalten mit einiger Ueberlegung darnach machen wollen. Dieſe Brut in einem ſolchen Alter eben ſo ordentlich und ſicher zuſammen zu treiben, als nach der erſten und zweyten Häutung, iſt ſchon weit ſchwerer, und kaum bey etlichen wenigen Umſtänden anzubringen; nach der letzten Häutung hingegen faſt gar nicht. Es würde daher von einem ſehr ſchlechten Erfolge ſeyn, eine bereits erwachſene Brut von einem Acker oder Felde nach dem andern zu jagen, welche doch bald darauf wieder zurück ſtürzet, und doppelten Schaden anrichtet, wenn das Getraide nicht ſogleich abgemähet werden kann. Nicht zu gedenken, daß die auf den daran ſtoßenden Feldern liegenden Schwärme, zum Schaden der übrigen, leicht mit in Bewegung gebracht werden können. Das Treiben dieſer Brut würde vielmehr alsdann etwas mehr Nutzen haben: 1) wenn daſſelbe des Morgens nach einem ſtarken Thau, oder gleich nach einem Regen

gen vorgenommen würde, da das Ungeziefer von Kälte und Näſſe etwas erſtarret iſt, viel dicker und feſter bey=ſammen liegt, und nicht weit aus einander ſpringen kann; 2) wenn das Treiben von ſämtlichen Nachbaren auf ihren Feldmarken zu gleicher Zeit veranſtaltet würde, und man bald hernach die Felder abmähen ließe, 3) wenn die Brut aus dem Winterfelde, oder doch deſſen größten Theile, auf einmal auf die Brache, Triften, Straßen oder Sandſchollen getrieben werden könnte, ohne die angränzenden Fruchtfelder ſogleich wieder zu berühren; 4) wenn überdies am Ende des Winterfeldes, aus welchem die Heuſchrecken heraus gejaget werden, eine gewiſſe Anzahl Kinder ordentlich vertheilt ſtände, welche das in großer Menge hervorſtürzende Ungeziefer, welches ohnedies ſehr weichlich iſt, mit Fichtenſträuchen oder Beſen todtſchlügen, und in Säcke ſammelten. Das Treiben geſchieht, in dieſem Falle, von etlichen Perſonen, nach der Länge des Ackers, vermittelſt einer ſchlaffen, langſam und quer über denſelben gezogenen Leine, die abwechſelnd mit kleinen Strohbüſcheln oder Stückchen Holz beſetzt iſt. Wenn dieſe nun über das ſtark bethauete Getraide geſchleppet wird, richtet und legt ſich daſſelbe wechſelsweiſe ohne Schaden; und wenn auch an den ſchon reifenden Halmen zuweilen etwas Schade geſchähe, ſo kömmt derſelbe doch in keine Betrachtung, weil das Getraide gleich darauf gemähet wird.

Außer dieſen Anſtalten, giebt es noch ein Mittel, die erwachſene Brut, ehe ſie Flügel erhält, ziemlich zu vertilgen, ohne ſie aus dem Wintergetraide zu treiben. Dieſes kann geſchehen, wenn dieſelbe bey warmen Wetter aus einem Felde in das andere zieht. Hier kann man ihr noch beſſer beykommen, als wenn man ſie erſt aus ſolchen Orten, wo ſie gleichſam feſtſitzt, zuſammen jagen müßte. Indeſſen wollen hiebey gewiſſe Umſtände in Acht genommen ſeyn. Wenn alſo ein ſolcher wandern=

der Schwarm dieſes Ungeziefers, wie ich ihn beſchrieben habe, daß er nämlich zuweilen über eine Stunde dauert, ſich noch zwiſchen den Fruchtfeldern befindet, iſt es ſehr übel verfahren, wenn man ihm gerade entgegen geht, ohne abzuwarten, bis er ſich größtentheils ganz im Freyen, auf der Hütung, Brache, Straße, in den Stoppeln, Sandſlagen oder an den Hügeln, befindet, wie auch, wenn er, quer über breite und tiefe hohle Wege zu ziehen, genöthiget wird, wo man ihn erſt langſam überfallen ſollte. Dabey würde es von gutem Nutzen ſeyn, zu beyden Seiten eines ſolchen Zuges, nach deſſen verſchiedener Länge, eine Anzahl Kinder wechſelsweiſe und einzeln alſo zu vertheilen, daß ſie etwa über 100 Schritt aus und gegen einander über zu ſtehen kämen, und das dicht vor den Füßen vorbey hüpfende Ungeziefer, mit feſt gebundenen flatterigen Beſen, oder breiten Tangel- und andern Zweigen und Sträuchen, nur wechſelsweiſe, nicht aber beſtändig oder alle zugleich, ohne vieles Lärmen, Springen und Jagen, todt ſchlügen, und damit öfters anhielten. Solchergeſtalt würde der ganze Zug wenig oder gar nicht geſtöret, und alſo ſeinen Weg fortſetzen. Diejenigen Heuſchrecken, welche den erſtern entgehen, fallen den folgenden allezeit wieder in die Hände, daß von den ſtärkſten Schwärmen zuweilen ſehr wenige recht geſund in das Sommerfeld kommen, und folglich hernach auch wenigere und weit ſchwächere Schwärme in die Luft ſteigen, und neuen Schaden anrichten können, als außerdem. Die meiſte Brut wird hiebey zerſchlagen, wenn ſie über breite, tiefe oder hohle Wege gehen will; daß man alſo ſeine Anſtalten mit der Vertheilung der Kinder darnach vornämlich und am ſicherſten machen kann, ohne den Schwarm in ſeinem eigentlichen Zuge ſonderlich zu ſtören, wenn er auf hohle Wege oder andere Vertiefungen zugeht.

Da

Da man nun, auf die jetzt angezeigte Art, eine wirkliche Gelegenheit hat, den noch ungeflügelten Heuſchrecken einen ſo ſtarken Abbruch zu thun: ſo bleibt wohl keine Entſchuldigung und kein Recht zu klagen übrig, wenn man viele von dergleichen zahlreichen Schwärmen, aus Nachläſſigkeit oder Vorurtheil, ungeſtört in das Sommerfeld hat wandern laſſen, deren Vertilgung einigermaßen in unſerer Gewalt geſtanden hat. Denn dergleichen Schwärme, welche noch vor 3, 4 oder 5 Tagen ziemlich verringert werden konnten und ſollten, überſtehen ihre letzte Häutung ſehr bald, ſie erhalten gleich darauf ihre freye Flügel, und nachdem ſie zuletzt das ganze Sommerfeld verwüſtet haben, ſchwingen ſie ſich vor unſern Augen in die Luft, und ziehen mit dem Winde, wie die dickſten Wolken, aus einer ganzen Gegend mit einander, zum Schrecken der Nachbarn, davon.

Ich komme hier alſo auf die vierte Periode der Zugheuſchrecken, in welcher ſie, gleich nach der vierten Häutung oder Verwandlung, die freyen Flügel erhalten, und ihre ſchädliche Züge nach den entlegenſten Gegenden verrichten. Zu dieſen geben warme Witterung, Wind, Fraß, und nach Friſchens Meinung, die bevorſtehende Paarungszeit, die vornehmſten Urſachen ab, mit welcher letztern der vierte, zwar ſehr kurze, für die Wieſen, Feld= und Gartenfrüchte rc. aber höchſt ſchädliche Zeitpunct ſich endiget. In der Mitte des Heumonates erhalten die völlig ausgewachſenen Heuſchrecken ihre Flügel, doch mit dem Unterſchiede, welcher gleich anfangs bey der frühen, mittlern und ſpätern Brut gemacht worden iſt. Ehe ich aber in der Beſchreibung dieſer Periode fortfahre, will ich einige Betrachtungen über die merkwürdige Art, wie ſich die Heuſchrecken häuten oder verwandeln, einſtreuen.

Die Heuſchrecken nehmen dabey eine ſeltſame Stellung an, indem ſie es in der Luft frey ſchwebend, und mit dem Kopfe unter ſich gekehrt, verrichten. Hr. Paſt. Möller hat, um die Natur und Eigenſchaften dieſer Inſecten genau kennen zu lernen, dergleichen erzogen, und ihr Wachsthum von dem Eye an, bis dahin, daß ſie wieder Eyer legen, in der Stube mit angeſehen. Er kam eben dazu, als eine Heuſchrecke in der vierten Häutung begriffen war. Sie ſaß an einem Grashalme mit dem Kopfe unterwärts, und hatte ſich mit allen Beinen feſt angeklammert. Sie ſchien ſtark Athem zu holen, wie aus dem abwechſelnden Einziehen und Ausdehnen des Bauches zu ſchließen war; dabey bewegte ſie den Kopf und das Halsſchild auf und nieder. Ueber dem Halsſchilde platzte alsdann die alte Haut der Länge nach, da nämlich, wo der gelbe Strich das Halsſchild theilet, mitten von einander, welche ſie hierauf ganz langſam über den Kopf abſtreifte, indem ſie, durch ihre Bewegungen, den Kopf rückwärts heraus zu ziehen, ſich bemühete. Durch die wiederholten Krümmungen des Rückens, wozu ihr das geöffnete Halsſchild Freyheit ließ, und eine Verkürzung des Halſes, brachte ſie den Kopf ſo weit zurück, daß deſſen höchſter Theil die Oeffnung erreichte. Hiemit zog ſie zugleich die Fühlhörner allmählich aus ihren Scheiden. Die Augen wurden zuerſt frey, indem ſie an dem höchſten Orte des Kopfes ſitzen, und da ſchien es, als ob ſie 4 Augen hätte, als die alte Kappe mit der Haut, welche die Augen deckt, und die ſehr kenntlich blieb, über den halben Kopf bereits herüber war. Die Fühlhörner lagen platt über der Naſe weg, denn die alte Haut, die nun über das Geſicht abgeſtreift wurde, drückte ſie feſt daran an; ſie wurden nicht eher frey, als bis die Kappe ganz über den Kopf herüber war, und nun unter der Bruſt ſtand. Hierauf zog ſie einen Fuß nach dem andern heraus, eben ſo, wie man die Beine aus den Stiefeln zieht; ſie wurden aber deswegen nicht gleich frey, ſondern lagen ihr ſo lange dicht an dem Leibe an, bis der Balg über der Bruſt herüber war. Unterdeſſen hafteten die Häute der alten Füße unbeweglich und in einerley Stellung an dem Halme. Der alte Balg iſt hell und durchſichtig, daß man alle Theile des Leibes dadurch gar wohl erkennen kann. Als die Vorderfüße los waren, ſtreckte ſie einen nach dem andern in der freyen Luft aus, und machte damit einige langſame und zitternde Bewegungen. Darauf zog ſie auch die langen Hinterbeine, eins nach dem andern, hervor, und mit ihnen wurde zugleich der größte Theil des Hinterleibes bloß; nur am äußerſten Ende

de zwar er noch an der alten Haut feſt. Es zog ſich dieſe ganz ſchrumpfig zuſammen, ſo, daß der alte Balg zwar ſonſt die völlige Geſtalt der Heuſchrecke an ſich hatte, aber keinen Hinterleib zu haben ſchien. Wie dieſes eigentlich zuging, konnte man nicht bemerken, vermuthlich aber wird er durch die einziehende und ausdehnende Bewegung des Bauches und ganzen Hinterleibes, in ringförmige Falten zuſammen, und ſo bis an das äußerſte Ende zurück geſchoben. Dieſes Ende blieb an der alten Haut noch feſt; das Thier ſchwebte an dieſem Theile in der freyen Luſt, mit dem Kopfe unter ſich, und mit den Beinen ausgebreitet. In dieſem Zuſtande fing es an, einige ſchwankende Bewegungen hin und her zu machen. Endlich ſezte es die langen Hinterbeine dicht neben den Flügeln ſich auf den Leib, vermuthlich, um durch die Federkraft der Wirbel dem Leibe einen deſto ſtärkern Stoß zu geben. Dieſe Schwankungen haben nichts anders zur Abſicht, als um etwas zu ergreifen, woran es ſich halten kann; denn ſo bald es nur mit einem von den ausgebreiteten Vorderfüßen an irgend etwas anſtieß, ergriff es daſſelbe augenblicklich, und riß ſich damit von dem alten Balge los, welcher nun oben an dem Halme ſitzen blieb. Die ganze Arbeit währte doch ½ Stunde. Das Thier war matt, und ſaß eine Weile ganz ſtille, erhohlte ſich aber bald.

Dreyzehn Tage nach der vierten Häutung, erfolgt die fünfte und lezte, wobey die Heuſchrecken, nebſt vollkommenen Flügeln, ihre völlige Größe und Farbe erlangen, die ſie hernach beſtändig behalten, außer daß die Männchen immer gelber werden. Hr. Möller wünſchte, auch dieſe Häutung mit anzuſehen, um zu bemerken, wie ſie auf einmal ſo große Flügel bekommen. Er ſah ſehr oft nach ihnen, und bemerkte endlich eine, die ſich dazu anſchickte. Sie hing ſich, bloß mit einem von den langen Hinterbeinen, an einen Grasſtängel an; im übrigen machte ſie alles wie die vorige, und ward eher damit fertig. Es ſchien noch ſonderbarer, daß ſie die Glieder nach einander aus dem alten Balge heraus ziehen konnte, ungeachtet dieſer keinen Gegenhalt hatte, wie im vorigen Falle, da ſie den Balg mit allen Füßen an einen Grashalm angeklammert hatte. Dieſes gab wenigſtens das Anſehen einer ähnlichen Beyhülfe, als die iſt, die man von einem Stiefelknechte hat. Es mußte nothwendig anders zugehen, wenn ein ganzes Kleid in freyer Luſt ausgezogen werden ſollte. Es bleibt aber nichts übrig, als beſondere unmerkliche Bewegungen, die ſie mit allen Theilen des Leibes nach und nach machet, dadurch ſie den Balg theils abdreht, theils abſtreift,

theils abſchüttelt; und dazu können die zitternden Bewegungen dienen, die man auch nachher an den Füßen noch ſpüret, wenn ſie dieſelben ſchon frey hat.

Als ſie ſich völlig von dem alten Balge losgeriſſen hatte, dehnte ſie den Leib, der darin ſehr eingepreſſet geweſen war, ſtark aus, und die Flügel kamen in Zeit von $\frac{1}{4}$ Stunde zu ihrer völligen Größe. Anfangs waren ſie nur etwas länger, als die vorigen, und betrugen kaum $\frac{1}{2}$ Zoll; ſie ſahen weißlich und dabey ganz ſchrumpfig aus, dehnten ſich aber zuſehends von einander. Zunächſt am Leibe, wo ſie angewachſen ſind, breiteten ſie ſich zuerſt, und ſo nach und nach bis in die Spitzen; ſie wurden immer länger, und endlich reichten ſie noch $\frac{1}{2}$ Zoll lang über den Leib weg. Man kann dieſe Ausdehnung nicht beſſer vergleichen, als mit der, wenn man ein Netz ausſpannet. Die Flügel beſtehen aus eben ſolchen Maſchen, wie ein Spiegelgarn; es gehen Sehnen die Länge durch, welche anfangs bräunlich ausſehen; und wieder andere in die Quere, welche jene durchkreuzen; dazwiſchen iſt alles mit einer ſehr dünnen Haut angefüllet. Dieſe Sehnen liegen wie ein Netz, welches man zuſammen nimmt, dicht an einander; und ſo haben ſie, unter der alten Haut, in einem engen Raume Platz. Es fehlt ihnen nichts als die Ausſpannung. Wenn ſie frey werden, ſtreckt das Thier dieſelben über den Leib etwas erhöhet aus, worauf ſich die Maſchen nach und nach von einander begeben.

Uebrigens häuten ſich die Heuſchrecken nicht alle zugleich. Hr. Möller fand, daß die im Glaſe mit dieſer letzten Häutung 3 Tage zubrachten, ehe ſie alle fertig wurden, ungeachtet ſie insgeſamt von gleichem Alter, und in einer Minute ausgekommen waren. Eine unſichtbare Hand ſchützt ſie vor den Zufällen, denen ſie unterworfen wären, wenn ſie alle zugleich in einen Zuſtand gerathen ſollten, darin ſie ſich durch nichts retten könnten. Man würde ſie in dieſer Zeit mit dem größten Nachdrucke verfolgen; und nur darauf Acht geben dürfen, wenn dieſe Zeiten kämen, da ſie nicht entweichen könnten; einzele hingegen wird man in dieſem Zuſtande kaum gewahr.

Es fragt ſich, ob man den mit dem Winde ziehenden und plötzlich einfallenden Zugheuſchrecken nicht etwa auf eine vortheilhafte Art begegnen könne, oder ſich vornehmen dürfe, ſie zu vertilgen? Auf das erſtere läßt ſich aus der Erfahrung zwar ſo viel antworten, daß man dergleichen ankommende ungeheure Schwärme zu-

wei-

weilen durch Lärmen und Klingeln, beſonders aber durch Schieſſen, Feuer und Dampf ꝛc. über einige Feldmarken glücklich weggetrieben habe; indeſſen kömmt doch immer dabey ſehr vieles auf Wind und Witterung an.

An einigen Orten gehen die herum liegenden Einwohner, ſo bald ſie einen Schwarm von fern wie eine Wolke ankommen ſehen, ihnen mit Klappern, alten Trommeln, und andern Dingen, die ein Getöſe verurſachen, entgegen, und ſuchen durch den dadurch mit untermiſchtem Geſchrey gemachten Lärm ihr Niederlaſſen zu verhindern.

Einigen Abbruch kann man ihnen, während ihrem Fluge, durch große Waſſerſpritzen, und durch großes und kleines, mit Vogeldunſt oder auch nur mit Sand geladenes, Gewehr thun.

Als im J. 1746 Schleſien mit einer entſetzlichen Menge dieſes Ungeziefers geplaget war, und daſſelbe unter andern ſeinen Zug über die Stadt Brieg nahm, ließ der Commandant der dortigen Feſtung, auf Anſuchen der benachbarten Ackerleute, die Kanonen von den Wällen löſen, um dadurch das Niederlaſſen des Ungeziefers zu verhindern.

Aus Buckowine, ward unter d. 30. Aug. 1780, in den öffentlichen Zeitungen gemeldet, daß, als neulich eine Colonne Heuſchrecken, (welche etwas über 2 Zoll lang geweſen, und deren Köpfe den Affenköpfen glichen,) aus der Moldau in dieſe Felder dringen wollte, der General, Freyherr von Enzenberg, den Befehl gegeben, ſowohl mit Kanonen, als aus dem kleinen Gewehr, unter ſie zu feuern; dieſes nachdrückliche Mittel ſey auch von ſo guter Wirkung geweſen, daß die ganze ungeheure Colonne zerſtreuet worden, und ſich in viele Haufen getheilt habe, wovon der größte über den Dnieſter nach Podolien gezogen ſey. Sie haben ſich nachher unweit Kaminiec gelagert, und alle daſige Felder verheert.

So lange ſich die Schwärme weder trennen, noch ſtark ſenken, welches doch ſehr geſchwinde geſchehen kann, ſo können ſie, nach Beſchaffenheit des Windes, der Tageszeit und der Witterung, wohl genöthiget werden, weiter zu ziehen; ſo bald aber die Luft kühler oder ſtürmiſch wird, und ſich ein Regen oder der Abend nähert, alsdann iſt es ſchwer, wo nicht gar unmöglich, ſie abzuhalten, daß ſie in der nächſten Gegend nicht

einfielen; nicht zu gedenken, was vornämlich der Hunger zu verurſachen vermag. Doch kann es zufälliger- weiſe wohl geſchehen ſeyn, daß die Heuſchrecken aus einigen Orten vertrieben und von andern abgehalten worden ſind; ob es gleich immer ſchwer und ungewiß iſt, die ſich niederſenkenden Schwärme wieder in die Höhe zu bringen. Geſetzt auch, man brächte den Schwarm glücklich in die Höhe, ſo wird man, des Windes wegen, doch öfters verlegen ſeyn, daß ſie ſich nämlich mit dieſem nicht ſogleich wieder wenden, und nach etlichen Stunden wieder zurück kommen ſollten. Auf ſolche Weiſe finden ſich, nach Unterſchied des Windes, und der guten oder ſchlechten Witterung, in einem Jahre bald viele, bald wenige Heuſchreckenzüge auf einzelnen Feldmarken, oder auch in größern Gegenden, ein, wo ſie ſich nur ſo lange halten, als ſie Nahrung finden; es müßte ſie denn die Paarung übereilen, oder die Witterung abhalten, weiter zu gehen. Die überhin ziehenden Schwärme aber laſſen ihre Art ebenfalls zurück, welches man an den herab fallenden einzelen und Paaren gar deutlich wahrnehmen kann.

Was das Treiben der geflügelten Heuſchrecken betrifft, ſo findet daſſelbe, erwähntermaßen, höchſtens nur bey ſehr naßkaltem Wetter, oder im ſtarken Thau des Morgens, bey einzelen Ackerſtücken, welche gleich abgemähet werden, Statt; außerdem aber verurſachet es mehr Mühe, als es Nutzen ſchaffet. Iſt die Luft warm und ſtille, ſo iſt das Treiben ganz vergeblich, weil die Heuſchrecken ſchnell und hoch in die Luft ſteigen, auch ſonſt leicht etliche 100 bis 1000 Schritt aus einander fliegen, wenn ſie geſtöret werden.

Da alſo alle Umſtände bekräftigen, daß man den Heuſchrecken in dieſem Alter, und ſo lange ſie ihren Heerzügen mit vollkommener Kraft beywohnen, nicht wohl beykommen kann: ſo bleibt nichts weiter übrig, als die oben empfohlne Anwendung des Fleißes bey

dem

dem Eyerſammeln, und dem nachfolgenden Zuſammentreiben der Brut. Das leichteſte Mittel, die Brut zu ſtören, iſt, wie bereits erwähnt worden, daß man täglich Schweine an diejenigen Orte, die ſie am meiſten mit der Brut zu beſetzen pflegen, hintreibe; ſie bekommen ſehr bald die Witterung davon, und unterlaſſen nicht, den Sand dermaßen durch zu wühlen, daß nicht das geringſte Fleckchen unberührt bleibt. Man kann auch ſolche Stellen, wo ſie täglich ſehr häufig ſich verſammeln, und auf der Erde liegen, mit Spaten umſtechen laſſen, auf eben die Art, wie man die Kartoffeln ausgräbt; da man denn die Neſter öfters häufig genug antrifft. Diejenigen aber, die ſie einzeln und zerſtreuet hier und da hinlegen, ſind weder aufzuſuchen, noch zu finden; daher noch immer Brut genug übrig bleiben wird, die für das künftige Jahr mit täglicher neuen Plage drohet.

So wenig man den Heuſchrecken ihre ganze vierte Periode hindurch etwas anhaben kann, ſo ſehr verändern ſich die Umſtände, ſo bald die Paarungs- und Legezeit anfängt. Denn in dieſer fällt das Ungeziefer dem Landmanne wieder in die Hände. Mit der Paarungszeit nimmt der fünfte und letzte Zeitpunct ſeinen Anfang, in welchem ſich die großen Heerzüge endigen, und die Schwärme ſich nach und nach trennen, geringer werden, und endlich gar verlieren. Das Ungezifer gattet ſich, wie ich oben erzählt habe, etlichemal, und leget jedesmal dazwiſchen ſeine befruchtete Eyer, worauf es matt und krank wird, und endlich bald ſtirbt. Der meiſten und vornehmſten Umſtände, welche die Paarung und das Eyerlegen betreffen, iſt oben, bey der Beſchreibung des erſten Zeitpunctes, Erwähnung geſchehen. Es ſind nur noch einige wenige Anmerkungen zu machen übrig.

Da die Paarungszeit von der Mitte des Auguſtes bis gegen das Ende des Octobers dauert, ſo muß man

auf

auf alle Weiſe dieſe Zeit zur Vertilgung des Ungeziefers zu nutzen ſuchen. Weil daſſelbe auf den Plätzen, wo es ſich paaret, ſich unter einander ſelbſt häufig umbringt, verſtümmelt, oder dergeſtalt zurichtet, daß ein großer Theil, welcher davon am Leben bleibt, dadurch zu Fortpflanzung ſeiner Art ganz untauglich gemacht wird: ſo könnte das in ſeiner Paarung begriffene Ungeziefer, nebſt dem übrigen matten und verſtümmelten, ſehr leicht und geſchwinde von Kindern, des Abends und Morgens im Thau, ſo wie bey naſſem und kühlem Wetter, zwiſchen den Stoppeln und dem hohen Farnkraute, zuſammen gehauen und zertreten, oder auch eingeſammelt werden. Wie denn ein übergeworfenes altes und naſſes Laken, oder eine Baſtdecke (Matte,) eine große Anzahl dieſes dicht beyſammen liegenden Ungeziefers gar leicht bedeckt, daß es darunter zertreten werden kann. Wollte man außerdem um dieſe Zeit den Verſuch machen, und die Kinder die Heuſchreckenweibchen, welche ihre Eyer noch bey ſich tragen, kennen lehren: ſo würden dieſe in etlichen Wochen ſehr viele Hunderte und Tauſende für ein geringes Geſchenk einliefern, daß alſo eine vorläufige Vertilgung der Eyer nicht ohne Nutzen ſeyn könnte. Wenn man auch die Zahl der Eyer bey einem Weibchen, die man auf 130 bis 150 rechnen kann, nur für 50 annimmt, ſo würde man durch dieſes Kinderſpiel, und für ſehr weniges Geld, vielleicht bald eine Summe von etlichen Millionen Eyer vertilgen, und aus den zunächſt um die Dörfer gelegenen Morgenländern, Gärten, Weinbergen, Hecken ꝛc. und vielen andern unzugänglichen und verzäunten Orten, noch vor dem Winter zuſammen bringen, welche auf den Feldmarken dem Pfluge nicht unterworfen ſind. Es würde dieſes auch deswegen der Mühe werth ſeyn, weil an ſolchen Orten die meiſten Eyerklumpen liegen bleiben, und die früheſte und gewiſſeſte Brut hervor bringen.

Den=

Denjenigen zum Beſten, die in der Brutzeit durch einen Einfall von den Heuſchrecken beläſtiget werden, und daher gewiß befürchten müſſen, daß ſie künftiges Frühjahr in Menge bey ihnen auskommen werden, will ich noch einige Vorſchläge thun, die ſich aus dem Vorhergehenden herleiten laſſen. Man hat angemerkt, daß ſie in dem Wintergetraide, welches vor Michaelis geſäet worden, häufig ausgekommen ſind, keine aber in denjenigen, welches man erſt nach Michaelis geſäet hat, auch keine in dem Gerſtenacker, noch auch in der Brache, außer auf den ſandigen Lehden, welche dazwiſchen lagen. Das untrüglichſte Kennzeichen von jenem iſt, daß in dem letztern Getraide, welches erſt nach Michaelis geſäet worden, nirgends ſolche Aehren angetroffen würden, an welchen die Bälglein, die das Samenkorn einſchließen, abgefreſſen wären, daß ſie wie beſchoren ausſehen, außer etwann hier und da an den Rändern, die an Lehden anſtießen, von welchen ſie leicht hinein laufen konnten. Weil dieſes ihre erſte Arbeit iſt, wenn ſie auskommen, ſo kann man ſicher ſchließen, daß da gleich anfangs keine geweſen ſeyn, wo man dieſe Spuren nicht antrifft. Solchemnach würde der beſte Rath, welcher hieraus folgt, dieſer ſeyn, daß man zur Zeit ſolcher Noth kein Land vor Michaelis zur Saat pflüge, noch beſäe. Da ſie ihre Neſter am liebſten in lockeres leichtes Land legen, ſo werden ſie gewiß einen gepflügeten und zur Saat zugerichteten Acker vor andern dazu erwählen. Sie liegen im Sept. häufig auf der Saat, und freſſen ſie ab; ſie werden alſo auch gern dieſe Oerter, wo es ihnen ſowohl gefällt, mit ihrer Brut beſetzen, wozu ſie hier alle erforderliche Bequemlichkeit vor ſich finden, zumal es eben die Zeit iſt, da ſie damit umgehen. Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß ſie eben dieſes vor dem Saatfurchen (der Saatfahre) thun werden, weil doch der Acker ſchon zweymal gepflüget, und weit mürber

ber und ſchicklicher dazu iſt, als Brache und Stoppel-Acker. Es iſt freylich wohl nicht zu zweifeln, daß es vor der Saatfahre eben ſowohl wirklich geſchieht; allein darin beſteht der Vortheil von dem ſpätern Beſtellen, daß die noch folgende Pflugart alle dieſe Brut zerſtöret. Sie legen dieſelbe bloß in der Oberfläche, und nicht über Zoll tief, welches ſich daraus mit Gewißheit ſchlieſſen läßt, weil die Schweine, wo ſie die Neſter finden, nicht über Zoll tief darnach wühlen, ſondern das Land nur ganz ſeicht umſtoßen. Wenn nun ein mäßiges Pflügen nur von 3 Zoll tief, nach eingelegter Brut, folget, ſo müſſen ſolche Neſter doch nothwendig mit wenigſtens 2 Zoll hoch Erde bedeckt werden; und dieſes wird hinreichend ſeyn, ihr Durchkommen zu verhindern. Das beſte Mittel, die Brut zu vertilgen, bleibt alſo, wie ich oben gezeigt habe, das Umpflügen. Es wäre auch daher ſehr dienlich, wenn, nach verrichteter Saat, oder auch noch nach dem Winter, die ſandigen Lehden in gehöriger Tiefe aufgeriſſen, und hernach mit den Schafen öfters übertrieben würden, damit dieſe den Boden dicht treten, und das Durchdringen vollends unmöglich machen.

Dieſer Vorſchlag wird ſolchen Landwirthen, die bey allen Veränderungen gleich Schwierigkeiten zu machen wiſſen, Stoff zu vielen Einwendungen geben. Sie werden ſagen, wenn ſie die Saat auf Michaelis erſt anfangen ſollen, ſo würden ſie vor dem Winter nicht fertig; ſie ſetzten ſich in Gefahr, ſolche ſpäte Saat verderben zu ſehen; und viel Land aufzureißen, welches hernach in langer Zeit nicht wieder bewächſt, ſey ein Mittel, den Schafen die Weide noch knapper zu machen. Allein, ſie müſſen bedenken, daß man aus zwey Uebeln das geringſte erwählen muß, und daß der Schade, welcher daraus entſteht, wenn man die Heuſchreckenbrut aufkommen läßt, allen andern weit überwieget. Man kann in der Zeit, da man feyert, ſeine Einrichtung ſo machen, daß alle Hinderniſſe, welche ſonſt die Saat aufhielten, aus dem Wege geräumet werden, und dieſelbe alsdann ohne weitern Aufenthalt fortſetzen, daß man ſich eben nicht gänzlich verſpäten darf. Man kann ſie mit Zugvieh, welches

ſich ausgeruhet hat, vornehmen, und hernach in 4 Wochen ſo viel, als vorher in 6, ausrichten. Man kann allenfalls die Nachbarn, welche eher fertig werden, um Beyhülfe anſprechen; und man wird ſie, in Betrachtung, daß es ihre eigene Sache iſt, wenn in der Nähe der Feind ſteht, dazu willig finden. Und überdies erfordert es die Klugheit, die Noth zur Tugend zu machen, d. h. die Mittel, welche uns die Noth an die Hand giebt, als etwas anzuſehen, wozu wir bey Einrichtung unſerer Handlungen verbunden ſind, ob ſie gleich dadurch unregelmäßig werden.

Ich halte dieſes für ſo einleuchtend, daß ich kein Bedenken trage, noch einen Vorſchlag von eben der Art zu thun. Ich habe oben geſagt, daß die Heuſchrecken ſich am liebſten in das dickſte Getraide begeben, wo ſie den meiſten Schutz finden. Wenn nun auf großen Breiten die Stücke alle an einander hängen, ſo daß auch die Seitenfahren dazwiſchen voll Korn ſtehen, ſo vertiefen ſie ſich endlich dermaßen, daß es ihnen ſchwer fällt, ſich heraus zu finden, zumal da ſie in dickem Getraide nicht hüpfen, ſondern nur kriechen können, und der Weg überall ſehr weit dahin iſt, wo das Getraide aufhört. Solche Breiten ſind, weil man den Heuſchrecken darauf nichts anhaben kann, der größten Gefahr ausgeſetzt, und um ſo viel weniger zu retten. Man muß daher nothwendig darauf bedacht ſeyn, ſie davor zu ſichern; und dieſes würde am beſten dadurch zu bewerkſtelligen ſeyn, wenn man an den zwiſchen den Stücken befindlichen Fahren, zu beyden Seiten, einen Streif von einem Schwaden breit, unbeſäet ließe, hernach aber im Frühlinge gegen die Zeit, da ſie ſich einfinden, die Fahren friſch ausſtriche, und alsdann allenthalben, wo man ſandige Stellen antrifft, quer durch die gelaſſenen Streifen Graben zöge, die auf beyden Seiten bis in das Getraide reichen. Sie möchten alsdann kommen, wenn ſie wollen, ſo würden ſie am liebſten auf ſolchen Streifen und in den Fahren laufen, mit-

mithin auf die Gräben treffen, und in die Keſſel fallen. Man würde ſie täglich auf dieſen Streifen finden, entweder daß ſie ſich ſonnen, oder daß ſie ziehen; und bey allen ihren Bewegungen, die ſie vornehmen, würden allemal ſehr viele in die Gruben, die man ihnen gegraben hat, gerathen, folglich von ſelbſt das Getraide von ihrer allzu großen Menge befreyen. Wegen desjenigen, was man hiebey an der Ausſaat einbüßet, könnte man ſich auf andere Weiſe ſchadlos halten, und dagegen in einem andern Felde die Ausſaat verſtärken. Man kann dafür mehr von ſolchem Getraide, welches ſie nicht angreifen, ſäen, und dadurch der Regel folgen, ſein Feld auf eine Art zu nutzen, wobey es, den Umſtänden nach, den gewiſſeſten Nutzen gewähren kann; ſollte es aber auch nicht angehen, ſo muß man bedenken, daß es bey ſolcher Landplage nicht wohl möglich ſey, ganz ohne Schaden davon zu kommen. Es wird doch wohl keine große Bedenklichkeit verurſachen, ob es rathſam ſey, etwas weniges daran zu wenden, um das meiſte mit Gewißheit zu retten, welches ſonſt ohne Hülfe verloren geht.

Endlich würde es auch ſehr dienlich ſeyn, ſich bey Zeiten um fremde Beyhülfe zu bewerben; denn wenn dieſes Ungeziefer häufig vorhanden iſt, ſo gehören auch viel Leute dazu, wenn man ihm merklichen Abbruch thun will. In den erſten Tagen zwar, kann man mit einigen wenigen Leuten noch viel ausrichten; wenn ſie aber heran wachſen, immer mehr ſich zuſammen ſchlagen, und etliche Hufen Breiten einnehmen, ſo gehören alsdann ſchon viel Leute dazu, wenn man ſie einſchließen, beyſammen halten, und ſämmtlich nach einer gewiſſen Gegend hin treiben will. Wenn ſie noch dazu, wie insgemein geſchieht, an mehrern Orten zugleich anfallen, daß ſich das Volk vertheilen muß, ſo iſt, wie leicht zu erachten, mit wenigen Leuten nicht viel auszurichten. Daher muß man die Noth beyzeiten an gehöri-

hörigem Orte anzeigen, und nicht nur, ſo bald ein Einfall geſchehen iſt, ſolches dem Landrathe, oder demjenigen, der die Aufſicht in dem Kreiſe hat, ſofort berichten, ſondern auch hernach zum öftern das fernere Verhalten melden, damit die unter dieſer Plage leidenden Oerter bekannt werden, und die Hülfe, wo ſie nöthig iſt, hin geordnet werden könne. Zu ſolcher Hülfe ſind unſtreitig die Nachbarn, in der Nähe ſowohl als in der Ferne, verbunden. Denn, da die Heuſchrecken, wenn ſie ſo weit aufkommen, daß ſie flück werden, weit und breit herum ziehen, ſo ſorgen die Eingeſeſſenen zugleich für ſich ſelbſt mit, wenn ſie dieſelben nirgends im Lande aufkommen laſſen; und wenn bekannt iſt, wo ſie im Herbſte ihre Brut gelaſſen haben, ſo kann die Einrichtung in Anſehung der Hülfe zeitig genug beſorget, und dermaſſen veranſtaltet werden, daß ſie auf den erſten Wink bereit ſtehe. Sie iſt nicht eher nöthig, als bis die Neſter lebendig werden. Derjenige, der ſie auf ſeinen Grundſtücken hat, muß von Urbani an, täglich Leute ausſchicken, und Berichte durch ſie einziehen, wo einige ausgekommen ſeyn, und wie häufig ſie ſich zeigen; dieſe muß er, mit den bey der Hand habenden Leuten, ſo viel möglich, zu vergraben ſuchen, zugleich aber dem Kreishauptmanne oder Landrathe, ohne Zeitverluſt, die wahren Umſtände melden, damit die zur Hülfe beſtimmten Nachbarn ſofort in Bewegung geſetzet werden, um den Nothleidenden, einige Tage nach einander, mit einer anſehnlichen Anzahl Leute beyzuſpringen, welchen alsdann der Wirth die Oerter anzuweiſen hat, wo ſie ausgekommen ſind, und ſie im Felde, wo es nöthig iſt, nach Befinden zu vertheilen. Je zeitiger die Hülfe kömmt, deſto mehr wird ausgerichtet, da hingegen mit dem Wachsthume der Heuſchrecken auch die Arbeit immer mehr zunimmt. Der meiſten Hülfe, bedürfen inſonderheit die Heide- oder nahe an Holzungen gränzenden Dörfer, weil hier

gemeiniglich die meiſten auszukommen pflegen. Es kann ſich zwar ereignen, daß die Hülfsvölker eben zu einer Zeit ankommen, da, wegen des Wetters, mit den Heuſchrecken nichts anzufangen iſt; aber ſie wird deswegen nicht vergeblich, noch die Leute, unverrichteter Sache wieder wegzuſchicken ſeyn. Sie können unterdeſſen die Gräben, welche beſtändig offen bleiben, die ich deshalb die beſtändigen genannt habe, nach der oben S. 442, f. davon gegebenen Anweiſung, aufwerfen. Wenn es alſo mit dem Treiben nicht angeht, ſo dürfen ſie ſich dabey nicht aufhalten, ſondern können deſto mehr dergleichen Gräben an ſchicklichen Orten bereiten, worauf die Heuſchrecken hernach auf ihrem Zuge von ſelbſt treffen, und wo ſie ungetrieben hinein laufen. Dieſe Gräben werden öfters ſo gelegen ſich befinden, daß hernach, wenn das Treiben wieder angeht, viele Schaaren, ohne weitere Vorbereitung, darauf zugetrieben werden können.

Daß man, zur Zeit eines Einfalles, alle Arbeit ſtehen und liegen laſſen müſſe, um das Abmähen zu beſchleunigen, wird ein aufmerkſamer Wirth aus dem Vorhergehenden von ſelbſt ermeſſen, und, auch ohne meinen Rath, auf den Entſchluß fallen, 8, ja wohl 14 Tage vor der völligen Reife dazu zu ſchreiten, weil es doch unſtreitig beſſer iſt, eingeklungene Körner zu ärnden, als leeres Stroh, wovon die Aehren herunter ſind, in die Scheune zu bringen. Man darf nicht fürchten, daß dieſe Körner zur Saat nicht tüchtig ſeyn. Hr. Möller ließ den 25 Jun. einen Streif von dem am ſpäteſten geſäeten Getraide, welches noch ganz grün war, abmähen, und fand, daß auch die ſchrumpfigſten Körner, bey dem folgenden Regenwetter, auf dem Schwaden auswuchſen. Die volle Aernde fing er den 6 Jul. an, mit Getraide, welches noch wenigſtens bis zum 15 hätte ſtehen ſollen, weil das Stroh noch grün=

grünliche Streifen zeigte; gleichwohl fand er keinen merklichen Fehler an den Körnern.

Ich muß hier auch einer beſondern Vertilgungsart der Heuſchrecken gedenken, da nämlich dieſes Ungeziefer im Papſtthume nicht ſelten in den Bann gethan zu werden, und man die ſchleunigſten und kräftigſten Wirkungen von ſolchem drohenden Strahl zu erwarten pflegt. Der Pabſt Benedict XIII. ließ im Jun. 1725 dieſen Bann gegen die Heuſchrecken ausfahren, und gebot ihnen, ſich plötzlich in das Meer zu ſtürzen, weil ſie bis dahin in unbeſchreiblicher Menge die Feldfrüchte um die Stadt Rom verzehrt hatten.

Die Gewohnheit, Heuſchrecken und anderes Ungeziefer, welches die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, iſt ſchon ſeit einigen Jahrhunderten, beſonders in Italien, Frankreich und den angränzenden Ländern, im Schwange geweſen. Der Biſchof von Lauſanne, Benedict von Montferrand, ließ, im J. 1479, die Raupen, welche damals einen unſäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verurſachten, vor ſein biſchöfliches Gericht laden, damit ſie ſich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Proceß; und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinen Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach dieſen vollbrachten Gebräuchen ſprach der Biſchof von ſeinem Richterſtuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das arme Ungeziefer mit der erſchrecklichen Strafe des Bannes. Im J. 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, welches damals die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Macon und Autün wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feyerlichkeit ausgeſprochen worden ſind. Gemeiniglich pflegte der Proceß wider daſſelbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bittſchreiben im Namen der Einwohner aufgeſetzt, worin ſie erſuchten, daß dieſe Thierchen vertrieben werden möchten. So

 gaben

gaben unter andern einſt einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplic gegen die großen Fliegen ein, welche die Weintrauben ausſogen. Hierauf wurde ein Richter erwählet, vor dem ſich zwey Advocaten ſtelleten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausſpruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geſchmeiß ſich nicht in einer gewiſſen Zeit fort begeben würde, daſſelbe in den Bann verfallen ſollte. Im 16ten Jahrh. war dieſer Heuſchreckenbann in Frankreich ſo gemein geworden, daß der Oberpräſident des Parlaments in Provence, Barthol. Chaſſanäus, ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufſezte, und darin unterſuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob ſie in eigener Perſon, oder durch einen Anwalt, erſcheinen müßten; ob ſie eigentlich vor das geiſtliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob ſie mit der Strafe des Bannes beleget werden könnten, welches leztere er beſonders mit vielen Gründen zu behaupten ſuchte. Jedoch verſchiedene andere berühmte katholiſche Schriftſteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Vairus hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, ſondern auch für gottesläſterlich, und es däuchtete ihn eben ſo ungereimt zu ſeyn, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fiſchen und Vögeln predigen wollte.

Da die bisher angezeigten Mittel zu Vertilgung der Heuſchrecken, welche einzele Gemeinden vor ſich vorkehren könnten, eines Theils nur im Kleinen, wenn die Heuſchrecken ſich nur hin und wieder in geringer Anzahl zeigen, nicht aber, wenn ſie überhand genommen, oder wenn Zugheuſchrecken eine ganze Gegend wie mit einer Wolke bedecken, zu gebrauchen, andern Theils aber den wenigſten Einwohnern, inſonderheit den Landleuten bekannt ſind: ſo muß auch hier die Landespolizey zu Hülfe kommen, und wenigſtens ſolche Mittel durch öffentliche Ausſchreiben den Unterthanen bekannt machen. Ich habe demnach die Heuſchrecken, und die Vorſorge für deren baldige Ver-

til-

tilgung, als einen Gegenſtand der Landespolizey zu betrachten.

Da in den neuern Zeiten, inſonderheit in den Jahren 1731, 1752 und 1753, die Mark Brandenburg vorzüglich vor andern deutſchen Staaten mit dieser Landplage heimgeſuchet worden: ſo weiß ich hier nichts beſſeres, als diejenigen Anſtalten, anzuführen, welche die königliche hohe Landespolizey, die auf alles, was zum Beſten des Landes gereicht, ganz beſonders aufmerkſam iſt, damals zu Vertilgung der ſchädlichen Heuſchrecken angeordnet hat, weil die Rettungsmittel, welche man angewendet hat, in der Natur und den Eigenſchaften dieſes Ungeziefers ihren Grund haben, und zum Theil eben dieſelben ſind, welche ich im Vorhergehenden angezeigt habe.

Da die Entſtehung der Heuſchrecken von derjenigen Brut herrührt, welche die in dem vorhergehenden Jahre vorhanden geweſenen Heuſchrecken in der Erde zurück gelaſſen haben: ſo muß das erſte und hauptſächlichſte Augenmerk darauf gerichtet werden, daß dieſe Brut oder Eyer zu rechter Zeit, und ſo bald als möglich, ausgerottet werden. In dieſer Abſicht ward anbefohlen:

1. Daß die Gerichtsobrigkeiten die Unterthanen des platten Landes, und die Magiſtrate die Bürger in den Städten, imgleichen Schäfer und Hirten, bey harter Leibesſtrafe anhalten ſollen, an denen Orten, wo Heuſchrecken gelegen und liegen geblieben, welche den Hirten am beſten bekannt ſind, die Heuſchreckenbrut, ſowohl zur Herbſt- als Frühlingszeit fleißig aufzuſuchen und auszurotten, außerdem auch die Orte, wo die Brut liegt bis in den ſpäteſten Herbſt mit den Schweinen, welche davon Witterung haben, fleißig zu betreiben. Die Forſtbedienten aber ſollten ſorgfältigſt beobachten, wo die Heuſchrecken in den Forſten gelegen, und daſelbſt Brut geſetzt haben, in welchem Falle die in den Forſten befindlichen Stellen und Brachäcker gleichfalls mit Schweinen betrieben werden ſollten.

2. Sollten diejenigen Orte in den Feldern und Forſten, wo die Heuſchrecken liegen geblieben ſind, und Brut geleget haben, vor Winters flach umgepflüget, und wenn ſolches geſchehen iſt, ſolche Orte mit den Schweinen abermal öfters betrieben, und die Brut ſowohl dadurch, als durch fleißiges Aufſuchen, ruiniret werden.

3. Damit die Aufſuchung der Brut gehörig geſchehen möge, ward verordnet, daß ſowohl die Forſtbedienten, wenn ſie, gleich den Ackerwirthen, bey den Dörfern Hufen oder Ländereyen beſitzen, als auch ein jeder Bauer verbunden und gehalten ſeyn ſollte, nach Proportion der Quantität, ſo ſich an Brut finden, und wie es eine jede Obrigkeit darnach beſtimmen würde, 1 Metze; ein jeder Halbauer, ⅔ Metzen; ein jeder Koſſat, ½ Metze, und ein jeder Grundſitzer, wenn er gleich kein Land im Felde hätte, dennoch ¼ Metze von dieſer Brut zu ſammeln. Imgleichen ſollten die Gerichtsobrigkeiten und Beamten oder deren Pächter und Afterpächter auf dem platten Lande, und die Magiſtrate in den Städten, wenn dieſe Vorwerke beſäßen, auch die Forſtbedienten, welche auſſerhalb den Dörfern wohneten, nach Proportion der ſich findenden Brut, etwa von 16 Scheffel Wintergetreideausſaat, ½ Metze, auch in den Städten ein Ackerbürger von jeder inne habenden Hufe Land ½ Metze, von ſolcher Brut im Herbſte ſammeln, ſo lange ſolches nicht durch den Froſt verhindert würde. Die Unterthanen der Dörfer und Vorwerke ſollten die geſammelte Brut ihren Obrigkeiten, die Forſtbedienten den Beamten, und die Bürger in den Städten an ihre Magiſtrate abliefern. Den Predigern auf dem Lande, welche Aecker haben, ſolche aber durch ihr eigenes Geſinde beſtellen, und die Früchte davon ſelbſt einärnden, wurde in dieſem Falle die Einſammlung der Brut erlaſſen; ſie wurden aber dagegen angewieſen, die Einwohner der Dörfer nicht nur zu fleißiger Warnehmung dieſer allgemein nützlichen Veranſtaltung beſtändig aufzumuntern, ſondern auch, wenn ſolchem nicht überall nachgelebet werden ſollte, der Obrigkeit unverzüglich Anzeige davon thun. Den Pächtern der Pfarräcker hingegen ward die Sammlung, wie andern ihres Gleichen, anbefohlen. Wer über das feſtgeſetzte Maß noch abliefern würde, dem ſollte für die Metze 2 Groſchen bezahlt werden. Den Obrigkeiten und Beamten

ten ward aufgegeben, den Ablieferern über den Empfang gehörige Beſcheinigung zu geben; und dieſe Atteſtate ſollten alsdann dem Landrathe jeden Kreiſes ſofort eingeliefert werden, damit derſelbe in einer zu führenden Tabelle gehörig nachweiſen könnte, was ein jeder, nach der von der Obrigkeit ihm geſchehenen Auflage, abliefern ſollen, und was er wirklich nach den erhaltenen Atteſtaten abgeliefert habe. Auch ſollten, zu Completirung der Haupttabelle, die Magiſtrate ihre Deſignationen nebſt Atteſtaten von ihren Stadtfeldfluren den Steuerräthen zufertigen, und wenn dieſe die Tabelle formiret, ſollten ſich ſolche gegen Ausgang des Monates Februar an die Kriegs- und Domänen-Kammer, nebſt einer beſonders beygefügten Nachweiſung, wie viel ein jeder über das geſetzte Maß abgeliefert und bezahlt erhalten, und zugleich die *Decharge* wegen Bezahlung der mehr abgelieferten Brut für die Kreis-Caſſe, jeder Magiſtrat aber wegen der Kämmerey- oder Stadt-Caſſe, ſuchen.

4. Wenn durch die Sammlung dieſer Brut die Heuſchrecken nicht völlig getilget werden könnten, und daher das übrigbleibende im Frühlinge auskommen ſollte, ſo ſollten zuvörderſt Hirten und Schäfer, demnächſt ein jeder beſonders, wie auch die Forſtbedienten, fleißig vigiliren, wo ſich junge Brut ſehen laſſe, und ſolches ſofort der Gerichtsobrigkeit und den benachbarten Gemeinden anzeigen. Und ob man ſchon bisher ſolche junge Brut dergeſtalt zu tödten geſucht, daß dieſelbe mit Stroh verbrannt, (*) oder auf andere Weiſe zernichtet worden: ſo ſollte dennoch mit Treibung und Tödtung in den Gräben, als welches Mittel die meiſte Wirkurg gethan hat, ferner continuiret werden. Weil auch gemeiniglich zu geſchehen pflegte, daß die ausgekommene Brut auf den

 Fel-

(*) Das Lager der Heuſchrecken mit trocknem Stroh zu überſtreuen, und ſolches an allen Orten anzuzünden, wodurch ihnen die Flügel verbrannt, und das weitere Fliegen verwehret wird, iſt zwar an ſich ein gutes Mittel; es geht aber nur alsdann an, wenn der Haufe nicht allzu groß iſt, und das Stroh oder dergleichen leicht brennende Materialien in genugſamer Menge bey der Hand ſind.

Feldern nicht überall, ſondern nur fleckweiſe, ſich findet, und daher, große Gräben um ganze Felder zu führen, unnöthig wäre: ſo ſollten an den aufgefundenen Flecken, wo die ausgekommene Brut liegt, nur auf der einen Seite, und zwar gegen den Wind, (damit die Heuſchrecken von dem Winde, mit welchem ſie gehen, deſto eher in entgegen ſtehende Gräben geführet werden,) und nachdem die mit der Brut belegten Plätze groß ſind, kleine Gräben zu 20 bis 25 Schritt lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit, und $1\frac{1}{2}$ F. tief, gemachet, und die Erde außerhalb geworfen, auch darin 4 bis 5 Schritt aus einander die Fanglöcher oder Keſſel von gleicher Breite des Grabens, und zu $1\frac{1}{2}$ Fuß tief, angefertiget werden.

5. Mußten die Unterthanen, ſobald die Sonne des Tages ſo hoch gekommen, und die Brut ſich aus einander begeben, die Heuſchrecken, wie ſie fleckweiſe liegen, zu treiben anfangen, dabey aber wohl beobachten, wohin dieſelben ſelbſt Luſt hinzulaufen bezeigten, indem man bemerkt hat, daß ſie nicht nur aus dem Morgen nach dem Abend, ſondern auch mit dem Winde gehen. Das Grabenziehen und Treiben muß alſo darnach eingerichtet werden, weil man ſonſt mit dem Treiben nicht fort kommt, und die Heuſchrecken ſich lieber zertreten, als zwingen laſſen, einen andern Gang vorzunehmen. Wenn ſolchergeſtalt die Heuſchrecken in den Graben getrieben ſind, laufen ſie von ſelbſt in die darin gemachten Löcher oder Keſſel, können allenfalls auch mit Sträuchen dahinein gekehret werden, und werden alsdann mit kleinen Stampfen zerquetſchet; worauf aber dieſe Löcher mit Erde, welche aus den zwiſchen zwey Keſſeln neu zu machenden Löchern zu nehmen iſt, beworfen und feſt getreten oder geſtampfet werden müſſen. Die Heuſchrecken pflegen auch ſelbſt in die Gräben zu laufen, und die darin befindlichen Keſſel anzufüllen; daher müſſen die gemachten Gräben, und die darin des Abends neu angefertigten Keſſel offen bleiben; des Morgens aber iſt die erſte Arbeit, die Löcher zu viſitiren, und die darin befindlichen Heuſchrecken todt zu ſtampfen, worauf denn mit Treibung der ſich wieder zuſammen gezogenen Brut continuiret wird.

6. So wie die Schäfer und Hirten die Brachfelder, aus der Gemeinde aber ein vernünftiger Unterthan, und

in

in den Städten zwey bis drey Bürger, die beſäeten Felder wo die Hirten nicht hin kommen können, begehen, und die Oerter, wo ſie Heuſchreckenbrut fanden, durch Strohwiſche oder Sträuche ausſtecken, und ſelbige alle Abend in den Dörfern an die Schulzen, und in den Städten bey denjenigen, ſo vom Magiſtrat zur Obſicht beſtellet worden, genau anzeigen mußten: ſo mußte in den Städten ſofort von dem hiezu vom Magiſtrat beſtellten Commiſſarius, oder den Deputirten, die Eintheilung, wegen der zu dieſer Tilgung täglich zu nehmenden Einwohner, dergeſtalt gemacht werden, daß immer höchſtens 8 Mann zuſammen gelaſſen, und den folgenden Morgen 6, 10 und mehr Orte, nachdem die Anzahl der Bürger groß war, angewieſen wurden, um daſelbſt die Gräben und Keſſel anzufertigen; worauf denn, unter Anführung dazu beſtellter Leute, durch die Kinder aus den Städten von 8 bis 10 Jahren, die Heuſchreckenbrut bey Sonnenſchein ſofort eingetrieben, und vorgedachter maſſen getödtet werden mußte. Ein jeder Stadtverordneter empfieng 2 bis 3 Parteyen dieſer vertheilten Leute zur Obſicht, und war verbunden, denſelben die Orte zu Vertilgung der Heuſchrecken gehörig zu zeigen, auch ſie zu inſtruiren, wie die Arbeit dabey geſchehen ſollte. Dem Magiſtratsgliede aber, welchem *ex Collegio* die Hauptbeobachtung dieſer Tilgung aufgetragen worden, lag ob, wohl Acht zu haben, wie ein jeder Aufſeher bey den Leuten auf den Stadtfeldern ſeine Arbeit gehörig verrichten laſſen, als auch, ob bey den Kämmerey-Vorwerken die Pächter und Verwalter hierunter ihre Schuldigkeit wahrgenommen hätten. In den Dörfern war dem Schulzen und Schöppen aufgetragen, die Eintheilung unter der Gemeinde zu machen, und allezeit 6 erwachſene Perſonen, ſowohl Manns- als Frauensleute, zuſammen zu bringen; und da jeder ſeine Spaten, auch jeder Trupp zwey Stampfen mitnehmen mußte, wies einer der Schöppen die Orte an, wo jeder Trupp die vorgeſchriebenen kleinen Gräben machen, und alsdann die ausgekommene junge Heuſchreckenbrut, mit Zuziehung der ihnen gleichfals aus den Dörfern mitgegebenen Kinder, eintreiben ſollte. Auf ſolche Weiſe konnte, nachdem das Dorf groß war, auch an 2, 3 und mehr Orten zugleich gearbeitet werden. Wenn die Heuſchrecken in den Saat-

Saatfeldern ſich einfanden, durfte die Saat oder das Getreide nicht geſchonet, ſondern die Gräben mußten zum Eintreiben verfertiget, und im nöthigen Falle durch die beſtellten Stücke ſolche Abſchnitte gemacht werden, wodurch die von dieſem Ungeziefer noch befreyeten Flecke gerettet werden konnten; indem man aus der Erfahrung angemerkt hat, daß, wenn gleich dieſe junge Brut des Abend ſich nach dem Korne begeben, dieſelbe doch, ſo bald die Sonne hoch gekommen, im Getraide nicht gedauert habe, und alsdann ſich gar leicht in die angefertigten kleinen Gräben habe treiben laſſen. Der Schulze mußte alſo bey denen Leuten, welche im Saatfelde arbeiteten, und die Schöppen bey den Arbeiteen im Brachfelde bleiben, und Acht geben, daß die Vertilgung gehörig und möglichſt geſchwinde geſchehen möchte; die Gerichtsobrigkeiten aber mußten nicht allein die Unterthanen in ihren Dörfern mit Nachdruck zur fleißigen und tüchtigen Arbeit durch dazu angeſetzte Leute täglich anhalten laſſen, ſondern auch ihre Leute und Tagelöhner bey den Vorwerken auf gleiche Weiſe anſtellen; wobey die Pächter oder Verwalter beſtändig Acht haben mußten, daß die Tilgung der Heuſchrecken mit allem Ernſte geſchehen, und die verordnete Arbeit dabey auf das geſchwindeſte verrichtet werden möchte. Die Forſtbedienten waren angewieſen, ſo oft als möglich, der Gerichtsobrigkeit Bericht abzuſtatten, und die Nachbarſchaft zu benachrichtigen, ob und wo ſie in den Förſten Brut gefunden hätten; da denn die Gerichtsobrigkeit dafür ſorgen mußte, daß den Forſtbedienten die nöthigen Leute, wie dieſelben von dem Landrathe des Kreiſes, oder dem beſtellten Commiſſarius, angewieſen worden, gehörig zugeſandt würden, die der Forſtbediente ebenfalls in verſchiedene Parteyen theilen, ihnen die Orte anweiſen, und auf die Arbeit Acht haben mußte.

7. Da die Tagelöhner in den Dörfern, nebſt den Einwohnern in den Srädten, welche keine Aecker haben, gleichfalls leiden, wenn dieſes landverderbliche Ungeziefer nicht getilget wird, ſondern überhand nimmt, und das Getraide verzehret, indem ſolchergeſtalt die Tagelöhner nicht nur wegen wegfallender Nahrung bey der Aernde und Dreſcher-Arbeit, ſondern auch nebſt den Handwerkern in den Dörfern und Städten, durch die von ſolchem Unglücke

Unglücke herrührenden höheren Getraidepreiſe vieles verlieren, ſo wurde billig verordnet, daß ſich Niemand in den Städten und Dörfern, dieſer Arbeit, zu Tilgung der Heuſchrecken, bey Vermeidung harter Strafe, entziehen ſollte. Damit aber auch hierunter eine Proportion unter den Einwohnern beobachtet würde, ſollte ein Voll-Bauer, welcher 2 oder 3 Hufen beſitzt, zur Arbeit, bey Tilgung der Heuſchrecken, 2 Perſonen ſtellen, der Koſſat 1 Perſon, und der Hausmann, Büdner und Tagelöhner um den andern Tag nur 1 Perſon; wie denn auch die Forſtbedienten, welche in dieſen Dörfern wohnen, oder wo ſie Aecker haben, 1 Perſon zu dieſer Arbeit täglich ſtellen ſollten. Bey den Vorwerken aber mußten die Gerichtsobrigkeiten, wenn es einigermaßen möglich war, und die Leute vorhanden waren, ſo viel Mann aus ihrem Mittel zu Tilgung der Heuſchrecken halten, daß, *incluſive* der bey den Vorwerken wohnenden Tagelöhner, nach Proportion der Ausſaat auf $1\frac{1}{2}$ Winſpel Rocken Ausſaat, 1 Mann zur Arbeit geſtellet werde.

8. So bald eine Stadt, Amt, Vorwerk, Dorf oder Gemeinde, erfahren haben und gewahr worden ſind, daß in ihrer Nachbarſchaft Heuſchrecken ſich eingefunden, mußten ſie auf dergleichen Orte ein wachſames Auge haben, und daſelbſt fleißig Acht geben laſſen, ob auch die Stadt oder das Dorf allen vorgeſchriebenen Fleiß anwende, die Heuſchrecken auszurotten; in welcher Abſicht ſie alle Morgen Jemand dahin ſchicken mußten, damit ſie allenfalls bey fernerem Fortzuge der Heuſchrecken ihre Feld-Marken mit Gräben umziehen, und dadurch die Heuſchrecken von ſich abhalten könnten.

9. Wie denn auch die Magiſtrate der Städte, Beamten und Vorwerkpachter, oder Schulzen der Dörfer, wo ſich Heuſchrecken ſehen laſſen, ſie mögen jung oder alt ſeyn, den benachbarten Gemeinden und Dörfern, inſonderheit wenn ſie im Zuge gelegen, ſogleich, bey harter Strafe, davon Nachricht geben mußten.

10. Wenn einige Orte in der Nachbarſchaft von den Heuſchrecken befreyet geblieben ſind, mußten die Einwohner ſolcher Dörfer, wie ſie der Landrath des Kreiſes, oder der ernannte Commiſſarius, mit Vorwiſſen ihrer Gerichtsobrigkeit, ausgeſchrieben, ſofort in der Anzahl auch nach den ihnen vorgeſchriebenen Tagen, ſich, bey

Vermeidung harter Ahndung, an denen Orten, wo ſie angewieſen waren, gehörig einfinden. Und wenn einige Städte und Dörfer, ob ſie gleich von dieſem Uebel nichts empfunden, oder doch nur an wenigen Orten auf ihren Feldern davon etwas verſpüret, dennoch vorgegeben hatten, daß ſie mit Heuſchrecken beläſtiget wären, und alſo andern Orten, weil ſie ihre Leute ſelbſt gebrauchten, nicht zu Hülfe kommen könnten: ſo mußten ſolche Anzeigen ſofort durch die Gerichtsobrigkeiten unterſuchet, und daß ſolches geſchehen möge, von dem Landrathe des Kreiſes beſorget, auch zur exemplariſchen Beſtrafung an die Kriegs- und Domänen-Kammer berichtet werdeu. Wofern ſich aber bey der Unterſuchung gefunden, daß einige wenige Orte bey einer Stadt oder einem Dorfe mit dieſer Brut inficirt geweſen: ſo mußte, nach Proportion des vorhandenen Ungeziefers, zu deſſen Ausrottung, ein Theil der Einwohner commandiret, die übrigen aber zu anderer Hülfe gezogen werden.

11. Zu Vertilgung der großen Heuſchrecken, welche ſchon fliegen können, hat man ebenfalls die Schweine auf die Orte, welche nicht beſäet geweſen, gejaget, auch die wälſchen Hühner unter die Heuſchrecken getrieben und dieſe Mittel beſonders bey trüber Witterung gebraucht.

12. Endlich wurde in der Mark Brandenburg angeordnet, daß die Schulzen in denen Dörfern, wo ſich Heuſchrecken geäußert, alle 14 Tage an den Landrath des Kreiſes berichten ſollten: ob Heuſchrecken bey ihnen liegen geblieben ſeyn; ob ſie Brut auf ihren Feldern geleget; ob und wie viel Tage die Unterthanen die Brut aufgeſuchet; wie viel Brut ſie gefunden, und an wen ſie ſolche abgeliefert; wie viel Land ſie wegen der Heuſchreckenbrut umgepflüget; wie viel Brache ſie aufgeriſſen haben, und was ſie noch vor Winters an Land oder Brache, zu Vertilgung der Brut, umpflügen werden. Alle dieſe Umſtände mußte der Landrath bey Bereiſung des Kreiſes unterſuchen, und wenn ſich gefunden, daß demjenigen, was verordnet iſt, nicht überall nachgelebet worden, ſolches ſofort der Krieges- und Domänen-Kammer anzeigen, damit die Contravenienten zur gehörigen Strafe gezogen werden können.

Königl. preußiſches Edict, wegen Vertilgung der Heuſchrecken oder Sprengſel, *d. d.* 13 Apr. 1731, ſt. in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 3 Abth. 2 Cap. No. 40, S. 379.

It. d. *d*, 24 Oct. 1731, eb. daſ No. 42, S. 383.

Renovirtes und erneuertes Edict, wegen Vertilgung der Heuſchrecken oder Sprengſel, *d. d.* Berl. d. 24 Nov. 1752, ſt. in der Edictenſamml. a. d. J. 1751 — 1755, Col 397—400.

Reſcript an die Churmärk. Kr. und Dom. Kammer, die Vertilgung der Heuſchrecken betreffend, *d. d.* Berl. d. 13 Jun. 1753, ſt. eb. daſ. Col. 485, f.

Notification an die Churmärk. Neumärk. und Pommerſche Kammer, die Vertilgung der Heuſchrecken betr. *d. d.* Berl. d. 19 Dec. 1753, ſt. eb. daſ. Col. 609, f. No. 75.

Reſcript an die Neumärk. und Pommerſche Regier. und *Conſiſtoria*, auch an das Churmärk. Ober-Conſiſt. daß die Prediger auf das Heuſchrecken-Edict, und was ſonſt der Landplagen halber ergehet, halten ſollen, *d. d.* Berl. d. 22. Dec. 1653, ſt. eb. daſ. No. 66.

Ich komme zur Betrachtung des Heuſchreckenfraßes oder Heuſchreckenſchadens, in wie fern derſelbe bey Pächten zu den remiſſionsfähigen Unglücksfällen zu rechnen, und was darunter in den Pachtcontracten zu beſtimmen iſt. Es iſt in Anſehung deſſelben ein Unterſchied zu machen, ob die Heuſchrecken, von welchen der Fraß geſchehen iſt, an dem Orte ausgebrütet worden, oder ob es ein fremdes Zugheer von dieſem Ungeziefer iſt, welches die Verheerung in den Feldfrüchten verurſachet hat. Die auswärtigen Zugheuſchrecken werden, mehr erwähntermaſſen, unſerer hieſigen Gegend gemeiniglich bey trockner Witterung, durch einen anhaltenden Oſtwind zugeführet; und in einer Zeit von wenigen Stunden können durch ein Heer dieſes Ungeziefers, die größten und ausgebreiteſten Felder verheeret, und die darauf befindlichen Früchte in ein Nichts verwandelt werden. Zur Abwendung eines ſolchen Uebels iſt alle menſchliche Vorſicht vergeblich, und es iſt daher dieſer Schade, ſo wie der Hagelſchlag, zu denjenigen Unglücksfällen zu rechnen, bey welchen eine Vis divina zum Grunde liegt; und es kann daher einem Pachter, den ſolches Unglück

trifft,

trifft, deshalb keine Schuld beygemeſſen werden. Man glaubt zwar, dieſelben, wie ich oben erwähnt habe, durch Trommeln, Schießen und anderes Gelärm, abzuhalten, daß ſie ſich an dem Orte, wo ſolches geſchieht, nicht niederlaſſen. So lange die Sonne noch hoch ſteht, und dieſe Creaturen nicht allzu ſehr vom Hunger geplaget werden, thut ſolches Mittel einige Wirkung, dergeſtalt, daß ſie dadurch wohl auf 1 oder 2 Feldmarken abgehalten werden können. Gegen Untergang der Sonne aber, und ſo bald die Luft kühl zu werden anfängt, iſt dieſes alles umſonſt. Sie können, wegen Feuchtigkeit der Abendluft, weil ihr Zug gemeiniglich gegen Ausgang des Auguſtes und im Sept. zu geſchehen pflegt, alsdann ihre Flucht nicht weiter fortſetzen, ſondern müſſen, des ihnen eingejagten Schreckens ungeachtet, ihre Lagerſtätte, wo ſie ſolche finden, auch wider ihren Willen nehmen. An denen Orten, wo ſie bey eintretenden kühlen Herbſttagen niederfallen und gemeiniglich ihr Ende finden, iſt die einzige Vorſicht, daß man ſie auf das ſchleunigſte zuſammen ſcharren nud in Gräben vergraben laſſe, damit ſie ſich nicht zumal wenn der Boden ſandig iſt, ausbreiten und noch vor ihrem Ende ihre Brut ſetzen können.

Die einheimiſchen Heuſchrecken, welche an den Orten ſelbſt erzeuget werden, ſind nicht allein weniger ſchädlich, ſondern der Schade kann auch durch vernünftige Vorſicht, wodurch man ſie in ihrer Brut tilget, und durch Anwendung der im Vorhergehenden, beſonders auch in den königl. preuß. Edicten, v. 13. Apr. und 24 Oct. 1731, vorgeſchriebenen Mittel, verhütet werden. In ſo fern alſo ein Pachter auf einem gepachteten Gute eine Brut von Heuſchrecken hat, und er zu deren Tilgung nicht die vorgeſchriebenen Mittel anwendet: ſo hat er ſich den in der Folge davon entſtehenden Schaden ſelbſt beyzumeſſen, und kann von ſeinem Verpachter keine Vergütigung dafür verlangen. Von ſelbſt

ſelbſt verſteht es ſich aber, daß, wenn die Heuſchrecken, die ihm Schaden gethan haben, auf dem Grund und Boden eines Nachbaren durch deſſen Schuld ausgekommen ſind, dem Pachter hierunter nichts zur Laſt geleget, noch ihm die nach den Rechten zuſtändige Vergütung verſchränket werden könne.

Alle dieſe verſchiedene Fälle ſind, zu Verhütung ſonſt unvermeidlicher künftigen Weitläuftigkeiten, in dem Pachtcontracte ſelbſt deutlich zu unterſcheiden, und, in welchen der Pachter eine Entſchädigung zu fordern berechtigt ſeyn ſolle oder nicht, genau zu beſtimmen.

Berlin. Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſ. 2. Band, Berl. 1775, gr. 8. S. 341, fgg.
Oeconomia forenſis, 3 Band, Berl. 1777, 4. S. 170, f.
Grab der Chikane 1. Band, Berl. 1781, gr. 8. S. 591, fgg.
I. Hoppius de edaci locuſtarum pernicie, ad L. exc. temp. 18. C. de loc. & cond. Jen. 1749.

Ehe ich ſchließe, halte ich es nicht für undienlich, noch die Frage kürzlich zu erörtern, was einen gütigen Gott bewegen könne, die Menſchen ſo zu plagen, daß mancher darüber in Umſtände geräth, wobey er überall nichts als Noth ſieht, und manchmal nicht mehr aus noch ein weiß. Es iſt zwar wohl einzuräumen, daß der ordentliche Lauf der Natur eine Art von Nothwendigkeit mit ſich führe, daß bey gewiſſer Witterung einiges Ungeziefer ſich ungewöhnlich vermehre, und denn auch natürlicher Weiſe, wo es hin trifft, Schaden thue; allein man würde der Weisheit, welche bey dem Bau der Welt der Werkmeiſter geweſen iſt, zu nahe treten, wenn man daraus folgern wollte, daß ſie dieſes bloß deswegen geſchehen laſſe, weil es die Fügung ſo mit ſich bringt. Vielmehr müſſen da, wo alles weislich geordnet iſt, beſondere Abſichten vorhanden ſeyn, warum Gott dieſes mit in ſeinen Plan genommen, und ſich ſolchen Lauf der Natur, daraus es zuweilen erfolgt, hat gefallen laſſen. Er erklärt ſich ſelbſt, daß es mit ſeinem Willen geſchehe. Er nennt

die Heuſchrecken, und anderes Geſchmeiß, ſein großes Heer, welches er unter die Menſchen ſchickt, ihren Vorrath weg zu freſſen, Joel 2, 25; daß er ihr Gewächs den Raupen gebe, und ihre Saat den Heuſchrecken, Pſ. 78, 46; und hiemit ſchreibt er ſich das Uebel, ſo daher entſteht, als ein Werk zu, welches von ihm herrührt. Müſſen alſo nicht wichtige Urſachen ſeyn, die den Gütigſten unter den Regenten bewegen, ſeine Regierung durch Verderben fürchterlich zu machen?

Wenn man uns hierauf zur Antwort giebt, es geſchehe, ein Land um der Sünde willen zu ſtrafen, ſo fertigt man uns zu kurz und auf eine unfreundliche Art ab. Es iſt wahr genug, daß die Sünde Plagen nach ſich zieht; es iſt auch unſtreitig, daß alle Strafe ein Uebel ſey; aber es folgt nicht, daß alles, was, ein Uebel oder eine Plage für uns heißt, deswegen allezeit eine Strafe ſeyn müſſe. Man müßte uns alſo erſt zeigen, daß wir nichts beſſern werth ſeyn, als daß es uns ſo geht. Es iſt nicht billig, das Gemüth eines aufs äußerſte bedrängten Haus- und Landwirthes oder Gutsherren auf eine ſo rauhe Art vollends danieder zu ſchlagen. Mehrentheils empfindet ein Land bey uns von dieſer Plage wenig oder nichts; in den Morgenländern, wo ſie eigentlich zu Hauſe gehören, mag es darin anders ſeyn. Es erfolgt bloß hieraus eben ſo wenig eine Theurung, als vom Hagel und Ungewitter; es betrifft der Schade bloß die es trifft. Einige einzele Gemeinden, und höchſtens einige einzele Provinzen, leiden darunter; ja, öfters leiden an ein und anderm Orte nur einzele Perſonen hauptſächlich, und die übrigen kommen ganz gelinde davon. Beſteht man darauf, daß es bloß eine Strafe ſey, was heißt das anders, als daß die, ſo damit heimgeſuchet ſind, vor andern als die ärgſten Böſewichter im Lande öffentlich ausgezeichnet werden. Dieſer Gedanke aber iſt nicht erträg-

erträglich; und wenn er von einigen Kanzeln auf dem Lande ſo unbedingt vorgetragen wird, ſo glaube ich, daß es mit allzu weniger Vorſicht geſchehe; indem dadurch mancher in ſeinem Glauben gänzlich irre gemacht werden kann. Man hat Beyſpiele, daß einige darüber in den Wahn verfallen ſind, man müſſe Gott nicht in die Ruthe greifen, ſondern ſich der Strafe geduldig unterwerfen; ſie haben deshalb ihre Rettung verſäumt, und ſind in den armſeligſten Zuſtand gerathen. Unglückliche Folge von einem nicht gehörig eingeſchränkten Satze! Es iſt vielmehr feſt zu ſetzen, daß, wie Gott das natürliche Gute, als: Regen und Sonnenſchein, Guten und Böſen ohne Unterſchied zutheilet, daß er eben ſo das natürliche Uebel, worunter die Heuſchrecken mit gehören, auch über Böſe und Gute zugleich ergehen laſſe. Indeſſen können die Abſichten bey beyden unmöglich einerley ſeyn. Wen ſein eigenes Gewiſſen verurtheilt, der hat es billig als eine Strafe anzuſehen; wen aber ſeine Gedanken mit allem Grunde entſchuldigen, der kann dieſes harte Bezeigen eines liebreichen Vaters nicht als etwas Böſes annehmen, ſondern muß vielmehr glauben, daß ſein wahres Beſte auf eine Art befördert werde, die ihm zwar bey dem erſten Anblicke nicht einleuchtend, aber doch gewiß genug iſt, und auch zu rechter Zeit ſich vollkommen aufklären werde. Es ſey mir erlaubt, für diejenigen, die zu den Rechtſchaffenen gehören, einige ſolcher Abſichten kürzlich zu berühren, um ſie bey ihrem Kummer dadurch einigermaßen wieder aufzurichten.

Es iſt ausgemacht, daß der Menſch um dieſes Lebens willen nicht da ſey; denn es iſt von gar zu kurzer Dauer, als daß ein Geiſt, der Einſichten hat, ſich daran ſollte begnügen können. Wir vergnügen uns hier, wenn wir nach ſolchen Einſichten handeln, an den Werken Gottes, und werden dadurch zubereitet, uns künftig an Gott ſelbſt zu vergnügen, wo er der

Gegenſtand der höchſten Luſt ſeyn wird. Unſer gegenwärtige Zuſtand iſt alſo eine Prüfung, ob wir es dahin bringen können, an den Vollkommenheiten Gottes einen Geſchmack zu finden, und uns dadurch geſchickt zu machen, künftig zu ſchmecken und zu ſehen, wie freundlich er iſt; oder, ob vir immerfort geneigt bleiben werden, dem Geſchöpfe mehr anzuhängen, als dem Schöpfer; uns in das zeitliche Leben und deſſen Bequemlichkeiten zu verlieben, und dabey alle Gelegenheit, ein Geſchick zu dem ewigen Leben zu erhalten, zu verabſäumen. In dieſer Abſicht müſſen wir verſucht werden, damit wir uns ſelbſt kennen lernen, und merken, woran es uns noch fehlt. Deswegen muß uns manchmal das Leben ſauer gemacht, und unſere beſte Luſt verſalzen werden; wir müſſen an dem, was uns am liebſten in der Welt war, einen Jammer ſehen; wir müſſen das, worauf wir uns verlieſſen, verlieren, und auch um das kommen, was wir am nöthigſten zu ſeyn glaubten. Dieſes kann uns zu dem Gefühl bringen, daß die zeitliche Freude von keiner Dauer ſey, und daß die Dinge dieſer Welt nicht hinreichen, die Glückſeligkeit eines unſterblichen Geiſtes auszumachen. Solchergeſtalt aber gereichen ſolche Plagen, womit wir manchmal heimgeſuchet werden, uns nicht zur Strafe, ſondern erleichtern uns vielmehr den Weg zu einem dauerhaftern Glücke. Insbeſondre ſollen Haus- und Landwirthe daher Anlaß nehmen, über den Wohlſtand ihrer Saaten, die ſo vielen Unfällen unterworfen ſind, ſich nicht zu ſehr zu freuen, noch auch fruchtbare Aernden als ein Werk anzuſehen, welches ſie ſich ſelbſt zuzuſchreiben hätten, oder als ein Vermögen, welches ihnen ihre Hand bereitet; ſondern vielmehr erkennen, daß ſie Gott zugehören, daß er ſie geben und nehmen könne, wem er will. Wenn wir darüber in Noth gerathen, ſo haben wir die ſtärkſte Aufmunterung, ihn zu ſuchen, und deſto eifriger zu beten;

damit

damit kommen wir in eine Näherung zu ihm, die wir vielleicht bey einem anhaltenden Wohlſtande verabſäumten. Es iſt daher etwas ſehr löbliches, wenn zu ſolcher Zeit täglich Betſtunden gehalten werden; denn man legt dadurch ein öffentliches Zeugniß ab, daß man Gott für den oberſten Herrn erkenne, und daß man ihn, der zugeſchickten Plage ungeachtet, doch für ſo gütig halte, daß man ſeine Zuflucht zu ihm nehmen dürfe, und Hülfe und Rettung mit Zuverſicht erwarten könne, von dem, der ſchon Malach. 3, 1. geſprochen: Ich will für euch den Freſſer ſchelten, daß er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderben ſoll.

So habe ich denn die Heuſchrecken auch als Chriſt betrachtet. Wie viel lieſſe ſich nicht hiebey noch ſagen! Aber es iſt hier der Ort nicht zum Predigen. Ich empfehle hierüber Rathlefs Werk, deſſen Titel ich weiter unten anführen werde. Ich begnüge mich, eine Anleitung gegeben zu haben, einzuſehen, was für Vortheil ein Haus- und Landwirth davon habe, wenn er zugleich ein wahrer Chriſt iſt. Ich wünſche allen dieſe ſo nöthige Eigenſchaft!

Ob gleich die Heuſchrecken, zumal wenn ſie ſich außerordentlich vermehren, unter die ſchädlichen Inſecten mit Recht gerechnet werden können: ſo haben ſie doch mit den übrigen Inſecten den Nutzen gemein, daß ſie verſchiedenen Thieren zum Futter dienen, welche hernach wieder den Menſchen zur Speiſe werden, oder auf eine andere Art zum Nutzen dienen müſſen. Inſonderheit iſt es ein Glück für die Einwohner eines Landes, welches die Heuſchrecken öfters zu beſuchen pflegen, daß die Natur, welche nichts umſonſt hervor bringt, ſondern, um das Gleichgewicht und Wohl des Ganzen zu erhalten, alles zu gewiſſen Endzwecken beſtimmt. Denn dieſe Heuſchrecken dienen ſehr vielen

vierfüßigen Thieren, wie auch Vögeln, zu einer recht ſchmackhaften Speiſe. Unter den Vögeln ſind beſonders die Kraniche, Störche, Stahre, Raben, Krähen und Auerhähne, die ſie fleißig aufſuchen; und eben dieſes hat man auch an den Füchſen und Schweinen, ja Hunden und Katzen, wahrgenommen. Wie denn auch, zu Ausrottung der Heuſchrecken, vielerley Arten von kleinen Vögeln, Inſecten, Eidechſen, Fröſchen u. a. m. die nicht nur die Eyer derſelben, ſondern auch kleine junge Heuſchrecken in Menge verzehren, nicht wenig beytragen.

Ich habe oben, S. 441, beyläufig erwähnt, daß Hr. Paſt. **Möller** einen Verſuch gemacht habe, mit den in den Gräben gefangenen Heuſchrecken das Federvieh zu füttern. Die Art, wie er ſie dem Federvieh gab, beſtand darin, daß er einen Sack voll auf einmal in einen Pfuhl, der auf dem Hofe war, ſchütten ließ, nachdem er alles Federvieh dahin hatte locken laſſen. Die Gänſe und Aenten, welche auf dem Pfuhle ſchwammen, ſahen ſie eine Weile mit Erſtaunen an, und thaten Anfangs, als ob ſie ſich nicht heran getraueten. Als aber der eingeſchüttete Haufe auf dem Pfuhle ſich ausbreitete, und die ganze Oberfläche davon zu kriebeln und wiebeln anfieng, verſuchten einige, nach denen, ſo ihnen zu nahe kamen, zu ſchnappen; die ganze gefiederte Geſellſchaft fand Geſchmack daran, und es ward Kirmſe auf dem Pfuhle. Die wälſchen Hühner ſtanden am Rande, und ſahen über den Bord; ſie ſchienen ſie zu kennen; denn ſo bald ſie die Schalung erreichten, und daran in die Höhe krochen, laſen ſie dieſelben ſorgfältig ab. Endlich merkten es auch die gemeinen Hofhühner; und alle, die über den Bord entkamen, wurden ihnen zu Theil. Mittags und Abends fanden die Schweine noch die übrigen, die in dem Pfuhle untergangen waren. Das Federvieh gewöhnte ſich hieran ſo ſehr, daß, wenn es nur einen Sack zu ſehen bekam, ihm ſo zu Muthe ward, als ob in allen Säcken Heuſchrecken ſeyn müßten.

In Arabien, inſonderheit in den Gegenden von Moſul und Haleb, giebt es einen gewiſſen Vogel, welcher die Heuſchrecken begierig verzehrt, und daher der Heuſchreckenfreſſer, von den Arabern Samarmar, oder nach der Ausſprache anderer Samarmog genannt wird. Er ſoll ſchwarz, und größer als ein Sperling, aber nicht angenehm zu eſſen ſeyn. Er ſoll täglich eine große Menge derſelben verzehren; doch ſollen, wie die Araber erzählen, die Heuſchrecken ſich zuweilen gegen ihn zur Wehre ſetzen, und ihn, wenn ſie zahlreich genug ſind, um ſeiner mächtig zu werden, ihn ſo gar auffreſſen.

Wenn die Kinder in den Städten auf der Gränze von Arabien eine lebendige Heuſchrecke in die Hände bekommen, ſetzen ſie dieſelbe vor ſich, und rufen: Samarmog! Und weil die Heuſchrecke ſich alsdann vor dem Laute oder der Bewegung des Knaben niederbückt, oder ſich ſonſt an dem Orte, wo ſie ſitzt, anhält: ſo hat man den Kindern eingebildet, daß ſie ſich ſo gar vor dem Namen ihres Feindes fürchte, und ſich vor ihm verkriechen, oder einen Stein gegen ihn werfen wolle. Dieſer Vogel iſt in Moſul und Haleb nicht einheimiſch, ſondern man holt ihn aus Choraſan, und zwar mit vielen Ceremonien. Wenn ſich nämlich die Heuſchrecken ſehr häufig zeigen, ſo ſchickt die Regierung einige glaubwürdige Männer zu einer Quelle, nahe bey dem Dorfe Samarun, welches in einer Ebene zwiſchen vier Bergen, nicht weit von Meſched oder Muſa erridda, in der erwähnten perſiſchen Provinz, liegt. Die Abgeſandten füllen daſelbſt einen Kaſten mit Waſſer aus der Quelle ſelbſt, mit der zu dieſer Handlung vorgeſchriebenen Ceremonie. Sie verpichen den Kaſten ſorgfältig, damit das Waſſer nicht ausdünſten, oder gar verſchüttet werden möge, ehe ſie wieder nach Hauſe kommen. Der Kaſten muß ferner von der Quelle an, bis zu der Stadt, die es holen läßt, weder auf die bloße Erde geſetzt werden, noch unter Dach kommen, ſondern beſtändig zwiſchen Himmel und Erde bleiben; denn ſonſt verliert das Waſſer alle ſeine Kraft. Da Moſul mit einer Mauer umgeben iſt, ſo darf dieſes Waſſer nicht einmal durch das Stadtthor getragen werden, ſondern man zieht es über die Stadtmauer, und befeſtiget den Kaſten hernach oben auf die Moſchee Nebbi Gurgis, welche ehemals eine Kirche war, und ſeit vie-

len Jahren die beſondere Ehre vor allen andern Plätzen in der Stadt gehabt hat, daß der Kaſten mit dieſem Waſſer auf derſelben ausgeſtellt worden iſt. Wenn das Waſſer alſo mit aller gehörigen Sorgfalt aus Choraſan geholt worden iſt, ſo glauben die gemeinen Muhamedaner, Chriſten und Juden zu Moſul, daß der Samarmog dem Waſſer folge, und ſo lange in der Gegend bleibe, als noch ein Tropfen davon in dem Kaſten auf Rebbi Gurgis übrig iſt. Hr. Hauptmann Niebuhr ſah auf dieſem Kaſten ein großes Storchneſt, und bezeigte deswegen gegen einen der angeſehenſten Chriſten dieſer Stadt ſeine große Verwunderung über den feinen Geruch des Samarmog, welcher, aller der auf dem Kaſten liegenden Unreinigkeiten ungeachtet, dennoch das Waſſer riechen könnte. Dieſer antwortete darauf nicht, war aber gar nicht damit zufrieden, daß die Regierung dem Storche erlaubt hätte, ſein Neſt auf einem ſo großen Schatze zu bauen, und noch weniger, daß man in den letzten 8 bis 9 Jahren kein friſches Waſſer geholt hatte.

Man will bemerkt haben, daß die Heuſchrecken, wenn ſie um Moſul ankommen, in dem erſten Jahre kleinen großen Schaden thun, daß ſie ſich aber in die Erde verkriechen, und ſich in dem folgenden unendlich vermehren. Wenn die Heuſchrecken ſich nun in einiger Menge zeigen, ſo iſt der Paſcha vermuthlich genöthigt, das Waſſer mit großen Koſten aus Choraſan kommen zu laſſen, wofern er nicht von dem Pöbel die Klagen hören will, daß er Schuld daran ſey, wenn die Heuſchrecken die Früchte in ſeinem Gebiethe verzehren. Sind aber die Heuſchrecken die liebſte Nahrung des Samarmog, und hat er einen ſo ſtarken natürlichen Trieb, auch alle diejenigen zu erwürgen, welche er nicht ſelbſt verzehren kann, ſo wird er ſie wohl von ſelbſt aufſuchen, und die Herren zu Moſul könnten ohne Zweifel die Mühe und Koſten erſparen, das Waſſer aus Choraſan zu holen. In dem Caſtell zu Haleb ſoll gleichfalls etwas von dem Waſſer aus der erwähnten Quelle in Choraſan aufbehalten werden, um den Samarmog nach dem Gebiete dieſer Stadt zu locken. Niebuhr erzählt, er habe Leute geſprochen, die zwar den Kaſten, worin dieſes Waſſer geweſen war, geſehen hatten, keiner aber erinnerte ſich, daß zu ſeiner Zeit friſches Waſſer geholt worden wäre.

Die Heuſchrecken dienen auch den Menſchen zur Speiſe und Delicateſſe; und diejenigen Völker, die mit ihnen ihre Landplage aufeſſen, beſitzen wohl die

nütz-

nützlichſte Naſchhaftigkeit. Dieſes wird zwar manchem bey uns ſeltſam vorkommen, weil ſie unter uns eine ungewöhnliche Speiſe ſind, die uns, weil wir nicht daran gewöhnt ſind, großen Ekel verurſachen würde. Allein, vielleicht trägt man in ſolchen Gegenden ebenfalls Bedenken, zu glauben, daß wir Schnecken und Fröſche unter die Delicateſſen rechnen. Die Heuſchrecken waren ſchon ehemals im jüdiſchen Lande und in den umliegenden Gegenden eine bekannte Speiſe, weil Gott durch Moſen vier Arten zu eſſen erlaubte, als: Arbe mit ſeiner Art, und Selaam mit ſeiner Art, und Hargol mit ſeiner Art, und Hagab mit ihrer Art, 3 Moſ. 11, 22. (ob es gleich ſo richtig noch nicht ausgemacht iſt, ob dieſes lauter Gattungen von Heuſchrecken ſeyn;) und ſelbſt **Johannes der Täufer** von Heuſchrecken und wildem Honig lebte. Einige rechnen auch die Wachteln, welche über das Lager der Iſraeliten fielen, und ganze Tagereiſen weit 2 Ellen hoch lagen, deren 2 Moſ. 16, und 4 Moſ. 11. gedacht wird, unter die obigen vier Gattungen von Heuſchrecken, obgleich **Rathlef** jene für die aſiatiſchen Zugvögel, die Seleuciden, hält, deren **Plinius** gedacht hat, welche Meinung auch ſchon von **der Hardt** gehäget hat. **Rudbeck** und **Zeltner** halten die Selaven für fliegende Fiſche; welcher Meinung auch der Hr. Ritter **Michaelis** beypflichtete.

Diejenigen, welche dieſe Wachteln für Heuſchrecken halten, führen folgende Gründe an. Zu geſchweigen, daß es ſich nicht wohl begreifen laſſe, wie ſich eine ſolche ungeheure Menge Wachteln erzeuget und ſich in ein ſolches Heer verſammelt habe: ſo würden ſie durch das Aufhängen um das Lager nur deſto eher verdorben und ſtinkend geworden ſeyn, anſtatt daß dieſes zu ihrer längern Erhaltung hat geſchehen ſollen, wovon man hingegen weiß, daß es noch heut zu Tage mit den Heuſchrecken geſchieht. Hernach laſſen ſich auch die Wachteln nicht ſo leicht fangen, wohl aber die Heuſchrecken, wenn ſie in Menge kommen, und über einander her liegen. Auch will es ſich nicht wohl zu den Wachteln ſchicken, daß man ſie nach Homors gemeſſen. Die Zahl der Heuſchrecken aber anzugeben, würde unbe-

unbequemer ſeyn, als ihre Menge nach einem gewiſſen Maße zu beſtimmen. Es halten ſie auch weder die ältern noch neuern Rabinnen für Wachteln, ob ſie gleich auch ſelbſt nicht wiſſen, was ſie aus den Selavim, wie ſie in der Bibel genannt werden, machen ſollen. Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus hat ſie zuerſt Wachteln genannt, weil er nicht wußte, was er daraus machen ſollte, und das griechiſche Wort, deſſen ſich die LXX Dolmetſcher bedienen, viele Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welches eine Wachtel bedeutet; deſſen Meinung hernach die Ueberſetzer der Bibel gefolgt ſind.

Wenn man annimmt, daß die Wachteln der Iſraeliten Heuſchrecken geweſen ſeyn, ſo kommt eine entſetzliche Anzahl derſelben heraus. Sie lagen hier eine Tagereiſe und dort eine Tagereiſe weit, 2 Ellen hoch. Nimmt man die Länge einer jüdiſchen Elle, zu $\frac{3}{4}$ der unſrigen, d. i. 18 Zoll lang, und eine Tagereiſe zu 3 Meilen an, ſo erſtreckten ſie ſich auf 6 Meilen in die Länge, und 6 Meilen in die Breite, und nahmen 36 Quadratmeilen ein. Ich will, wie oben, 90 Heuſchrecken auf dem Boden eines Quadratſchuhes annehmen, und daß ſie, nach der Höhe von 2 Ellen oder 36 Zoll, 36 fach über einander gelegen haben: ſo müſſen auf dem Raume von 1 Quadratſchuh, 36mal 90, d. i. 3240 Heuſchrecken gelegen haben. Eine Quadratmeile enthält 576,000000 Quadratſchuh. Mithin hat dieſelbe 576,000000mal 3240, d. i. 1,866240,000000, und alſo der ganze Raum 36mal ſo viel, oder 67,184640,000000 Heuſchrecken in ſich gefaßt.

Diejenigen, welche behaupten, daß es wirkliche Wachteln geweſen, womit Gott ſein Volk in der Wüſte geſpeiſet hat, beziehen ſich auf übereinſtimmende neuere Nachrichten von der Menge dieſer Geſchöpfe; z. B. was Miſſon und die breslauiſchen Naturgeſchichte melden, daß die Wachteln in großen Heeren aus Europa nach Afrika ziehen, und von da wieder zu uns kommen, und könne man bey Oſtia ihre Abreiſe und Wiederkunft ſehen; ſie fallen beſonders auf der Inſel Capri nieder, und werden von den Bauern in großer Menge in den Händen gefangen. Auf dieſer Inſel zieht der Biſchof ein großes Einkommen von den Wachteln, daß auch ſein Biſthum il Veſcovado delle caglie deswegen genannt wird. In Arabien und Perſien iſt noch jetzt ein Vogel unter dem Namen Salva bekannt. Forskal, der Gefährte des Hrn. Hauptm. Niebuhr, hatte den Namen Selva von einem Jäger in Alexandrien gehört, den Vogel ſelbſt aber nicht erhalten können. Er ſchrieb deswegen an den Conſul Morina, und erhielt die Antwort, daß der

Vogel

Vogel Selou eben derſelbe ſey, welchen die Franzoſen Roi des cailles nennen, und daß man ihn im Frühlinge in der Gegend von Alexandrien antreffe. Er hatte zu Conſtantinopel gehört, und der Kanzelleyrath Schumacher, welcher ſich in dieſer Stadt viele Jahre aufgehalten hat, verſichert es gleichfalls, daß die Wachteln im Anfange des Septembers in ſo großer Menge über das ſchwarze Meer kommen, daß man ſie zu dieſer Zeit an dem Ufer deſſelben, und in andern Gegenden von Conſtantinopel, bisweilen mit Händen greifen könne, wenn ſie ſich, von der langen Reiſe ermüdet, zum erſtenmal ſetzen. Dieſes gab dem Hrn. Forskal Urſache, zu glauben, daß Moſis Selav die Wachtel ſey.

Iobi Ludolfi Schreiben von den Heuſchrecken, ſo die Kinder Iſrael gegeſſen, ſt. in den monatl. Unterredungen ꝛc. Jul. 1689, S. 772, fgg.

Eb. Deſſ. diſſ. de locuſtis, anno praeterito immenſa copia in Germania viſis, cum diatriba, qua ſententia Auctoris nova de שלוים, Selauis, ſive locuſtis, cibo Iſraëlitarum in deſerto, defenditur & argumentis contrariis viri docti reſpondetur, Frf. M. 1694, f. ſt. auch im zweyten Anh. zu Deſſen hiſtoria aethiopica.

Io. Dav. Michaelis, lex Moſaica, Deut. XXII, 6. 7. ex hiſtoria naturali & moribus Aegyptiorum illuſtrata, Gott. 1757, 4.

Rath ef, ſiehe weiter unten im Verzeichn. der Schriften von den Heuſchrecken.

Olavi Rudbeckii, fil. Ichthyologiae biblicae Pars prima, de Ave Selav, cujus mentio ſit Num. XI, 31, in qua contra Bocharum & Ludolfum, non avem aliquam plumatam, nec locuſtam fuiſſe, ſed potius quoddam piſcis genus, manifeſtis demonſtratur argumentis, Vpſ. 1705, 4. 20 B.

Daß die Heuſchrecken die Speiſe des Johannes in der Wüſte, wo er predigte, geweſen ſey, wird Matth. 3, 4. mit dürren Worten angezeigt. Er aß ſie, wie es damals die armen Leute zu thun pflegten, mit wildem Honig.

Die ehemaligen Ausleger, welche entweder nicht gewußt, oder nicht haben glauben wollen, daß man in fremden Ländern die Heuſchrecken zu eſſen pflege, haben ſie entweder für die Spitzen gewiſſer Baumblätter, der Aehnlichkeit der Wörter Ακρεδιαν und Ακρις wegen, gehalten, oder haben geglaubt, daß ſie die Hülſenfrucht eines in den wärmern Ländern wachſenden Staudengewächſes, Ceratonia *Linn.* welche man daher auch Johannisbrod zu nennen pflegt, oder die Seeheuſchrecken, d. i. eine Art Krebſe, welche Johannes im Jordan gefiſcht hätte, geweſen ſeyn. Allein, es iſt kein Grund vorhanden, warum man

man auf eine gezwungene Auslegung fallen ſollte, da es, wie aus dem Folgenden erhellet, eine ausgemachte Sache iſt, daß in vielen auswärtigen Ländern die Heuſchrecken eine gewöhnliche Speiſe seyn.

De locuſtis S. Joannis Baptiſtae, ſ. Galleria di Minerva, To. VI. in Venez. 1708, f. S. 162.

Io. Iac. Baieri animadverſio de veſtitu & alimento S. Joannis Baptiſtae, Math. III, 4. Marc. 1. 6: ſt. in Deſſen animadverſion. phyſico-medicis in quaedam loca Novi foederis *D. N. I. C Altorf.* 1736, 4. S. 7, ſqq. und in *Ge. Goezii* Faſc. *I.* variar. celeb. Medicor obſſ. &c, Altorf. 1740, 8. S. 56—62.

Nic. Hier. Gundlings Anmerkungen von Johannis Kleide und Gürtel, desgleichen ob er Heuſchrecken und wild Honig gegeſſen? ſt. im 26 St. der *Gundlingiana*, Halle, 1721, 8. S. 53—62.

Oſſervatione del *Ant Vallisnieri* ſopra gli Cavalette, o Locuſte, che mangiava nel deſerto San. Giovanni, che choſa foſſero ſt. im 7 Th. der Galleria di Minerva in Venez. 1717, f. S. 8.

Auch nachher ſind die Heuſchrecken von verſchiedenen Völkern gegeſſen worden. **Plinius** meldet, daß die Heuſchrecken bey den Parthern unter die angenehmſten Speiſen gerechnet worden seyn. **Diodor** gedenkt noch beſonders eines äthiopiſchen Volkes in Afrika, welches bey Mauritanien wohnte, und den Namen der Akridophagen oder Heuſchreckenfreſſer bekommen, weil dieſes Inſect ſeine beſtändige Nahrung geweſen. Der Admiral **Drake**, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt, beſtätigt dieſe Nachricht von den Bewohnern der Gränzen der äthiopiſchen Wüſteneyen. Im Frühlinge bringen ihnen gewiſſe warme von Weſten kommende Winde unzählich viel Heuſchrecken mit. Da ſie nun weder Vieh noch Fiſche haben, ſind ſie genöthigt, ſich mit dieſen Heuſchrecken zu ernähren, welche ſie ſchaarenweiſe ſammeln. Sie pflegen nämlich zeitig im Frühjahre auf dem freyen Felde viele feuerfangende Sachen aus den nächſten Gegenden in langen Reihen zuſammen zu bringen, und geben alsdann fleißig Acht, wenn die Heuſchrecken ankommen. Wenn dieſe nun gleichſam wie Wolken vom Winde daher getrieben werden, zünden die Einwohner, wenn die Heuſchrecken ganz nahe ſind, ihre lange Hau-

fen

ſen an. Die Heuſchrecken, welche darüber fliegen, müſſen von dem Dampfe erſticken, und fallen daher haufenweiſe nieder; da ſie denn die Einwohner ſammeln, mit Salz beſtreuen, oder auch mit Salzwaſſer beſprengen, und wenn ſie davon hinlänglich durchbeizt ſind, an der Sonne oder im Ofen trocknen, da ſie ſich denn das ganze Jahr hindurch halten. **Leo Afrikanus** ſchreibt, daß ſich die Einwohner in Arabien und Libyen auf die Ankunft der Heuſchrecken freueten, indem ſie dieſelben entweder geſotten eſſen, oder an der Sonne dörren, und zu Mehl ſtoßen. **Beda** meldet, daß im gelobten Lande die Heuſchrecken eines Fingers lang und ſehr häufig wären, daß ſie geſotten und mit Oehl gegeſſen würden, und eine Speiſe der Armen wären. Man findet auch Spuren, daß ſie von den Griechen gegeſſen worden ſind. **Peter Kirſten** verſichert, daß ihm ſein Lehrmeiſter erzählt habe, wie er ſelbſt Heuſchrecken mit vielem Appetit gegeſſen habe, daß ſie in Arabien nicht nur von den Armen, ſondern auch von denjenigen, welche niedlicher Speiſen gewohnt wären, gegeſſen würden; man riſſe ihnen die Flügel und Beine ab, und hinge ſie am Halſe an der Sonne auf; wenn ſie nun von der Hitze aufgelaufen wären, und gleichſam zu kochen anfingen, gäben ſie ihnen eine angenehme Speiſe ab. **Ludolf** führt an, daß ihm ein Rabbi aus der Barbarey erzählt habe, daß man daſelbſt die Heuſchrecken geſotten, mit Salz, Pfeffer und Eſſig zu eſſen pflegte; imgleichen aus einem Manuſcript **Dav. Schelhammer's**, Bibliothekar. zu Hamburg, daß ſie auf der Küſte Guinea an der Sonne gedörret, und alsdann gegeſſen würden. Die Chineſer rechnen ſie unter die Delicateſſen. In Amerika, vornämlich in Terra firma, werden ſie, wie **Ludolf** berichtet, fäſſerweiſe eingeſalzen oder auch gedörret, zu Markte gefahren. Er hat auch mit den Heuſchrecken, im J. 1693, ſelbſt den Verſuch gemacht. Er ſott ſie nach

nach Art der Krebſe; und da ſich ein Mädchen hatte bereden laſſen, ſie zu verſuchen, und ſie wohlſchmeckend fand, ſo folgten alle ſeine Leute, und endlich er ſelbſt auch nach. Sie ſchmeckten wie Krebſe, und bekamen ihnen auch allerſeits wohl. Wenn ſie geſotten ſind, ſind ſie roth wie ein Krebs, und ihr Fleiſch iſt weiß und trocken, wie bey den Krebſen. Einige vergleichen ihren Geſchmack mit den Krabben, oder uneingeſalzenen Häringen. Geräuchert ſollen ſie einen etwas widrigen Geruch und Geſchmack haben; vielleicht iſt dieſes aber den dortigen Einwohnern ein angenehmer Geſchmack, wie manche bey uns das Wildbret alsdann am liebſten eſſen, wenn es etwas riecht. In der afrikaniſchen Barbarey verdienen die Landleute viel Geld damit. Sie ſuchen die erſten jungen Heuſchrecken fleiſſig auf, bringen ſie in die an der Seeküſte liegenden Städte, und verkaufen ſie ſehr theuer, wo ſie ſo angenehm ſind, als bey uns die erſten grünen Erbſen. Dieſe Bauern gebrauchen ſie auch nachher 4 Monate hindurch zu ihrer gewöhnlichen Speiſe.

Mit dieſen ältern Nachrichten ſind die neuern völlig übereinſtimmend. Die erſte neue Nachricht ertheilt uns der Carmelit, Angelus von St. Joſeph, der ſich von 1664 bis 1678 in Perſien aufgehalten hat. Nach ſeinem Berichte, kamen im Frühjahre groſſe Heere Heuſchrecken, aus den arabiſchen Wüſten nach Perſien. Die Perſer begaben ſich, bey ihrer Ankunft, auf das Feld und auf die Dächer, und machten vielerley Geräuſch mit Trommeln, Keſſeln und andern klingenden Gefäſſen, um dieſe fliegende Feinde abzutreiben. Er hat, in Geſellſchaft der Araber, dieſe Heuſchrecken gegeſſen, nachdem ſie in Waſſer mit Salz gekocht worden. Nach der Verſicherung, welche Haſſelquiſt auf ſeiner Reiſe nach der Levante von einem Gelehrten oder Sheikh, mit dem er in Cairo Bekanntſchaft gemacht, und der ſich 6 Jahre in Mecca aufgehalten hatte, erhielt,

hielt, iſt in Mecca, welcher Ort ſein meiſtes Getraide von Aegypten bekommen muß, zuweilen große Hungersnoth, wenn in dieſem Lande, wo ihr Kornhaus iſt, Mißwachs einfällt, oder wenn die Zufuhre aus andern Urſachen ausbleibt. In ſolchem Falle ſammeln die Einwohner dieſes Ungeziefer in großer Menge, trocknen ſie ſtark in der Sonne, mahlen ſie in ihren Hand-Mühlen zu einem Mehl, oder ſtoßen ſie in einem Mörſer zu einem feinen Pulver. Dieſes Mehl machen ſie mit Waſſer zu einem Teige, und verfertigen daraus dünne Kuchen, die ſie wie ihr gewöhnliches Brod in einer eiſernen Pfanne backen, welches, im Mangel einer beſſern Nahrung, zur Erhaltung des Lebens dient. **Haſſelquiſt** erkundigte ſich weiter, ob nicht die Heuſchrecken, außer dieſem Nothfalle, ordentlich von den Arabern gegeſſen würden. Der Sheikh bejahete dieſes, und ſagte, es ſey nichts ungewöhnliches, daß man ſie dieſe Thiere außer der Zeit, da das Land vom Hunger geplaget würde, eſſen ſähe. Sie kochen ſie Anfangs eine ziemliche Zeit in Waſſer, thun alsdann Butter hinzu, und machen ſolcher Geſtalt aus den Heuſchrecken eine Art von Fricaſſee, welches nicht unangenehm vom Geſchmacke iſt, wie er verſichern konnte, weil er ſelbſt dergleichen gegeſſen hatte.

Der Heuſchrecken Gebrauch zur Nahrung bey den Arabern, von Fr. Haſſelquiſt bemerket und überſchrieben, ſ. im 14 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1752, S. 81—84, und in 2 B. der phyſik. oeconomiſchen Wochenſchr. Stutg. 1758, 4. Col. 522, f.

Es fragt ſich hiebey, ob die Heuſchrecken eine geſunde Speiſe ſeyn, oder nicht? Die meiſten halten ihr Fleiſch für geſund. **Aldrovand** giebt ſie ſo gar als ein Mittel wider den Stein, Ausſchlag und Waſſerſucht an. Andere wollen das Gegentheil, und zwar daher behaupten, weil, nach des **Diodor's** Bericht, die Völker in den wüſten Gegenden von Afrika, welche ſich größten Theils von Heuſchrecken nähern, von ſehr

elender Leibesbeſchaffenheit ſeyn, und ihr Alter kaum auf 40 Jahr bringen; und daß, wenn ſie ſich dieſem Alter nähern, in ihrem Fleiſche geflügelte Ungeziefer erzeuget werden, welche ihnen zuerſt ein heftiges Jucken verurſachen, und ſich ſo häufig vermehren, daß in kurzer Zeit alles Fleiſch auf dem ganzen Leibe davon wimmelt. Sie freſſen ihnen erſtlich den Bauch, und hernach die Bruſt, auf, und verzehren daran alles bis auf die Knochen, ſo, daß alle dieſe Menſchen, welche ſich bloß vom Ungeziefer, nähren, auch wieder vom Ungeziefer gefreſſen werden. Es iſt aber hier noch die Frage, ob alles dieſes wirklich von dem Genuſſe der Heuſchrecken, oder nicht vielmehr von dieſer Völker ſchlechten und elenden Nahrung überhaupt, oder auch von der Beſchaffenheit der Luft, herrühre.

Was den Gebrauch der Heuſchrecken in der Medicin betrifft, ſo iſt er ſehr eingeſchränkt. Dioſcorides verſichert, daß die Inſecten, wenn ſie als ein Räuchermittel gebraucht werden, die Verhaltung des Urins vornämlich bey Frauensperſonen, heben; andere rathen ſie in der Mutterbeſchwerung. Man trocknet ſie in dieſer Abſicht, und macht ſie zu Pulver, welches man, zu 12 bis 20 Gran, mit Bruchkraut= oder Nachtkraut=decoct eingiebt. Linné meldet, daß das Landvolk in Schweden die Warzen an ihren Händen von der groſſen grünen Heuſchrecke beißen laſſe, welche beym Beiſſen eine Feuchtigkeit auf die Wunde geifert, wovon die Warze vertrocknet.

Endlich habe ich noch einige auf merkwürdige Heuſchreckenſchwärme zum Vorſchein gekommene Gedächtnißmünzen zu beſchreiben.

Zum Andenken der im J. 1693 nach Deutſchland gekommenen Heuſchrecken, verfertigte Chriſt. Wermuth in Gotha zwey Schauſtücke von 1 Loth in Silber, zu 1 Rthl.; in Gold, zu 5 Ducaten, à 15 Rthlr.; in Kupfer, à 8 Gr.; in engl. Zinn, à 6 Ggr. Auf der erſten war die Hauptfigur ein

ganzer

ganzer Schwarm fliegender und kriechender Heuſchrecken, mit der in Reimen verfaßten Ueberſchrift in 2 Reihen:

Denk an das ſchreckliche Heuſchreckenheer,
Daß dich nicht Gottes Zorn verzehr.

Die Rückſchrift beſtand in 12 Zeilen, und lautet alſo: Morgenländ. Heuſchrecken, welche aus Türkey kommende im AVGVSTO und SEPTEMBR. 1693. durch Ungarn, Oeſterreich, Schleſien, Böhmen, Voigt- und Oſterland in Thüringen gezogen, allda ſie erfrohren, und dem Viey zur Speiſe worden. C. W.

Auf dem Avers der zweyten Medaille war eine große auf allerhand Gewächſe abwärts fliegende Heuſchrecke vorgeſtellt, mit der Ueberſchrift: IRAE NVNCIA DIVINAE. Der Revers führte folgende Aufſchrift in 13. Zeilen: INGENS LOCVSTARVM EXERCITVS EX ORIENTE VNGARIAM AUSTRIAM SILESIAM BOHEMIAM VOIGT-ET OSTLANDIAM THVRINGIAM TRANSIIT MENSE AVGVSTO ET SEPTEMBRI MDCXCIII. C. W.

Zwo andere Gedächtnißmünzen wurden von dem breslauiſchen Medailleur Joh. Kittel verfertiget. In der erſten, Fig. 1331 a), ſahe man auf der einen Seite die Stadt Breslau vorgeſtellt, wie darüber aus ſchweren Wolken, unter feurigen Blitzen, Schloſſen herab fallen; mit der Umſchrift: GOTT STALTE BRESLAV. IN. DEM. IAHR. (wobey das im Vorgrunde liegende Täfelchen alſo bezeichnet iſt: 28 AVG. 1693.) SO HAGEL. Die Gegenſeiten zeigte die Zeit, in Geſtalt eines alten Mannes mit Flügeln auf dem Rücken, welcher mit einer Senſe ein Ey entzwey hauet, aus welchem zwey Heuſchrecken fliegen. Die dritte fraß auf dem Boden. Die Ueberſchrift dieſer Seite lautet: ALS HEVSCHRECKEN DAR. Im Abſchnitt ſteht: *6. SEP. A. 1693.

Auf der andern, Fig. 1331 b), ſtellt der Avers eine an eine Eiche gelehnte, aufgerichtete, viereckige Tafel dar, worauf folgende Schrift in 7 Zeilen zu leſen iſt: FREMDE HEVSCHRECKEN IN DEVTSCHLAND GESEHEN. M.DC.XCIII. Zur rechten Seite derſelben iſt ein fruchtbares und vollſtehendes Getraidefeld; und zur linken eine Wieſe mit zuſammen gerechten Heuhaufen. Auf dem Revers iſt die Abbildung einer ſolchen Heuſchrecke zu ſehen, mit der Umſchrift: EIN DIENER DES HERRN DER HERSCHAREN.

Von beyden wird der damalige Paſtor der Kirche St. Maria Magdalena in Breslau, Caſp. Neumann, für den

Erfinder angegeben. Eigentlich aber haben die zwey Predigten, welche Derſelbe von dem ſchweren Donnerwetter, und den Heuſchrecken, d. 22. Oct, und 6. Nov. deſſelben Jahres gehalten und in Druck gegeben hat, den Medailleur Kittel veranlaßt, ſelbſt dieſe zwo Gedächtnißmünzen zu erfinden. Von der letzten Predigt, deren Text Sprichw. Sal. 30, 27, war: Heuſchrecken haben keinen König, dennoch ziehen ſie aus mit Haufen, findet man in Köhlers hiſtor. Münzbeluſtig. 21. Th. Nürnb. 1749, 4. S. 91, fgg. einen Auszug.

Auf die Heuſchrecken im J. 1748, hat der Medailleur in Breslau, Wil. Kittel, des erwähnten Sohn, eine kleine Medaille erfunden, und in Silber für 8. Gr. oder 30. Kreuzer, in Golde aber von 1½ Dukaten für 4 Rthlr. 9. Ggr. ausgefertiget; Fig. 1331. c) Auf der erſten Seite ſieht man das Bildniß einer Heuſchrecke, mit der Umſchrift: EIN VNGEBETNER GAST. Auf dem Abſchnitt iſt zu leſen: AVS FREMDEN LANDEN. Auf der andern Seite iſt ein ganzer Zug oder Schwarm Heuſchrecken vorgeſtellt, und darunter ein Wald und Feld angedeutet, mit der Umſchrift: KOMMT FELD UND WALD ZUR LAST. In dem Abſchnitt ſteht 1748.

Some obſervations of Swarms of ſtrange Inſects, and the miſchiefs done by them, ſt. im 1. B. der Philoſ. Tranſact. for. A. 1665. and 1666, No. 8. S. 137, f.

Ital. überſ. u. d. T. Alcune oſſervationi degli Sciami di ſtrani Inſetti, e de' danni fatti da loro, ſt. im Giornale de Letterati per l'anno 1671. in Roma, 4. S. 16.

Nachricht von Heuſchrecken, welche bey Jena wie ein Kriegesheer angekommen, ſt. in der Abbild. in den monatl. Unterred. Oct. 1693, S. 838, fgg.

Relazione delle diligenze uſate nell' anno 1716, per diſtruggere le cavalette. Firenze, 1716, 4.

Von Heuſchrecken, ſ. Bresl. Samml. 9. Verſ. Jul. 1719, S. 120, f.

Eines wohlmeinenden chriſtl. Nachbars umſtändliche Beſchreibung der Raupen, Maden, Käfer, Heuſchrecken, und andern Ungeziefers. 1731, 8. 2. B.

Beſchreibung der Heuſchrecken, beſonders der heurigen 1748. Dresd. und Lpz. 8. 4. und ein halber Bog. n. 1. K. T.

An account of the Locuſts, which did vaſt damage in Walachia, Moldavia and Tranſilvania, in the years 1747 and 1748; and of ſome Swarms of them, which in the months of July and Auguſt 1748. came into Hungary and Poland, by a Gentleman, who lives in Tranſilvania, ſt. in N. 491 des XLVI B. der Philoſ. Tranſact. for. Jan. March. 1749, S. 30—37.

D. überſ, u. d. T. Nachricht von den Heuſchrecken, welche in der Wallachey, Moldau und Siebenbürgen 1747 und 1748

großen

großen Schaden angerichtet; imgleichen von einigen Zügen derſelben, die in den Monaten Jul. und Auguſt 1748, nach Ungarn und Polen gekommen, von einem Edelmann aus Siebenbürgen mitgetheilt, ſt. im 5. St. des 7. B. des Hamb. Magaz. 1751, 8. S. 546—554.

Sammlung merkwürdiger Nachrichten von den Land-verderblichen Heuſchrecken, welche Anno 1747 und 1748. aus der Türkey in Siebenbürgen, Ungarn und Polen eingedrungen, und von dar 1749. durch Oeſterreich, Bayern und Franken bis in das Biſchofthum Würzburg ausgebreitet, und ſich daſelbſt niedergelaſſen. Worinn dieſes Inſects Herkunft, Zeugung, Vermehrung, große Heerzüge, weite Reiſen, und daher entſtehende Verwüſtungen, ordentlich beſchrieben, und nach ihren verſchiedenen Gattungen in Kupfer vorgeſtellet werden. Frſ. M. 1750, 8. 8. B. n. 1. K. T.

Nachricht von den Heuſchrecken, wie ſelbigen zu begegnen, und ſie zu vertilgen oder auszurotten, ſt. im 4 St. der Stutg. Select. phyſ. oecon. 1751, 8. S. 311—323.

Zufällige Gedanken über die Zugheuſchrecken, von J. F. S. ſt. in der 37. Woche der berlin. wöchentl. Relat. der merkwürd. Sachen aus dem R. der Nat. ꝛc. v. J. 1752, S. 609—61.

Geſchichte der Heuſchrecken, darinn unter andern gezeiget wird, wie man dieſelben, wo nicht gleich und gar vertilgen, doch gar bald ſo dünne machen kann, daß ihre Anzahl dem Lande nicht mehr ſo empfindlich ſeyn wird. Nürnb. 1753, 8. 5. B.

Von den Heuſchrecken, ſ. neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, 3. Th. Kopenh. und L. 1756, 8. S. 555—557.

Anmerkung. von den Heuſchrecken, ſt. im 2. Th. des phyſikal. und ökonom. Patrioten, Hamb. 1757, 4. 27. St. S. 212, f.

Abhandlung von den Strichheuſchrecken, nebſt einer Anzeige der zuverläßigſten Mittel, dieſelben zu vertilgen; überſezt aus der ruſſiſchen Monatsſchrift, welche zu St. Peterburg unter der Aufſicht des Hrn. Prof. Müller heraus kömmt, ſt. n. 6. Figg. im Hamb. Magaz. 24. B. St. 1760, 8. S. 186—216.

Hiſtoria naturalis de veritate Scripturae S. teſtimonium perhibens, brevi ſpecimine demonſtrata à *M. Sigism. Iac. Apino.* Altd. 1718, 9. Der Verſ. beweiſet die Uebereinſtimmung der Natur- und der heiligen Geſchichte, unter anderen auch aus der Geſchichte der Heuſchrecken, 2. Moſ. 10.

Hrn. H. K. R. Bergius Polizey- und Kameralmagazin, 4. Th. S. 322—331.

Diſſ. de locuſtis non ſine prodigio in Germania nuper conſpectis, Praeſ. *Lud. Chriſt. Crell.* Reſp. Jo Fr. Hauptvogel Lpſ. 1693, 4. 3. u. e. h. B.

Juſt Cph. Dithmars Relation von Heuſchrecken, welche ſich etliche Jahre jenſeit der Oder in den Neumärkiſchen, Polniſchen und Schleſiſchen Landen aufgehalten, dieſes Jahr aber auch dißeits der Oder gezogen ſeynd, und aller Orten großen Schaden gethan haben, ſamt einigen Anmerkungen von ſolchem Ungezieſer, ſt. in deſſen öcon. Fama, 2. St, Frſ. und L. 1730 8. S. 57—88.

Part of a letter from Mr. *Edward Floyd* to Dr. M. Liſter, giving an account of Locuſts lately obſerved in Wales, ſt. im XVIII. B. der Philoſ. Tranſact. for A. 1694, No. 208, S. 45—47.

Eb. Deſſ. the extract of another letter to the ſame purpoſe, Oxford, Feb. 20, 1694, ſt. eb. daſ. S. 48.

Ernſt Ferd. Gebauers Nachricht von den in dem Frühling und Sommer des 1729ſten Jahres in Schleſien abermal ſehr häufig verſpührten Heuſchrecken, ſt. in A. E. Büchners Miſcellan. phyſ. med. mathemat A. 1729. Erf. 1733, 4. S. 441—445.

Abhandlung von Vertilgung der Zugheuſchrecken, und den eigentlichen Hülfsmitteln, die ſich auf eine richtige und naturmäßige Erkänntniß dieſes Ungeziefers gründen. Auf Genehmhaltung und Approbation des Königl Collegii Sanitatis zu Berlin herausgegen von Jo. Gottl. Gleditſch. Berl und Potsd. 1754, 8. 4. u. e. h. B.

G. H. F. Auszug der Abhandlung des Hrn. D. Gleditſch von Vertilgung rc. ſt. im 37. St. der Berlin. wöchent. Relation rc. v. J. 1754, S. 289—291, und 40. St. S. 313—316.

Des Sauterelles d'Orient, qui voyagent en troupes, & qui ont fait des ravages dans la Marche de Brandebourg en 1750, par M. *Gleditsch*, ſt. n. 4. K. T. im 8. Th. der Momoir. de l'Acad. de Berlin, a. d. J. 1752, à Berl. 1754, 4. S. 83—101.

D. überſ. u. d. T. Von den morgenländiſchen Heuſchrecken, die in Heeren ziehen, und im Jahre 1750. in der Mark Brandenburg große Verwüſtungen angerichtet haben, ſt im 26. St der phyſikal. Beluſtig. Berl. 1755, 8. S. 1192—1217.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Zugheuſchrecken, welche ſeit 1750 abwechſelnd in die Mark Brandenburg eingefallen ſind, und von den eigentlichen Hilfsmitteln zu ihrer Vertilgung, die ſich auf richtige Erfahrungen und eine Natur-gemäße Erkenntniß gründen, ſt. in Deſſen verm. phyſic. botan. oeconom. Abhandlungen, 3. Th, Halle, 1767, gr. 8. S. 228—311.

Gründlers Beobachtungen über einige Heuſchrecken-Arten, ſt. im Naturforſcher, 5. St. S. 19—12.

Chr. Gottl. Grundigs Sammlung und Anzeige von allerley Nachrichten von Inſekten, ſonderlich der damaligen Heuſchrecken ſt. im 9. St. Deſſen neuere Verſuche nützl. Sammlungen rc. Schneeberg, 1749, 8.

De la Locuſte ou Sauterelle, ſ. den Gentilhomme cultivateur, trad. de l'angl. de Mr *Hall*, To X, à Par. 1763, 8. S. 35.

Anmerkungen von den Heuſchrecken. ſt. in Hanows Seltenh. der Nat. und Oek. 1. Th S. 327, fgg.

Iac. Hasaei de judaicae terrae depopulationibus per Gazam, Arbe, Jelek et Chaſil, ad vaticinii Joelis I. 4. II. 25. illuſtrationem, graecaeque Alexandriorum interpretum verſionis patrocinium diſſertatio, ſt. in Biblioth. hiſtor. philolog. theolog. Claſſ. VII, Faſc. V. Bremae 1724, 8. S. 773—824.

Jo. Ge. Haſeneſt hiſtoria inopinatae locuſtarum invaſionis, oder Bericht von einem unvermutheten Einfall fremder Heuſchrecken in hieſiege (Anſpacher) Lande, ſt. n. der Abbild. eines Heuſchrecken-Eyer-Neſtes, wie auch der Lage und Geſtalt der

Eyer, in Deſſen medicin. Richters, oder Actor. medico-forenſium, 4. Th. Onolzb. 1759, 4 Caſ. 19, S. 200—251.

Io. Paul. Hebenstreit diſſ. de locuſtis, immenſo agmine aërem noſtrum implentibus, & quid portendere putentur; Reſp. Chr. Prange. Jen. 1693, 4. 7. B. m. K.

Eb. Deſſ. de remediis adverſus locuſtas, inprimis Pontificiorum quorundam methodo expellendi eas per excommunicationem, aquam luſtralem & exorciſmum. Reſp. Jo. Ge. Lippoldt. Jen. 1693, 4. 5. B.

Jo. Fr. Hennings Fragmenta von den Heuſchrecken des 1730ſten Jahres, ſo auch bis nach Budiſſin in der Ober-Lauſiz endlich gediehen, ſt. in A. E. Büchners Miſcellan. phyſ. med. math. A. 1730. Erf. 1734, 4. S. 1515—1519.

Joach. Hoppe diſſ. de edaci locuſtarum pernicie, Frf. 1682. 4.

An extract of a letter, written from Aramont in Languedoc, near Avignon, giving anc account of an extraordinary ſwarm of Graſshoppers in those parts, communicated by Mr. *Iustel*, ſt. im XVI. B. der Philoſ. Tranſact. for A. 1686. No. 182. S. 147—149.

Ge. Casp. Kirchmaier diſſ. epiſtol. de locuſtis inſolitis, tergemino examine & portentoſo numero, e Thracia Daciaque in Pannoniam infer. perque Auſtriam in Germaniae regiones plures ſeſe infundentibus, & pabula, quo tranſitus ferebat, depaſcentibus. Witteb. 1693, 4. 2. B.

Jo. Chriſt. Kundmanns Anmerkungen über die Heuſchrecken in Schleſien, von dem Jahr 1748. Bresl. 1748, 4. 5. B. n. 1. K. T.

Jo. Heinr. Linkens Relation von den Heuſchrecken, und deren vielerley Arten, ſt. im 16. Verſ. der Bresl. Samml. Maj. 1721, Cl. 4, Art. 9.

Chr. Heinr. Löber Heuſchreckenheer. Jen. 1693, 4.

Sam. Loeberi epiſt. ad. Mich. Ern. Ettmüllerum, de locuſtis data Leucopetrae d. 20. Apr. 1714, ſt. im Append. ad Cent. 3. & 4. Miſc. Nat. Cur. S. 137—144, und in M. B. Valentini amphith. zootom. Frf. M. 1720, f. P. II, S. 182—186.

J. P. v. Ludewig Anmerkung über die Heuſchrecken und Sprengſel, und deren Vertilgung, ſt. in No. 52. der Hall. Anz. v. J. 1731.

Jobus Ludolf, ſie oben, S. 491,

De locuſtis earumque viribus, ſ. *Io. Iac. Mangeti* Biblioth. pharm. med. To II, Genev. 1703, f. S. 182, f.

Die Heuſchrecken als ein Landwirth betrachtet, von Ge. Fr. Möller, ſt. im 73. St. der öcon. Nachr. Lpz. 1754, 8 S. 48—78; und 74. St. S. 79—129.

Eb. Deſſ. Nachtrag zu voriger Abhandlung, ſt. im 78. St. derſ. S. 438—452, und 79. St. S. 453—479.

Io. de. Muralto obſ. de locuſta viridi majore, Heuſtöffel, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II. A. II. Obſ. 16, S. 40, und in M. B. Valentini amphith zoot. P. II. S 181, f.

Eb. Deſſ. Obſ. de locuſta viridi majore alia, ſt. eb. daſ. Obſ. 17.

Iuan de Quinones trattato de las Languſtas. Madrit 1720.

Car. Henr. Rappold e generali contemplatione emolumenti e creaturis noxiis capiendi, ſubnata quaeſtio ſingularis: an damnum per locuſtas agris illatum earundem beneficiis compenſari poſſit, commentariolo phyſico illuſtrata. Berol. 1730, 4. 2. und e. h. B.

Ernſt Ludw. Rathlefs Akrido-Theologie, oder hiſtoriſche und theologiſche Betrachtungen über die Heuſchrecken, bey Gelegenheit der jetzigen Heuſchrecken in Siebenbürgen, Ungarn, Polen, Schleſien und England; nebſt einer Muthmaſſung, daß die Sclaven, welche die Jſraeliten zweymal in der Wüſten gegeſſen, weder Wachteln, noch Heuſchrecken, ſondern die Vögel Seleuciden geweſen. Hannov. 1748, 8. 15. B. Zweyte Aufl. 1749, 8. 2. Bände. holländiſch, Amſt. 1750, 8.

Car Raygeri Obſ. de locuſtis volantibus, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. II. Obſ. 22.

Jo. Jac. Rembold hiſtoriſch und phyſicaliſcher Tractat von Heuſchrecken Berl. und L. 1730, 8. 4. B. m. K.

Von den Heuſchrecken, ihrer Naturgeſchichte, und den Gattungen welche ſich in Thüringen aufhalten, ſ. Jo. Sam. Schröters Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte 1. Th. Halle, 1776, gr. 8. S. 258—316.

Franc. Scufoni oſſervazioni intorno alle cavalette. Rom. 1718, 4.

Lat. u. d. T. Obſervationes circa locuſtas, ſt im Append. ad Eph. N. C. Cent. IX. & X. S. 485—508.

Jo. Ge. Siegesbek Relation von der vermeintlichen Ankunft der Heuſchrecken aus dem Mond, ſt. im 23. Verſ. der Bresl. Sammlung Mart. 1723. Cl. 4, Art. 3.

Dan. Sinapii Relation von denen im Monat Jun. 1727. in Schleſien, ſonderlich um Luzin herum, verſpührten ſchädlichen Heuſchrecken, ſt. in A. E. Büchners Miſcellan. phyſ. med. mathem. A. 1727. Erf. 1731, 4. S. 367, f.

Eb. Deſſ. Relation von den vielen Heuſchrecken, und einer beſondern Art ſchädlicher Raupen, welche im Mon. Jun. 1728, ſonderlich in Schleſien, zum Vorſchein gekommen, ſt. eb. daſ. A. 1728, Erf. 1722, 4. S. 1130—1132.

Eb. Deſſ. Relation von der großen Menge Heuſchrecken, ſo im Mon. Jul. 1708. in Schleſien annoch verſpühret worden, ſt. eb. daſ. S. 1206—1211.

Eb. Deſſ. Beſchluß der Nachrichten von der Heuſchrecken-menge, welche 1728. den ganzen Sommer hindurch in Schleſien und in Thüringen ſich ſehen laſſen, eb. daſ. S. 1329—1333.

Jo. Phil. Treuneri phoenomena locuſtarum. Jen. 1693. 4.

Vita e coſtumi d'una rara Locuſta (Ragno-Locuſta, Araneo-Locuſta) ſi nora non ben oſſervata da' naturali Scrittori, ſt n Abbild. in Raccolta di vari Trattati del Sgr. *Ant. Vallisnieri*, in Venez. 1715, 4. S. 161—164; und im VI. Th. der Galleria di Minerva, in Venez. 1708, f. S. 204, f.

Ant. Valliſnerii obſ. de rara quadam locuſta, ſt. in Miſc. Nat. Cur. Cent. 3. & 4. Obſ. 35.

Narratio de erucarum & locuſtarum, quae agros Vitembergae vicinos aliquot abhinc annis vaſtarunt, interitu. Auct. *Jo. Frid. Weit-*

Weidlero, ſt. lat. im 38. der Philoſ. Tranſact. No. 432. for Apr. M. & J. 1734, S. 294—296.

Franz. u. d. T. Memoire ſur la deſtruction des Chenilles & des Sauterelles; qui ont déſolé depuis quelques années les campagnes des environs de Wittemberg, par Mr. Jean. Fred. Weidler, ſt. in den Tranſact. philoſophiques de la Societé R. de Londr. A. 1734. trad. par Mr. de Brémond. à Par. 1740, 4. S. 100—102.

Jo. Zahn chronicon memorabilium quarundam calamitatum publicarum ab inſectis variis (praecipue Locuſtis & Erucis) obortarum, poſt natum Chriſtum Salvatorem, ſt. in Deſſen Speculae phyſ. math. hiſtoricae, To. II. Norimb 1696, f. S. 454—456.

Heuſchrecke, (After⸗) ſ. oben, ſ. 384.

— — (amboiniſche) Mantis gigas *L*; ſ. Geſpenſt⸗Käfer, Th. XVII, S. 719.

— — (Fang⸗) Mantis religioſa *L*; ſ. oben, S. 379.

— — (Floh⸗) ſ. oben, S. 385.

— — (Kamm⸗) ſ. oben, S. 379.

— — (Klapper⸗) } ſ. oben, S. 383.
— — (Schnarr⸗) }

— — (See⸗) ſ. oben, S. 385, u. 491.

— — (Strich⸗) } ſ. oben, S. 385, f.
— — (Zug⸗) }

Heuſchrecken⸗Bann, ſ. oben, S. 469, f.

Heuſchrecken⸗Baum, ein Baum in dem mittägigen Amerika, welcher das in den Apotheken bekannte, und im II Th. S. 170, beſchriebene Gummi Anime gibt; der Animebaum, Hymenaea *L*. Von Andern wird die Honigerbſe, welche gleichfalls ein amerikaniſcher und oſtindiſcher Baum iſt, Gleditſia triacanthos *L*; ſ. Th. I, S. 206, fgg. imgleichen die Ceratonia *L*. von welcher ich im Art. Johannis⸗Brod handeln werde, mit dieſem Namen beleget.

Heuſchrecken⸗Freſſer, 1. ein äthiopiſches Volk in Afrika, ſ. oben, S. 492; 2. ein gewiſſer Vogel in Perſien, ſ. oben, S. 487, f.

Heuſchrecken⸗Grille, Cicade, L. Cicada, Fr. Cigale, nennt man diejenigen Inſecten, welche eben ſo, wie die

Heuſchrecken und Grillen, einen ſchwirrenden Ton von ſich geben, aber ſonſt in vielen Stücken von beyden unterſchieden ſind. Mit den im XX Th. S. 35, fgg. beſchriebenen Grillen haben ſie die meiſte Aehnlichkeit; und weil ſie ſich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, werden ſie von einigen Baumgrillen genannt. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind, nach Linné: ein unterwärts gebogener Schnabel; borſtenartige Fühlhörner; vier niederhängende, pergamentartige Flügel, und (bey den meiſten Arten) Springfüße. Der Kopf iſt bey allen Cicaden zwar breit, aber kurz, und vorn mehr ſtumpf als rund; daher ihre beyde große Augen nicht nur weit von einander entfernt ſind, ſondern auch an beyden Seiten ſtark hervor ragen. Zwiſchen dieſen großen Augen zeigen ſich noch drey ſehr kleine, halb erhabene rothglänzende Augen, dergleichen man an den Weſpen bemerkt. Die Fühlhörner, welche nahe bey den größern Augen ſtehen, und ſpitzig zulaufen, ſind ziemlich kurz, und aus 4 bis 5 Gliedern zuſammen geſetzt. Der Saugeſtachel, welcher von ſolcher Länge iſt, daß er ſich bis an die Einlenkung der hinterſten Füße erſtreckt, liegt an der untern Fläche des Körpers an, und beſteht aus drey hornartigen hohlen Faſern, vermittelſt welcher die Cicaden ihre Nahrung aus Blättern, Blüthen und Aeſten der Bäume ſaugen. Das Bruſtſtück, welches eben ſo breit als der Kopf iſt, beſteht aus zwey über einander beweglichen Stücken. Der Hinterleib hat 6 bis 7 Abſätze. Alle 6 Füße ſind mit 2 kleinen hakenförmigen Klauen bewaffnet. Die 2 vorderſten Füße haben die dickſten, mit 2 Spitzen verſehenen, Oberſchenkel. Die 4 Flügel ſind wie Glas durchſichtig, und von ungleicher Größe. Die größern, nämlich die obern Flügel, ſind mit vielen Adern durchzogen, welche insgeſamt aus den 2 großen, bey der Einlenkung befindlichen, Adern entſpringen. Dieſe Inſecten ſind nicht nur in der

Größ=

Größe, ſondern auch in der Farbe, ſehr von einander unterſchiedan. Die meiſten Arten ſind noch etwas größer als die Grillen, einige aber nicht viel größer als die Stubenfliegen. Der Körper iſt gemeiniglich braun, und mit gelben Strichen und Puncten geziert. Doch gibt es auch graue, ſchwärzliche, und noch anders gezeichnete Cicaden. Der ſchwirrende Ton, welchen die Männchen dieſer Inſecten von ſich geben, und wovon ſie auch chanteuſes genannt werden, und nicht, wie bey den Heuſchrecken und Grillen, durch die Flügel, ſondern durch gewiſſe beſondere Theile, welche von **Reaumür** und **Röſel** mit vieler Genauigkeit unterſucht haben, hervor gebracht. Nämlich unten an der Bruſt ſitzen bey den Cicaden männlichen Geſchlechts, zwey Blättchen oder Schildlein, wie ſie **Röſel** nennt, welche an der äußern Fläche etwas gewölbt, inwendig aber ein wenig ausgehöhlt ſind, und eine ſchmale erhabene Einfaſſung haben, welche faſt einen Saum vorſtellt. So weit als dieſer Saum geht, ſind ſie frey; oben aber, wo er aufhört, ſind ſie an den Vorderleib feſt angewachſen; auch haben ſie daſelbſt in der Mitte eine ſteife ſpitzige Feder, wodurch ſie an die Unterfläche des Leibes angedrückt werden. Wenn man dieſe Schildlein aufhebt, erblickt man 2 Seitenhöhlen und 2 glatte dünne Häutchen, welche mit Regenbogenfarben ſpielen. Unten zeigt ſich zwiſchen ihnen eine dunkelbraune harte Ecke, welche ſich mit einem etwas hellern, von oben herab kommenden Theile vereinigt, daß die Schildlein nicht zu tief hinein getrieben werden können; über denſelben ſieht man 2 rothbraune, glänzende, dreyeckige Felder, wo 2 ziemlich große Muskeln ſitzen, welche die in den Seitenhöhlen befindlichen muſchelförmigen Häutchen bewegen; wodurch der Geſang der Cicaden verurſachet wird. Die Weibchen, welche keinen Ton von ſich geben, weil ihnen die jetzt beſchriebenen Theile mangeln, ſind mit einem harten Legeſta-

chel verſehen, welcher ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll lang iſt, und in einer zweyblätterigen Scheide ſteckt. Vermittelſt dieſer Scheide, welche an den Seiten mit ſcharfen und harten Zähnen verſehen iſt, und gleichſam eine Feile vorſtellt, durchbohren die Cicaden, wenn ſie ſich ihre Eyer entledigen wollen, die abgeſtandenen und trocknen Baumäſte, und legen in ein ſolches gebohrtes Loch, 4, 5 und mehr Eyer. Dieſe Eyer, dergleichen eine einzige Cicade über 500 legen kann, ſind weiß oder lichtgelb, und haben eine längliche Geſtalt. Die ausgekrochenen jungen Cicaden haben 6 Füße, ſuchen ſogleich die Erde, und verbergen ſich darin beynahe ein Jahr. Nachdem ſie ſich etlichemal gehäutet haben, bekommen ſie Flügel, und begeben ſich alsdann auf die Bäume. Anfangs ſehen ſie grün aus, hernach aber werden ſie meiſtentheils gelblich, oder braun und ſchwärzlich; denn die Farbe iſt, erwähntermaßen, nicht bey allen einerley. Man findet dieſe Inſecten häufig in Italien und Afrika, auch hin und wieder in Deutſchland und vielen andern Ländern.

Linné führt 51. verſchiedene Arten an, welche er unter 5 Abtheilungen gebracht hat. Zu der erſten Abtheilung, welche 4 amerikaniſche Arten unter ſich begreift, werden von ihm die blätterigen, foliaceae, oder wandelnden Blätter, gerechnet; dieſe haben, wegen ihres flach gedrückten, pergamentartigen Bruſtſchildes, welcher größer iſt als der ganze Leib, faſt die Geſtalt eines Blattes. Bey den Cicaden der zweyten Abtheilung, wozu nur 3 Arten gehören, hat das Bruſtſtück die Geſtalt eines Kreuzes, weil es auf beyden Seiten gehörnt iſt; daher ſie von Linné cruciatae, kreuzförmige, und von Hrn. Müller Kreuzträger genannt werden. Zu der dritten Abtheilung gehören diejenigen, welche keine Springfüße haben, und daher nicht hüpfen. Sie werden von Hrn. Müller, wegen ihres ſtarken Geſanges, Singer, von Linné aber manniferae, mannatragende, genannt, weil ſich auf den Aeſchenbäumen im Königreiche Napoli, woher das calabriſche Manna kömmt, eine große Menge dieſer Cicaden befindet. Hierunter gehört die gemeine Cicade, welche auch in Deutſchland nicht ſelten iſt. Ihre Larven wohnen und graben das ganze Jahr hindurch un-

ter der Erde. Die vierte Abtheilung, in welcher es 17 Arten giebt, beſteht aus denjenigen, welche Linné ranatrae nennt, d. i. welche wie die Fröſche ſpringen, und beſtändig aus dem After ſchäumende Blaſen auswerfen, und daher ganz in ihrem Schaume bedeckt ſitzen. Die fünfte Abtheilung, worunter 13 Arten gehören, enthält Cicaden mit herunter hängenden Flügeln, welche die Seiten umhüllen, und daher von Hrn. Müller Senkflügel, von Linné aber deflexae genannt werden. Unter dieſen ſind die Bekannteſten: 1. die Cicada roſae, die ſich auf den Roſenblättern aufhält, am Leibe und Flügeln weiß iſt, und einen gelblichen Bauch hat; und 2. die Cicada viridis, Cigale verte, die grüne Cicade, mit grünen Flügeldecken, und einem gelben, ſchwarz punktirten Körper.

Memorie intorno le locuſte grillajole. Padua 1753, gr. 8 1. B. Natuurlyke en naar't Leven naauwkeurig gecleurde Afbeeldingen an Beſchryvingen der Cicaden en Wanzen, in alle vier Waerelds Deelen huishoudende, by een verzameld en beſchreeven, door *Kaſp. Stoll.* Repréſentation exactement colorée d'aprés nature des Cigales & Punaiſes, qui ſe trouvent dans les quatre parties du monde, raſſemblées & décrites par *Caſp. Stoll.* à Amſt. 1780, med. 4. 6. B. n. 7. illum. Kupferpl. Holländiſch und Franzöſiſch.

Heuſchrecken-Hamen, ſ. oben, S. 385.

Heute, (*) in einigen Fällen auch nur heut, ein Nebenwort der Zeit, an dem gegenwärtigen Tage, an dieſem Tage; im Gegenſatze des geſtern und morgen. 1. Eigentlich. Ich habe ihn heute noch nicht geſehen. Heute Morgen, heute früh, heute Mittag, heute

(*) Bey dem Kero hiutu, bey dem Ottfried und Notker hiuto, hiut, bey dem Ulphilas hita. Es iſt ohne Zweifel aus dem alten Fürwort ha, he, hi, dieſer, Ebr. הא, und Tag, mit Verſchluckung des Hauchlautes, ſo wie das Lat. hodie aus hoc die, zuſammen gezogen. Aehnliche Zuſammenziehungen ſind heint, für dieſe Nacht, und heuer, für dieſes Jahr. Die Niederſachſen brauchen dafür van, van Dage, oder dalink, heute, van der Weke, dieſe Woche, vant Jahr, heuer van der Tydt, jetzt Da dieſes Fürwort ehedem auch hin lautete, wie aus dem Gothiſchen hina dag, für heute, erweislich iſt, ſo lautet dieſes Wort auch in den gemeinen Mundarten noch häufiger heint, heunt und hinte. Siehe Heint.

Das verkürzte heut für heute wird außer den oben angeführten ſprichwörtlichen R. A. am ſicherſten vermieden. Das verlängerte oberdeutſche anheut für heute kann man den Kanzelleyen überlaſſen.

heute Abend, heute Nacht, dieſen Morgen u. ſ. f. wenn ſie zu dem gegenwärtigen Tage gehören, ſie mögen übrigens verfloſſen ſeyn, oder noch bevorſtehen. Für heute hat er ſich ſchon empfohlen. Für heute iſt es genug. Dahin auch die ſprichwörtlichen R. A. Heute mir, morgen dir; heute roth, morgen todt. Heute König, morgen todt, Sir. 10, 12. Heut oder morgen, d. i. künftig einmal. Wenn er heut oder morgen ſterben ſollte. Er mag nun heut oder morgen kommen, er mag kommen, wenn er will. Lieber heut als morgen, je eher, je lieber. 2. Heut zu Tage, zu der gegenwärtigen Zeit in welcher wir leben, heutiges Tages.

Daher heutig, das Beywort von dem vorigen Nebenworte, was an dem gegenwärtigen Tage iſt oder geſchiehet, an demſelben geweſen oder geſchehen iſt. Der heutige Tag. Mein heutiger Traum, welchen ich heute Nacht gehabt habe. Der heutige Unfall, der mir oder ihm heute begegnet iſt. Heutiges Tages, figürlich, zu der gegenwärtigen Zeit, in der Zeit in welcher wir leben, heut zu Tage. Alle dieſe Gebräuche ſind heutiges Tages nicht mehr üblich.

Heux, Hälterſchiffe, kleine Hulks; ſ. Th. XIII, S. 499.

Hevea *Gujanenſis*, Federharz; ſ. Th. XXII, S. 73.

1. Hexe, der Kniebug; ſ. Häkſe, Th. XX, S. 641.

2. Hexe, (*) L. Lamia, Saga, Strix, Fr. Sorciere, Magicienne, eine noch im gem. Leben und der vertraulichen

(*) Dieſes Wort lautet im Angelſ. Haegeſſe, Haegtys, im Holländ. Heckſe, im Engl. nur Hag, im Dän. Hexe, im Schwed. Hexa, im Span. Hechiſſera. Wachter leitet es von Hag, Haug, Hug, Gemüth, Nachdenken, her, ſo daß eine Hexe eigentlich eine kluge oder weiſe Frau bedeutet habe; Skinner von dem Lat. Saga; Friſch von dem alten egislik, fürchterlich. Egiſe, Schrecken; ſiehe Ekel und Häßlich; Ihre von dem Isländ. hagur, klug, erfahren, künſtlich, welches mit Wachters Ableitung überein kömmt. Die angelſächſ. Schreibart Haegeſſe, ſo die älteſte iſt, ſcheint wirklich die noch in Niederſachſen übliche weibliche Endung — ſche zu verrathen.

chen Sprechart übliche Benennung einer Zauberin, d. i. einer Weibsperſon, von der man glaubt, daß ſie gewiſſe Wirkungen durch Hülfe des Teufels hervor bringe. Figürlich auch im g. L. eine liſtige verſchlagene Weibsperſon; imgleichen im verächtlichen Verſtande, eine alte Frau.

Daher **hexen**, zaubern; **anhexen**, **behexen**, bezaubern.

Der Urſprung der Hexengeſchichten oder Hexenmärchen, der **Hexenfahrt**, d. i. der erdichteten Fahrt oder Reiſe der Hexen in der Walpurgis-Nacht, des **Hexentanzes**, d. i. des erdichteten Tanzes der Hexen in der Walpurgis-Nacht auf dem Brocken oder Blocksberge und andern deshalb berüchtigten Oertern, und des Verbrennens der ſogenannten Zauberer und Hexen, iſt wohl unſtreitig in der Geſchichte der alten Celten und Deutſchen zu ſuchen. Weil, nach ihrer Art zu denken, die Wirkungen, an welchen die Ueberlegung der Menſchen nicht Theil nimmt, aus der unmittelbaren Kraft Gottes herſtammete: ſo hielt man bey ihnen viel auf Träume, auf Ausſprüche aberwitziger Weiber, auf den Schall des Waſſers und der Winde u. ſ. f. Die Weiber hatten viele Muße. Die Männer mußten balgen, jagen, fechten, ſich tummeln, und die Ihrigen ſchützen. Daher überließ man den Weibern die Wundarzeney, die Kräuterkunde, die Auslegung der Ahndungen, der Vorzeichen, und aller Dinge, welche eine Vorbedeutung künftiger Begebenheiten in ſich zu faſſen ſchienen. Die Weiber bekümmer-

ten

z. B. Schneiderſche, für Schneiderin. Das männliche Hag, jetzt Hake, iſt noch im Schwed. üblich, wo es aber im nachtheiligen Verſtande einen Betrüger, einen Schalk bedeutet: Uebrigens wird eine Hexe in Schleſien eine Bielweiſe, (im Slavon. iſt bielo, weiß,) im Oeſtreich. eine Bockſchickerin, in Oberſchwaben eine Druth, bey dem Pictorius ein Galſterweib, von dem veralteten galſtern, bezaubern, im Frieſ. Wicke, im Angelſ. Wicca, Engl. Witch u. ſ. f. genannt. Eine Erzhexe heißt im Niederſ. eine Strahlhexe.

ten ſich um den Lauf des Mondes, und richteten ſich darnach in Anrathung ,oder auch Verbietung der Schlachten, Feldunternehmungen, und anderer wichtigen Geſchäffte. In jedem Diſtrikte ſtanden die bejahrten Weiber unter einem ſogenannten Zauberer, welcher the overherr hieß. An einigen Orten ſtanden ſie unter der Regierung einer anſehnlichen Ordensmeiſterin. Jener hieß Lama, Sagus, Ans; dieſe Lamia, Saga, Anſa, Hanſa, Hangſa, Hagſa, Hexe. Beyde ſagten Glück oder Unglück. Sie banden, vermittelſt gewiſſer uralter Verſe, die Geiſter, welche nach ihrer Meinung das Unglück verurſachet hatten, und lieſſen ſie durch ihre leiſe Geſänge wieder los. Man glaubte ſogar, daß ſie Wetter machen, Sonnenſchein und Regen verſchaffen könnten. Man glaubte, die Zauberer und Hexen hätten die Kraft des Obergottes in ihrer Gewalt. Das Feuer war ihr vermeintes kräftigſtes Element. Der Schall und das Rauſchen des Feuers bedeutete, zufolge dieſer Rockenphiloſophie, die folgenden Begebenheiten. Gedachte Ordensmeiſter und Meiſterinnen bedienten ſich des Durchganges durch das Feuer (Nothfeuer Nodfyr, ſ. Th. VI, S. 346) wider allerley Seuchen. Das Räuchern war ein groſſer Theil der Arzney. Bey dieſen Geſchäften liebten ſie die Umſtände des Mondſcheines, das Stillſchweigen, das leiſe Herſagen gewiſſer Verſe und Lieder. Daher heiſſen ſie Incantatores, Incantatrices, ἐπαοιδοί, Tempeſtarii, Tempeſtariae, Banner, Bannerinnen, witte Mannen, witte Wiven, (weiſe Männer, weiſe Weiber,) Wettermacher, Wettermacherinnen u. ſ. f.

Die ſogenannten weiſen Weiber der Celten und Deutſchen ehrten die Freja, die Erde, die Frau des Thuis, des Wodans, des Odins, inſonderheit in der Walpurgis-Nacht und in den folgenden nächſten Tagen. Sie prieſen ihr Zuſammenkunftsfeſt, die Mutter

ternacht. Sie nannten die Freja, wegen der derſelben zugeſchriebenen Wohlthaten, Hulde, Holle, die Frau Holle, und nannten die kleinen Wechſelbälge Hollen. Sie verglichen die Erde, wegen der nächtlichen Finſterniß und der Unglücksfälle auf der Erde, mit der Eule, Lilith, Alilitha, Lamia, Strix. Sie ſchrieben dieſer loſen Liſe oder Lamiä, alles Uebel und alle Klagen zu. Die ſogenannten Hexen oder geweiheten Weiber hielten ihre jährliche Feſte der Dianen, der Frau des Dys, im Frühlinge auf den Gipfeln der Berge, insgemein an dem erſten Maytage, erzählten ihre Curen, ſammelten friſche Wurzeln und Kräuter, hielten wegen der künftigen Zeiten Berathſchlagung, feyerten ihr Gaſtmahl, hielten ihre Tänze und Reihen, und weiheten neue Perſonen ein.

Die Celten opferten Menſchen, zur Verſöhnung mit dem Dys. Sie aßen von den Opferſtücken. In Gallien wurde dieſe grauſame Gewohnheit in der Mitte des erſten chriſtlichen Jahrhundertes abgeſtellet. In Deutſchland erhielt ſich dieſer Gebrauch deſto länger, je nördlicher die Provinzen liegen. Die alſo geopferten Menſchen wurden für glückſelig geachtet. Denn man lehrte, daß nur die Seelen derjenigen Menſchen in den ſeligen Zuſtand gelangten, welche eines unnatürlichen Todes in der Schlacht zum Opfer, oder durch die Selbſtentleibung, geſtorben waren. Wer wollte ihm einbilden, daß bey den feyerlichen Gaſtmale der Mutternacht keine Menſchen geopfert wären, und daß nicht verſchiedene Weiber ſich alsdann erhängt und in das Feuer geſtürzt hätten? Es iſt demnach wahr, daß die ſogenannte Hexen allerdings Menſchenfleiſch gegeſſen haben.

Die Gewohnheit, nach welcher man die im Kriege und ſonſt gefangenen Perſonen zum Theil opferte und fraß, machte die celtiſche Nation recht furchtbar. Man unterhielt mit Fleiß die Meinung, daß ſich gewiſſe Mannsperſonen in Wölfe, und die geweiheten Weiber

ber in Katzen, Eulen und andere Thiere verwandeln könnten. Die Lehrer der chriſtlichen Religion, welche die nördlichen Länder Europens anfänglich unterrichteten, lieſſen dieſe Meinung mehrentheils gelten, und ſchrieben das Vermögen, ſich alſo zu verwandeln, dem Teufel zu, nahmen jedoch unter den Thieren die Lämmer, Schafe und Tauben aus. Die Lamien, ſagte man, wären in der Uebung dieſer Verwandlungen ſehr erfahren. Die ganze Sache kam auf eine, durch Beſchmierung der äußerſten Theile der Nerven verurſachte Betäubung des Verſtandes, und eine düſtere Einbildungskraft an. Die Verwandlung war eine bloße teufeliſche Einbildung. Denn ein anderer Weg iſt nicht vorhanden, wodurch die böſen Geiſter in die Seelen der Menſchen wirken können, als die Einbildungskraft. Wenn nun dieſe zur Finſterniß der Vernunft durch verſchiedene Schmierungen zubereitet iſt, ſo können die böſen Geiſter freylich ihr Geſchäft in den Seelen ſehr weit treiben. Weil die erwachten, und aus der Betäubung wieder zu ſich ſelbſt gekommenen Hexen glaubten und vorgaben, daß ſie, nach dem Winke der Dianä oder Hertä, zu dem hohen Verſammlungsberge gefahren wären, auch andere getragen und durch die Luft fortgebracht hätten, ſo iſt daraus der Satz von dem Strigiportio, von der Hexenfahrt oder der Luftpoſt der Hexen, entſtanden.

Sobald die Deutſchen das Chriſtenthum angenommen hatten, wurden ſie von der jährlichen Zuſammenkunft auf der Bergen zurück gehalten; indeſſen ſtellte die durch Salbung verirrte Phantaſie doch das alte Bild den Weibern beſtändig vor. Es blieb die Erzählung übrig, daß die Frau Holda dieſelben, wenn ſie ſich in Thiere verwandelt hätten, durch die Luft führte.

Die Weiber, der Herodias zugehörige Schweſtern, erhoben ſich in den älteſten Zeiten auf hohe Berge, um

ſich

ſich daſelbſt dem Thuis oder Teut zu weihen, und ſich mit ihm gleichſam hochzeitlich zu verbinden. In Italien nannte man dieſe Feyerlichkeit die beneventiſche Hochzeit. Man kam auch auf den Bergne Barco di Ferraro, Paterno di Bologna, Spianato della Mirandola, Toſſale bey Bergamo, in Frankreich auf dem Berge La croce del paſticcio, in Deutſchland auf dem Brocken, auf dem Huiberge bey Halberſtadt, auf dem Köterberge, nicht weit von Corvey an der Weſer, auf dem Rieſengebirge, auf dem Fichtelberge, auf dem Heuberge in Schwaben bey Bahlingen, gegen die Schweitz, auf dem Inſelsberge zwiſchen Gotha und Eiſenach, auf der Spitze des Berges über Wedegenſtein, unweit der Weſer und Minden, u. ſ. f. von Seiten der beſtimmten Weiber, zuſammen. Andere Länder haben ebenfalls ſolche Berge angegeben.

Die Gewohnheit, welche die celtiſchen Völker beobachteten, ſich des Nachts zum Dienſte ihrer Gottheiten zu verſammeln, gab alſo den Urſprung zu der Fabel vom Sabbath, oder von der nächtlichen Zuſammenkunft der Hexen. Da die chriſtliche Religion in Gallien und Deutſchland durch die landesherrliche Macht völlig eingeführt worden war, ſchliechen ſich die Perſonen, welche der alten Religion noch zugethan blieben, des Nachts heimlich weg, um ſich in die Verſammlungen zu begeben, welche auf dem Felde und in den Wäldern gehalten wurden. Der Dienſt ſelbſt, welchen man der Gottheit in dieſen Zuſammenkünften erwies, beſtand in Opfern, Tänzen, Wahrſagereyen, und magiſchen Ceremonien. Die Druiden, welche bey dieſem Gottesdienſte die Aufſicht hatten, rühmten ſich noch außerdem, daß ſie Wahrſager wären, welche das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, und alles dasjenige wüßten, was in der Natur am meiſten verborgen wäre, und daß ſie Zauberer wären, welche das Geheimniß beſäßen, die Seelen zu beſchwören,

die Menſchen und Thiere zu verwandeln, und durch ihre Zauberkünſte die ganze Natur in Unordnung zu bringen. Alles dieſes gab einigen Chriſten von weniger Einſicht Anlaß, die Heiden, welche noch im Lande übrig waren, zu beſchuldigen, daß ſie Hexenmeiſter und Hexen wären, dem wahren Gott entſagten, mit dem Teufel ein Bündniß errichteten, auf Beſen, Ofengabeln, Harkenſtielen ꝛc. durch die Luft ritten, nächtliche Zuſammenkünfte mit den böſen Geiſtern hielten, mit gewiſſen Ceremonien um den Teufel, der ihnen unter der Geſtalt eines Bockes erſchienen, herum tanzten, ihm den unterſten Theil des Rückens küſſeten, und mit ihm allerley Schande trieben. Was man am meiſten hierbey bewundern muß, iſt, daß alle, ſo gar die chriſtliche Geiſtlichkeit, dieſen Fabeln Glauben beymaßen. Dieſes erhellet aus verſchiedenen alten Kirchenordnungen, welche den Gläubigen ſehr ernſtlich verbieten, dem Sabbathe beyzuwohnen, und an denen Wahrſagungen, Zaubereyen, und magiſchen Ceremonien Theil zu nehmen, welche die Hexenmeiſter und Hexen dabey verrichten, in der Abſicht, von dem böſen Geiſte Einſichten oder Reichthümer zu erlangen, welche die Vorſehung ihnen verſaget hatte.

Die grundloſe Meinung, daß die Hexen ſich in allerley Thiere verwandelten, und in dem Thierleibe andere Menſchen fräßen, hatte die betrübteſten Folgen der wider die der Hexerey beſchuldigten Perſonen angeſtellten peinlichen, und daher ſo genannten Hexenprozeſſe. So bald man ſich eingebildet und ausgeſtreuet hatte, es ſey Jemand durch die Fräßigkeit der Hexen geſtorben, oder ſonſt getödtet, verbrannte man die vermeinten Hexen, und aß wohl gar ein Stück ihres gebratenen Fleiſches, zum Gegenmittel wider die Sterbeſeuche. Endlich kamen die ſo genannten Hexen auch in die Ketzerrolle. In Italien gerieth man über dieſelben um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, da doch

ſelbſt **Bonifacius** VIII. einen Biſchof aus England zu Rom, im J. 1300, ohne eine darüber angeſtellte Unterſuchung losſprach, welcher angeklagt war, daß er dem Teufel den Eid der Treue geſchworen, und demſelben den Hintern geküſſet hätte. Die erſte Probe des Hexenprozeſſes kömmt in **Bartoli** Rechtsbeſcheide vor, welchen er dem Biſchofe von Navara, **Johannes von Ploti**, nach dem J. 1350. ertheilt hat.

Schrecken überfällt mich, wenn ich einen Blick auf jene Zeiten werfe, wo man durch Morden und Brennen die Länder entvölkerte, weil man die ungegründeteſten Anklagen gegen Zauberer und Hexen theils durch Zwangmittel, theils durch Geburten der Phantaſie, dieſer Erzbetriegerin, rechtskräftig machte. Da man einmal den abgeſchmackteſten Meinungen von einer ſicht- und empfindbaren Teufels- und Geiſterhilfe, als ausgemachten Wahrheiten beypflichtete: ſo fand man auch recht ſinnlich Teufel und Geiſter; und ſollten es auch Spinnen und Fliegen ſeyn, welche die dienſtfertige Einbildungskraft zu Teufeln umſchuf. Eine ſolche Geſchichte erzählt D. **Hutchinſon** im hiſtorical eſſay concerning Witcheraft, Cap. 4. Im J. 1644. und den beyden folgenden, nahm **Matth. Hopkins**, in Geſellſchaft **Joh. Sterns** und eines Weibes, das Geſchäft auf ſich, Hexen in verſchiedenen Provinzen Englands zu entdecken; und dieſe Hexenjäger waren auch in ihrem Unternehmen ſo glücklich, weil ſie es ihrer Seits an nichts fehlen lieſſen, die unſchuldigſten Weiber zu ſchuldigen zu machen, damit ſie die ihnen ausgeſetzte Belohnung erhalten möchten. Denn ſie erhielten für die Entdeckung einer Hexe, 20 Schillinge, oder nach unſerm Gelde, ungefähr 5½ Thaler. Dieſer **Hopkins** nannte ſich Wirch-Finder general, oder den allgemeinen Hexenentdecker. Die Art ſeines Verfahrens war ſeinen Abſichten gemäß. Man band nämlich denen Wei-

bern, welche man der Hexerey verdächtig hielt, die Füße mit Stricken kreuzweiſe über einander, und ſetzte ſie alsdenn auf einen kleinen niedrigen Seſſel ohne Lehne, bewachte ſie in dieſer Stellung 24 Stunden, ohne ſie eſſen oder ſchlafen zu laſſen. Mit zuverſichtlichem Vertrauen erwartete man eine ſichtbare Erſcheinung der den Hexen zugethanen behülflichen Schutzgeiſter oder Teufel, welche, wie dieſes der damahlige Glaube war, ihnen Blut ausſaugen würden. Man machte, um den Teufeln nicht allen Zugang zu verſchlieſſen, ein kleines Loch in die Thüre; und weil man befürchtete, es möchten dieſe böſe Geiſter in Spinnen- oder Fliegengeſtalt erſcheinen, um ihre wahre Gegenwart den Wächtern zu verbergen, ſo wurde befohlen, die Dielen alle Augenblick zu kehren und alle Spinnen und Fliegen, die man gewahr würde, todt zu ſchlagen. Fand man, nach allen dieſen Bemühungen, doch noch eine Spinne oder Fliege, ſo mußte ſolche der Schutzgeiſt (Spiritus familiaris) oder zugeordnete Teufel der Hexe ſeyn.

Von den Beſeſſenen zu Laon wird geſagt, es ſey der Teufel, (Beelzebub) in Geſtalt einer Fliege zum Munde aus- und eingefahren; ſ. *Loyer* des Spectres, S. 509. Auch *de Lancre*, de l'inconſtance des Demons, S. 506, glaubt, der Teufel erſcheine zuweilen in Geſtalt einer großen Fliege, oder eines Sommervogels. Eine Hexe ſagte ſogar aus, der Teufel habe mit ihr eine Fliege gezeiget, und wurde verbrannt; wie Fritſch im 3 Th. ſeiner ſeltſamen Geſchichte erzählt.

Es iſt ſonderbar, daß die Hexerey beſonders für das Eigenthum des weiblichen Geſchlechtes gehalten wurde. Der Malleus maleficarum (*), das ärgſte Denkmaal des menſchlichen Stupors, enthält einige Schriften von den Hexen, und **Sprenger, Ulr. Müller, Th. Murner, Barth. de Spina, Godelmann,** und der Verfaſſer des Comte de Gabalis, gedenken bloß

(*) S. *Vogt* Catal. libr. rar. Hamb. 1747, 8. S. 435, f.

bloß der weiblichen Zauberer. Unter 15 Perſonen, welche ehedem, dieſes Unfuges wegen, verbrannt zu werden pflegten, waren immer 14 von dem weiblichen Geſchlechte, und der letzte war erſt ein Mann. Der Beweis davon liegt in dem Verzeichniß der wegen der Hexerey verbrannten Unglücklichen, welches uns Hauber im 36 St. ſeiner Bibliotheca magica geliefert hat. (*) Es iſt ſehr ſchwer, die Urſachen dieſes Vorrechtes des weiblichen Geſchlechtes vor dem männlichen zu entdecken. Vielleicht liegt ſeine wichtigſte Urſache darin, weil, nach dem Berichte der Bibel, ein Weib zuerſt in Sünde verfiel. Die rothen Augen, die man bey alten Weibern häufiger, als bey Männern antrifft, und die Liebe zum Sinnlichen, die dem zweyten Geſchlechte vorzüglich eigen iſt, trugen das ihrige auch dazu bey. Noch jetzt gibt es keine große und kleine Stadt, kein Dorf, es ſey ſo klein als es wolle, welches nicht ſeine beſtimmte Anzahl weiblicher Milchhexen hätte.

Unter andern unvernünftigen und unchriſtlichen Handlungen bey den ehemaligen Hexenprozeſſen, war vornehmlich auch die ſo genannte Waſſerprobe, oder das Hexenbad, Fig. 1332. da diejenigen, inſonderheit Frauensperſonen, welche in den Verdacht der Zauberey gekommen waren, oder auf welche eine andere auf gleiche Art verdächtige Perſon bekannte, nacket ausgezogen, alsdenn kreuzweiſe gebunden, ſo, daß die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes, und die linke Hand an die große Zehe des rechten Fußes feſt geknüpfet, und ſie hernach alſo, mit einem langen Stricke um den Leib, auf das Waſſer gelaſſen wurden, und zwar zu drey unterſchiedenenmalen nach einander. Welche nun in ſolcher Poſitur oben ſchwammen, wur-

(*) Unter den zu Würzburg, in den Jahren 1627 und 1628, und im Anfange des Jahres 1629, mit dem Schwerde gerichteten, und hernach verbrannten 158 Hexenleuten waren 81 Perſonen weiblichen Geſchlechtes.

wurden für Hexen gehalten, und alsdann zur Marterkammer geführt, um das Bekenntniß, wofern ſie nicht durch ein freywilliges zuvor kamen, von ihnen heraus zu peinigen. Sank aber die verdächtige Perſon unter, ſo wurde ſie für unſchuldig gehalten, und frey geſprochen. Es iſt gewiß, daß eine große Anzahl Menſchen nach ſolcher Probe unſchuldig zum Tode verurtheilt worden, ob ſie gleich aus blos natürlichen Urſachen im Waſſer nicht zu Grunde geſunken ſind. Inſonderheit hat dieſes Unglück viele melancholiſche und hyſteriſche Perſonen betroffen, und ich glaube nicht ohne Grund, daß das Waſſer ſolche wegen ihrer hyſteriſchen Zufälle, die mit krampſigen Bewegungen und Aufblähungen des Körpers begleitet ſind, am leichteſten hat tragen können.

Tractatus duo ſingulares de examine ſagarum ſupera quam frigidam projectarum, in quibus hujus purgationis origo, natura & veritas curioſe inquiritur, varieque quaeſtiones e Theologorum, ICtorum, Medicorum & Philoſophorum ſcriptis petite, doctiſſime & jucunde reſolvuntur. Frf. & Lpſ. 1686. 4.

Diſſertations des epreuves ſuperſtitieuſes appellés le jugement de Dieu, à l'occaſion des leçons de St. Draufin, Evêque de Soiſſons, ſt. in den Memoir. de Trev. Juin 1711. S. 1025—1055, und Aout, S. 1407—1436; und im Journ. de Sçav. Oct. 1711. S. 421—446. und Nov. S. 522—555.

Von der in Ungarn wieder angeſtellten Waſſerprobe, oder ſo genannten Hexenbade, womit man die Wettermacherinnen entdecken will, ſ. Büchners Miſcellanea phyſ. med. math. A. 1728, Erf. 1732, 4. S. 1219—1221.

Nöthige Unterſuchung etlicher vermeynten Beweiſe und Proben der Hexerey, ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig, 1747. 8. S. 520—569.

P. Abhandlung von dem abergläubiſchen Gebrauch des Waſſers, ſt. im 15 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S 57—60.

Buchholzens Relation vom Hexenbade, die Wettermacherinnen zu entdecken, ſo die bisherige Dürre ſollen verurſachet haben, ſt. im 36 Verſ. der Bresl. Samml. v. Jun. 1726, S. 706. f.

De judicio aquae frigidae, ſ. *Chriſt. Ebeling.* im Tractatu de provocatione ad judicium Dei. Lemgov. 1709. 4. Cap. 6.

M. Gerhard Grave von der Waſſerprobe, oder ſo genannten Hexenbaden. Osnabr. 1640, 8. 21 B.

Merkwürdiges Exempel von den Betrügereyen bey der Waſſerprobe, ſt. in Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca magica, 16. St. Lemgo, 1740, 8. S. 283—285.

Frid. Heinii diſſ. de probatione per ignem ferventem vel aquam frigidam, ſt. in Cph. Beſoldi de præmiis, poenis & legibus, diſſ. 2. c. 5.

Io. Heurnii de morbis ventriculi; acc. Reſponſum ad Præſidem & Conſiliarios ſupremae Curiae Hollandiae & cet. nullum eſſe aquae innatationem laminarum indicium. L. B. 1608. 4. Antv. 1610. 4.

Rittus probationis ab Eugenio I. ſt. in *Io. Mabillon* Analect. To. I. S. 47. ſqq.

Erici Mauricii diſſ. de denunciatione ſagarum, iisque quae ad eam recte intelligendam faciunt. Tub. 1666, 4.

Hern. Neuwald exegeſis purgationis ſ. examinis ſagarum ſuper aquam frigidam projectarum. Helmſt. 1584, 4.

D. überſ. u. d. T. Herm. Neuwalds Bericht von Erforſchung, Prob- und Erkenntniß der Zauberinnen durchs kalte Waſſer, 1584.

Iac. Rickii defenſio probae per aquam frigidam. Colon. 1598, 8. Lpſ. 1686.

Io. Schmid diſſ. de probatione rerum dubiarum per aquam. Lpſ. 1685. 4.

De examine & purgatione ſagarum per aquam frigidam, Epiſtola *Guil. Adolph. Scribonii* Lemgov. 1583, Frf. 1590, 8. 1 B. ſt. auch in Haubers Bibl. mag. 9 St. S. 567—579.

Ge. Ad. Struvii diſſ. de indiciis & proba per aquam frigidam Sagarum, von der Waſſerprobe der Hexen. Jen. 1683, 4.

Wenn man die Gabe zu hexen, als eine Krankheit betrachtet, ſo gehört ſie mit zu den Beſitzungen. Denn es iſt keine Hexe ſo unverſchämt geweſen, daß ſie ihre Zaubereyen ihrer eigenen Allmacht zugeſchrieben hätte. Die Einfalt verführte ehedem viele alte Weiber, ſich ſelbſt für Hexen anzugeben; und die Klugheit der Obrigkeit bewog ſie, ſolche dumme Thiere verbrennen zu laſſen. Nachdeme ſich die Zeiten mehr aufgeklärt haben, findet man ſelten Richter, die ſich einer alten närriſchen Frau erbarmen, und ſie verbrennen laſſen wollten, wenn ſie gleich ſelbſt kommt, und ihren Teufel angiebt, und ſich durch alle Proben als eine Hexe rechtfertigen will. Nur in den Zeiten der Barbarey war dieſe Grauſamkeit Mode; und ſeitdem dieſe verſchwunden ſind, haben ſich die Hexen ſo ſehr vermindert, daß auch der furchtſamſte Menſch, wenn er gleich in der Nacht ganz allein auf der oberſten Spitze des Blocksberges ſtände, keine Gelegenheit finden würde, ſeine Kühnheit zu bereuen, und ſein Bekennt-

niß, wie Horaz (*), abzulegen. Und obgleich nichts deſto weniger das Vorurtheil für die Hexen noch nagelfeſt in den Herzen des Pöbels ſitzt, und ein vernünftiger Arzt zuweilen noch Gefahr läuft, für einen Atheiſten gehalten zu werden, wenn er dabey lächelt, wenn mancher angeſehene Mann von ſeinem kranken Kinde ſagt, er glaube gewiß, daß es böſe Leute unterhätten, und das es dem Kinde angethan wäre: ſo haben doch, zur Ehre der Menſchheit, endlich die Hexen- und Zauberprozeſſe, die viel tauſend Menſchen das Leben gekoſtet, aufgehört.

Da es ſich allenfalls aus dem Geiſte der Zeit erklären läßt, wie in den vorigen Jahrhunderten Hexen haben verbrannt werden können, und unter andern auch der noch im J. 1687. in der Altmark vorgefallene Hexenprozeß, welcher auch einigen Frauen das Leben gekoſtet, (wovon man in E. C. Reichards vermiſchten Beyträgen zur Beförder. einer nähern Einſicht in das geſammte Geiſterreich, 1 St. Helmſt. 1780. 8. Nachricht findet,) ein Denkmal der Schwachheit des menſchlichen Verſtandes, aber auch des Mangels von Kenntniß iſt, da man doch ſchon damals etwas gemäßigter, als vor 50 oder 100 Jahren, dachte: ſo iſt der Fall, da noch d. 21 Jun. 1749, eine Zauberin zu Würzburg zwar nur mit dem Schwerte hingerichtet, aber doch ihr Leichnam verbrannt worden, ein wahrer Schandfleck des jetzigen Jahrhundertes.

Ich würde dieſe Begebenheit vielleicht ſelbſt nicht glauben, wenn ich nicht die chriſtliche Anrede, die der P. Georg Gaar, S. I. nächſt dem Scheiterhaufen gehalten, und auf Befehl in den

(*) Jam iam efficaci do manus ſcientiae
Supplex, et oro regna per Proſerpinae,
Per et Dianae non movenda numina,
Per atque libros carminum valentium
Refixa coelo devocare ſidera:
Canidia, parce vocibus tandem ſacris,
Citumque retro ſolve, ſolve turbinem!

den Druck gegeben hat, vor mir liegen hätte. Ich will meinen Leſern die Proben der Beredſamkeit des guten Paters erlaſſen, und nur von der Geſchichte der Zauberin ſelbſt, mit den Worten des Redners, einiges anführen. „Maria Renata, N. von Sengerin aus München gebürtig, wurde als ein Kind von 6 bis 7 Jahren in der Gegend Linz in Oberöſtereich durch einen Officier, in welchen ſich glaublich der böſe Geiſt verſtellt hatte, zur Zauberey angeführet; und weil der Höll den Namen Maria nicht erdulden kann, ward ihr, anſtatt deſſen, zugelegt Ema Renata, ſo durch Verſetzung des Buchſtaben M heiſſet Mea Renata, meine Wiedergeborne. Zwölfjährig iſt ſie ſchon ſo weit kommen, daß ihr bey den zauberiſchen Zuſammenkünften der Fürſt der Finſterniß den erſten Rang zugeſtanden. Um das 19te Jahr ihres Alters iſt ſie, wiewohl wider ihren Willen, in das jungfräuliche, wegen guter Disciplin und geiſtlichen Lebenswandel allezeit berühmte, ohnweit der Stadt Würzburg gelegene Kloſter Unterzell, den Befehl ihrer Eltern zu erfüllen, eingetreten, allwo die reiſſende Wölfin dergeſtalt mit Schafswolle ſich bedeckte, daß man, durch einen falſchen Tugendſchein betrogen, ſelbe nicht erkennte; ja wegen vermeinten Verdienſten endlich als eine Subpriorin vorzuſezen kein Bedenken hatte. Wohin das Abſehen des allgemeinen Seelenfeinds dabei gezielt, iſt leicht zu ergründen: er ſuchte nehmlich durch ſein taugliches Werkzeug das Unkraut auszuſäen; allein, weilen es Gott verhinderte, und Maria Renata durch 50 Jahre, welche ſie im Kloſter zugebracht, nach ihrer eigenen Ausſag, keiner einzigen Kloſterſeel ſchaden konnte, ſo wollte der Satan durch dieſe ſeine Sklavin den Wut an denen Leibern ausgieſſen: es verurſachte derohalben Maria Renata 4 Kloſterfrauen, theils durch zauberiſches Anhauchen, theils durch zauberiſche Wurzel und Kräuter, welche ſie unvermerkt entweder den Speiſen eingemengt, oder auf eine andere Weis beygebracht, ſehr beſchwerliche und ſchmerzliche Krankheiten, 5 andern, nebſt einer Laienſchweſter, ſo noch eine Novizin, zauberte ſie durch erwähnte Mittel mehrere hölliſche Geiſter in den Leib hinein, u. ſ. w.“

Jo. Fr. Eiſenharts Schreiben an einen vornehmen Rechtsgelehrten, wegen einer zu Würzburg hingerichteten Zauberinn, ſt. in Deſſen kleiner Schriften, 2 B. Erf. 1753. 8.

Ragionamento del Padre *Giorgio Gaar*, fatto avanti il rogo di Maria Renata, Strega abruciata in Erbipoli, a 21 di Giugno del corrente A. 1749. tradotto del Tedesco nell' Italiano dall Dottor F. A. T. con alcune annotatione critiche; in Verona 1749. 4.

Reſponſa ad annotationes criticas D. F. A. T. in ſermonem de Maria Renata, Saga ſupplicio addicta die 21 Junii An. 1749. Herbipoli habitum &c. ab Autore ejusdem ſermonis P. Ge. *Gaar*, ibid. eod.

Io. Bapt. Graſerii propugnatio adnotationum criticarum in ſermonem de Maria Renata Saga, adverſus reſponſa P. Georgii Gaar. Venet 1752, 4. 10 B.

Man wünſcht, und hat Urſache zu hoffen, daß dieſes das letzte Opfer des blinden Aberglaubens geweſen, und die vermeintlichen Zauberer und Hexen, ſo wie die ſo genannten Ketzer, das Glück haben werden, auf ihrem Bette ſterben zu können.

Des cujaviſchen und pomerelliſchen Biſchofs Czatoryski Befehl vom J. 1669. in Hexenſachen, ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig 1747, 8. S. 570—578.

Andere catholiſche Verordnungen und Anmerkungen vom Hexenprozeſſe, ſt. im 10 St. derſ. S. 579—596.

Sr. Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſchen Maj. allergnädigſte Landesverordnung, wie es mit dem Hexenprozeſſe zu halten ſey, d. d. 5. Nov. 1766. Wien, 1766, 4. 3 B.

Anpreiſung der allergnädigſten Landesverordnung Ihrer Kaiſerl. Königl. Apoſtol. Maj. wie es mit dem Hexenprozeſſe zu halten ſey, nebſt einer Vorrede, in welcher die kurze Vertheidigung der Hex- und Zauberey, die H. P. Angelus März der akademiſchen Rede des Hrn. P. Don Ferd. Sterzinges über das Vorurtheil der Hexerey entgegen geſetzet, beantwortet wird, von einem Gottesgelehrten, (P. Jordan Simon) München, 1767, 4. 1 A. 13 B.

* * *

Cautio criminalis, ſ. de Proceſſibus contra ſagas Liber ad Magiſtratus Germaniae hoc tempore neceſſarius, tum autem Conſiliariis & Confeſſariis Principum, Inquiſitoribus, Judicibus, Advocatis, Confeſſariis reorum, Concionatoribus, caeterisque lectu utiliſſimus. Auctore incerto Theologo Orthodox, (P. Frid. Spé.) Rintel. 1631. 8. 1 A. 4. B. Frf. 1633. 8. recuſ. Solisbaci, 1695 12. ſ. Haubers Bibl. mag. 25 St. S. 1—26.

Hiſtoire des imaginations extravagantes de Mr. Oufle, cauſées par la lecture des livres, qui traitent de la Magie, du Grimoire, des Demoniaques, Sorçiers, Loups-Garoux, incubes, Succubes & du Sabbat &c. Divinations, de Sortileges, d'Enchantement &c. le tout enrichi de figures, & accompagnê d'un très-grand nombre de notes curieuſes, (par Mr. l'Abbé Bordelon) 2 Tomes. à Par. 1710. 12. 1754. 12. 5 Tomes.

D. überſ. u. d. T. Hiſtorie, oder wunderliche Erzählung der ſeltſamen Einbildungen, welche Mr. Oufle aus Leſung ſolcher Bücher bekommen, die von der Zauberey, Beſchwörungen, Beſeſſenen, Zauberern, Wöhrwölffen Incubis, Succubis, Sabbath der Hexen, weiſſen Frauen ꝛc. aus dem Franzöſ. überſetzt. Danzig, 1712, 8. 1 A. 13 B.

Von

Von Beſtrafung der die heurigen Schloſſen und Unfruchtbarkeit in Polen und Hungarn vermeintlich verurſachenden Wettermacherinnen, ſ. Bresl. Samml. 5 Verſ. 1618, 1645 — 1653.

Traité ſur la Magie, le ſortilege, les poſſeſſions, obſeſſions & malefices, ou l'on en demontre la verité & la realité: avec une methode ſure & facile pour les reglemens contre les devins, ſorciers, magiciens &c. Ouvrage très-utile aux Eccleſiaſtiques, aux Medicins & aux Juges. Par. M. D*** à Par. 1732, 12. ſ. Haubers Bibl. mag. 16 St. S. 255 — 232.

Anmerkung von der Hexenfahrt nach den Brocken, ſt. im 101 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1751, S. 829, f.

Unterſuchung der Urquelle des Hexentanzes, und des Verbrennens der ſo genannten Zauberer und Hexen, ſt. im 35 und 36 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1752.

Lettre ſur le Sabat des Sorciers, datée à Paris, ce 17 Sept. 1765. ſt. in der Gazette litter. de l'Eur. Oct. 1765, S. 458—472.

Vorgängiger Verſuch zu Erwürkung eines Vertrages zwiſchen den in dem bisherigen Hexenkriege verwickelten Gelehrten, und auch zum nutzbaren Unterrichte, wie man von der Zauber- und Hexerey weder zu wenig, noch zu viel glauben ſoll. An dem Maynſtrome, 1767. 4. 12 B.

Von den Druiden oder Hexen, ſ. die Erkenntn. der Herrlichk. Gottes aus Betracht. natürl. Dinge, eine Wochenſchr. Nürnb. (1769) gr. 8. 10 St. S. 147 — 154.

Lettres de Mr. de St. *André* à quelques uns de ſes amis au ſujet de la Magie, des Malefices & des Sorcies. à Par. 1725. 12. 19 B.

D. überſ. u. d. T. Mr. de Saint-André leſenswürdige Briefe an einige ſeiner Freunde, über die Materie von der Zauberey, den Uebelthaten, ſo dadurch angeſtiftet werden, und von den Zauberern und Hexen insbeſondere, überſetzt und mit unterſchiedl. dienlichen Anmerk. verſehen von Theod. Arnold. Lpz. 1727. 4. 1 A. 3 B. ſ. Haubers Bibl. mag. 22 St. S. 649 — 665.

L'incredulité ſçavante, & la credulité ignorante; au ſujet des Magiciens & des Sorciers; avec la reponſe à un livre intitulé Apologie pour tous les grands perſonnages, qui ont eſté fauſſement ſoupçonnés de Magie. Par le R. P. *Jaqu. d'Autun.* à Lyon, 1674, 4. ſ. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 637 — 652.

Recueil des lettres ſur la Magie & les Mages, (par Mr. *Boiſſier*) à Par. 1735.

Nic. Brand diſp. de legitima maleficos & ſagas inveſtigandi & convincendi ratione. Gieſſ. 1662, 4. 15 u. e. h. B. ſ. Haubers Bibl. mag. 32 St. S. 553 — 557.

Jac. Brunnemanni Diſcours von betrüglichen Kennzeichen der Zauberey, worinnen viele abergläubiſche Meinungen freymüthig unterſuchet und verworfen, wie auch vieler ſowohl Proteſtant- als Päbſtiſchen ICtorum Lehrſätze von der Zauberey erwogen, zugleich Hrn. Jo. Joach. Weidneri Gegenſätze wider dieſen Diſcours beantwortet werden. Nebſt einer hiſtoriſchen Anleitung von dem Zuſtande des Hexenprozeſſes vor und nach der Reformation. Halle, 1727, 4. 1 A. 11. B.

Con-

Conſtantini Franc. de *Cautz* de cultibus magicis, eorumque perpetuo ad eccleſiam & rempublicam habitu, libri duo, cum adiunctis quibusdam eo pertinentibus, ad Jurisprudentiae legislatoriae illuſtrationem. Vienn. 1767, 2 A. 1 B. Das erſte Buch enthält die Geſchichte der Magie; und das 2te Betrachtungen über den Hexenproceß.

Des Hrn. Grafen von Caylus Abhandlung über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer, aus der Hiſt. de l'Ac. des Inſcr. & b. l. überſ. von L. A. V. Gottſchedin, ſt. in No. 2. des Neueſten aus der anmuth. Gelehrſ. v. J. 1760, S. 124—131.

Jo. Pet. Chriſt. Deckers hiſtoriſche Muthmaſſung, wie alt die Fabel von der jährlichen Zuſammenkunft der Hexen auf dem Blocksberge ſey, ſt. in der Zugabe zu den Hannov. gel. Anz. v. J. 1752, No. XVIII.

Tableau de l'inconſtance des mauvais anges et demons, par Mr. *Delancre.*

Arte magica diſtrutta, riſpoſta di Don *Ant. Fiorio.* in Trento 1750, 4. 6 B.

Dan. Fiſcher diſſ. de ſagis. Witteb. 1716, 4.

Seltſame, jedoch wahrhafte theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche und phyſikaliſche Geſchichte, ſowohl aus alten als neuen Zeiten rc. von *D. Jo. Chriſt. Fritſch.* Lpz. 1730, 4. 5 Theile. 6ter Theil, von Dr. Jo. Chriſt. Wolf, Lpz. 1740.

J. G. Godelmann de magis, veneficis & lamiis.

Herm. Goehauſen proceſſus iuridicus contra Sagas & Veneficas, una cum deciſionibus quaeſtionum ad hanc materiam pertinentium, 1630.

Melch. Goldaſti redliches Bedenken von der Zauberey, Brem. 1661, 4. 1 A.

Diſſertazione, in cui ſi inveſtiga, quali ſieno l'operazione, che dependono della maggia diabolica, & quali, quelle che derivano dalla maggie artificiale e naturele; e qual cautela ſi ha da uſare nella malgevolezza di diſcerner le, da *Conſtantino Grimaldi*, in Roma, 1751. 4.

Ant. de *Haen* de Magia liber. Venet. 1775, 8. 14 B.

Von der ſchändlichen Hexenverbrennung, die zum Theil in Preuſſen noch üblich iſt, ſ. Mich. Cph. Hanows Seltenheit. der Nat. und Oek. 1 Th. S. 103—111.

Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca, Acta & Scripta magica, gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen, 36 Stück, Lemgo, 1739—1745, 8.

An hiſtorical eſſay concerning Witchcraft, by *Franc. Hutchinſon.* Lond. 1718, 8. 20 B.

De morbis hyperphyſicis & rebus magicis Θεσεις *Franc. Ioelis*, cum appendice de ludis Lamiarum in Monte Bructerorum, quem Blocksberg vocant. Roſtoch. 1580, 8. 1 u. e. h B. ſ. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 683, fgg.

Sigism. Ledelii obſ. de exiſtentia veneficarum, & earum laeſione ex permiſſione divina, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. I. Obſ. 3.

Strigo-

Strigoportium, h. e. de exportatione Sagarum ad diabolicos Sabbatismos ἐγκαλαλήψεις, ſt. in *Io. Libavii* Singular. P. I. Frf. 1599, 8. S. 320—326.

(*P. Andr. Luziato*) Oſſervazioni ſopra l'opuſcolo che ha per titolo: Arte magica dilegueta, di un Prete dell Oratorio, in Venez. 1750, 4.

Arte magica dileguata, di *Scip. Maffei.* in Verona 1749, 4. 1750, 4.

E. I. F. Manzel quaeſtio de ſagis & veneficis, ſt. in Deſſen Select. jurid. Roſtochienſ. 20. St.

Unvorgreifliche Gedanken und Monita, wie ohne blinden Eifer und Uebereilung mit den Hexenproceſſen und der Inquiſition wegen der Zauberey auf Seiten des Richters ſowohl aus des Königl. Fiſcalis und Defenſoris in den Königl. Preuſſ. und Churfürſtl. Brandenburg. Landen ohnmaßgeblich zu verfahren; auf Königl. Specialbefehl aufgeſetzt von Herm. Adolph. Meinders. Lemgo, 1716, 4. 19 B.

Jo. Mich. Modells beantwortete Frage, ob man die Ausfarth der Hexen zulaſſen könne, wider den heutigen Hexenſtürmer P. Ferd. Sterzinger, München, 1769, 8.

De lamiis & pythonicis mulieribus, Tract. pulcherrimus per *Ulr. Molitoris*, Colon. 1489, ſ. Haubers Bibl. mag. 2. St. S. 103—112.

D. überſ. u. d. T. Von Hexen und Unholden. Anfänglich vor 114 Jahren durch Ulr. Molitoris, lateiniſch in Form eines Geſprächs geſtellet, und jezt neulich verteutſchet, und in gewiſſe Dialogos abgetheilt, durch Conr. Lautenbach. Cöln, 1576, 8. 8. B. ſ. Hauber, a. ang. O. S. 112—115.

Silveſter Mozolini de Strigimagarum Daemonumque mirandis. 1521.

Io. Müller diſſ. de magia tempeſtates cientibus. Witteb. 1676.

Eb. deſſ. de conventu ſagarum in monte Bructerorum, nocte ante Calendas Maji, von der Hexen Zuſammenkunſt auf dem Brokelsberg in der Walpurgsnacht. Frf. & Lpſ. 1745, 4. 3. B.

Das große Weltbetriegende Nichts, oder die heutige Hexerey und Zauberkunſt, in 2. Büchern, von *Ardoino Ubbidente* dell' *Osa.* Würzb. 1761, 8. 1. A. 15 B. Frf. und L. 1766, 8.

Io. Franc. Pici dialogus, Strix, ſive de ludificatione daemonum, libris tribus comprehenſus. Bonon. 1523.

Io. Franc. Poncinibius de lamiis & excellentia utriusque juris.

L'arte magica dimonſtrata, Diſſertazione di *Bartol. Preati,* in Venez. 1751. 4.

Reinhard exercitationis hiſtoricæ de ſacello divæ Walburgis & mercatu annuo Ehreburgenſi, Sectio prior. Erlang. 1768, 4. Der Verf. bemerkt, daß die Jahrmärkte, welche zu Anfange des Monats May an vielen Orten gehalten werden, ſehr viel zur Beſtärkung der ſeltſamen Meinungen des Pöbels vom Ausfahren der Hexen in der Nacht vor dem erſten *May* beygetragen haben, weil die, ſo die Märkte beſuchen, und ein wenig weit von dem Ort, wo ſie gehalten werden, entfernt wohnen um Mitternacht aufſtehen, und ſich zur Reiſe anſchicken, auch

wohl

wohl zu Beſchleunigung ihrer Reiſe, auf den Bergen übernachten. Die Floralia der Alten veranlaßten um dieſe Jahrszeit allerhand Luſtbarkeiten, und alſo dichtete man, daß auch die Hexen nach ihrer Art Verſammlungen und Tänze anſtellten. Bey dieſer Gelegenheit führt er auch aus, wie es zugegangen, daß man auf die Mährlein vom Fahren der Hexen durch die Luſt gefallen ſey. Der Wagen der Medea, in welchen die Dichter das mit einem Drachen bezeichnete Schiff, in welchem ſie nach Theſſalien gekommen, verwandelt haben, (wie Ovid, Metam. VII. 218 und 351, fgg. und Horaz, Epod. III. 13. erzählen,) ſey die erſte Veranlaſſung dazu geweſen.

Syſtematiſche oder gründliche Abhandlung von den faſt allgemein eingeriſſenen Irrthümern, betreffend die Beſitzung des Menſchen vom Teufel, die Hexerey und die Geſpenſter ꝛc. von Jo. Fr. Rübel, 1758, 8. 10 u. e. h. B.

Juſt Sagebaum Nachricht, die Geſchichte Sidonia von Borken betreffend, welche im Jahr 1620, wegen beſchuldigter Hexerey, in Pommern, durch Schwerd und Feuer beſtraft worden, ſt. in J. C. Dähnerts pommeriſchen Biblioth. 4 B. 7 St. S. 223, fgg. und 5 B. 4 St. S. 127 — 130.

Ge. Schulz diſſ. de magiæ illicitæ materia. Lpſ. 1677.

Guil. Adolph. Scriboni Phyſiologia ſagarum, de his recte cognoſcendis & puniendis. Marp. 1588. 8.

(Bar. v. Spilker) Abhandlung von den Meinungen der Alten, die Träume, Geſpenſter und Zauberey betreffend, nebſt einigen Gedanken von den Schauſtücken oder Gedächtnißmünzen derſelben. Lpz. 1734, 8.

Barthol. Spinae liber de Strigibus. 1523.

Eb. deſſ. quatuor apologiæ, 1525. (contra Ponzinibium.)

Akademiſche Reden von den gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerey, welche an Sr. Churf. Durchl. in Bayern Namensfeſt abgeleſen worden von P. Don Ferd. Sterzinger, d. 13. Oct. 1760. München, 1766. 4. 3 B.

Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerey, abgefaſſet von einem Liebhaber der Wahrheit. (München) 1766. 4.

Del congreſſo notturno delle Lamie libri trè, di *Girol. Tartarotti*; s'aggiungono due diſſertazioni epiſtolari ſopra l'arte magica. in Roveredo, 1749. 4.

Eb. deſſ. Apologia dell congreſſo notturno delle Lamie e ſia riſpoſta all' arte magica dileguata del Sgr. Maffei, ed all' oppoſizione del Sgr. Barth. Melchori. in Venez 1751. 4.

Chriſt. Thomaſii theſes de crimine magiæ. Hal. 1701, 4. 5 B. ſ. Haubers Bibl. mag. 17 St. S. 308 — 330.

D. überſ. u. d. T. Chriſt. Thomaſii kurze Lehrſätze von dem Laſter der Zauberey. 1702, 8. 6 B.

Eb. deſſ. de origine proceſſus inquiſitorii contra ſagas. 1712.

Gothofr. Vogt diſſert. de conventu ſagarum ad ſua ſabbata. Hamb. 1667.

An ſagae ad ſolemnia ſua conventicula, quae Sabbata vocant, transportari queant, & nonnunquam quoque realiter transferantur? ſ. deſſen deliciæ phyſicæ. Roſtoch. 1671. 8. Cap. 7. S. 218 — 260.

Io. Waggſtaffs gründlich ausgeführte Materie von der Hexerey, aus dem Engl. überſ. Halle, 1721, 8. 11 u. e. h. B.
Jo. Webſters Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereyen, aus dem Engl. überſ. mit Thomaſii Vorrede. Halle, 1719, 4.
Io. Caſp. Weſtphal judicium de Sagis & Magis, harumque apparitionibus, exercitiis &c. ad Dn. D. Schmiderum ſcriptum, ſt. im Append. ad Eph. N. C. Cent. IX & X. S. 560—576.
Io. Wieri de lamiis liber, it. de commentitiis jejuniis, ſt. in deſſen Opp. omn. Amſt. 1660, 4. S. 667—769.

* * *

Auch die großbärtige Schwalbe, welche auch unter dem Namen des Kindermelkers, Milchſaugers, Nachtvogels, Ziegenmelkers, Ziegenſaugers u. ſ. f. bekannt iſt, Hirundo Caprimulga *Klein.* wird häufig Hexe genannt, weil ſie dem Wahne des großen Haufens nach, dem Menſchen und Thieren zur Nachtzeit die Milch ausſaugen ſoll.

Hexen-Bad, ſiehe oben, S. 517. f.

Hexen-Baum, im g. L. einiger Gegenden, der Vogelkirſchbaum, Prunus Padus *Linn.*; ſiehe unter Kirſche.

Hexen-Ey, ſ. Th. XI, S. 744.

Hexen-Fahrt, ſ. oben, S. 509.

Hexen-Kraut, Stephanskraut, St. Stephanskraut, Circaea *Linn.* Fr. Circée, Herbe de St. Etienne, Herbe des Magiciennes, Engl. Enchanter's Nigthtshade, eine Gattung Pflanzen mit zwey Staubfäden und einem Staubwege, welche in den Hainen des mitternächtigen Europa wild wächſt. Das eyförmige Samenbehältniß iſt zweyfächerig, und mit vielen borſtigen Haaren beſetzt, daher ſich ſolches leicht an die Kleider anhängt, und die Menſchen dadurch gleichſam an ſich zieht, wie die Zauberin Circe die Leute an ſich zu ziehen gewußt hat, und daher hat der Geſchlechtsname ſeinen Urſprung. Es giebt davon 2 Arten:

1) Das große oder gemeine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea dicta maior *Bauh.* Circaea Luteriana, caule erecto, racemis pluribus *Linn.* welches bey uns

in ſchattigten Wäldern und unter den Hecken wächſt, und aus der kriechenden dauernden Wurzel, durch welche ſich dieſe Pflanze gar ſehr vermehrt, einen geraden Stängel treibt, welcher $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit parweiſe geſtellten, lang geſtielten, eyförmigen, zugeſpitzten, und zart eingekerbten Blättern, welche auf der obern Seite eine dunkelgrüne Farbe haben, auf der unterſten aber blaß ſind, beſetzt iſt, und ſich mit lockern Blumenähren endigt, welche wieder 3 bis 4 kleinere Aehren machen. Die kleinen weißröthlichen Blumen erſcheinen im Jun. und Julius, und haben nur 2 Blumenblätter, denen 2 Staubfäden gegenüber ſtehen. Wenn di Blumen abfallen, ſo wird aus dem Kelche der Blume eine rauhe Capſel, in welcher 2 längliche Samen ſtecken. Die Blätter ſollen, in Geſtalt eines Breyumſchlages, in den blinden Hämorrheiden dienlich ſeyn.

2) Das kleine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea alpina *Bauh.* Circaea minima *Col.* Circaea alpina, caule proſtrato, racemo unico, foliis cordatis *Linn.* Fr. la petite Circée, iſt der vorigen Art faſt ähnlich; der Stängel aber iſt niedergebogen, und nur mit einer Blumenähre beſetzt. Die Blätter ſind mehr herzförmig, und merklicher eingekerbet. Die Blumen ſind kleiner, und haben gefärbte Kelche.

2. Auch der krauſe Rainfarn, Tanacetum criſpum *Linn.*, das Farnkraut, Filix, und das Gilbkraut, Reſeda Luteola *L.* ſind unter dieſem Namen bekannt, weil man ſie ehedem ſehr zum Aberglauben mißbrauchte.

Hexen-Meiſter, im g. L. und der vertraulichen Sprechart, ein Zauberer, eine Hexe männlichen Geſchlechtes. Siehe **Hexe**.

Hexen-Probe, ſiehe oben, S. 517.

Hexen-Proceß, ſ. oben, S. 514.

Hexen-Sabbath, ſ. oben, S. 513.

Hexen-Strang, im gem. Leben eine Benennung der Clematis Vitalba *Linn.* ſiehe Wald-Rebe.

Hexen-Tanz, ſ. oben, S. 509.

Hexel, ſ. Häckerling.

Hexerey. 1. Die Zauberey, die Hervorbringung gewiſſer Wirkungen durch Hülfe des Teufels, und die Fertigkeit dazu. Hexerey treiben, mit etwas Hexerey treiben. Der Hexerey verdächtig ſeyn. Geſchwindigkeit iſt keine Hexerey. Das geht ohne Hexerey zu.

2. Eine einzele Handlung, eine einzele Wirkung dieſer Art.

Hey, ein großer Meerfiſch; ſ. Hay.

Hey, ein Zwiſchenwort, welches die ausgelaſſene Freude des großen Haufens ausdruckt, und zuweilen noch mit da und ſa verſtärket wird. Hey da! Hey ſa!

Heyde, ſ. Heide.

Heyduck, ſ. Heiduck.

Heye, (die) im gem. Leben ein Name verſchiedener hölzerner Werkzeuge zum ſchlagen oder ſtoßen. So wird in den Salzkothen der kleine hölzerne Hammer an einem Stiele, womit der Schöp von den Salzpfannen abgeſchlagen wird, die Heye, Hege, Heige, genannt. Die Beut-Heye oder Poch-Heye der Böttcher iſt ein hölzerner Schlägel, womit ſie die Reife antreiben. Auch die Handramme der Pflaſterer, welche ſonſt auch die Jungfer heißt, wird an einigen Orten die Heye, Fr. Hie, genannt.

Es ſtammet von hauen ab, ſo fern ſolches ehedem auch ſchlagen bedeutete, wie aus der Haue der Bergleute erhellet, welche gleichfalls ein hölzerner Hammer iſt, womit die Eiſenſteine gepocht werden.

Heyrath, ſ. Heurath.

Heyſon-Thee, ſ. Th. VII, S. 715.

Hiacinth, ſ. Hyacinth.

Hiberline, eine Art Stoffe, deren Kette und Einſchlag von Floretſeide iſt. Man bedient ſich ihrer in den Tapetenmanufacturen.

Hibiscus, 1. eine Pflanze, Eibiſchkraut, Eibiſchwurz, Althaea; ſ. Th. 1, S. 588, fgg. 2. Eine Staude, Altheeſtaude, Altheeſtrauch; ſ. Ketmia.

Hibou, ſ. Eule.

Hiè, ſ. Heye.

Hieb, (der) von dem Zeitworte hauen.

1. Die Handlung des Hauens. Auf den Hieb fechten.

2. Ein mit einem hauenden Werkzeuge gegebener Schlag. Der Hieb gieng vorbey. Jemanden einen Hieb geben. Einem Hiebe ausweichen. Viel Hiebe nach Jemanden thun. Den Kopf auf einem Hiebe abhauen. Der Baum fällt nicht von einem Hiebe. Im gem. Leben auch ein Schlag, welcher mit einem ſchlagenden Werkzeuge und ausgerecktem Arme gegeben wird. Ein Hieb mit der Peitſche, mit der Ruthe, mit dem Stocke. Imgleichen, ein nachdrücklicher aber verſteckter Verweis, welchen man, wenn er gelinder iſt, auch einen Stich zu nennen pflegt. Jemanden einen Hieb geben.

3. Die dadurch verurſachte Wunde, der Eindruck, welchen ein Hieb macht. Einen Hieb im Geſichte haben. Man ſieht noch alle Hiebe in dem Baume. Die Hiebe in einer Feile. Auch collective in Anſehung der Beſchaffenheit. Die Plattenfeile der Schlöſſer hat einen weit feinern Hieb, als die Vorfeile; ſ. Th. XII, S. 482.

4. Im Forſtweſen, ein Bezirk im Walde, wo Holz gefället werden ſoll, wo es gefället wird, oder wo es ehedem gefället worden, und der auch ein Hau, ein Gehau, eine Hauung, ein Holzſchlag, ein Schlag, genannt wird. Einen Wald in zehn Hiebe theilen. Die Zimmerhiebe in dem Tangelholze anordnen, die

die Schläge, wo Zimmerholz gefället werden ſoll. Ein alter Hieb, wo ehedem Holz gefället worden, und welcher ſo lange ein Hieb heißt, bis das junge Holz wieder zu Stangen aufgewachſen iſt. Siehe auch Hauen und Hiebig.

Hieb-frey, ſiehe Paſſauer-Kunſt.

Hiebig, ein nur im Forſtweſen übliches Wort. Ein hiebiger Schlag, wo Holz gefället werden kann. Daher althiebig, von den Laubhölzern, über 20 Jahr alt. Ein althiebiges Stangenholz, im Gegenſatze des jungen, oder hiebigen Stangenholzes, wie diejenigen Schläge genannt werden, die zwiſchen 12 und 20 Jahr alt ſind.

Hièble, Sambucus Ebulus Linn. Attich; ſ. Hohlunder. (Acker-)

Hiecke, ſ. Hieke.

Hief, (der) bey den Jägern, derjenige Laut, welcher aus dem Hiefhorne geſtoßen wird; der Jagdhief, Hiefſtoß. Ein langer, einfacher, kurzer, doppelter Hief, ein ſolcher heraus geſtoßener Laut. Der hennebergiſche Hief, welcher aus drey reinen langen Hiefen beſteht.

Es ahmet den Laut nach, welcher aus den Jagdhörnern geſtoßen wird, und wird daher von einigen unrichtig Hift und Hüft geſprochen und geſchrieben. Im Engl. iſt hop und im Franz. houper, ſchreyen.

Hief-Horn, dasjenige gerade Horn, deſſen ſich die Jäger bedienen, die bey der Jagd nöthigen Zeichen darauf zu geben. Siehe Jagd-Horn.

Hief-Riemen, derjenige lederne Riemen, woran das Hiefhorn von den Jägern getragen wird; ſ. eb. daſelbſt.

Hief-Stoß, ſ. Hief.

Hiefe, Buttelhiefe, im gem. Leben, beſonders Oberdeutſchlandes, eine Benennung der im XXI. Th. S. 126, fgg. beſchriebenen Hagebutte.

Hicke, (die) ein im Bergbaue übliches Wort, einzele Körner oder kleine Stücke eines Minerales, wenn ſie in andern Mineralien angetroffen werden, zu bezeichnen. So werden die Eiſenkieſe, welche zuweilen ſtückweiſe im Thone brechen, die Kupferkörner in Schiefer u. ſ. f. Eiſenhieken, Kupferhieken, oder nur ſchlechthin Hieken genannt. Henkel merkt in ſeiner Kieshiſtorie, S. 980 an, daß die Töpfer zu Almerode alle dort befindliche Kieſe mit dieſer Benennung belegen, welcher Name ihm von den Spielkugeln oder Schößern, dergleichen von den Töpfern verfertiget werden, herzukommen ſcheint.

Es ſcheint zu dem Geſchlechte der Wörter Hauk, welches im gem. Leben auch Hüch und Hük lautet, Hügel, Hoch u. ſ. f. zu gehören. Siehe Hauk.

Hieracium, ſ. Habichts-Kraut. Röhrlein-Kraut.

Hierarchie, wörtlich: heiliges Regiment, nennt man eigentlich die Rangordnung, in welcher die verſchiedenen Chöre der Engel im Himmel auf einander folgen; die himmliſche Hierarchie.

Man nennt auch Hierarchie den geſamten geiſtlichen Stand; die verſchiedenen Grade des geiſtlichen Standes zuſammen genommen, d. i. der Papſt, die Cardinäle, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Pfarrer, die Prieſter, die Diaconi und Subdiaconi; die geiſtliche Hierarchie, Fr. la hiérarchie de l'Egliſe, oder eccléſiaſtique. Die Kirche wird hierarchiſch regiert, d. i. nach derjenigen Ordnung und Subordination, welche unter denen, die zuſammen den geiſtlichen Stand ausmachen, feſtgeſetzt iſt.

Hierſe, ſ. Hirſe.

Hietz, ein im gem. Leben üblicher Name, wobey man in Oberſachſen die Katzen zu rufen pflegt, wofür an andern Orten Puſe, Mietz, Wienz u. ſ. f. üblich ſind. Eben daſelbſt ſagt man auch wohl der Hietz, für, der Kater, und die Hietze, für, die Katze. S. Katze und Mietz.

Hiſt, Hiſthorn, Hiſtriemen, Hiſtſtoß; ſ. **Hief, Hiefhorn** ꝛc.

Hiſte, ſ. **Hiefe** und **Hagebutte.**

Higuero, wird vom Oviedo ein großer Baum in Neuſpanien genannt, der dem Citronenbaume gleicht, und ein ſehr feſtes und ſtarkes Holz hat. Das Laub iſt lang und ſchmal. Die Frucht hat die Geſtalt und den Geſchmack der Gurken. Die Indianer eſſen das Fleiſch der Frucht, wenn ihnen andere Speiſen mangeln; ſonſt aber werden Trink- und andere Geſchirre daraus verfertiget. Man hält dieſen Baum für den gemeinen Papayabaum, Carica Papaya *Linn.*

Hilbutte, ſ. **Hellbutte.**

Hildebrand, ein alter deutſcher Vor- und Zuname des männlichen Geſchlechtes.

Die erſte Hälfte iſt das Longobard. Hilde, **Huld**, Anmuth, oder nach dem Friſch, unſer Adel; die letzte Hälfte aber das alte **Brand**, Schein, Glanz, Ruhm, welches aus **Bret**, **Brecht** entſtanden iſt, daher dieſer Name ehedem auch **Hildebert** und **Hildebrecht** lautete. **Hildebrand** würde alſo ſo viel als ein huldreicher, oder auch ein vornehmer, berühmter Mann ſeyn.

Hilke, ſ. **Helena.**

Hillbutte, ſ. **Hellbutte.**

Hilpersgriff, ein nur im gem. Leben einiger Gegenden bekanntes Wort, unerlaubte Griffe, Ränke, Advocatenſtreiche, wodurch eine gerechte Sache aufgehalten, einer ungerechten übergeholfen, aus Rechte Unrecht, und aus Unrechte Recht gemacht wird, zu bezeichnen.

Friſch leitet es von dem Niederſ. **Hülperede**, Ausflucht, leere Entſchuldigung, ab; welche Ableitung wahrſcheinlich iſt, wenn dieſes Wort nicht etwa das Andenken eines ränkvollen Mannes erhält, welcher **Hilper** geheiſſen hat.

Himantopus, ein Vogel; ſ. **Riemen-Bein.**

Himbeere, gemeine rothe Brombeere, eine rundliche Frucht, welche der Brombeere (außer der Farbe, und daß ſie zarter und hohler iſt,) in allem an der äußerli-

chen Geſtalt gleich kömmt, und, wie jene, gleichſam aus lauter ſaftigen und an einander ſtehenden Beeren zuſammen geſetzt, auch mit kleinen halbrunden Samenkörnern verſehen iſt; L. Framboeſia, Bacca idaea, Bacca cervarum, Fr. Framboiſe. Im gem. Leben lautet dieſes Wort bald Hindbeere, bald Himbeckbeere, Hombeere, Himpelbeere, Himmelbreme, Himbreme, (von den Bremen oder Stacheln, womit die Staude beſetzt iſt,) im Angelſ. Hindberie, Engl. Hindberry, im Holländ. Hinnenbeſie, im Dän. Himbär, im Norw. Hindbär. Diejenigen, welche Hindbeere für die wahre Schreibart halten, leiten dieſes Wort von Hinde, Hindinn ab, weil das Hirſchgeſchlecht nach dieſen Beeren lüſtern ſeyn ſoll; daher ſie Lonicer auch Bocksbeere nennt, welches aber eigentlich ein anderes, obgleich verwandtes Geſchlecht, nämlich die blaue Brombeere, oder Fuchsbeere, Rubus caeſius *L.* (ſ. Th. VI, S. 785, No 9.) iſt. Da ſich dieſe Beeren, wenn ſie abgerupfet ſind, beſonders durch die in der Mitte befindliche Höhle (indem die Beerchen, woraus die Himbeere zuſammen geſetzt iſt, das in die Höhe ſtehende kegelförmige Receptaculum oder Fruchtbett umgeben,) von andern unterſcheiden, ſo werden ſie in Franken auch Hohlbeeren, (Schwed. Hallon, welches Ihre von Haell, ein Stein, ableitet, weil dieſe Staude gern an ſteinigen Orten wächſet,) wegen ihres honigſüßen Geſchmackes auch Hünkbeeren (von Hünk, Honig,) an andern Orten wegen ihrer haarigen Geſtalt Haarbeeren, und in Liefland Madebeeren genannt. Der Name Himbeere kann entweder von Heim, Zaun, abſtammen, weil dieſe Staude gern an Zäunen wächſet; oder auch von heim, him, hohl, wegen der hohlen Beſchaffenheit der Frucht.

Dieſe Frucht wächſt an einer Art des Brombeerſtrauches, welcher der gemeine rothe Brombeerſtrauch,

ſtrauch, der Himbeerſtrauch, oder die Himbeerſtaude, Rubus idaeus, (weil ſie auf dem Berge Ida, wie Dioſcorides, L. 4. c. 30, anführt, ſehr häufig, oder, wie Plinius, L. 24. c. 14, fälſchlich meinet, nur allein gewachſen.) Rubus idaeus, Rubus vulgaris ſ. major, Rubus baccis ſ. moris rubris *Cluſ.* Rubus caule erecto hiſpido, foliis ternatis *Royen.* Rubus idaeus exilibus ſpinis *Cord.* Rubus idaeus ſpinoſus *Dalechamp.* & *C. B.* Rubus idaeus ſpinoſus, fructu rubro *J. B.* Rubus caule ſpinoſo ſubrecto, foliis quinatis & ternatis ſubtus tomentoſis, fructibus hirſutis *Hall.* Rubus idaeus, foliis quinato-pinnatis ternatisque, caule aculeato, petiolatis canaliculatis *Linn.* Fr. Framboiſier, auch Ronce du mont Ida, genannt wird, und in verſchiedenen Gegenden Europens, in Wäldern und an ſteinigen Orten, bis zu Mannshöhe, wild wächſt, aber auch, der ſchönen Früchte wegen, in Gärten gepflanzt wird, da denn durch die Verpflanzung die Früchte größer, ſaftiger und ſchmackhafter werden. Da das Gewächs ſehr in die Höhe geht, ſo bedient man ſich deſſelben auch zuweilen zu Bekleidung lebendiger Zäune, ſchattiger Spaziergänge und alter Mauern, die man dem Geſichte zu verbergen ſucht. Der ſchwache, doch in die Höhe ſteigende und äſtige Stängel iſt dornig, trägt im erſten Jahre keine Blüthe, und ſtirbt, wenn er im zweyten Jahre geblühet hat, ab, daß alſo die Stängel nur zweyjährig ſind, ob gleich die Wurzel dauerhaft bleibt. Die jungen Aeſte haben eine grüne, die alten aber eine braunrothe Rinde. Die Blätter ſind aus 3 oder 5 ziemlich großen, auf der obern Fläche glatten, hellgrünen und mit vertieften Adern bezeichneten, auf der untern aber ſilberfarbigen und mit einer weißen Wolle bekleideten, eyförmig zugeſpitzten, ausgezackten, auch wohl in 2 oder 3 Lappen zerſchnittenen Blättchen zuſammen geſetzt. Die rinnenförmigen Blatt- und Blumenſtiele ſind mit kurzen röthlichen Stacheln be-

ſezt, welche aber faſt gar nicht ſtechen, und ſich nach gerade verlieren. Die Blumenſtiele tragen 3 bis 5 Blumen, deren Kelch ſtachelig und wollig iſt. Die Blumenblätter ſind weiß. Die Beeren ſind gemeiniglich roth, und eigentlich fleiſchfarbig; in den Gärten aber findet ſich zuweilen eine Varietät, welche weiß oder weißgelblich iſt. Die mit feinen Haaren beſetzten Beeren ſind von einem vortrefflichen Geruche, und angenehm ſüßen Geſchmacke. Man hält zwar die weiſſen für ſüßer und wohlſchmeckender; die rothen ſcheinen aber doch den Vorzug zu haben, weil ſie vornämlich zum Einmachen gebraucht werden, wozu die weiſſen nicht ſo gut ſind. Die rothen ſowohl als die weiſſen Früchte ſind kleiner als die Maulbeeren, aber größer und ein wenig höher rund als die Brombeeren. Sie werden im Jul. und Auguſt, wenn die Erdbeeren abzunehmen anfangen, reif, und gehen alsdann ſehr leicht vom Stiele ab; die Frucht behält davon eine hohle Oeffnung, in welcher ſehr bald ein kleiner Wurm wächſt, wenn die Frucht überreif geweſen iſt; es ſezt ſich auch leicht der Schimmel an, und macht ihr einen ſehr unangenehmen Geſchmack.

Dieſes Gewächs iſt ſehr dauerhaft, und liebt vornämlich einen friſchen ſandigen Thon, der weder zu naß, noch zu trocken iſt. Man kann es entweder durch den Samen, oder durch Nebenſproſſen, oder durch Ableger vermehren. Wo es einmal eingewurzelt iſt, hat man mehr auf die Ausrottung, als auf die Vermehrung, bedacht zu ſeyn, indem es in Wäldern ſowohl, als in Gärten, andere beſſere Gewächſe erſtickt.

Der Himbeerſtrauch wird meiſtens im Frühlinge, am beſten im März, im abnehmenden Monde, durch die Nebenſproſſen aus der Wurzel fortgepflanzt, ungeachtet diejenigen Pflanzen allemal den Vorzug verdienen, die man aus Ablegern gezogen hat, weil dieſelben beſſere und mehrere Wurzeln bekommen, und nicht ſo

gern

gern Nebenſchößlinge treiben, wie die andern, welche insgemein derer ſo viele aus den Wurzeln treiben, daß in ein paar Jahren der ganze Boden davon überzogen wird. Werden nun dieſelben nicht weggenommen und verdünnet, ſo bekömmt man nicht nur kleinere, ſondern auch wenigere Früchte, zumal, wenn die Pflanzen nahe beyſammen ſtehen, wie insgemein zu geſchehen pflegt, indem man dieſen Pflanzen ſelten den gehörigen Raum gönnet. Wenn man ſie verpflanzt, ſo müſſen ihre Faſern ein wenig abgeſtutzet werden; die Augen oder Knoſpen aber, die nicht gar zu weit von dem Stamme der Pflanze ſtehen, müſſen nicht weggeſchnitten werden, weil dieſelben im folgenden Sommer die neuen Schößlinge treiben. Die Pflanzen müſſen in den Reihen 2 Schuh weit von einander ſtehen, die Reihen ſelbſt aber 4 Schuh weit von einander entfernt ſeyn. Denn wenn ſie zu dicht beyſammen ſtehen, werden, bereits erwähntermaßen, ihre Früchte niemals ſo ſchön, und reifen auch nicht ſo gern, als wenn ſo viel Platz gelaſſen wird, daß die Luft durch die Reihen ſtreichen kann.

Die Zeit, ſie zu beſorgen, iſt im October, da denn alles alte Holz, welches im vorigen Sommer Frucht getragen hat, bis unten an den Boden, weggenommen, die jungen Schoſſen aber bis auf eine Länge von 2 Schuh beſchnitten werden müſſen. Hernach muß man den Raum zwiſchen den Reihen wohl umgraben, um ihre Wurzeln zu ſtärken. Wenn man zugleich etwas recht wohl verfaulten Miſt mit eingräbt; werden ſie im folgenden Sommer ſtark treiben, und weit ſchönere Früchte bringen. Weil die Baumwanzen ſich häufig an dieſe Stauden zu hängen pflegen, ſo bald nur der Saft in das Holz zu treten anfängt, ſo muß man im Frühlinge, da die Himbeerſträuche beſchnitten werden, das Holz, ehe es noch treibt, mit Kalkwaſſer reiben und beſtreichen, welches kein ſolches Ungezieſer in die Höhe kommen laſſen wird. Den Sommer über muß

man das Unkraut fleißig wegſchaffen. Alle 3 oder 4 Jahre aber muß man neue Sträuche pflanzen; denn ſonſt werden die Früchte ſowohl in der Güte ſchlechter, als in der Menge geringer.

Ob gleich die Schoſſe geringe aufwachſen, ſo ſind ſie doch ſchwach, weil ihr Holz dünn und weich iſt, und brechen daher leicht ab; dieſes zu verhüten, bindet man ſie gern an Stakwerk an. Man pflegt ſie auch, wenn der damit bepflanzte Ort einem kleinen Weinberge ähnlich ſehen ſoll, wie die Reben zu ſtäbeln.

Was den Gebrauch und Nutzen dieſes Gewächſes betrifft, ſo werden die Blätter, wegen ihres gelinde adſtringirenden Geſchmackes, als ein Gurgelwaſſer im Halsweh gerühmt. Aus den Blumen nehmen die Bienen etwas Stoff zu Wachs. Die reifen Früchte aber ſind, nicht nur roh genoſſen, ſondern auch auf verſchiedene Art eingemacht, in ihrem Safte, in dem daraus verfertigten Gelee, in dem davon durch die Gährung zubereiteten Wein, Meth und Eſſig, und in dem davon gebrannten Waſſer und Ratafia, und gegornem ſtarken Spiritus, welche insgeſamt den lieblichen Geſchmack und Geruch der Beeren behalten, ſowohl eine ſehr angenehme Speiſe und Getränk, als auch, den letztern ausgenommen, ein vortrefflich kühlendes, erfriſchendes, urintreibendes und der Fäulniß widerſtehendes Mittel, welches man gern in hitzigen Fiebern, und in der mit abzehrendem Fieber begleiteten Lungenſucht giebt. Keine Speiſefrucht aber bedarf des Reinigens und Abwaſchens mehr, als die Himbeeren, wegen der gemeiniglich ſowohl an den Blättern, als an der Frucht hängenden Wanzen, welche öfters von denen nur zu ſehr geſchmecket werden, welche im Garten die Himbeeren unbeſehen von dem Strauche in den Mund ſtecken.

Man ißt ſie roh, entweder allein, oder mit Zucker, oder als eine kalte Schale mit Wein. Jn letzterm Falle

wird nur Wein ohne alles Gewürz aufgegoſſen, damit der natürliche Himbeerengeſchmack nicht unterdrücket werde; nur muß der ſaure Landwein mit Zucker wohl verſüßet ſeyn.

Ob gleich die Himbeeren roh ſtark gegeſſen werden, ſo gebraucht man ſie doch, noch mehr zum Einmachen, wozu ſich, wie geſagt, die rothen beſſer ſchicken, als die weißen. Es werden aber ſowohl die Früchte an und für ſich ſelbſt, mit Zucker eingemachet, als auch ſehr angenehme Säfte, Geleen oder Conſerven daraus bereitet.

Das Einmachen der Himbeeren, geſchieht nach folgender Vorſchrift. Man nimmt ſo ſchwer Zucker, als Himbeeren, läßt den Zucker ſieden, bis er ſpinnt, und thut ihn vom Feuer. Wenn er zu ſieden aufhört, werden die Himbeeren hinein geſchüttet, und man läßt ſie etwas darin ſieden. Wenn ſie ein wenig erkaltet ſind, werden ſie aus dem Zucker mit einem Schaumlöffel genommen, und in ein Glas gethan. Hernach wird der Zucker beſonders nachgekocht, bis er dick genug iſt, und alsdann darüber gegoſſen. Endlich ſchneidet man ein Papier in der Weite des Glaſes, und deckt es über; dieſes hält die Früchte unter dem Zucker. Sollte der Zucker nach einigen Tagen zu viel Saft aus den Früchten gezogen haben, daß er ſich nicht halten möchte, wird er wieder abgegoſſen und aufs neue gekochet.

Auf eine andere Art. Man thut die Himbeeren in eine weite Schüſſel, und gießt den geſottenen Zucker überher, wenn er noch warm, aber nicht mehr ſiedend iſt. Man läßt ihn eine halbe Stunde darauf ſtehen, gießt ihn wieder ab, läßt ihn ein wenig aufkochen, gießt ihn über die Himbeeren, und wiederholt ſolches 8 bis 9mal. Endlich füllet man die Beeren in das Glas, läßt den Zucker gehörig dick kochen, und gießt ihn darüber. Die Früchte bleiben auf dieſe Art mehr ganz, als nach der vorhergehenden.

Auf

Auf eine noch beſſere Art geſchieht das Einmachen, wenn man die Himbeeren in eine Confectpfanne, oder in einen flachen irdenen Tiegel, ſchichtweiſe mit fein zerſtoßenem Zucker leget, ſo daß der Zucker zuerſt und zuletzt kömmt, ſolche zwey Tage lang ungerührt ſtehen läßt, und darauf über einem gelinden Feuer langſam ſiedet, bis er dick genug iſt. Zu 1 ℔ Himbeeren gehören $\frac{3}{4}$ ℔ Zucker.

Endlich kann man dieſe Früchte auch mit Himbeerenſafte einmachen. Man nimmt nämlich einen guten Theil ausgedrückten Himbeerenſaftes, läßt ihn ein Paar Tage in Gläſern ſtehen, thut das dünnere von dem Safte oben hinweg, miſchet 2 Theile zerſtoßenen feinen Zucker darein, verſchäumet den Zucker, und läßt ihn ſo lange kochen, bis er wie ein Honig iſt. Dieſer dicke Saft wird hernach ganz heiß über friſche Himbeeren gegoſſen, und die Frucht damit weggeſetzt. Sollte der Zucker ſich entlaſſen und dünn werden, ſo muß man ihn von den Früchten abgießen, aufkochen, und laulich wieder über die Himbeeren gießen.

Himbeeren-Conſerve zu verfertigen, werden die reifen Früchte durch ein härenes Tuch gerieben, und darauf zu jedem Pfund Himbeerenſaft $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker genommen, und zuſammen gekochet. Einen noch lieblichern Geſchmack bekömmt die Conſerve, wenn man ein wenig Johannisbeerenſaft hinzu thut.

Zu einem Gelee, preſſet man die Himbeeren, und drückt ſie durch ein Tuch. Zu 1 ℔ Saft nimmt man $\frac{3}{4}$ ℔ geriebenen Zucker, und läßt ihn auf einem gelinden Kohlenfeuer warm werden, ohne daß er ſchmelze. Alsdann thut man den Saft hinzu, läßt ihn über dem Feuer unter beſtändigem Umrühren ſtehen, bis ſich an der Seite kleine Blaſen aufwerfen, und er eben kochen will. Hernach nimmt man ihn ab, und gießt ihn, wenn er etwas kalt geworden iſt, in ein Glas. Wenn er völlig kalt iſt, macht man einen Deckel von Wachspapier darüber, und bindet das Glas mit Papier zu.

Weil die bloßen Himbeeren an und für ſich ſelbſt etwas abgeſchmackt ſind, muß man zu 2 ℔ Himbeeren, $\frac{1}{2}$ ℔ Johannisbeeren- oder ſchwarzen ſauern Kirſchſaft hinzu thun, wodurch der Geſchmack erhöhet wird.

Noch

Noch hat man eine Vorſchrift, den Himbeerenſaft zu erhalten. Es wird der Saft von Himbeeren gemächlich ausgedrückt, in einem Glaſe aufbewahret, und ſo lange darin gelaſſen, bis ſich das Dicke zu Boden geſetzt hat. Alsdann läßt man Zucker dick einſieden, und gießt von dem Safte ſo viel hinein, als man glaubt, daß der Zucker vertragen könne und nicht zu wäſſerig werde. Bey dem Gebrauche wird dieſer Saft mit Waſſer oder Wein verſetzt, und als ein kühlender angenehmer Trank genoſſen.

Das Himbeerengelee und der Himbeerenſaft, müſſen zum Backwerke, wofern ſolches nicht matt ſchmecken ſoll, nicht allein gebraucht, ſondern mit Johannisbeeren= oder Berberitzengelee und Safte verſetzt werden.

Zu einer Himbeeren-Torte, werden die Himbeeren nur rein verleſen, gewaſchen, und auf ein Sieb gegoſſen, damit ſie völlig trocken werden. Alsdann muß man ſie mit Zucker, geſtoßenem Zimmet und fein gehackten Citronenſchalen anmengen, und mit Blätterteige eine Torte verfertigen. Weil die Himbeeren ſehr ſaftig ſind, und mit ihrer zu vielen Feuchtigkeit dem Blätterteige leicht ſchaden könnten, ſo muß man ein wenig geſtoßenen Zwieback darunter thun. In deſſen Ermangelung, kann man fein geriebene durchgeſichtete Semmel, damit keine Klümperchen entſtehen, nehmen. Der Zwieback aber muß ohne Anis ſeyn, um keinen fremden Geſchmack einzumiſchen. Die Himbeerentorten werden, wie die Erdbeerentorten, lieber kalt als warm gegeſſen, und ſind in der heißen Jahrszeit ein Gebackenes vom erſten Range.

Bey Verfertigung des Himbeeren-Waſſers, welches, ſo wie das in den Apotheken davon gebrannte, beſonders in allen hitzigen Krankheiten dienlich, und den Patienten, um des anmuthigen Geruches und lieblichen Geſchmackes willen, vorzüglich angenehm iſt,

ver=

verfährt man wie bey andern Waſſern aus friſchen Früchten, als: Erdbeeren. Johannisbeeren oder ſauern Kirſchen. Man nimmt etwa 1 Pfund von den Früchten auf 1 Quart Waſſer, preſſet ſie darin, thut ¼ Pf. Zucker hinzu, rührt alles zuſammen wohl um, und wenn ſich der Zucker völlig aufgelöſet hat, läßt man das Waſſer durch einen Filtrirſack laufen, und verwahrt es im Kühlen.

Da dieſe Fruchtwaſſer ſich nicht lange halten, ſo muß man nicht mehr machen, als man binnen 24 Stunden zu verbrauchen gedenkt. Man muß daher bey anhaltendem Gebrauche dieſer Art von Getränken, immer neue Früchte zum Auspreſſen in Bereitſchaft haben.

Durch die Gährung erhält man aus den Himbeeren einen angenehmen geiſtigen Wein, und über die Blaſe gezogen geben ſie einen ſtarken Branntwein. Auch vermittelſt des Saftes läßt ſich, wie von Heidelbeeren, (ſ. Th. XXII, S. 750, f.) der Wein zu einer ſchönen Farbe und angenehmen Geſchmack präpariren.

Um einen guten Himbeeren-Wein zu machen, werden die Früchte durch ein Tuch oder Haarſieb gedrückt. Man gießt den klaren Saft in eine Bouteille, thut einige Stücke Zucker hinein, und deckt eine Düte von Papier über die Oeffnung, ohne ſie zu verſchließen. Die Bouteille läßt man alſo 5 bis 6 Tage an der Sonne ſtehen. Iſt aber kein Sonnenſchein, ſondern trübes Wetter, ſo ſtellet man ſie in einiger Entfernung vom Feuer, wo der Saft aber gar leicht verdirbt. Binnen dieſen 6 Tagen muß der Saft täglich durch ein Haartuch gegoſſen, und jedesmal ein Paar Stücke Zucker zugegeben werden. Darauf ſetzt man die Bouteille aus der Sonne an einen kühlen Ort, und kläret den Saft alle 2 Tage durch ein Haartuch, bis er recht klar iſt, und nicht aufgähret, welches ungefähr 3 Wochen Zeit erfordert. Alsdann verſtopfet man die Bouteillen genau, und verwahret ſie in einem Keller. Man muß vorher alle Sorgfalt anwenden, daß der Saft

Saft nicht ſauer werde. Nachdem man ihn gern ſüß haben will, thut man viel oder wenig Zucker hinzu.

Wie man in Schweden einen ſchönen Wein aus Himbeeren verfertiget, ſ. Schrebers Sammlung ꝛc. 16. Th. Halle 1765, gr. 8. S. 454, fgg.

In Rußland iſt der Himbeeren-Meth, wegen ſeines angenehmen Geruches und Geſchmackes ſehr beliebt. Er wird, nach Ad. Olearius Berichte, im 3. B. ſeiner perſianiſchen Reiſe, folgendermaßen verfertiget. Zuvörderſt thut man die reifen Himbeeren in ein Faß, gießt reines Waſſer darauf, und läßt es 1 oder 2 Tage ſtehen, bis ſich der Geſchmack und die Farbe der Beeren ganz in das Waſſer gezogen hat. Dieſes Waſſer wird von den Beeren abgeſeihet, und reiner Honig hinein gerühret; nämlich zu 1 Kanne Honig 2 oder 3 Kannen Waſſer, nachdem man den Meth ſüß oder ſtark haben will. Endlich wirft man ein Schnittchen geröſtete und mit Hefen beſtrichene Semmel hinein; und nimmt, wenn die Maſſe zu gähren anfängt, die Semmel wieder heraus. Man läßt alsdann den Meth 4 bis 5 Tage gähren. Soll derſelbe einen Gewürzgeſchmack haben, ſo hängt man etwas Nelken, Cardamome und Zimmet, in einem Tüchlein hinein. Wenn dieſer Meth an einem warmen Orte ſteht, wird er in 8 Tagen nicht aufhören zu gähren; daher man das Faß, wenn er gedachte Tage zur Gährung überſtanden hat, in das Kühle bringen, und von den Hefen abziehen muß.

Auf gleiche Weiſe richten die Ruſſen auch Brombeeren- und Kirſch-Meth zu.

Einen Ratafia von Himbeeren oder Maulbeeren zu machen, zerſtößt man 2 Pfund dieſer Früchte, thut ſie mit 2 Kannen Branntwein in ein Gefäß, macht dieſes feſt zu, und läßt es 4 bis 5 Tage alſo vermacht ſtehen. Zu Ende derſelben werden die Früchte durch ein leinenes Tuch gedrückt, und $\frac{1}{2}$ Pf. Zucker, etwas Zim-

Zimmet, Muskatenblüthe und weißer Pfeffer hinzu gethan.

Kürzer kömmt man davon, wenn man geſottenen Himbeeren- oder Maulbeerenſaft in Vorrath hat. Man thut hievon ein wenig in Branntwein, verſchönert ihn mit Ambra, Zimmet, Moſchus, Muskatenblüthe, Cardamome, oder anderm Gewürze, und verſüßt ihn mit Zucker.

Ratafia von Himbeeren, Johannisbeeren und Kirſchen. Man nimmt rothe Himbeeren und Johannisbeeren, von jedem gleich viel, ſchwarze ſaure recht reife Kirſchen, zweymal ſo viel, als der vorigen zuſammen; zerknirſcht alles wohl, und treibt es durch ein Haarſieb oder Durchſchlag. Auf 2 Maß dieſes Saftes nimmt man 1 Maß Branntwein, und zu jedem Maße 12 Loth Zucker, etliche Stangen Zimmet, 4 Nelken, eben ſo viel Pfefferkörner, alles klein geſtoßen, und thut es in ein wohl verwahrtes gläſernes oder ſteinernes Geſchirr.

Ein ſehr brauchbarer Himbeeren-Eſſig läßt ſich mit geringer Mühe verfertigen. Man thut Himbeeren in eine Bouteille, gießt guten Weineſſig darauf, läßt es an der Sonne deſtilliren, ſchüttelt die Flaſche täglich, kläret es hernach, wenn es ſich geſetzt hat, durch ein reines Tuch in eine andere Flaſche ab, und hebet es zum Gebrauch auf. Dieſer Eſſig ſchmeckt vornämlich gut zu Fiſchen, und wird auch, wenn er 2 oder 3mal ab-, und auf friſche Himbeeren gegoſſen worden, als eine Medicin gebraucht, in vergifteter Luft, bey Ohnmachten, wenn man davon auf die Schläfe und den Puls ſtreicht, oder Tücher mit dieſem gewärmten Eſſig benetzt, und oft überſchlägt. Einen eben ſo guten kühlenden Umſchlag giebt auch der bloß auf Himbeerenblätter gegoſſene Eſſig.

Himbeer-Erdbeere, ſ. Th. XI, S. 251.
Himbeeren-Conſerve, ſ. oben, S. 540.
Himbeeren-Eſſig, ſ. oben, auf dieſer Seite.
Himbeeren-Gelee, ſ. oben, S. 540.
Himbeeren-Meth, } ſ. oben, S. 543.
Himbeeren-Ratafia, }
Himbeeren-Saft, ſ. oben, S. 541.

Himbeeren-Staude oder Strauch, ſ. oben, S. 535.
Himbeeren-Torte, } ſiehe oben, S. 541.
Himbeeren-Waſſer, }
Himbeeren-Wein, ſ. oben, S. 542.

Himmel, (*) ein altes Wort, welches ehedem eine jede beſonders eine gewölbte oder hohle Decke bedeutete, L. Caelum, Coelum, Fr. Ciel.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. Die bewegliche, größtentheils von koſtbarem Zeuge verfertigte Decke, welche bey gewiſſen Feyerlichkeiten über vornehme Perſonen ge-

(*) Bey dem Ulphilas und im Altſchwed. Himin, im Iſidor bey dem Kero, Ottfried, Willeram u. ſ. f. ſchon Himil, Himile, im Dän. und Schwed. gleichfalls Himmel. Wachter war in Anſehung der Ableitung dieſes Wortes ſehr unbeſtändig. Anfänglich pflichtete er dem Dieterich von Stade bey, der es von heimen, bedecken, abſtammen ließ; hernach ſah er das Vorwort um als das Stammwort an, und endlich fiel er gar auf das Zeitwort hammeln, verſtümmeln, und erklärte die Benennung des Himmels aus der albernen Fabel von dem Saturn, der den Cölus verſchnitten haben ſoll. Friſch leitet es von ha, hoch und heben her, nach einer nicht ſeltenen Verwandlung des b in m, wie die Holländer Hemel für Hebel, Sauerteig, ſagen. Allein, da dieſes Wort ehedem von einer jeden Decke, beſonders von einer gewölbten und hohlen Decke gebraucht wurde, ſo iſt die Ableitung von dem alten heimen, decken, bedecken, immer noch die wahrſcheinlichſte; ſiehe Hemd. Die Endſylbe — el iſt weiter nichts als das Suffixum, welches ein Werkzeug oder ein handelndes Ding bedeutet, ſo daß Himmel nichts anders iſt, als eine gewölbte Decke, welches mit deſſen ſcheinbarer Beſchaffenheit ſehr gut überein kömmt. Auf eben die Art nannten ihn die Griechen κοιλος, und die Lateiner Cœlum, welche beyde Wörter mit hohl ſehr genau verwandt ſind. Bey den alten Schweden war Himin die Gehirnhaut, ſo wie das Griech. ὑμην, eine jede pergamentartige Haut bezeichnet. Die Niederſachſen nennen den Himmel Heven, entweder von heben, deſſen Höhe zu bezeichnen, oder auch noch wahrſcheinlicher von der ſcheinbaren gewölbten Beſchaffenheit deſſelben, da dann dieſes Wort zu Hafen, ein hohles Gefäß, Lat. cavus, gehören würde. Aus eben dieſer Urſache heißt er bey den Bretagnern und Walliſern Nef, Nefo) ſiehe Napf. Im Oberdeutſchen wird himmligen häufig für blitzen gebraucht. Siehe auch Himmeln.

getragen, oder über ihrem Sitz befeſtiget, und mit einem ausländiſchen Worte ein Baldachin genannt wird, iſt noch unter dem Namen eines Himmels, eines Prachthimmels, eines Tragehimmels, eines Thronhimmels, Fr. Dais, bekannt. Ehedem wurde er auch ein Himmelzen, Himlitz genannt. Auch die oberſte Decke einer Kutſche, ingleichen der obere Theil eines mit Vorhängen verſehenen Bettes, (ſ. Himmel-Bett) wird noch der Himmel, der Kutſchenhimmel, der Betthimmel genannt. Ein bedeckter Wagen, eine Landkutſche oder Poſtkutſche kömmt noch in dem vorigen Jahrhundert unter dem Namen eines Himmelwagens vor.

In Boxhorns Gloſſen iſt Himila, die Decke eines Zimmers, in den monſeeiſchen Gloſſen aber bedeutet das Zeitwort himmeln, wölben. Bey dem Kilian iſt Hemel des Mondes, das Gewölbe im Munde, der Gaumen.

Eine Art eines ſpiegelicht geſtrickten Garnes, welches nicht zum Fangen, ſondern nur zum Abhalten und Bedecken üblich iſt, und daher auch eine Decke heißt, wird noch jetzt bey den Jägern ein Himmel genannt. Siehe auch Himmels-Korn.

2. Figürlich und am häufigſten, das dem Anſcheine nach runde blaue Gewölbe, welches über der Oberfläche der Erde erhaben iſt und dieſelbe gleichſam bedeckt.

1) Ueberhaupt, der ganze ſichtbare Raum über der Erde. Unter dem freyen Himmel ſchlafen, im Gegenſatze des Schlafens in einem Gebäude, in einer Hütte oder Höhle. Die blaue Farbe des Himmels; ſiehe Himmel-blau. Er war ſo betrunken, daß er den Himmel nicht ſahe. Jemanden bis in den Himmel erheben, außerordentlich loben. Beſonders im Gegenſatze der Erde, alles was über der Erde iſt, im Gegenſatze derſelben. Himmel und Erde bewegen, ſich alle erſinnliche Mühe geben, eine Abſicht zu erreichen.

chen. Dieſe Dinge ſind ſo verſchieden, wie der Himmel von der Erde.

2) Beſonders mit verſchiedenen Einſchränkungen, einzelne Theile dieſes unermeßlichen Raumes über der Erde zu bezeichnen.

(a) In einigen wenigen Zuſammenſetzungen wird dieſes Wort dem Innern der Erde entgegen geſetzt, ihre Oberfläche zu bezeichnen, imgl. der letztern, etwas auszudrücken, was nahe über derſelben iſt. Siehe Himmel-Erz, Himmels-Spur. Noch häufiger,

(b) Der ſichtbare Theil des Himmels, welcher den Geſichtskreis abſchneidet, von welchem man im g. L. optiſch ſagt, daß er auf der Erde ruhe, die Erde berühre. Die Sonne ſteht mitten am Himmel. wenn ſie in der Mitte dieſes Raumes geſehen wird. Beſonders in Anſehung der darin befindlichen Luft und Dünſte, und deren Beſchaffenheit. Ein heiterer, heller, klarer Himmel. Der Himmel iſt voller Wolken. Der Himmel iſt trübe, welches man im Niederſachſen hevenſchemig nennt, von Hefen, der Himmel, und ſchemig, ſchattig, trübe. Die Vögel unter dem Himmel, die Vögel des Himmels, in der deutſchen Bibel; der Thau vom Himmel, Regen vom Himmel, u. ſ. f. eben daſelbſt.

In der höhern Schreibart zuweilen auch, ein Himmelsſtrich, ein Land, ein Theil der Erdfläche in Anſehung der Entfernung von dem Aequator. Was uns unter einem Himmel nicht ſchädlich iſt, kann uns unter dem andern Himmel gefährlich ſeyn. Siehe Himmels-Strich.

In weiterer Bedeutung wird auch zuweilen der ganze Dunſtkreis, welcher die Erdkugel umgiebt, der Himmel oder der Lufthimmel, der Wolkenhimmel genannt.

(c) Der ganze Raum, welchen das Sonnenſyſtem einnimmt, und in weiterer Bedeutung der Raum,

 wel-

welchen ein jeder Fixſtern mit ſeinen Planeten einnimmt. In Anſehung des Sonnenſyſtems nennt man dieſen Himmel zuweilen gleichfalls den Lufthimmel, weil er mit einem feinen, der Luft ähnlichen flüſſigen Weſen ausgefüllt ſeyn ſoll.

(d) In noch weiterer Bedeutung, der ganze unermeßliche Weltraum außer der Erde, mit allen darin befindlichen Weltkörpern, der Sternhimmel, in der deutſchen Bibel das Firmament, die Feſte des Himmels. Die Sterne am Himmel. (nicht im Himmel) Den Himmel beobachten, die Veränderungen der in dieſem Raume befindlichen Weltkörper; ſiehe Himmels-Lauf, Himmels-Körper u. ſ. f. So fern in dieſem Raume wiederum beſondere Räume angenommen werden, kan auch der Plural gebraucht werden, welcher daher nach morgenländiſcher Art auch in der deutſchen Bibel ſo oft vorkömmt.

(e) Der Ort des Aufenthaltes oder vielmehr der unmittelbaren Offenbarung des unendlichen Weſens, ſo fern derſelbe in einem Theile dieſes Himmels, oder außerhalb deſſelben angenommen wird.

α) Eigentlich, welcher Himmel dann auch der empyräiſche Himmel, und 2 Cor. 12, 2. der dritte Himmel genannt wird, zum Unterſchiede von dem Sternhimmel und Lufthimmel. Gott im Himmel weiß es. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

β) Beſonders, ſofern dieſer Ort zugleich als der Aufenthalt der guten Engel und der vollendeten Gerechten angenommen wird; der Himmel der Seligen, im Gegenſatze der Hölle. In den Himmel kommen. Seine Seele iſt im Himmel. Das wird dir dort im Himmel belohnt werden. Ein Bürger des Himmels. Wo es dann auch von der Glückſeligkeit ſelbſt gebraucht wird, welche die Gerechten an dieſem Orte der unmittelbaren Offenbarung Gottes genießen. Der Vorſchmack des Himmels.

γ) Figürlich, das höchſte Weſen ſelbſt, Gott ſelbſt. Der Himmel hat es ſo gewollt. Der Himmel iſt mein Zeuge. Das weiß der Himmel. Das ſey dem Himmel geklagt. Der Himmel ſey gelobt. Wie es der Himmel ſchicken wird. Um des Himmels willen.

O Himmel! hilf Himmel! iſt ein Ausdruck der Verwunderung, der Freude, der Betrübniß ꝛc.

Bey den Malern, heißt der Himmel, derjenige Theil des Gemäldes, wo der Himmel, d. i. die Gewölke und die obere Luft vorgeſtellt werden.

Himmel=Bett, ein mit einem Himmel, d. i. erhabenen Decke verſehenes Bett, im Gegenſatze eines Bettes, welches oben frey und offen iſt; ſ. Th. IV, S. 329.

Himmel=blau, der hellblauen Farbe des heitern Himmels gleich, bey den Malern bergblau. Siehe Th. V, S. 590.

Himmel=Brand, an einigen Orten ein Name des Verbaſcum Thapſus *Linn.*; ſ. Woll=Kraut.

Himmel=Breme, ſ. Himbeere.

Himmel=Brod, Brod, welches unmittelbar von dem Himmel kömmt. So wird in der deutſchen Bibel das Manna, welches aus der Luft fiel, mehrmals mit dieſem Namen belegt, wie Ebr. 9, 4. Pſ. 105, 40. Auch das bey uns bekannte Manna, inſonderheit das Schwadengras, Feſtuca fluitans *L.* und der Wieſenklee, Trifolium pratenſe *L*; ſind in einigen Gegenden unter dieſem Namen bekannt.

Himmel=Dill, Himmelgalle, Peucedanum *L.* Haarſtrang; ſ. Th. XX, S. 544.

Himmel=Erz, Erz, welches gleich unter der Dammerde bricht, im Gegenſatze deſſen, welches in der Teufe oder Tiefe gewonnen wird; ſ. oben, S. 547.

Himmel=Faden, Filamenta Mariæ; ſ. Sommer=Faden.

Himmel=Fahrt, die feyerliche Begebung in den Himmel, d. i. den Ort der unmittelbaren Offenbarung Gottes, von der R. A. gen Himmel fahren. Die Himmelfahrt Enochs, Eliä. Die Himmelfahrt Chriſti, die feyerliche Begebung Chriſti in den Himmel ſeiner menſchlichen Natur nach, und in weiterer Bedeutung auch der ganze Stand ſeiner Erhöhung. Auf Himmelfahrt, d. i. auf dem Feſte, welches dieſer Himmelfahrt Chriſti zu Ehren (am 40ſten Tage nach Oſtern) gefeyert wird. Das Feſt der Himmelfahrt Mariä, oder Mariä Himmelfahrt, ein Feſt, welches erſt im 11. Jahrh. allgemein wurde, und noch in der römiſchen Kirche gefeyert wird. Es fällt auf den 15. Aug. und wird daher im Franz. auch Mi-Out genannt. Im Deutſchen hieß es ehedem auch unſerer Frauen Tag der eheren, weil es eher gefeyert wird, als das Feſt ihrer Geburt, welches daher auch unſerer Frauen Tag der letztern genannt wurde. Die Namen das Feſt der Krautweihe, der Würzweihe, ſind auch noch an einigen Orten bekannt. In der Bedeutung des Todes, in welcher es 3 Macc. 5, 45. ſteht, kömmt es nur noch zuweilen im niedrigen Scherze vor.

Himmelfahrts=Blümlein, an einigen Orten eine Benennung der Polygala *L.*; ſiehe Kreuz=Blume.

Himmel=Galle, ſ. Himmel=Dill.

Himmel=Nagel, ſiehe unter Nagel.

Himmeln, ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Wort, 1. für blitzen, im Oberd., wo es auch himmlitzen lautet; 2. für ſterben, eigentlich gen Himmel fahren, unter dem großen Haufen ſowohl Ober= als Niederdeutſchlandes; Nieder. hemmeln.

Himmels=Achſe, ſ. Weltachſe.

Himmels=Angel, ſ. Welt=Pol.

Himmels=Beſen, bey den Seefahrern, der Nordweſtwind, weil er den Himmel von Wolken gleichſam rein kehret.

Himmels-Blatt, } Tremella Noſtoc *L.* Gallerte,
Himmels-Blume, } ein Pflanzengeſchlecht, ſiehe Th. XV, S. 785.

Himmels-Breite, die Breite eines Ortes in Anſehung des Himmels, d. i. deſſen Entfernung von dem Aequator, die Polhöhe, Himmelshöhe, auch nur die Breite ſchlechthin; Latitudo.

Himmels-Geiß, ſ. Himmels-Ziege.

Himmels-Gerſte, Himmels-Korn, Hordeum caeleſte *L.*, ſ. Th. XVII, S. 434.

Himmels-Höhe, die Höhe des Himmels. In engerer Bedeutung, ſ. Himmels-Breite.

Himmels-Körper, ein jeder Körper, ſo fern er ein unmittelbarer Theil des Himmels oder der Welt iſt; ein Weltkörper. Alle Fixſterne und Planeten ſind dergleichen Welt- oder Himmelskörper.

Himmels-Korn, ſ. Himmels-Gerſte.

Himmels-Kugel, eine künſtliche Kugel, auf welcher der Stand der Fixſterne gegen einander abgebildet iſt; im Gegenſatze der Erdkugel.

Himmels-Länge, die Länge eines Ortes in Anſehung des Himmels, d. i. deſſen Abſtand von dem erſten Meridian, welcher am häufigſten auch nur die Länge, L. Longitudo, genannt wird.

Himmels-Lauf, der Lauf des Himmels, d. i. die Bewegung der Himmelskörper, der Lauf der Geſtirne.

Himmels-Lerche, ſ. Lerche.

Himmels-Luft, diejenige Luft, oder dasjenige feine flüſſige Weſen, welches den unendlichen Zwiſchenraum zwiſchen den Himmelskörpern ausfüllen ſoll; mit einem griech. Worte, der Aether.

Himmels-Mehl, Berg-Mehl; ſ. im Art. Mehl.

Himmels-Pol, ſ. Welt-Pol.

Himmels-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel-Blume.

Himmels-Schwertel, Schwertlilie; ſ. unter Lilie.

Himmels-Spur, bey den Jägern, diejenige Spur, welche der Hirſch außer der unmittelbaren Oberfläche der Erde zurück läßt, im Gegenſatze der Fußſpur; z. B. wenn er ſich an einem Baume gefeget hat, wenn er mit dem Gehärne das Laub über ſich umwendet, oder die dürren Aeſte zerbricht oder zerknicket, wenn er durch die Sträuche flüchtig wird, woraus man ſeine Höhe erkennen kann. Sie wird auch das Himmelszeichen und das Gewende genannt. Siehe unter Hirſch.

Himmels-Strich, ein Strich, d. i. ein zwiſchen zween mit dem Aequator parallel laufenden Zirkeln befindlicher Theil des Himmels, in Anſehung der Beſchaffenheit der Luft und Witterung. Siehe Klima.

Himmels-Thau: Schwadengras, Feſtuca fluitans *L.* ſiehe in S.

Himmels-Wagen, der Wagen am Himmel, d. i. ein Geſtirn in der nördlichen Halbkugel, welches unter dem Namen des Bären am bekannteſten iſt, ſonſt aber auch der Heerwagen genannt wird.

Himmels-Zeichen. 1. Bey den Jägern, ſ. Himmels-Spur.

2. In der Aſtronomie ſind die zwölf Himmelszeichen, oder die zwölf himmliſchen Zeichen, die zwölf Bögen oder gleiche Theile, worein der Thierkreis (Zodiacus) oder die Sonnenſtraße (Ecliptica) getheilt wird, imgleichen die Geſtirne, welche in dieſen Abtheilungen angetroffen werden. Jeder hat ſeinen Namen von demjenigen Geſtirn bekommen, welches bey demſelben ehedem geſtanden, inzwiſchen aber weiter fortgegangen iſt. Sie werden alſo bezeichnet und genannt: ♈, der Widder, Aries; ♉, der Stier, Taurus; ♊, die Zwillinge, Gemini; ♋, der Krebs, Cancer; ♌, der Löwe, Leo; ♍, die Jungfrau, Virgo; ♎, die Wage, Libra; ♏, der Scorpion, Scorpius; ♐, der Schütze, Arcitenens, oder Sagittarus; ♑, der Steinbock, Capricornus; ♒, der Waſſermann, Aqua-

Aquarius; ♓, die Fiſche, Piſces. Man hat ſie, dem Gedächtniſſe zu helfen, in folgende Verſe verfaſſet:

Sunt *Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo,*
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Piſces.

Dieſe Sternbilder befinden ſich alle in demſelben, doch nicht an dem Orte, der nach ihnen benannt iſt, weil ſie von Hipparch's Zeiten um ein ganzes Zeichen, d. i. um 30 Grad fortgerückt ſind, ſo daß z. B. der Widder nun an dem Orte des Stieres ſteht; daher man den Thierkreis in Zodiacum viſibilem und rationalem zu unterſcheiden pflegt. Der letzte iſt der jetzt beſchriebene; den erſtern machen die Geſtirne aus, welche die Namen der Himmelszeichen führen. Dieſe 12 Zeichen werden, nach den 4 Jahrszeiten, in die Frühlings- Sommer- Herbſt- und Winterzeichen eingetheilt. Die Frühlingszeichen, in welchen die Sonne im Frühling läuft, ſind bey uns: der Widder, der Stier, und die Zwillinge, da die Sonne von der Tag- und Nachtgleiche zur höchſten Sonnenwende hinan ſteigt, und mit ihren Strahlen, weil ſie nicht mehr ſo in die Quere, wie im Winter fallen, die Erde erwärmt und die Winterkälte mäßigt. Die Zeichen, in welchen die Sonne zur Sommerzeit ſich befindet, ſind: der Krebs, der Löwe, und die Jungfrau. Hier ſteigt die Sonne bey dem Krebs aufs höchſte; bey dem Löwen und der Jungfrau aber ſteigt ſie wieder ab; und weil ihre Strahlen um dieſe Zeit mehr als ſonſt in geraden Strichen abwärts fallen, und die Tage länger, die Nächte aber kürzer ſind, ſo erhizt ſie die Erde am empfindlichſten. Die Zeichen, welche die Sonne zur Herbſtzeit durchläuft, ſind: die Wage, der Scorpion und der Schütze, da die Sonne gegen den winterlichen Sonnenſtand hinab läuft, und die Luft von der Hize wieder mäßiget. Die Zeichen, in welchen die Sonne ſich den Winter über befindet, ſind: der Steinbock, der Waſſermann, und die Fiſche, da die Sonne von dem win-

terlichen Sonnenſtande hinauf ſteigt, und weil ihre Strahlen alsdann ganz quer fallen, und die Tage ganz ſind, die heftigſte Kälte in der Luft hinter ſich läßt.

Himmels-Ziege, Himmelsgeiß, eine Art Schnepfen, welche ſehr hoch flieget, und dabey mit ihrer Stimme die Ziegen nachahmet; die Heerſchnepfe; ſiehe unter Schnepfe.

Himpelbeere, ſ. Himbeere.

Himten, der oder Himt, (*) ein beſonders in Niederſachſen übliches Maß trockner Dinge, welches am häufigſten von dem Getraide gebraucht wird, und ungefähr mit dem oberſächſiſchen Viertel überein kömmt, aber nicht an allen Orten gleich iſt. 120 Himten machen in Hamburg und im Lüneburgiſchen eine Laſt, 40 ein Winſpel, 4 einen Scheffel, 2 aber ein Faß; ſo daß ein Himten daſelbſt 4 Spint, oder 16 große und 32 kleine Maß hält. Im Hannöveriſchen machen 96 Himten eine Laſt, 48 ein Wiſpel, 6 ein Malter; wo ein Himten 3 Drittel- oder 4 Viertelmetzen hält. Im Braunſchweigiſchen beſteht ein Himten aus 4 Vierfaſſen, oder 16 Löchern, und 40 Himten machen daſelbſt ein Wiſpel. In Heſſen, wo der Himten 4 Metzen, oder 16 Mäßchen hält, machen 4 Himten ein Viertel.

Der jetzt im Churfürſtenthum Hannover gebräuchliche, und zuerſt in Braunſchweig, darauf 1692 in Celle eingeführte, 1713 aber, und laut den erneuerten Verordnungen d. 29. Jan. 1751 13. Jun. 1757, im ganzen Lande gemein gemachte Himten hat daher den Namen des **braunſchweigiſchen Rathshimten**, oder des **neuen braunſchweigiſchen Himten**, wel-

chen

(*) In Niederſachſen lautet dieſes Wort bald **Hempe**, bald Hempte, bald aber auch Himpe. Ehedem wurde es auch Hemethe geſchrieben. Es gehört unſtreitig zu dem noch in Thüringen und Sachſen unter dem Namen Heimzen übrigen Getraidemaße (ſ. Th. XXII, S. 801) und wahrſcheinlicher Weiſe auch zu Ahm, und mit demſelben zu dem mittlern Lat. Emina, imina, Eminata, und Griech. ἡμινα, Im Schwed. iſt haemta, faſſen, halten, enthalten. Siehe auch Heim.

chen er noch führt, erhalten; zum Unterſchiede des alten braunſchweigiſchen Himten, welcher um den 160ſten Theil kleiner war. (*)

Die Art einen ſolchen Himten zu probiren, iſt dieſe: Er wird voll recht reinen trocknen Rübeſamen gefüllt, und alsdann abgeſtrichen, ſo muß der Rübeſame 39 Pf. $3\frac{1}{2}$ Loth nach calenbergiſchem Gewichte wiegen.

In den Eichſtädten Hannover, Hameln, Göttingen, Oſterode und Nienburg, werden nach Metall gegoſſene, 67 bis 90 Pf. ſchwere, Himten verwahrt, welche ſorgfältig zuſammen verglichen worden, und wonach die übrigen geeichet werden.

Ein ſolcher neuer braunſchweigiſcher Himten wird an den meiſten Orten in 3, an andern aber in 4 Metzen getheilt. Zum Unterſchiede heißen jene Drittel, dieſe aber Viertelmetzen.

6 Himten machen ein Malter; 12 Malter oder 72 Himten ein Fuder; 16 Malter oder 96 Himten, eine Laſt.

Nach den Verordnungen von 1692 und 1713, wird das Maß folgendergeſtalt beſtimmt. Eine Laſt ſollte haben 100 Himten; ein Wiſpel, 40 Himten; ein Scheffel, 10 Himten; ein Himten, 4 Spint. Dieſe Art zu rechnen iſt aber nicht im Calenbergiſchen, ſondern nur im Celliſchen und Braunſchweigiſchen gebräuchlich. Uebrigens hat faſt eine jede zum Churfürſtenthum Hannover gehörende Provinz, ja manches Amt oder Stadt beſondere alte Maße, wonach die Zinsgefälle noch entrichtet und erhoben werden, welche aber ſonſt im Handel und Wandel nicht weiter gebraucht werden dürfen. Einige dieſer alten Maße findet man im 1. Th. des Hausvaters, S. 597, ſgg. (nach der 3ten Auflage 1771) angeführt.

Den Inhalt des braunſchweigiſchen Himten gab Hr. v. Münchhauſen in der erſten Aufl. ſeines Hausvaters, 1536 Kubikzoll an. Nach Penther's Ausmeſſung, zu 20 Calenb. Zoll im Durchſchnitte und 7 Zoll hoch, käme für den Inhalt 1613 Zoll heraus.

Es iſt ſchwer und ungewiß, ein cylindriſches Gefäß völlig genau auszumeſſen. Ein Cylinder iſt ſelten durchaus, von oben bis unten, von einerley Weite. Oft iſt er von einer Seite etwas zuſammen gedrückt ins Ovale, der Boden iſt gemeiniglich

(*) Von dem vormals in der Grafſchaft Hoya unter dem Namen des alt braunſchweigiſchen gebrauchten Himten haben 107 erſt 100 Himten des jetzigen Maßes, alſo 100 alte nur 93 Himten $1\frac{89}{107}$ Metzen gegeben.

lich an einer Seite tiefer als an der andern, oder in der Mitte mehr ausgehöhlt. Einige wenige Theile von 1 Linie im Durchſchnitte oder in der Höhe von einem großen Gefäße mehr oder weniger genommen, geben bey Berechnung deſſen Umfanges und kubiſchen Inhaltes ſchon einen merklichen Unterſchied von 1 oder ein Paar Zoll. Man überzeugt ſich daher am beſten, wenn man zur Probe verſchiedene Berechnungen anſtellt.

Auf Veranlaſſung des Hrn. v. Münchhauſen, ſind 2 in Hannover vorhandene gegoſſene metallene Originalhimten von einem accuraten Naturforſcher verglichen und geprüft worden. Nach wiederholten Unterſuchungen wurden ſie völlig ſich einander gleich befunden. Sie halten im Durchſchnitte 2320 Theil eines Pariſer Fußes, d. i. $19\frac{1}{3}$ Pariſer Zoll; mithin

20 Zoll 7 Lin. engliſch.
20 = 0 = 2 Str. rheinl.
21 = 5 = 8 = calenb.

und in der Höhe

5 Zoll 4 Lin. oder $5\frac{1}{3}$ Zoll par.
5 = 6 = 5 Str. engl.
5 = 5 = 2 = rheinl.
5 = 10 = 8 = calenb.

alles nach genau verglichenen Maßſtäben gemeſſen.

Wenn man hienach den Inhalt berechnet, ſo kömmt dafür 1563 Zoll heraus.

Ein ſicheres Mittel, einen Cylinder zu meſſen, iſt, denſelben mit Waſſer zu füllen, und ſolches zu wägen. Es iſt aber wiederum ſchwer, ein weites Gefäß ſo genau mit Waſſer zu füllen, daß dieſes mit dem Rande eben durchaus gleich und nirgends etwas über ſtehe; wie man dann verſucht hat, daß, nachdem das Waſſer den Rand des Himtens durchaus ſchon berührte, doch noch 18 Loth Waſſer hinzu gegoſſen werden konnten, ohne daß das Waſſer übergelaufen wäre, wiewohl es ſich merklich über die Flächen des Randes erhob.

In jenen Himten gehen, ohne daß man bemerkt, daß das Waſſer überſtehe, 32 Quart, jedes zu 2 Pfund. Rechnet man nun auf 1 Pfund 10127 Aß, und von dieſer 412 auf einen kubiſchen Zoll Waſſer, ſo müßte der Himten 1573 Z. halten; da doch derſelbe, nach der vorhergehenden und folgenden Angabe, nicht wohl über 1564 Z. halten kann. Es wäre alſo genauer zu unterſuchen, ob nicht $31\frac{13}{16}$ Quart, oder 63 Pf. 20 Loth Waſſer einen Himten anfüllen, als der Inhalt von 1564 Zoll.

Man

Man rechnet ſonſt auf einen kubiſchen Fuß Waſſer, oder 1728 par. Zoll 73 $\frac{1}{4}$ Pf. cölniſch, und 828 deſſen Theile = an 800 Theile des hannöveriſchen Gewichtes; darnach kämen 1562 $\frac{6}{781}$ Kubikzoll heraus.

Nach Kruſens Berechnung gehen auf einen Kubikzoll 305 Aß ſchwer Rocken; auf 1564 Zoll würde alſo das Gewicht 47 Pf. 3 L. betragen. Hr. v. Münchhauſen hat auch von dem allerſchwerſten ausgeſuchten Rocken einen Himten nie ſchwerer als 47 bis höchſtens 48 Pf. gefunden. Von ſchlechtern wiegt ein Himten ungefähr 46 Pf. mithin 1 Z. 292 Aß, alſo ungefähr $\frac{15}{13}$ Loth. Von dem ſchlechteſten Rocken wiegt der Himten nur 42 Pf., alſo ein Zoll 272 Aß, oder $3\frac{2}{3}$ Quent.

Bey Ausſäung des Rockens geſchehen aus einem Himten ungefähr 308 bis 320 Würfe. Der Säemann faſſet an 5 Kubikzoll mit der Hand. Auf 1 Morgen werden 2 Himten Rocken geſäet.

1 Himten	Weizen	wiegt 48 bis 55	Pfund.
— —	Gerſte	— 37 ⸗ 42	—
— —	Hafer	— 22, 25 ⸗ 32	—

alles nach calenbergiſchem Gewichte.

Welches iſt die kleinſte mögliche Fläche eines hannoveriſchen Himtens Getraides in cylindriſcher Geſtalt? von G. E. Roſenthal, ſt im 45. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, Col. 715, fgg.

Hindbeere, ſ. Himbeere.

Hinderſpädig, ſ. Hinter⸗ſpätig.

Hindinn, (die) oder die Hinde, (*) das weibliche Geſchlecht des Hirſches, die Hirſchkuh, das Reh, bey den Jä⸗

(*) Hindin kömmt nur noch zuweilen in der edlen Schreibart vor; Hinde iſt beynahe ſchon veraltet. Die Jäger nennen nur noch das Weibchen des Damhirſches, ſo lange es noch nicht trägt, Hindin, außer welchem Falle es bey ihnen nicht üblich iſt. Hint, in der Bedeutung einer Hirſchkuh, kömmt ſchon bey dem Willeram vor; welche Bedeutung auch das Angelſ. Hinde, das Engl. Dän. und Schwed. Hind, haben. Die weiblichen Endungen — in und — e ſetzen deutlich ein männliches Hind voraus, welches aber, wenigſtens von einem Hirſche, nicht vorkömmt, obgleich im Lat. Hinnus, den Rehbock, und Hinnulus, ein Hirſchkalb bedeutete. Indeſſen ſcheint Hind und Hinde ehedem ein Name mehrerer Thiere geweſen zu ſeyn. Unſers Hundes nicht zu gedenken, iſt im Griech. ὕννας und ὕννη, eine Ziege, beſonders eine wilde Ziege; ſo wie im Schwed. eine Ziege, welche einmal geworfen hat, Hena, un im Walliſ. Oen, ein Lamm bedeutet.

Jägern das Wild, das Thier. Auch die Hündin, (Hinden oder Hindinnen) ſo auf dem Felde werfen, verlaſſen die Jungen, Jer. 14, 5. Von der Hindin, die frühe gejagt wird, Pſ. 22, 1. Sie iſt lieblich wie eine Hinde, und holdſelig wie ein Reh, Sprichw. 5, 19. Die Stimme des Herrn erreget die Hinden, Pſ. 29, 9.

Hindläufte, ein in vielen Gegenden üblicher Name der im VIII, Th. S. 102, beſchriebenen Wegewarte oder Feldcichorie, Cichorium Intybus *Linn.*

Etwa wegen einiger Aehnlichkeit ihrer Stängel mit den Läuften, d. i. Füßen den Hindinnen.

Hindſch, ſ. Hirſch.

Hinfahren, von der redenden Perſon fahrend entfernen. 1. Als ein Activum. Der Fuhrmann hat die Waaren bereits hingefahren. 2. Als ein Neutrum. Er iſt ſchon hingefahren. Da fährt er hin.

Daher die Hinfahrt, die Handlung des Hinfahrens. Imgleichen figürlich, in der edlern Sprechart, der Tod, das Abſterben. Bey den Jägern iſt die Hinfahrt des Hirſches, welche auch der Hingang genannt wird, deſſen Gang von dem Felde zu Holze, und die Hinfährte, die Fährte oder Spur deſſelben.

Hinfallen, dahin fallen, zu Boden fallen. Auf der ebenen Erde hinfallen. Das Hinfallen, im gem. L. eine ſehr übliche Benennung der Epilepſie, welche auch die hinfallende oder fallende Sucht genannt wird. Siehe Fallen.

Hinfuß, Angelica ſylveſtris minor, ſ. Th. II, S. 118.

Hingeben, im Geben von der redenden Perſon oder von ſich entfernen; im Gegenſatze des hergeben. Gieb es deinem Bruder hin. Imgleichen in weiterer Bedeutung, von ſich geben, andern überlaſſen. Ein Haus hingeben, es veräußern, verkaufen u. ſ. f.

Hinken, (*) lahm gehen, ſich im Gehen mehr auf die eine als auf die andere Seite neigen; L. claudicare, Fr. clocher, clopper, boiter.

1. Eigentlich. Mit oder auf einem Fuße, mit beyden Füßen hinken. Einen hinkenden Gang haben. Der hinkende Bothe, figürlich, im gem. Leben, eine unangenehme Nachricht nach einer vorher gegangenen angenehmen. Der hinkende Bothe wird bald nachkommen.

2. Figürlich. 1) Wankelmüthig in der Wahl zwiſchen zwey einander entgegen ſtehenden Dingen ſeyn. Wie lange hinket ihr auf beyden Seiten, 1. Kön. 18, 21. 2) Das Gleichniß hinkt, wenn es nicht gehörig paſſet. 3) Seine Sachen hinken, im gem. L. oder noch häufiger unperſönlich, es hinkt mit ſeinen Sachen, es will nicht recht mit ihnen fort; imgleichen, ſie werden verdächtig. Es fängt mit unſrer Freundſchaft an zu hinken, ſie fängt an zu erkalten. Es hinkt mit ſeiner Ausſage, ſie iſt verdächtig.

Das Hinken iſt ein Zufall, welcher ſowohl die Menſchen, als das Vieh, inſonderheit die Pferde, das Rindvieh, Schafe ꝛc. an ihrem ordentlichen Gange verhindert, und entweder eine innerliche oder äußerliche, bekannte oder unbekannte, Urſache hat. Siehe Verrenkung.

Von dem inken der Pferde, werde ich im Art. Lahm handeln.

(*) Schon bey dem Ottfried hinken, bey dem Notker hinchen, im Dän. hinke, Niederſ. hinken. Es gehört zu dem Geſchlechte des Wortes wanken. Für hinken iſt im Niederſ. auch lumpen, lunſchen, hinkhanken, ſo das Frequentativum von hinken iſt, humpumpen, ſchrükken u. ſ. f. im Oberdeutſchen aber auch knappen, Altfr. clopper, cloppiner, üblich. Siehe Wanken.

Hinken des Rindviehes. Wenn Ochſen oder Kühe zu hinken anfangen, da ſie ſich etwa in einem Nagel oder etwas anders geſtoßen und geſtochen haben: ſo pflegt man ihnen Speck oder ungeſalzene Butter in die Wunde zu ſtecken, und bindet es zu; den andern Tag nimmt man Storchſchnabel, (ein Kraut mit blauen Blümchen) kocht es, und wäſcht ihm mit dieſem Decocte den Fuß rein aus. Hinken ſie aber deswegen, weil ihnen die Füße erfroren ſind, ſo pflegt man ihnen den ſchadhaften Fuß mit ihrem alten warm gemachten Urin zu waſchen und zu bähen. Rührt das Hinken vom Geblüte her, welches ſich in dem Kniebuge am Hinterfuße angeſammelt hat, ſo muß man den Ort hart reiben, und mit einem Laßeiſen aufpicken, damit ſich das Geblüt wieder zertheile; wenn ſich aber das Geblüt ſchon geſetzt hätte, und alſo das jetzt beſchriebene Mittel nicht helfen wollte, ſo muß man ihnen die Klauen bis auf das lebendige Fleiſch aufſchneiden, damit das inwendig geronnene und geſammelte Geblüt heraus fließe; alsdann kann man den Kniebug mit einem ledernen Säckchen verbinden, damit das Waſſer dem Vieh während der Heilung keinen Schaden zufüge. Bisweilen geſchieht es auch, daß ſie ſich die Flechſen und Sennen vertreten und verletzen, und ſie deswegen zu hinken anfangen; in ſolchem Falle muß man ihnen den Schenkel mit Salz und Oehl waſchen. Wäre aber das Knie geſchwollen, ſo muß man daſſelbe mit ſcharfem heißen Weineſſig, oder mit einem Decocte von Hirſe und Leinſamen waſchen. Das beſte Mittel iſt, wenn ein Rind hinkt, daß man ihm ſogleich, als es beſchädiget worden, die Schenkel mit friſchem Waſſer waſche und reinige, und den Schaden mit altem Schmalz ſchmiere. Entſteht das Hinken von einer Vereiterung zwiſchen den Spalten des Hufes, ſo muß man die Stelle zwiſchen den Spalten, und alles rings um den Fuß, ſo lange reiben, bis es blutet. Alsdann

kocht man Beyfußblätter und Köpfe in Milch und Waſſer, legt etwas davon in die Spalten des Hufes, und rings um den ganzen Fuß, bindet es feſt, und läßt das Thier in Ruhe. Wenn der Zufall ſchlimmer iſt, und ſich wirkliche Geſchwüre zwiſchen den Hufen geſetzt haben, ſo muß man dieſelben auf vorgedachte Art reinigen, und alsdann mit Königsſalbe (Ungu. baſilic.) beſchmiertes Werrig zwiſchen die Spalten und um den Huf legen. Dieſes kann man alle Tage wiederholen, bis die Cur vollendet iſt.

Es giebt auch eine beſondere, nicht tödtliche, Maul- und Fußkrankheit unter dem Rindviehe, mit ſtarkem Hinken, , wovon Hr. D. Glaſer, bey ſeiner Abh. von der Knotenkrankheit, Lpz. 1780, gr. 8. S. 131, fgg. Nachricht ertheilt. Diejenigen Stücke Rindvieh, welche mit dieſer Krankheit befallen werden, laſſen vorher nichts kränkliches an ſich merken, freſſen und ſaufen, wie vorher, ordentlich; die Kühe geben ihre Milch, und die Ochſen verrichten ihre Arbeit; ſchnell und unverſehens aber fangen ſie an zu hinken, und bekommen an den Füßen, zwiſchen den Klauen, helle und ziemlich große Waſſerblaſen, davon die meiſten an den Füßen die Größe der wälſchen Erbſen haben, jedoch auch viele ſo groß, wie Haſelnüſſe, ſind. Dieſe Blaſen entſtehen bey vielen Stücken Rindvieh an allen vier Füßen, doch nur ſelten an allen vieren zugleich, ſondern gemeiniglich an einem Fuße um den andern, oder etwan an zween Füßen zugleich; und wenn dieſe halb oder völlig wieder heil geworden ſind, ſo kommen alsdann erſt an den andern Füßen auch noch Blaſen zum Vorſchein; jedoch bekömmt manches Stück Vieh ſolche Blaſen auch nur an einem oder zween Füßen, und die übrigen Füße bleiben davon verſchont. Gemeiniglich fangen die mit ſolcher Krankheit befallenen Stück Rindvieh dabey auch zugleich an, mehr oder weniger aus dem Maule zu geifern, nachdem nämlich dieſe Krankheit

ſie ſtärker oder ſchwächer anfällt; und dieſe kranken Stücke Vieh bekommen ſofort auch im Maule, an und neben dem Zahnfleiſche, und am Gaumen, auch wohl auf der Zunge, ziemlich große Blaſen von der Größe wälſcher Erbſen und Haſelnüſſe, deren viele aber auch weit größer, und manche länglich, und dieſe wohl einen halben, ja faſt einen ganzen Zoll lang, oder einer wälſchen Nuß groß, und ebenfalls, wie die zwiſchen den Klauen, mit einem hellen Waſſer angefüllet ſind. Wenn das Maul ſtark mit Blaſen beſetzt iſt, ſo kann das Vieh deswegen nicht gut freſſen, ob es gleich einen guten Appetit hat. Bey einigen Stücken Vieh, welche mit dieſer Krankheit ſtark behaftet ſind, ſchälet ſich nach einigen Tagen die Haut wohl gar von der Zunge und dem Gaumen, und alsdann kann das Vieh, wegen des wund gewordenen Maules, in 2 bis 5 Tagen faſt gar nichts freſſen.

Dieſe Krankheit fällt nicht allein die auf der Weide gehenden Kühe und junge Rinder, ſondern auch die Schieb- und Zugochſen der Ackerleute, ja auch das Maſtvieh und die Kälber, in den Ställen, an. Sie herrſcht gemeiniglich etliche Wochen lang, und läßt wieder von ſelbſt nach. Sie wird in der Oberlauſitz die Klauenſeuche genannt.

Man giebt mancherley Urſachen zur Entſtehung dieſer Viehkrankheit an, davon aber wohl die meiſten keinen Grund haben. Einige haben dabey vornämlich einen Verdacht auf einen gefallenen ſchädlichen Mehl- oder Honigthau, und glauben, daß das Vieh zu früh, ehe ſolcher auf das Gras gefallene ſchädliche Thau von der Sonne und Luft weggelecket worden, auf die Weide getrieben worden ſey, da dann das Vieh, da es in dem vom Thau noch naſſen Graſe herum gegangen, den ſchädlichen Thau nicht nur an ſeine Füße, ſondern auch, da es denſelben abgelecket oder auch mit dem Graſe eingefreſſen, in die Mäuler bekommen habe,

davon ſodann die Blaſen in den Mäulern und an den Füßen verurſachet worden wären. Dieſe Urſache hat zwar einigen Schein der Wahrheit, verliert aber durch Betrachtung folgender Umſtände ihr Anſehen. 1) Wenn die böſen Mäuler bey dem Rindviehe von einem aufgeleckten ſchädlichen Thau entſtünden, ſo müßte davon auch der Magenſchlund; nebſt den vier Magen ſelbſt und den Gedärmen angegriffen, und darin ebenfalls Blaſen und ruhrhafte Durchfälle verurſachet, die Verdauung des genoſſenen Futters geſtöret, und mithin bey den Kühen die Erzeugung der Milch verhindert, und das Rindvieh ſehr krank werden, und das Vieh große Hitze, ſtarken Durſt und einen Eckel vor dem Futter bekommen. Alles dieſes aber nimmt man bey dieſer Krankheit nicht wahr, ſondern das Vieh behält gemeiniglich dabey Appetit zum Freſſen; im Maule ſpüret man zwar einige widernatürliche Hitze, aber man merkt doch ſonſt keine große Hitze an oder in ihm, und die meiſten alſo krank gewordenen Kühe nehmen an der Milch eben nicht merklich ab; nur an einigen merkt man, einige Tage lang, oder ſo lange ſie, wegen des böſen Maules, nicht, wie ſonſt, ordentlich und gut freſſen können, einige Verminderung der Milch. Hienächſt hat 2) die Erfahrung gelehrt, daß auch in den Ställen theils ganz allein ſtehen gebliebenes, und theils bey anderm Viehe damals geſtandenes, aber nicht auf die Weide mit ausgetriebenes Maſtvieh, und die noch nicht aus den Ställen gekommenen Kälber doch ebenfalls mit ſolcher Krankheit befallen worden ſind; ja einige Stücke Maſtvieh in den Ställen noch eher, als dasjenige Vieh, welches täglich auf die Weide getrieben wird. Wollte man aber vermuthen, daß etwa die Viehmägde ganz Früh Morgens Klee oder Gras, an welchem noch ein ſchädlicher Honig- oder Mehlthau gehangen, für das Maſtvieh eingetragen, und das Vieh den Thau mit eingefreſſen, und ein böſes Maul

davon bekommen habe: ſo wäre es doch nicht wahrſcheinlich, daß bey ſolchem Vieh auch die böſen Füße von der Berührung des Thaues hergekommen ſeyn könnten; denn man ſtreuet ja das Gras oder den Klee nicht unter das Maſtvieh, daß es darauf zu ſtehen komme. Auch iſt dabey merkwürdig, daß das Vieh nicht an allen vier Füßen zugleich Blaſen bekömmt, und an allen vieren zugleich hinkt, ſondern gemeiniglich erſtlich nur an einem oder zween, und nach einem oder etlichen Tagen auch an den übrigen Füßen; ja, es werden bey vielen Stücken Vieh nur 1 oder 2 Füße angegriffen, an welchen ſie zwiſchen den Klauen Waſſerblaſen bekommen, und an ſolchen Füßen ſehr hinken, da hingegen die andern Füße davon verſchont bleiben.

Nach Anderer Vermuthung entſteht dieſe Krankheit daher, daß das Vieh auf ſchädlicher Streu in den Ställen ſtände. Allein, wenn man erwäget, daß, wie die Erfahrung lehrt, in einem Stalle etliche Stücke Rindvieh, neben einander, auf einerley Streu ſtehen, und von ſolchen Stücken Vieh doch nur eines oder zwey dieſe Krankheit bekommen, die übrigen dabey ſtehenden aber verſchont bleiben, ſo fällt der Verdacht, wegen ſchädlicher Streu, ebenfalls weg.

Noch Andere behaupten, daß das Gehen des Rindviehes auf den Straßen und der Weide, in heißem Sande, bey lange anhaltender heißer und trockner Witterung, dieſe Krankheit verurſachet. Allein, es graſſirt dieſelbe auch an den bey Waldgebirgen liegenden Orten, wo kein ſandiger, ſondern bergartiger oder mineraliſcher und feſter Boden iſt. Es müßte ja auch, wenn dieſe Krankheit vom Gehen in heißem Sande herrührte, dieſelbe in Aſien, Afrika und andern heiſſern Erdſtrichen, gewöhnlicher, als in Europa, ſeyn, wovon aber nichts bekannt iſt.

Wieder Andere ſtehen in der Meinung, das Vieh habe im nächſt vorhergegangenen Winter von der ſtarken

ken Kälte Schaden an ſeinen Füßen gelitten, davon hernach im Sommer oder Herbſte die Blaſen an den Füßen entſtanden wären, und das Hinken erfolgt ſey. Allein, nach dem Berichte in den Fränkiſchen Samml. im 1. Bande, S. 382, f. hat dieſe Krankheit, im J. 1755, in Franken, Schwaben, und an mehrern Orten, außer dem Rindvieh auch Schafe und Schweine, ja ſogar auch manches Geflügel angegriffen, und ſogar diejenigen, die erſtlich im Frühlinge ausgebrütet worden waren, und alſo keine Winterkälte vorher erlitten hatten.

Im 1. B. der Fränk. Samml. S. 385, 386 und 393, hat man das Ackerkleegras im Verdacht, womit das Vieh überfüttert worden ſey. Allein, man weiß ja aus vielfältiger Erfahrung, daß vieles Rindvieh mit Klee gemäſtet, auch oft manches Stück Vieh damit überfüttert und ſonſt davon krank wird, aber doch eben nicht davon Blaſen im Maule und an den Füßen bekömmt, und hinkend wird.

Einige gelehrte Naturforſcher und Aerzte halten dieſe Krankheit für ein Catarrhalfieber, welches aus Verdickung der Lymphe in den Drüſen des Rachens und der äußerſten Füße entſtehe, und geben als die entfernten Urſachen davon an, daß das Vieh von der Sonnenhitze überhaupt, und von der Hitze des Erdbodens, ſo wie vom Fraße in dem Maule insbeſondere erhitzet und gleichſam ausgetrocknet worden, oder daß das Vieh, aus warmen Ställen kommend, in das naſſe, kalte oder gar bereifte Gras gegangen ſey, und gefreſſen habe, da beydes im Stande ſey, die Theile, welche vorzüglich die Hitze oder Kälte empfinden, d. i. Maul und Füße, zu entzünden. Welchem Viehe aber könne der erhitzte Boden nachtheiliger werden, als den Zug- oder Schiebochſen, die den ganzen Tag in den Fahrwegen gehen, welche hart, mit erhitztem Staube bedeckt, und mithin vorzüglich geſchickt wären, die Füße un-

mittelbar über dem Hufe zu erhitzen? Das Vieh bekomme vielmal in halben Tagen nichts zu ſaufen, der Staub dringe in die Naſenlöcher und in das Maul, und trockne vollends die noch übrigen wenigen Feuchtigkeiten aus. Das Vieh freſſe auch Gras, welches mit Staube bedeckt iſt. Alles dieſes trage zu Entzündungen bey. Allein, wäre bey ſolchem kranken Vieh eine Entzündung, ſo würde man große Hitze und ſtarken Durſt an ihm wahrnehmen, das Vieh würde den Appetit zum Freſſen verlieren, auch ſchlecht oder faſt gar nicht verdauen, und mithin würde es wenig oder faſt gar keine Milch geben; welches alles aber ſich doch anders verhält. Und da man aus Erfahrung weiß, daß auch das in den Ställen allein und ruhig ſtehende Maſtvieh, und auch die noch nicht aus dem Stalle gekommenen Kälber ebenfalls mit ſolcher Krankheit befallen worden ſind; ſo paſſet die obige Erklärung der angegebenen Urſachen dieſer Krankheit auf das in den Ställen ruhig ſtehende Maſtvieh und die Kälber gar ſchlecht. Da man überdies aus genauer Wahrnehmung weiß, daß das Rindvieh gemeiniglich nur durch die Naſenlöcher, nicht aber durch das Maul, als welches verſchloſſen bleibt, den Athem einzieht, und man doch nicht gewahr wird, daß das Rindvieh von eingezogenem Staube, in den Naſenlöchern und in der Lunge, ſondern nur im Maule und an den Füßen die Blaſen bekömmt: ſo iſt auch dieſe Urſache, in Anſehung des eingezogenen Staubes ungegründet.

Aller Vermuthung nach iſt hauptſächlich eine beſonders dazu beförderliche Witterung an dieſer Krankheit Schuld, und giebt die Haupturſache dazu ab, da bey ſolcher Witterung manche Kräuter, Gräſer und Schwämme in größerer Menge, als in andern Jahren, bey anderer Witterung wachſen, deren vieler Genuß dann bey dem Viehe zur Entſtehung dieſer Krankheit beyträgt. Am meiſten aber wirkt wohl zur Er-

zeu-

zeugung dieſer Krankheit, die bey ſolchen kühlen oder warmen, feuchten oder trockenen, verſchiedentlich abwechſelnden Witterung mit gewiſſen Dünſten, die beſonders an und in des Rindviehes Körpern ſchädlich ſind, geſchwängerte Luft.

Wenn künftighin wieder Jahre kommen, da im Sommer und Herbſte lange anhaltende Hitze iſt, und die Witterung ſonſt auch derjenigen wieder ähnlich iſt, bey welcher ehedem dieſe Viehkrankheit ſich eingefunden hat, und man alſo befürchten muß, daß dieſe Krankheit abermal entſtehen möchte, oder ſie ſich wirklich ſchon zu äußern anfängt: ſo wird nützlich ſeyn, daß man zur Verhütung der Ausbreitung dieſer Krankheit, zu der Zeit, dem noch geſunden Rindviehe unter ſein Getränk täglich von aufgelöſeten Leinkuchen, oder Leinmehl, etwa 1 Hand voll, miſche, oder auch Waſſer, mit welchem Leinſamen abgekocht worden iſt, darunter rühre, auch zuweilen ½ Loth Salpeter in ſolchem Getränke auflöſe, und dieſes dem Viehe des Morgens oder Abends zu ſaufen gebe. Allenfalls kann man auch 1 Loth oder mehr Honig, oder Kleyen, gute friſche Träber, oder Mehl von Samenfrüchten, und etwas Küchenſalz, darunter miſchen. Wollte etwa das noch geſunde Vieh ſolches Getränk nicht nehmen, ſo müßte man, zu ſolcher Zeit ihm des Morgens, vor dem Austreiben, 1 bis 2 Pfund abgekochtes Leinſamenwaſſer, in welchem ½ Loth Salpeter vorher aufgelöſet worden iſt, einſchütten. Dem nicht trächtigen Viehe kann man zuweilen auch des Morgens etwas Knoblauch eingeben. Das Maul des Viehes muß man des Morgens und Abends, vor dem Eingeben, mit einem dienlichen Waſſer, vermittelſt eines leinenen oder wollenen Lappens, auswaſchen. Hiezu nimmt man etwa 2 Pfund gemeines Waſſer, in welchem man ½ Loth Salpeter, und 1 bis 2 Loth Küchenſalz auflöſet, und 6 bis 8 Loth Weinſtein, auch allenfalls 1 Loth Honig dar-

unter miſchet. Wo Gelegenheit dazu vorhanden iſt, mag man auch zu Verhütung dieſer Krankheit, das noch geſunde Vieh des Tages ein oder etlichemal in ſtillſtehendes oder doch langſam ſich bewegendes Waſſer, (dergleichen die Teiche ſind,) welches mehr oder weniger lau geworden iſt, treiben, und etwas lange darin ſtehen laſſen. Hat man aber keine Gelegenheit, das Vieh in Teiche oder andere Waſſerbehälter zu treiben: ſo wird es doch gut ſeyn, wenn man die Ochſen und das andere Rindvieh, welches nicht mit auf die Weide getrieben wird, täglich ein oder etlichemal mit etwas laulichem Waſſer, und vornämlich auch deſſen Füße wohl begießt, auch daſſelbe ſtriegelt, oder mit einer etwas hart angreifenden Bürſte wohl bürſtet. Eben dieſes Begießen, und Striegeln oder Bürſten, muß an dem ausgetriebenem Viehe, wenigſtens des Abends, wenn es von der Weide heimgekommen iſt, geſchehen. Man thut auch wohl, wenn man das Vieh zu ſolcher Zeit, ſo viel es füglich geſchehen kann, von ſtaubiger und erhitzter Weide abhält, und es entweder in waldige kühle Triften auf die Weide bringt, oder lieber, bey dieſer graſſirenden Krankheit, gar zu Hauſe läßt, und es in den Ställen füttert, und in dieſen täglich ein oder zweymal mit Wachholderbeeren behutſam räuchert, oder, welches noch beſſer iſt, einen ſauern Eſſigdampf machet.

Als dieſe Krankheit im J. 1778 in Suhla graſſirte, verfuhr man bey dem kranken Viehe, mit gutem Nutzen folgendermaßen. Die Viehärzte und Hirten nahmen ein länglich geſchnittenes leinenes oder wollenes Tüchlein, dreheten es zu einer Schnur zuſammen, tauchten daſſelbe in ſtarkes Salzwaſſer ein, und zogen ſolches naſſe Tüchlein zwiſchen die Klauen des Viehes, wo die hellen Waſſerblaſen ſaßen, hin und her, und rieben alſo damit die Blaſen auf. Mit eben ſolchem naſſen Tüchlein rieben ſie auch das Maul, und zerdrück-

ten die Blaſen in demſelben. Solches Auswaſchen mit ſtarkem Salzwaſſer wurde bey manchem Stück Vieh, zumal wenn etwa noch mehr Blaſen im Maule oder zwiſchen den Klauen wieder entſtanden waren, etliche Tage lang wiederholet. Viele unvermögende Leute brauchten bey ihrem mit dieſer Krankheit nicht ſehr behafteten Viehe weiter nichts, und daſſelbe wurde binnen 5 bis 8 Tagen wieder geſund. Bey andern Stücken Vieh aber, welche von dieſer Krankheit ſtärker angegriffen waren, brauchte man zwar auch Salzwaſſer zum Auswaſchen, es wurde aber allemal, nach dem Auswaſchen, das Maul und die Füße, wo die Blaſen aufgerieben worden waren, zur Heilung, Theer, oder, welches noch lindernder und heilender war, gelbes Wagenſchmier (welches von den Seilern aus gelbem Peche und Leinöhl zum Verkaufe gemacht wird,) eingeſtrichen. Nachdem aber kein Theer mehr, wegen deſſen häufigen Gebrauches und Abganges, damals zu bekommen, auch eben deswegen das Wagenſchmier ſelten geworden war, brauchte man, zum Einſchmieren Honig mit gutem Nutzen; in deſſen Ermanglung einige das Maul des Viehes nur mit Waſſer, in welchem Zucker aufgelöſet war, auswuſchen. Innerlich wurde faſt gar nichts eingegeben. Das Vieh, welches nicht gar ſehr krank war, blieb ziemlichermaßen bey ſeinem gewöhnlichen Freſſen; und man merkte bey vielen Kühen gar keine Verminderung ihrer Milch, bey andern aber nur ein Paar Tage lang, wenn nämlich das Vieh, wegen des ſchmerzhaften Maules, weniger als ſonſt fraß. Bey demjenigen Vieh hingegen, welches von der Krankheit hart angegriffen wurde, deſſen Zunge ſich nach einigen Tagen wohl gar abſchälte, weshalb daſſelbe faſt gar nichts, wenigſtens nichts hartes, freſſen konnte, würde, wie leicht zu erachten iſt, auch ein ſtarker Abgang der Milch, wenigſtens ſo lange, bis ſie wieder gut freſſen konnten, geſpüret. Dieſem Vieh, wel-

welches wegen der abgeſchälten, und mithin ſehr empfindlich gewordenen Zunge und des wunden Maules, gar nichts trocknes und hartes freſſen konnte, wuſch man alsdann das Maul erſtlich mit Waſſer, worunter man etwas Saffran miſchte, aus, und beſtrich es hernach des Tages 2 oder 3 mal mit einer aus Theer (oder gelbem Wagenſchmier) und Weitzenmehl beſtehenden Salbe, und gab ihm täglich, nebſt einem guten Saufen, eine Schnitte mit Waſſer wohl durchweichtes Brod zu freſſen. Konnte es aber auch ſolches weiche Brod nicht genießen, ſo mußte man es etliche Tage lang, oder ſo lange, bis die Wundigkeit des Maules wieder vergangen war, nur mit einem guten warmen und nahrhaften Getränke erhalten, worunter man Schrot von Samenfrüchten, Kleyen, Leinmehl, oder auch eine oder ein Paar Handvoll Korn= oder Weizenmehl, auch wohl Milch (ſaure oder ſüße, oder auch Buttermilch, was man davon vorräthig hatte,) miſchte, und dem Viehe dergleichen Saufen täglich 3 mal geben. Wenn es wieder anfieng freſſen zu lernen, gab man ihm Anfangs nur Gartenſalatblätter, Melde, oder zerſtampftes Gras ſo lange dabey zu freſſen, bis es, wenn das wunde Maul heil geworden war, wieder auch weiches Gras, Grummet und endlich auch wieder hartes Heu genießen konnte. Wenn man bey dem Vieh etwan innerliche Hitze merkte, welches doch nur ſelten geſchah, ſo gab man ihm, ein oder etlichemal, unter gedachtes Saufen ½ bis 1 Loth Salpeter; auch wurde demſelben, wenn die Hitze ſehr ſtark war, die Lungenader geſchlagen. Bey etlichen mit der Maul= und Fußkrankheit befallenen Kühen iſt auch das Euter geſchwollen. Gegen dieſe Eutergeſchwulſt hat Branntwein oder Weineſſig, mit Butter vermiſcht und äußerlich angeſtrichen, zur Vertheilung guten Nutzen geleiſtet. Bey einigen Kühen hat ſich an dem Euter auch einige Wundigkeit beygeſellet, woge-

gegen ſich in Waſſer aufgelöſeterr Traganth, äußerlich angeſtrichen, zum Trocknen und Heilen nützlich erwieſen hat. Sonſt laſſen ſich auch, zum Lindern und Heilen, Oehle dagegen gebrauchen, als: friſch ausgepreßtes Leinöhl, Königskerzenöhl, oder Johannisöhl.

Wenn ſich bey ſolchem Vieh eine harte Geſchwulſt an einem Fuße einfindet, ſo muß man erweichende warme Umſchläge darauf legen, damit ſich dieſelbe vertheile, oder, weil ſolches ſelten geſchieht, bald vereitere und weich werde, und das Geſchwür, damit es nicht weit um ſich freſſe, bald geöffnet, gereiniget und gehörig geheilet werden könne. Die Umſchläge kann man von Pappelkraut, gemeinen Kamillen- und Hohlunderblumen, Rockenkleyen, Leinmehl, oder zerſtoßenem Lein- und Bockshornſamen, machen, wenn man dieſe Dinge mit Waſſer zu einem Brey kochet, auch wohl hernach noch Leinöhl darunter miſchet, damit der Brey nicht zu bald hart werde; welchen, auf ein leinenes Tüchlein etwas dick geſtrichenen Brey man hernach über den geſchwollenen Fuß warm überbindet, und wenn ſolcher Ueberſchlag kalt und hart werden will, alsdann zu wiederholtenmalen warmen und weichen ſo lange überſchlägt, bis die harte Geſchwulſt, zum öffnen, genug erweicht iſt. Die alsdann geöffnete Geſchwulſt kann man, zur Beförderung der Reinigung und Heilung des Geſchwüres, äußerlich mit einer aus Theer oder Wagenſchmier und weißem Stärkmehl beſtehenden Salbe behandeln, und davon auf ein leinenes Tüchlein ſtreichen, oder auf Carpie thun, und es in und auf das Geſchwür legen, auch es, bis zur erfolgten Heilung, täglich ein paarmal erneuern. Anſtatt dieſer Theerſalbe, kann man ſich auch einer Digeſtivſalbe, die man in den Apotheken bekömmt, bedienen.

Hinken der Schafe. Wenn die Schafe, wegen Erweichung ihres Hornes, weil ſie lange im Miſte geſtan-

ſtanden haben, zu hinken anfangen, oder ſonſt nicht wohl gehen können, ſo muß man ihnen das Horn an der Spitze, wo es am meiſten verdorben iſt, abſchneiden, und ungelöſchten Kalk darüber ſchlagen, ſo lange bis das Horn wieder ſtark und hart geworden iſt.

Hinnulus, ſ. Hirſch=Kalb.

Hinſch, **Hindſch**, **Hintſch**. 1. Eine im g. L. übliche Benennung des ſchweren Athems, der Engbrüſtigkeit, des Keichens, beſonders bey dem Rindvieh, wovon ich im Art. Dampf, Th. VIII, S. 732 735, gehandelt habe. Es ſcheint eine Nachahmung des keichenden Lautes zu ſeyn.

2. Eine Pflanze, welche eine Art des Nachtſchattens iſt, und wider Engbrüſtigkeit mit Nutzen gebraucht wird, Hinſchkraut, Solanum Dulcamara *Linn.*; ſiehe Nacht=Schatten.

Hinſtreichen. 1. Als ein Activum, im Streichen von dem Redenden entfernen, im Gegenſatze des herſtreichen.

2. Als ein Neutrum, ſich ſtrichweiſe oder ſtreichend weg begeben; beſonders von den Zugvögeln, im Gegenſatze des Herſtreichens oder Wiederſtreichens. Daher der Hinſtrich, die Entfernung der Streichvögel, der Rückſtrich, im Gegenſatze des Herzuges, Herſtriches, Wiederzuges oder Wiederſtriches.

Hinter=Backe, ſ. im Art. Hintere.

Hinter=Bein, das hintere Bein eines vierfüßigen Thieres, im Gegenſatze des Vorderbeines. Auf die Hinterbeine treten, figürlich im g. L., ſeinen Vorſatz ändern, im Oberd. ſich auf die Hinterbeine ſetzen.

Hinter=Fährte, bey den Jägern, 1. diejenige Fährte, welche ein Hirſch oder Thier bereits gemacht hat, welche es hinter ſich, im Rücken, hat; die Wiederfährte, Nachfährte, Rückfährte. 2. Die Fährte, welche ein Wild mit den Hinterfüßen macht. 3. Die Fährte, welche das Thier macht, wenn es an einen Ort hin=

hingeht, zum Unterſchiede von der Rückfährte, welche es macht, wenn es von einem Orte herkömmt.

Hinter=Fleck, im g. L. und bey den Schuſtern, ein Fleck, d. i. Flicken, unter dem Abſatze des Schuhes; Niederſ. Achterflicken.

Hinter=Fuß, der hintere Fuß eines vierfüßigen Thieres; im Gegenſatze der Vorderfüße; Niederſ. Achterpote.

An den Menſchen wird der hintere Theil des äuſſerſten Fußes, der Theil um die Ferſe, der Hinterfuß genannt, dagegen bey manchen Zergliederern der Plattfuß, Metatarſus, dieſen Namen führt.

Hinter=Gang, bey den Jägern, der Gang eines Thieres aus dem Walde zu Felde; der Ausgang.

Im Oberdeutſchen iſt der Hintergang, oder Anlaß, ein gütlicher Vergleich zwiſchen zwey ſtreitenden Parteyen; ein Compromiß.

Hinter=Gebirge, im Bergbaue, der hintere Theil eines Gebirges, im Gegenſatze des Vordergebirges; imgl. ein Gebirge, welches einen hintern Theil hat, d. i. welches auf der andern Seite wieder fällt, wenn es ſich auf der einen erhebet; ſ. Th. XVI, S. 548.

Hinter=Gehäſe, ſ. Th. XVI, S. 629.

Hinter=Geſchirr, das hintere Geſchirr; beſonders an den Pferdegeſchirren, derjenige Theil, welcher um den Hintern der Pferde kömmt, im Gegenſatze des Vordergeſchirres.

Hinter=Geſchühe, ſ. Hinter=Leder.

Hinter=Grund, in der Malerey, Fr. Champ, Derriere d'un tableau, das Hintere eines Gemäldes, worauf alles gemalt iſt, und wovon es doch abgeſondert ſcheinen muß; im Gegenſatze des Vordergrundes.

Hinter=Halt. 1. In der Chymie, dasjenige Silber, welches das Scheidewaſſer bey dem Golde hinter oder zurück läßt, der Hinterhalt von dem Scheidewaſſer.

2. Der=

2. Derjenige Ort, hinter welchen man etwas verſteckt hält, und auf etwas lauert: beſonders im Kriege. Im Hinterhalt liegen, verſteckt liegen und auf etwas lauern. Truppen in den Hinterhalt ſtellen. Sich in den Hinterhalt legen. Niederſ. Hinterholt, welches aber auch Zurückhaltung, Abhaltung bedeutet.

3. Die auf ſolche Art verborgenen Perſonen, beſonders im Kriege, die dazu verſteckten Perſonen. Einen Hinterhalt beſtellen, Joſ. 8, 2. Einen Hinterhalt machen, Richter 9, 32.

4. Einige Neuere haben auch das Corps de Reſerve bey dem Kriegesheere den Hinterhalt nennen wollen, welches aber um der bereits allgemeinern vorigen Bedeutung willen nicht anzurathen iſt.

Hinter-Lage, welches im Oberdeutſchen am bekannteſten iſt, ein hinterlegtes, d. i. in Verwahrung gegebenes Gut, ein Depoſitum zu bezeichen. Siehe Hinterlegen.

Hinterlaß, (der) bey den Jägern, derjenige Umſtand an dem Gange eines Hirſches, wenn er mit dem hintern Fuße nicht bis an den vordern Tritt reicht, ſondern mit demſelben hinter, d. i. zurück bleibt, welches ein Zeichen ſeiner Feiſte iſt, und auch das Zurückbleiben genannt wird. Denn, je erfüllter der Hirſch wird, deſto kürzer wird ihm die Hauptflechſe (welche in der Keule herunter in die Schalen geht,) durch die Vollkommenheit der Keulen; daher er mit dem hintern Fuſſe nicht genug in den vorderſten Tritt vorſchreiten kann, und alſo eine Hand breit zurück bleibt. Je weiter die Erfüllung, deſto älter und beſſer iſt der Hirſch. Siehe auch Erfüllung, Th. XI, S. 341.

Hinterlaſſen. (den Ton auf der dritten Sylbe) 1. Ein Neutrum, wo es aber nur bey den Jägern üblich iſt, wo der Hirſch hinterläſſet, wenn er im Treten die Vorderfüße mit den hintern nicht erreichen kann. Siehe den vorhergeh. Artikel.

2. Ein

2. Ein Activum, zurücklaſſen, von Dingen, welche man nicht mitnehmen kann, oder will. Seinem Freunde ein Andenken hinterlaſſen, vor ſeiner Abreiſe. Einen Befehl hinterlaſſen, ihn vor ſeiner Abreiſe geben, im g. L. auch verlaſſen. Er hat es ſo hinterlaſſen, vor ſeiner Abreiſe, vor ſeinem Weggange ſo geordnet. In engerer Bedeutung, bey ſeinem Tode auf der Welt laſſen; im g. L. gleichfalls verlaſſen. Viel Vermögen hinterlaſſen. Er hat ſeinen Kindern nichts hinterlaſſen. Die Hinterlaſſenen, welche ein Verſtorbener auf der Welt zurückläſſet, beſonders deſſen nächſte Verwandte, die Hinterbliebenen. Im Oberdeutſchen wird es in noch mehrern Fällen für zurück laſſen gebraucht, wovon die im Hochdeutſchen noch üblichen nur einige Ueberbleibſel zu ſeyn ſcheinen.

Hinterlaſſenſchaft, zeitliches Vermögen, welches ein Verſtorbener auf der Welt zurück läſſet; die Verlaſſenſchaft.

Hinterlaſtig, in der Schifffahrt. Das Schiff iſt hinterlaſtig, wenn es hinten zu ſehr beladen iſt; im Gegenſatze des Vorlaſtig.

Hinter-Lauf, bey den Jägern, der Hinterfuß eines Hirſches und Thieres; im Gegenſatze des Vorderlaufes. Siehe Lauf.

Hinter-Leder, das am hintern Theil eines Dinges befindliche Leder, im Gegenſatze des Vorderleders. Bey den Schuhen wird derjenige Theil des ledernen Schuhes, welcher die Ferſen umgiebt, das Hinterleder genannt, im Gegenſatze des Oberleders. Im Oberdeutſchen heißt es das Hintergeſchühe; Niederſ. Hackenleder, von Hacke, die Ferſe.

Hinterlegen, (den Ton auf der dritten Sylbe) eigentlich zurück legen, doch nur noch in engerer Bedeutung, bey Jemanden verwahrlich niederlegen, ihm in Verwahrung geben, deponiren, niederlegen, in welcher

Be-

Bedeutung es im Oberdeutſchen am üblichſten iſt, wo ein hinterlegtes Gut oder eine Hinterlage, ein Depoſitum, und der Hinterleger, die hinterlegende Perſon, Depoſitor, iſt. Siehe Th. IX, S. 99, fgg.

Hinter=Mann, im g. L. der hinterſte Mann der Ordnung nach, unter mehrern; im Gegenſatze des Vormannes oder Vordermannes. In der Schifffahrt wird auch ein Beyſtänder, oder ein Schiff, welches dem Flaggenſchiffe hinten zum Beyſtande gegeben wird, deſſen Hintermann genannt.

Hinter=Pfanne, in den Salzwerken, eine Benennung der Gradierpfanne, weil ſie ſich hinter der Siedepfanne befindet.

Hinter=Quartier, bey den Schuſtern, die Hälfte desjenigen Theiles des Schuhes, welcher die Ferſe umgiebt; ſiehe Hinter-Leder.

Hinter=Raſt, ſ. Raſt.

Hinter=Sättler, ſ. den folgenden Artikel.

Hinter=Saß, von dem veralteten Worte Saß, ein Beſitzer, Einwohner.

1. Ein Nachkomme, Nachkömmling; eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung.

2. Ein jeder Unterthan oder Vaſall, eine gleichfalls ungewöhnlich gewordene Bedeutung, welche noch zuweilen in der höhern Schreibart gebraucht wird.

3. In engerm Verſtande werden diejenigen Bauern, welche ſo wenig Acker beſitzen, daß ſie kein Zugvieh darauf halten können, und daher nur zu Handdienſten verpflichtet ſind, Hinterſaſſen, Hinterſäſſer, Hinterſiedler oder Hinterſättler genannt. An andern Orten heißen ſie Kothſaſſen, Koſſaten, Köthener, Kleinbauern, Beyſaſſen u. ſ. f. Daher das Hinterſaſſengut, oder Hinterſäſſergut, das Gut eines ſolchen Hinterſaſſen.

4. An andern Orten führen die Schutzverwandten, welche gar keine liegende Gründe beſitzen, den Namen der Hinterſaſſen oder Beyſaſſen. Siehe Saß.

Hinter-Siedler, ſ. im vorhergeh. Artikel.

Hinter-ſpätig, hinterſpädig, bey den Tuchſcherern, ungleich von Haaren der Länge nach, denjenigen Fehler zu bezeichnen, wo das Tuch ungleich geſchoren iſt, folglich die Haare an einigen Stellen länger ſind, als an andern. Es geſchieht ſolches, wenn der Scheertiſch nicht ſo gleich und eben iſt, wie er ſeyn ſoll, ſondern Gruben hat, in welche alsdann das Tuch hinein weicht, und ſich der Scheere entzieht.

Nach dem Friſch gehört die letzte Hälfte dieſes Wortes zu Spieß, Spitze, Niederſ. Spet. Aber was bedeutet alsdann hier hinter?

Hinter-Span, in den Salzhütten; ſ. Span.

Hinter-Staude, auf den Papiermühlen, die geſpaltene Pfoſte, in welcher das Hintertheil der Schwinge vermittelſt eines Bolzens beweglich iſt. S. Staude.

Hinter-Steven, ſ. Steven.

Hinter-Studel, ſ. Studel.

Hinter-Verdeck, ſ. Verdeck.

Hinter-Zange, bey den Tiſchlern, die zweyte hölzerne Schraube an einer Hobelbank; im Gegenſatze der Vorderzange.

Hintere, (der) in der anſtändigen Sprechart, der hintere Theil des menſchlichen Körpers in der Gegend des Maſtdarmes; das Geſäß, weil man zugleich darauf ſitzet, im g. L. der Arſch, der Steiß, der Bürzel, in den niedrigen Sprecharten das Hinter-Caſtell, Niederſ. das Gat, Lat. Anus, Podex, Sedes, Poſteriora, Infernum, Fr. le Derriere, Cul oder Cu. Jemanden den Hintern zukehren.

Im weitläuftigen und allgemeinen Verſtande verſteht man unter dem Hintern den ganzen hinterſten, unterſten und letzten Theil des Stammes am Körper, welcher ſowohl aus feſten harten Theilen, aus dem Geſäßknochen, Steiß- oder Schwanzbeine (Os coccygis,) und den beyden unterſten großen Hervorragungen bey-

der Hüftknochen, als auch aus darüber liegenden feſten und weichern Theilen, nämlich aus Muskeln und Fleiſchſchichten, aus ſehnigen Häuten, Fett, Nerven und Gefäßen, und den allgemeinen Decken beſteht, und worauf ſich bey dem Menſchen im Sitzen die ganze Laſt des obern Körpers ſtützet. Nicht nur die Stellung und Zuſammenfügung dieſes Knochen, ſondern auch die ſchichtenweiſe über und auf einander liegenden vielen und groſſen Muskeln, nebſt dem Fette, machen, daß auf beyden Seiten zwo gewölbte große Erhöhungen, welche gleichſam ein Paar erhabene Polſter vorſtellen, und welche man deswegen die Hinterbacken, in den niedrigen Sprecharten die Arſchbacken, Niederſ. **Eersbellen, Bellen, Afterpellen, Achterbacken, Achterbellen,** L. Nates, Fr. Feſſe, nennt. Kein vierfüßiges Thier hat Hinterbacken; was man dafür anſieht, ſind ihre Dickbeine (Schenkel, Lenden.) Nur der Menſch hält ſich in einer aufrechten Stellung; und auf dieſe Stellung der untern Theile bezieht ſich die Erhöhung, welche die Hinterbacken machen. Sie neigen ſich beyde in der Mitte am Gefäßknochen einwärts, laufen ſchief zu, und bilden daſelbſt eine Vertiefung oder Höhle, welche ſich endlich zunächſt am Maſtdarme verliert. Und eben dieſes iſt es, was man im engern Verſtande unter dem Hintern begreift, nämlich die letzte Endigung des Maſtdarmes ſelbſt, welche in einer dicht zuſammen gefalteten Oeffnung beſteht, und mit verſchiedenen Muskeln verſehen iſt, die um den unterſten Rand deſſelben rings herum anſitzen, und die Oeffnung ſelbſt, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald auf- bald zuſchließen.

Hintſch, ſ. Hinſch.

Hinweg, (der) (mit einem gelinden g, und den Ton auf der erſten Sylbe) der Weg, d. i. der Gang, die Reiſe nach einem Orte hin, im Gegenſatze des Herweges, doch nur im g. L. Jemanden den Hinweg und den Herweg bezahlen.

Hiobs-

Hiobs-Thräne, eine Gattung indianiſcher, dem türki-ſchen Weizen ſehr ähnlicher, noch mehr aber den Gräſern ſich nähernder, Pflanzen mit halb getrennten Geſchlechtern und drey Staubwegen, deren Samen einer Thräne oder einem Tropfen gleichen; Thränengras, Coix *Linn.* Lacryma Jobi *Tourn.* Fr. Larme de Job. Es giebt zwo Arten davon:

1. Hiobsthräne mit eyrunden Samen, Coix, Lacryma Jobi ſeminibus ovatis *Linn.* Nach **C. Bauhin**'s Vermuthung hat ſie ſchon **Theophraſt** unter dem Namen Coix beſchrieben, und **Dioſcorides** und **Plinius** Lithoſpermum arundinaceum genannt. Sonſt kömmt ſie bey den meiſten ältern Schriftſtellern unter dem Namen Lacryma Jobi vor; bey **Cäſalpin** heißt ſie Lacryma vulgo; bey **Tragus** und **Gesner**, Lacryma Chriſti; bey dieſem auch Lithoſpermum majus; oft noch mit dem Beynamen frutticoſum; bey **Lacuna**, Lithoſpermum primum, und **Dalechamp** ſetzt noch das Beywort arundinaceum hinzu; bey **Gesner** heißt ſie auch anderswo: Arundo lithoſpermos; bey **J. Bauhin**: Milium arundinaceum, und **Hermann** ſetzt noch hinzu: ſemine lithoſpermi facie, maximo, duriſſimo. **Rumph** beſchreibt ſie unter dem Namen Ova piſcium. Sie wächſt in beyden Indien, und auf den Inſeln des Archipelagus wild. Sie hat eine dicke, faſerige Wurzel, aus welcher 2 oder 3 knotige Stängel, ungefähr 2 Fuß hoch, hervor wachſen. An jedem Knoten befinden ſich lange, ſchmale und den Rohrblättern ähnliche Blätter. Unten an demſelben ſtehen die Blumen in Riſpen, an kurzen Stielen. Dieſe Riſpen ſind nur männliche Blumen, und unter ihnen befinden ſich eine oder zwo weibliche. Die männlichen Blumen verwelken bald, nachdem ſie ihren Samenſtaub abgeſchüttelt haben; der Fruchtkeim der weiblichen Blumen aber ſchwillt zu einem weißen oder aſchgrauen, glatten, harten und glänzenden Samen auf, welcher einer Thräne

oder großen Perle ähnlich iſt. Die Pflanze wird in Spanien und in Portugal häufig angebauet, wo die armen Leute aus den Samen, in Ermangelung andern Getraides, Mehl mahlen, und ein grobes Brod daraus backen. Auch in Oſtindien genießt man ſie wegen ihrer Süßigkeit, aber erſt, nachdem man ſie lange eingeweicht und geſchält hat. In unſern Gegenden ſäet man den Samen, welchen man aus Portugal bekömmt, im Frühlinge in ein gemäßigtes Miſtbeet. Die jungen Pflanzen ſetzt man hernach auf eine warme Rabatte, wenigſtens 2 Fuß weit aus einander, und wenn ſie Wurzel geſchlagen haben, bedürfen ſie keiner fernern Wartung, als des Gätens. Sie blühen in der Mitte des Sommers, und wenn die Witterung günſtig iſt, ſo wird der Samen um Michaelis reif.

Exercitatio phyſico-chemico-medica de medicamento arcano polychreſto lachrymae Iobi dicto, in artis ſalutaris incrementum conſignata à *Io Ger. Wagner*, 1733, 4. 2 B.

2. Amerikaniſche Hiobsthräne mit eckigen Samen, Coix americana ſeminibus angulatis *Royen. & Mill.* Dieſe Art erreicht eine Höhe von 7 bis 8 Fuß. Der Stängel iſt hart, wie Rohr oder indianiſches Korn; er breitet ſich in Aeſte aus, und treibt viel Blumenriſpen. Man pflanzt ſie bey uns in Töpfe, und ſenkt ſie in das Lohtreibhaus, wo ſie den Winter überleben, und im andern Samen tragen.

1. Hippe, oder Hippel, (*) (die) Fr. Cornet, im g. L. einiger Gegenden, z. B. in Thüringen und Franken, eine Art dünner harter Kuchen von Milch, Mehl und Eyern, nicht viel dicker als eine Oblate, welche in beſonders dazu, in Geſtalt einer Zange gemachten, eiſernen Formen, welche das Hippeneiſen oder Hippeleiſen, Fr. Fer à faire des cornets, heiſſen, gebacken wer-

(*) Friſch glaubt nicht unwahrſcheinlich, daß Hippel, verkürzt Hippe, aus dem Franz. Oublie herſtammet, welches aus Oblata gebildet worden.

werden. Wenn ſie nach dem Backen zuſammen gerollet werden, werden ſie Hohlhippen, Hohlhippeln, Hohlhippelchen, Krollkuchen, Krullkuchen, (welche Benennung auch die Zimmertröhrchen führen,) oder Rollkuchen, genannt.

Man nimmt ½ Pfund klein geſtoßenen Zucker, 1 Pf. Weizenmehl, 2 Eyerdotter, 4 Loth gute friſche Butter, und 3 Nößel Waſſer; lößt die Butter in einem von den 3 Nößeln Waſſer, welche man beynahe ſieden laſſen muß, ſchmelzen, und knetet alsdann alles zuſammen. Mit dieſem Teige überſtreicht man das Hippeneiſen, zwickt es zu, hält es über das Feuer, und bäckt ſolcher Geſtalt die Hippen, wie Waffeln.

Eine Anweiſung, verſchiedene andere Arten von Hippen, als: mit Pomeranzenblüthen, von Quitten, mit Anis, mit Mandeln, von Zucker ꝛc. zu backen, findet man im Frauenzimmer-Lexicon, Lpz. 1773, 8. Col. 1397—1399.

2. Hippe, im g. L., eine Benennung, verſchiedener krummer Werkzeuge ſowohl zum Hauen, als zum Schneiden.

1. Eine Sichel oder kleine Senſe, zum Abhauen des Graſes oder Getreides, in welcher Bedeutung es nur noch an einigen Orten üblich zu ſeyn ſcheint. Schlage an mit deiner ſcharfen Hippen (Hippe) und ſchneide die Trauben auf Erden, Offenbar. 12, 18. 19. Bey den Dichtern wird die Senſe, mit welcher man den Tod zu malen pflegt, noch zuweilen die Hippe genannt.

2. Bey den Gärtnern und Winzern iſt die Hippe, oder wie es in einigen Gegenden von den gemeinen Leuten ausgeſprochen wird, die Hippe, L. Falcula, Fr. Faucillon, Serpe, Serpette, ein von gutem Stahl verfertigtes krumm gebogenes Meſſer, zum Beſchneiden der Bäume und Weinſtöcke. Die Gartenhippe hat keinen geraden Griff, wie die Winzerhippe, ſondern ein krummes Heft, welches alſo eingerichtet iſt, daß die Hand darin Platz hat, und ſich regen kann. Die Winzerhippe wird auch das Rebmeſſer, Stockmeſſer und Weinmeſſer genannt. Die Blumen-

menhippe iſt ein ſolches kleines Meſſer zum Beſchneiden der Blumen. Siehe Meſſer der Gärtner.

Es ſtammet von hauen her, welches ſchon im Imperf. hieb hat. Im alt Franz. iſt Hape eine Art, und im mittlern Lat. Hapiola eine kleine Axe. Auch im Deutſchen kommen Häp und Hap für Hippe vor.

Hippel, | Hippel-Eiſen, Hippen-Eiſen, ſ. Hippe. 1.

Hippia minor, *Alſine media*, Hühnerbiß; ſ. Th. I, S. 584.

Hippoboſca, die fliegende Laus, Lausfliege; ſiehe unter Laus.

Hippocampus, ſ. See-Pferd.

Hippocaſtanum, Roßkaſtanie; ſ. Kaſtanie.

Hippocras, ſ. Hippokraß.

Hippocrepis, ſ. Hufeiſen-Kraut.

Hippodromus, ſ. Pferde-Rennen.

Hippogloſſus, Hellbutte; ſ. unter Scholle.

Hippokraß, hippokratiſcher Trank, hippokratiſcher Wein, L. und Fr. Hippocras, Vinum hippocraticum, (von dem Namen des ehemaligen griechiſchen Arztes Hippokrates,) Würzwein, gewürzter Wein, Vinum conditum ſ. aromatites, im Niederſ. Claret; im Hamb. Lautertrank, Luthertrank, ein angenehmes Getränk, welches gemeiniglich aus Wein mit Zucker, Zimmet, Ingber, Würznelken und andern Gewürzen, im Sommer aber auch mit Kirſchen, Himbeeren und dergleichen kühlenden Früchten, oder auch wohl von guten Kräutern, bereitet wird, außerdem aber auch Bier, Cider oder Waſſer, wie auch aus zweyen dieſer Getränke, als: Wein und Waſſer, Cider und Waſſer ꝛc. gemacht werden kann. Nach dem der Wein oder das Bier, ſo dazu genommen wird, iſt, nach dem iſt auch deſſen Farbe braun, dunkelrath, hellroth oder weiß. Die Weinſchenken und Apotheker treiben damit an einigen Orten inſonderheit in Sachſen und Frankreich, einen kleinen Handel.

Eine

Eine gemeine Art, den Hippokraß zu machen, iſt dieſe, daß man zu 3 Maß weißen Wein 2 Loth Zimmet, und ein wenig Ingber, beydes klein geſtoßen, und ein Pfund Zucker, nimmt, dieſe Species zuſammen in den Wein, in einem ſaubern wohl vermachten Geſchirre 7 bis 8 Stunden weichen, hernach 6 bis 8mal durch einen wollenen Sack laufen läßt, alsdann den Hippokraß in Flaſchen gießt, dieſelben wohl vermacht, und zum Gebrauch aufhebt.

Oder, man nimmt zu 3 Meßkannen Wein, 3 Loth Zimmet, 1 Loth Violenwurzel, Paradieskörner und Ingber, von jeden 1 Quent, Zucker $\frac{5}{4}$ Pfund, zerſtößt und pulveriſirt alles, und bereitet den Hippokraß auf obige Weiſe.

Einige ſieden auch wohl eine Portion Wein mit gedachten Gewürzen, und laſſen ihn, wenn er einige Stunden in einem wohl bedeckten Geſchirre geſtanden hat, durch einen Zwillich, oder, welches beſſer iſt, durch einen reinen Filzſack laufen, und verwahren ihn zu beliebigem Gebrauche. In dieſem Falle verfährt man folgender Maßen. Man ſetzt eine Portion Wein zum Feuer, läßt ihn gelinde ſieden, hebt ihn alsdann vom Feuer, und wirft zu 8 Kannen Wein 3 Loth guten Zimmet, 2 Loth Muskatennuß, 1 $\frac{1}{2}$ Pf. Zucker, alles grob zerſtoßen, rührt es durch einander, läßt gedachten Wein mit dieſem Gewürze abermal ſieden, und verkühlen. Hierauf ſchüttet man geſtoßene Würznelken 1 Quent, Cardamomen 1 $\frac{1}{2}$ Loth, fein geſchnittene Cubeben $\frac{1}{2}$ Pf. zuſammen in einen oben weit und unten enge gemachten Barchent- oder Filzſack, gießt den zweymal geſottenenen Wein darauf, preßt den Sack ein wenig, und läßt den Wein in ein reines Faß durch das Spundloch verſeihen, ſchlägt das Faß feſt zu, und läßt es etliche Tage ſtehen und gähren.

Oder, will man eine Eſſenz haben, woraus man allezeit einen Hippokraß machen kann, ſo nehme

man 5 Loth Zimmetrinde, 1 L. Paradieskörner, 3 Quent Würznelken, 1 Qu. gelben Sandel, eben ſo viel weißen Pfeffer, Ingber, Galgant und Muskatenblumen, von jedem ½ Quent, ſtoße alles klein, gieße darauf eine gehörige Quantität Weingeiſt, ſtelle es 8 Tage an die Sonne, oder ſonſt an einen warmen Ort; zuletzt thue man nach Belieben etwas Moſchus und Ambra hinzu. Von dieſer Eſſenz darf man nur 10 bis 20 Tropfen in ein Quart Wein thun, imgleichen ſo viel Zucker, als man nöthig hat, den Wein lieblich zu machen, und alles wohl unter einander rühren, ſo hat man einen guten Hippokraß.

Dergleichen Eſſenz wird auch auf folgende Art gemacht. Man nimmt Würznelken, Zimmertrinde, Muskatennüſſe, und langen Pfeffer, in gleicher Quantität, ſtößt ein jedes klein, und thut es zuſammen in eine gläſerne Flaſche, füllt dieſe halb voll mit gutem Branntwein, vermacht ſie wohl, und ſetzt ſie auf warme Aſche, damit es eine Stunde lang gelinde koche; hienächſt legt man auch rings um die Flaſche, doch etwas weit davon, glühende Kohlen zur Vermehrung der Hitze, mit der Vorſicht, daß die Flaſche nicht zerſpringe. Wenn man nun ſieht, daß der Branntwein mit den Gewürzen ſiedet, muß man die Flaſche aus der Aſche heraus nehmen, und nach Proportion Zuckerkand dazu thun. Ein Tropfen von dieſer Eſſenz in eine Flaſche mit Wein gethan, giebt demſelben nicht nur einen lieblichen Geruch, ſondern auch einen ſehr angenehmen Würzgeſchmack.

Hippolithus, ſ. Pferde-Stein.

Hippomanes, ſ. Pferde-Gift.

Hippophaë Linn. ſ. Kreuzdorn. (Meer = oder See=)

Hippopotamus, ſ. Wallroß.

Hippoſelinum, ſ. Pferde-Silge.

Hippuris, ſ. Schaft-Heu.

Hippurus Coryphaena Hippurus L. ein Seefiſch; ſ. Th. XIX, S. 517.

Hircus, ſ. Bock.

Hirn, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, wofür Gehirn üblicher iſt; ſiehe Th. XVI, S. 639, fg.

Beſſer

Beſſer hat ſich dieſes Wort in den folgenden Zuſam=menſetzungen erhalten, in deren meiſten das einfache Hirn gewöhnlicher iſt, als das verlängerte Gehirn. Auch kömmt das Diminut. das Hirnlein, für Gehirnlein oder Gehirnchen noch in der Zergliederungskunſt vor, die kleinere hintere runde Maſſe des Gehirnes zu bezeichnen, L. Cerebellum, im Gegenſatze der vordern größern, welche im engſten Verſtande das Hirn oder Gehirn genannt wird.

Hirn=Brecher, im g. L. einiger Gegenden, eine Benennung eines ſchlechten Weines, welcher den Kopf einnimmt und Kopfſchmerzen verurſacht, und auch Hirnreiſſer, Kopfbrecher, Kopfreiſſer genannt wird.

Hirn=Brüten, eine nur im g. L. Oberdeutſchlandes übliche Benennung des Wahnſinnes, der Raſerey.

Bey dem Notker Hinairbrutten, Hina irbrutteni, und bey dem großen Haufen der Oberdeutſchen noch jetzt das Hirn=Brüten, wodurch ſich Friſch verleiten laſſen, dieſes Wort als eine Anſpielung auf die Bruthennen anzuſehen. Die zweyte Hälfte iſt das alte brutten, verwirren, beunruhigen, welches bey dem Notker mehrmals vorkömmt; daher dieſe Krankheit auch an einigen Orten das Hirntoben genannt wird. Im Oberdeutſchen hat man auch das Bey= und Nebenwort hirnbrütig für raſend, toll. Siehe Hirn=Wuth.

Hirn=Entzündung bey dem Rindvieh, ſ. Th. XVI, S. 644, fgg.

Hirn=Geſpinnſt, ein Werk der bloßen Einbildungskraft, welches entweder gar nicht, oder doch nicht auf die eingebildete Art vorhanden iſt; im verächtlichen Verſtande; in Dän. Hirneſpind. Herder nennt diejenigen, welche Hirngeſpinnſte aushecken, mit einem neuem Wort Hirnweber.

Hirn=Grille, ein kleiner Vogel, welcher ſich gern um Steinfelſen aufhält, und in Italien und der Schweiz am bekannteſten iſt; Fringilla Citrinella *Linn.* Fr. Tarin. Er iſt grün und gelblich von Federn, an der

Größe wie ein Zeiſig, welchem er an dem Schnabel gleicht, dem Kopfe nach aber einem Canarienvogel ähnlich ſieht; daher er auch der italiäniſche gelbe Zeiſig Fr. le Serin d'Italie, der Canarienzeiſig oder das Canarienzeischen genannt wird. Seine Stimme iſt überaus hell, durchdringend und ſchallend, woher er vermuthlich auch den Namen Hirngrille hat, nicht ſo fern ſein Geſang in das Gehirn ſchallet, wie Friſch bey dem Worte Grille will, ſondern von dem alten haren, hiren, rufen, ſchreyen. Bey dem Worte Hirn leitet Friſch deſſen Namen noch unwahrſcheinlicher aus dem Ital. Citrinello, und Fr. Citrinelle, her, wie er daſelbſt wegen ſeiner citrongelben Bruſt heißt; daher er auch im Deutſchen Citrinchen genannt wird. An einigen Orten wird er auch Fädemle, und Schwederle, vermuthlich von ſchwirren, genannt. Sein Geſang iſt angenehmer, wenn er in Geſellſchaft anderer Vögel, als allein, gehört wird. Wenn man einen Hahn und eine Sie zuſammen bringt, ſo niſten und hecken ſie im Zimmer ſo gut, als die Canarienvögel, mit denen ſie ſich auch gern gatten, und gleiches Futter bekommen. Sie leben 4 bis 5 Jahre. An dem Orte ihres Aufenthaltes werden ſie zur Herbſtzeit mit Wänden um Leimſpindeln gar leicht gefangen; denn es darf nur ein Vogel einfallen, ſo folgt der ganze Haufe nach.

Hirn-Haut, das Hirnhäutchen, Oberd. das Hirnhäutlein, diejenige Haut, womit das Gehirn umgeben iſt; die Gehirnhaut, Gr. und Lat. Meninx. Die obere Hirnhaut, L. dura Mater; die untere, pia Mater.

Hirn-Kraut, in einigen Gegenden ein Name: 1. des Augentroſtes, Euphraſia, ſ. Th. XI, S. 700; 2. des Baſilienkrautes, ſ. Th. III, S. 575, wegen ihres Nutzens in Krankheiten des Hauptes.

Hirn-Leiſte, Hornleiſte; ſ. unter Leiſte.

Hirn-

Hirn-Pfanne, ſ. Hirn-Schale.
Hirn-Reiſſer, ſ. Hirn-Brecher.
Hirn-Rotz, ſ. Rotz, eine Krankheit der Pferde.
Hirn-Schädel, ſ. den folgenden Artikel.
Hirn-Schale, L. Calvaria, Cranium, Fr. Crane, Teſt, Têt, diejenige, aus mehrern Beinen zuſammen geſetzte halbrunde Höhle, worin ſich das Gehirn befindet; im verächtlichen Verſtande der Hirnſchädel, die Hirnpfanne, Gehirnpfanne, Niederſ. Bregenpanne, von Bregen, das Gehirn, Engl. Brainpan; ehedem auch der Hafen, der Haupthafen.

Man pflegt bisweilen dieſe beyde Benennungen eines knöchernen Theiles des Kopfes, Hirnſchädel und Hirnſchale von einander zu unterſcheiden, indem man unter dem Hirnſchädel nur den oberſten gewölbten Theil deſſelben verſtehen will, auf welchem, nach Art der alten Kriegsrüſtung, der Helm ſaß, oder der heut zu Tage gemeiniglich von dem Hute bedecket wird, und deswegen manchmal im Lat. Galea, F. Calotte, oder die Kappe, heißt. Nach der gemeinen Mundart aber haben beyde Ausdrücke einerley Bedeutung, und man verſteht hierunter den oberſten halben Theil des knöchernen Kopfes im Durchſchnitte, welcher ſowohl mit ſeinen äußerlichen als innerlichen Knochen, nicht nur den Hut oder obern gewölbten Theil deſſelben, ſondern auch die Grundfläche der Hirnſchale, Baſis cranii, und mithin überhaupt diejenige große Knochenhöhle ausmacht, in welcher das Gehirn nebſt ſeinen zugehörigen Theilen enthalten iſt. Es beſteht die Hirnſchale aus 8 Knochen, welche folgende ſind: 1. das Stirnbein, Os frontis; 2. und 3. zwey Seitenknochen, oder Vorderhauptsknochen, duo oſſa bregmatis, ſ. parietalia, ſ. ſincipitis; 4. und 5. zwey Schlafbeine, duo oſſa temporum; 6. der Hinterhauptsknochen, Os occipitis; 7. das keilförmige Bein, oder der Keilknochen, Os ſphenoideum, ſ. cuneiforme; 8. das Siebbein, oder

der

der Siebknochen, Os ethmoideum ſ. cribroſum. Die erſten 6 Knochen kommen äußerlich, die letztern beyden innerlich, zum Vorſchein, und ſind alle vermittelſt ihrer zackigen Ränder und Umkreiſe auf das genaueſte und künſtlichſte unter einander zuſammen gefüget. Die Art dieſer Zuſammenfügung geſchieht durch wahre und falſche Nähte (Suturae verae et ſpuriae,) indem nämlich die Zähne dieſer zackigen Ränder in einander treffen und eingreifen, oder ſonſt auf einander paſſen.

Da der Menſch, und nach ihm das Affengeſchlecht, von der Natur eine runde, alle übrige Thiere hingegen eine mehr längliche, und nach vorn zu geſpitzte, auch wohl einige, wie z. B. bey den Fiſchen, eine platte und zuſammengedrückte Hirnſchale erhalten haben, ſo iſt auch bey dem kleinſten Menſchen die Hirnſchalenhöhle allemal größer und geräumiger, als bey allen übrigen Thieren, bey denen ſie verhältnißmäßig immer kleiner angetroffen wird, welches darum nöthig war, weil, wie im XVI Th. S. 641, erwähnt worden, der Menſch vor den Thieren das meiſte, größte und ſchwereſte Gehirn erhalten hat.

Aus den Hirnſchalen der Menſchen wurden ehemals Trinkgeſchirre gemacht. Eine Nachricht davon findet man zuerſt beym *Silius Italicus*, welcher im 13 B. ſeines Gedichtes von den Celten dieſes berichtet:

> At Celtae vacui capitis circumdare gaudent
> Oſſa, nefas, auro & menſis ea pocula ſervant.

Die Celten faſſeten die Hirnſchale mit Golde ein, theils zur Zierde, theils zur Zuſammenhaltung der Schale. Doch mag dieſes der Celten Erfindung nicht ſeyn. Denn ſchon vorher haben barbariſche Völker in Aſien und Europa, bald aus Haß gegen ihre Feinde, bald aus einer übertriebenen Liebe gegen Freunde, ihre Hirnſchalen zu Trinkgeſchirren gemacht. Solin berichtet von den Eſſedoniern, einer Art Skythen, daß ſie ihre todte Aeltern und Freunde aufgegeſſen, und die

Hirn-

Hirnſchalen zu Trinkgeſchirren aufgehoben, welche die Begüterten mit Golde umher eingefaſſet haben. Andere Skythen hingegen dehnten ihren Widerwillen, nach dem Berichte des Herodotus, ſo weit aus, daß ſie das Fleiſch ihrer Feinde auffraßen, und ihr Blut aus ihren Hirnſchalen tranken. Dieſe Gewohnheiten mögen vielleicht die durſtigen Celten auf den Einfall gebracht haben, die Hirnſchalen zierlicher zuzurichten und zum Trinken zu gebrauchen. Wer hierüber noch tiefer in das Alterthum zu dringen wünſcht, der leſe den Lipſius und Lotichius über den Petron. Man leſe auch dasjenige, was Keysler, in 2 B. ſeiner Reiſen, S. 202, von dem zu Gänta, hinter Rom, aufbehaltenen Gerippe (Skelett) des in der Belagerung der Stadt Rom gebliebenen Herzoges Carl von Bourbon, dem die Officiers der dortigen Beſatzung ehemals, bey ſonderbaren Freudensbezeugungen, und wenn der Wein die Köpfe eingenommen hatte, ſeine Hirnſchale abzulehnen und Geſundheiten daraus herum zu trinken pflegten, meldet.

R. von den Trinkbechern aus den Hirnſchalen der Menſchen, im 50 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 238.

Sieben oder acht Seemeilen von Axim, in Guinea, befindet ſich ein großes und ſchönes Fort, welches die Brandenburger erbauet haben, nun aber den Holländern gehört, und unter dem Namen Conny's Schloß bekannt iſt. Denn als die Preußen, welche es ſonſt im Beſitze hatten, die Küſte verließſen, ſo überließen ſie es einem ſchwarzen Kaboſchir, Namens Joh. Conny, mit ſcharfer Verordnung, es an Niemand, als an Preußen zu übergeben. Bald darauf verkaufte der König von Preußen ſeinen ganzen Antheil an der Küſte von Guinea der holländiſch-weſtindiſchen Geſellſchaft, worin nebſt dieſem Forte noch ein anderes begriffen war. Als die Holländer das Fort im Beſitz nehmen wollten, ſchlug ihnen ſolches Conny ab, worauf ein Krieg von etlichen Jahren erfolgte, welcher die Holländer viel Blut und Geld koſtete. Conny ward auf ſeine Siege ſtolz, und ein Todtfeind der Holländer. Er hatte einen kleinen Weg von dem äußern Thore nach der innern Abtheilung ſeines Schloſſes aus den Hirnſchädeln der von ihm er-

ſchla-

ſchlagenen Holländer pflaſtern laſſen, und brauchte auch einen, mit Silber eingefaßten, großen Hirnſchädel eines Holländers, ſtatt eines Trinkgeſchirres.

Wilh. Schmith neue Reiſe nach Guinea, Lond. 1745, ſ. den 3 B. der Samml. aller Reiſebeſchr. S. 52.

Hirn-Schnelle, in einigen oberdeutſchen Gegenden, eine Benennung eines Naſenſtübers.

Hirn-Toben, ſ. Hirn-Wuth.

Hirn-Weber, ſ. Hirn-Geſpinnſt.

Hirn-Wund, welches im Oberdeutſchen am üblichſten iſt, Mangel am Verſtande leidend, blödſinnig, albern, imgleichen wahnſinnig, toll, und darin gegründet.

Hirn-Wurſt, ſ. unter Wurſt.

Hirn-Wuth, ein vornämlich im Oberdeutſchen übliches Wort, diejenige Verrückung des Verſtandes zu bezeichnen, welche aus einer Entzündung des Gehirnes oder der Gehirnhäute entſteht, mit einem heftigen hitzigen Fieber, aufgetretenen rothen Geſichte, wüthenden Augen u. ſ. f. verbunden iſt; das Kopffieber, die Kopfwuth, im Oberd. auch das Hirntoben, das Hirnbrüten, Gr. und Lat. Phrenitis; ſ. Tobſucht.

Hirondelle, ſ. Schwalbe.

Hirondelle de la Chine, indianiſcher Eisvogel; ſ. Th. X, S. 545, f.

Hirſch, (*) L. Cervus, Fr. Cerf, Engl. Stag, ein zweyhufiges vierfüßiges wildes Thier, mit einem dichten äſti-

(*) Der Name dieſes Thieres lautet bey dem Willeram und Notker Hirz, bey dem Strycker Hirs. Die nördlichern Mundarten vertauſchen den Ziſchlaut, ihrer Gewohnheit nach, mit dem t wie das Niederſ. Hart, das Angelſ. Heort, das Engl. Hart, das Dän. Hiort, das Schw. Hjort, das Holländ. Hert, das mittlere Lat. Hairet. Die Abſtammung dieſes Wortes iſt ungewiß, weil die Wahrſcheinlichkeit auf mehrern Seiten gleich iſt. Stiernhielm leitet es von currere, bey dem Ulphilas hurra, her, weil dieſes Thier überaus ſchnell iſt, und in Pezens Gloſſen horſco, für ſchnell vorkommt; ſiehe Hurtig. Wachter und Friſch von den Hörnern, wie Cervus von $\kappa\epsilon\rho\alpha\varsigma$, und dem alten Zeitworte hurten, hirten, ſtoßen, Niederſ. hurten, Fr heurter, von welchem auch im mittlern Lat. Hurtus, einen Bock bedeutet, wohin auch das Lat. Hircus gehört; Ihre von Herde, Angelſ. Heord, weil der Hirſch zu den geſellſchaftlichen Thieren gehört, welche ſich gern in ganzen Heerden beyſammen halten.

äſtigen Geweihe, welches ſich in den Wäldern aufhält, und das edelſte und ſchönſte unter allem vierfüßigen Wildbret iſt, welches zur hohen Jagd gerechnet wird. Im engern Verſtande wird nur die größere Art dieſer Thiere, der Rothhirſch (wegen ſeiner rothbraunen Farbe,) der edle Hirſch, welcher ein kegelförmiges zurück gebogenes Geweih mit ſpitzigen Enden hat, Cervus (Elaphus) cornibus ramoſis totis teretibus recurvatis *Linn.* mit dieſem Namen belegt; dagegen man im weitern auch wohl den kleinern Rehbock, Capreolus *L.*, deſſen Weibchen das Reh iſt, und deſſen kegelförmiges Gehörn am Ende in zwey Spitzen getheilt iſt, und den im VIII Th. S. 658, fgg. beſchriebenen Damhirſch (Tannhirſch,) Dama *Linn.* deſſen Geweih nur am Ende ſchaufelig iſt, mit unter die Hirſche zu rechnen pflegt.

Der Hirſch männlichen Geſchlechtes wird der Hirſchbock, von den Jägern auch nur ſchlechthin der Hirſch, genannt. Das Weibchen des Hirſches, nennt man ſo lange eine Hirſchkuh, eine Hindinn, bis der Hirſch ſich mit ihr begattet (ſie beſchlägt;) und wenn die Hindinn geworfen (geſetzt) hat, Fr. faonner, nennen ſie die Jäger ein Thier oder Wild, L. Cerva, Fr. Biche, Engl. Hind. Das Junge der Hirſchkuh wird Hirſchkalb, oder Hindekalb, Fr. Faon de biche, auch Faon oder Fan ſchlechtweg, genannt. Im Deutſchen verſteht man zuweilen durch Hirſchkalb nur das männliche Junge der Hirſchkuh, und nennt dagegen das weibliche Junge, ſo lange es noch nicht über ein Jahr alt iſt, Thierkalb oder Wildkalb. Der Hirſch und die Hirſchkuh zuſammen, werden mit dem Geſchlechtsworte Hirſchwildbret oder Rothwildbret belegt.

Die gewöhnlichſten weidmänniſchen Redensarten von dem Hirſche ſind folgende: Der Hirſch hat ein

ein Maul, Gehörn (Geweih, Geſtänge oder Gewicht,) von zwo (ſelten mehr) Stangen und vielen Enden Sproſſen oder Zinken. Der Ort, wo er hingetreten iſt, heißt Fährte. Die Füße, wie bey allen wilden Thieren, die Läufe (Läufte.) Ueber denſelben ſind die Blätter oder Büge; hinten über eben denſelben, die Keulen. Das Hintertheil, die Scheibe, der Schirm, oder der Schurz. Seine Excremente oder Koth, die Loſung; die Oeffnung, wo die Loſung heraus fällt, das Weideloch, oder der Hintere. Das männliche Glied, die Ruthe, der Ziemen, Zimmel oder Pinſel; die Hoden, Geilen oder Klöße das Geſchröt, Greuel, kurze Wildbret, Kurzwildbret, Fr. Daintiers; das weibliche Glied, das Feigenblatt (ſ. Th. XII, S. 478.) oder Patente; der Schwanz, die Blume, der Bürzel, die Feder, das Federlein, die Galle, das Ende, der Hirſchſchwaden, (*) der Sturz, der Wedel; der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen, der Ziemer, Zimmer, Zämmer, oder Zeimer; vom Ziemer bis auf die Blätter, der Rücken; Herz, Lunge und Leber, das Geräuſch, Geſchlinge, Gelünge oder die Lunze; die Gedärme, das Geſcheide; der große Theil daran, der Wanſt; die Dünnungen, welche das Geſcheide umſchließen, die Eisbeine oder Flanken. Der Hirſch hat eine Haut, kein Fell. Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel iſt, die Droſſel; die zwey Streiffen Wildbret am Halſe, wo der Schlund und die Gurgel liegt, Kehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrath liegenden zween Streifen Wildbret, Mehrbraten. Der Hirſch hat Wildbret, kein Fleiſch; Schweiß, und kein Blut. Vom Schuß getroffen, heißt verwundet. Das Losgehen des Hirſches

(*) In der letzten Hälfte ſcheint das ſch zu viel zu ſeyn, indem dieſelbe zu Wedel, wedeln, zu gehören ſcheint.

ſches auf die Thiere wegen der Vermiſchung, die Brunſt; er tritt auf die Brunſt. Der Hirſch ſchreyet, nicht brüllet. Wenn er ſich auf das Thier ſetzt, und ſich mit demſelben vermiſchet, ſo heißt es: er beſchlägt das Thier, oder der Beſchlag; wenn das Thier empfangen hat, es geht hoch beſchlagen oder tragend; das Thier ſetzt das Kalb, nicht es kalbet. Der Hirſch fliehet oder iſt flüchtig, nicht er rennet; er fliehet oder fällt über das Zeug, die Lappen ꝛc. nicht, er ſpringt darüber. Wo man ihn ſieht oder ſpüret, heißt gezogen. Er ſteht, nimmt die Weide an, oder zieht ins Gras. Er zieht zu Holze, geht in ſeinen Stand; er ſteckt in dem Revier, nicht er liegt darin; er hat ſich niedergethan, nicht niedergelegt; er hat kein Lager, ſondern ein Bett; er äßet ſich, nicht er frißt; er zieht auf das Geäß, nicht auf die Weide; er fällt ins Garn, nicht er ſpringt hinein; er färbet ſich, nicht er haaret; die Hirſche kämpfen mit einander, nicht ſie ſtoßen ſich. Der Hirſch iſt den Hunden entlaufen; wird zu Holze geſchoſſen, wenn er nicht bald niederfällt; ſchweißet, oder giebt Fährte und Gemerk; er wird von den Jägern erſchlichen und gepürſchet, nicht geſchoſſen; wenn er aber nicht gleich fällt, ſondern nur angeſchoſſen (weidewund geſchoſſen) wird, verfolgen ſie ihn mit dem Schweißhunde, bis ſie ihn wieder zum Schuß bekommen, oder für Mattigkeit niedergethan finden, da ſie ihn dann fangen, (abfangen) nicht ſtechen, und alſo erlegen oder fällen. Oder, er wird gejaget, und zwar entweder durch ein umſtelltes Jagen, oder durch ein ſogenanntes Rennjagen, (Lauf- oder Parforcejagd) Er ſtürzt, wenn er über den Haufen ſchlägt, nicht fällt; er endet, nicht ſtirbt; er wird aufgebrochen und hernach zerwirkt oder zerlegt; er iſt feiſt, nicht fett. Wenn das Thier Menſchen oder ſonſt etwas merkt, ſo läßt ſich zuweilen eins von den alten Thieren mit einem lauten Ruf hören, welches

aber nicht ſchreyen heißt, ſondern es meldet ſich, ſchreckt oder ſchmählet. Der Hirſch feuchtet, nicht ſtallet; geht hoch, wenn er ſchlagen will; geht niedrig, hat geworfen; hat Weißes, nicht Fett; das Weidemeſſer iſt die Zunge; Federn ſind die Rippen; die Seiten am Hirſche heißen Krieben, Wümmer oder Wände. Mehrere, vom Hirſch gebräuchliche, weidmänniſche Redensarten werden im Folgenden vorkommen.

Der Kopf des Hirſches iſt in Anſehung des Körpers klein, die Ohren (das Gehör) aber ſind groß. Unter dem Vorderwinkel jeden Auges befindet ſich eine über 1 Zoll tiefe und längliche Höhle, welche ſich auswärts durch eine Spalte öffnet, die an der Seite des Auges ungefähr 2 Lin. breit und 1 Zoll lang erſcheint. Sie geht gerade nach der Seite nach der Zuſammenfügung der Lippen. Die ganze Höhle iſt gemeiniglich 1 Zoll lang, und etwa 8 Lin. breit. Die Haut, die welche ſie von innen überzieht, iſt in der Tiefe gefaltet und ſehr dünn. In dieſen Vertiefungen, welche man Thränenhöhlen, Fr. Larmieres, nennt, ſetzt ſich eine mit Härchen vermengte Materie, faſt wie Ohrenſchmalz, an, welche ſich aber eben nicht von ſeinen Thränen ſammelt, ſondern von ſeinem Schwitzen, und von den aus dem Kopfe und den Augen dahin gehenden Poris kömmt, in dieſe Höhlen dringt, und ſich mit dem Schweiße coagulirt, da ſie dann anfänglich ſo weich, wie ein Harz oder Wachs, iſt, allmählich aber die Härte des Hornes, und endlich eines Steines, erhält. Erſt hat dieſe Maſſe einen widrigen Geruch, ſie verliert aber denſelben mit der Zeit, und wird wohlriechend. Dieſe ſogenannte Hirſchthränen oder Hirſchzähren, L. Lacrymae cervinae, Moſchus ex oculis cervi, Franz. Larmes de cerf, ſind, wo ſie aus den Augenwinkeln hervor kommen, rund, glatt und glänzend, gelblich braun, und mit ſchwarzen Aederchen durchzogen. Wenn ſich nun dieſe Maſſe durch die Luft erhärtet, und ſo groß

groß geworden iſt, daß der Hirſch dadurch am Sehen gehindert wird, ſo ſucht er irgendwo an Bäumen und Sträuchen ſich zu reiben, und ſie dadurch abzuſtreifen oder abzuſtoßen, da ſie dann bisweilen die Jäger finden, und oft ſehr theuer verkaufen, weil ſie als eine herzſtärkende, ſchweißtreibende, und allen giftigen und peſtilenzialiſchen Seuchen widerſtehende Arzney, inſonderheit auch wider die Epilepſie hochgehalten, ja dem Bezoar an Kräften wenigſtens gleich, wo nicht für den ächten Bezoar ſelbſt gehalten wird. Es pflegt aber damit viel Betrug vorzugehen.

Glandula nova lachrymalis una cum ductu excretorio in cervis & damis, à *D. Jo. Jac. Hardero* anno proxime elapſo detecta & in binis literis deſcripta, ſt. in den Act. Erud. Lipſ. 1694, M. Febr. S. 49—52.

Eb. Deſſ. de lacrymarum receptaculo ac earundem in cervis concretione obſ. anat. ſt. in Jo. Jac. Mangeti biblioth. medico-pract. To. III. Genev. 1698, f. S. 8, f.

De Arabum, ex cervorum lachrima Bezehardt, ſ. *Jo. Langii* epiſt medicinal. Hanov. 1605, 8, Lib. 2, Ep. 24, S. 596-599.

De lacryma cervi, ſ. *Jo. Jac. Mangeti* biblioth. pharm. med. To. I, Genev 1703, f. S. 545 und 547 f.

Sam Nebelii obſ. de glandula lachrymali Harderiana, non tantum in cervis, ſed etiam aliis diverſi generis animalibus reperta, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. III. Obſ. 164

Io Ge. Sommeri obſ. de binis lapidibus ſubter utrumque oculum cervi repertis, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II. A. IX. Obſ. 15.

Io. Iac Wepferi obſ. de lacryma cervi, ſt. eb. daſ. Dec. II. A. VI. Obſ. 118.

Der Hirſch hat im obern Kiefer vorn an der Seite 2 krumme Zähne, die man Haken nennt, und auf jeder Seite eben deſſelben Kiefers 6 Backenzähne. Im untern Kinnbacken (*) befinden ſich 8 Schneidezähne, und wieder an jeder Seite deſſelben Kiefers 6 Backenzähne, welches zuſammen, die 2 krummen Zähne mitgerechnet, 34 beträgt. Der Hals iſt erhaben. Das Gehörn, welches der Hirſch auf ſeinem Kopfe trägt, (das Hirſchhorn, Hirſchgeweih, Geſtänge,

(*) Nicht im obern, wie ſowohl in dem franzöſiſchen Original des Hrn. v. Buffon, oder vielmehr des Hrn Daubenton, als auch in der deutſchen Ueberſetzung, irrig ſteht.

L. Cornu cervi, Fr. Tête, Bois Corne de cerf) und welches man nur bey dem männlichen Hirſche antrifft, der ſich auch durch den zottigen Hals von der Hirſchkuh unterſcheidet, iſt dicht und äſtig mit zurück gebogenen Spitzen oder Enden. Die Läufe (Füße) ſind hoch und geſchlank. Die Blume (der Schwanz) iſt klein. Der Hirſch hat, wegen ſeines Wiederkäuens einen doppelten Magen. An der Leber aber iſt, wie bey allem Rothwildbret, keine Gallenblaſe zu finden; dagegen ſieht ſowohl bey dem Hirſch als dem Thiere die Blume ganz gallengrün aus, und iſt von einem dermaßen bittern Geſchmacke, daß auch die Hunde dieſelbe nicht freſſen mögen; daher ſie auch von einigen für das Behältniß der Galle gehalten wird. Wenn aber auch die Leber, und das ganze Geräuſch, als: Lunge, Herz und Leber, mit einer Brühe gekocht wird, und man den Geſchmack der Leber inſonderheit recht genau bemerkt, ſo iſt dieſe, gegen Herz und Lunge, merklich bitterlicher im Geſchmacke, daß alſo doch die Galle, wenn ſie auch in der Blume ſitzt, ſubtile Zugänge zur Leber und zum Magen von dorther haben mag.

Der Hirſch behauptet, in Anſehung ſeiner Stärke, Größe und Lebhaftigkeit, den Vorzug vor allen andern Thieren, die in Wäldern leben; und da es das edelſte von allen iſt, ſo dient es auch zu dem edelſten Vergnügen des Menſchen.

Die Hirſche ſind nicht alle von gleicher Größe, ſondern es iſt dieſelbe nach Beſchaffenheit der Länder, wo ſie ſich aufhalten, ſehr unterſchieden. Hirſche, die ihre Aeßung (Nahrung) auf großen reichen Kornfeldern haben, ſind ſtärker und höher, als die, welche in trocknen, ſteinigen, mit großen wüſten Heiden umgebenen, und von fruchtbaren Feldern weit entlegenen Wäldern wohnen. Dieſe letztern ſind kurz, niedrig und unterſetzt. Zu Folge dieſer ihrer kleinen Geſtalt ſind ſie zwar nicht ſo ſchnell, als die großen Hirſche, allein

lein ſie ſind deſto liſtiger, und machen den Hunden viel länger zu ſchaffen, als jene. Sie haben gemeiniglich niedrige ſchwarze Köpfe, und lange Haare am Kopfe und Halſe. Hirſche hingegen, die auf reichen Feldern ſtehen, haben hoch aufgeſetzte Köpfe, deren Farbe röthlich iſt, und beynahe ſo ausſieht, als die Rinde der Bäume, die in fettem Erdreiche wachſen.

Unter allen Berghirſchen iſt der Hirſch auf der Inſel Corſika der kleinſte; denn er iſt kaum halb ſo groß, als der gewöhnliche Hirſch. Es iſt daher unſtreitig, daß der Unterſchied der Größe dieſes Thieres von der Nahrung, die er genießt, abhängt. Steht er auf reicher fetter Aeßung, ſo wird er ſtark, feiſt, und bekömmt ein ſchönes Gehörn; ſteht er hingegen auf unfruchtbarem ſchlechten Boden, ſo bleibt er klein und ſetzt ein ſchlechtes Gehörn auf. Ein geringer, d. i. magerer Hirſch, wird bey den Jägern Grashirſch genannt.

Das Gewicht eines Hirſches beträgt in unſern Gegenden gemeiniglich 3 bis 400 Pfund. Doch hat man auch bisweilen Hirſche gejaget, welche 650 Pf. und darüber gewogen haben.

Nachricht von einem großen Hirſche an 12 Enden, welcher 8 Ctn. 10 Pf. gewogen, und vom Herzoge zu Weiſſenfels in den ſchmoniſchen Gehölzen d. 14. Aug. 1726 geſchoſſen worden, ſt. 37. Verſ. der Bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 236, f.

In Anſehung der Haare oder Farbe (Fr. Pelage) der Hirſche, wollen einige drey Gattungen bemerkt haben, nämlich die braunen, falben und röthlichen. Die braunen ſind ſtärker, ſchneller und größer als die andern, und haben ein edles Wildbret; die falben tragen das Haupt empor, und haben ein ſchwaches Geweih, die aber einen ſchwarzbraunen Strich über den Rücken haben, werden für edle und gute Hirſche gehalten. Die röthlichen, welche von einigen wieder in gemein rothe, bräunlich rothe und gelbrothe eingetheilt werden, ſind meiſtentheils jung und dauerhaft, und machen den Hunden bey der Parforcejagd viel zu ſchaffen. In den böhmiſchen Wäldern werden viel Hirſche gefunden, welche ſich, wo Kohlen gebrannt

 wer-

werden, aufhalten, eine dunkelbraune Bruſt, und lange ſchwarze Zotten am Halſe haben, auch ſtärker vom Leibe, als die andern, ſind. Dieſe nennt man Brandhirſche. Nach der Brunft verfärben ſich die Hirſche, d. h. ſie verlieren ihr Haar, wie alle andere wilde Thiere, da ſie langes und dunkles Winterhaar, welches mehr in das Graue fällt, bekommen. Im Frühjahre fallen dieſe lange Haare aus, und werden durch kürzere röthere, die einen ſchönen Glanz haben, erſetzt. Man nennt dieſes ebenfalls verfärben. Die übrigen Abwechslungen in der Farbe der Hirſche ſind rar. Man hat nämlich ganz weiße, rothe mit weißen Flecken, rothe mit Bläſſen und vier weißen Läufen bis an das Knie. und endlich giebt es auch ſilberfarbene Hirſche. Die weißen ſind wohl die ſeltenſten, und ſcheinen Hirſche zu ſeyn, die ehemals, aber ſchon vor langer Zeit, zu Hausthieren gemacht worden. Ariſtoteles und Plinius gedenken zwar der weißen Hirſche; man ſieht aber aus ihren Berichten, daß man ſie damals eben ſo wie jetzt, als eine Seltenheit betrachtet habe.

Döbel erzählt, im churfürſtl. ſächſiſchen Thiergarten bey Colditz, in der Merſeburger Aue, bey Dobrilugk in der Niederlauſitz, im Würtembergiſchen, in dem bey Ludwigsburg und Aſperg befindlichen Thiergarten, bey Eiſenach 2c. theils ſchneeweiße, theils auch ſilberfarbene Hirſche geſehen zu haben. Er hat auch der Einfangung eines Hirſches im Fürſtenthume Hohenzollern beygewohnt, welcher zwar größtentheils roth, aber doch mit weißen Flecken geſcheckt war. Im Thiergarten bey Blankenburg ſahe er etliche rothe Hirſche mit einer langen weißen Bläße vom Kopfe bis auf die Naſe, und mit Läufen, welche insgeſamt von den Schalen, bis an die Hälfte ihrer Länge, weiß waren. Ganz weiße Hirſche hat auch Hr. Graf v. Mellin in dem markgräfl. brandenburgiſchen Thiergarten bey Schwedt geſehen, welche, wie die weißen Damhirſche, im Winter weißer waren, als wenn ſie im Sommer ſich verfärbet hatten, da ihr Haar ein wenig in das Gelbliche ſpielte.

Nachricht von einem weißen Hirſch, ſt. im 35. Verſ. der Bresl. Samml. v. Jan. 1726, S. 123, f.

Der

Der Hirſch hat ein ſcharfes Geſicht, ein leiſes Gehör, und wenn er unter Wind iſt, d. h. wenn ihm der Wind entgegen kömmt, ſo vernimmt oder riecht er ſehr weit. Wenn er horcht, ſo recket er den Kopf in die Höhe, ſpitzt die Ohren, und richtet ſie nach der Gegend, wo der Schall herkömmt, und hört in dieſer Stellung ſehr weit. Wenn er aus dem Walde in ein niedriges Gebüſch tritt, daß er nur bis an den halben Leib bedeckt iſt, ſo bleibt er ſtehen, ſieht ſich nach allen Seiten um, bückt ſich mit dem Kopfe unter Wind, und wittert, ob auch Gefahr für ihn vorhanden ſey. Außerdem iſt der Hirſch von Natur neugierig und ſchlau. Wenn man ihm von weiten ſtark zuruft oder pfeifet, ſo bleibt er ſtehen, und ſieht mit ſtarren Blicken nach den vorbey fahrenden oder gehenden Menſchen oder Vieh hin; und wenn er ſieht, daß man ſich nicht nach ihm wendet, kein Gewehr oder Hunde bey ſich hat, und er alſo nichts zu befürchten hat, ſo geht er ganz vertraulich (gelaſſen, zuverſichtlich) und ſtolz vorüber, und wird nicht flüchtig. Ueberhaupt fürchtet ſich der Hirſch weit weniger vor Menſchen, als vor Parforcehunden. Wenn er nur einen anſchlagen hört, ſo erſchrickt er gleich dermaßen, daß ihm alle Haare auf dem Ziemer zu Berge ſtehen; das Gebelle anderer Hunde und Bauerköter hingegen achtet er ſo ſehr nicht. Von der Muſik iſt er ein ſo großer Liebhaber, daß er im Anfange der Parforcejad dicht vor den Hunden bleibt, ja wohl gar zuweilen zurück kömmt, bloß um das Waldhorn recht deutlich zu hören: und wenn man ihm zuweilen zu dicht auf den Leib gekommen iſt, ſo kann man ihn zum Stehen bringen, wenn man ihm etwas vorpfeift, oder auf einem Blaseinſtrumente etwas vorſpielt.

Der Hirſch iſt in der Wahl ſeiner Nahrung ſehr delicat, und ich werde weiter unten zeigen, wo er in den verſchiedenen Jahrszeiten ſeine Aeßung ſucht. Er ißt

oder äßet ſehr langſam, und wenn er geäßet hat, legt er ſich gemeiniglich nieder, um in Ruhe zu wiederkäuen. Dieſes geſchieht aber bey ihm nicht mit der Leichtigkeit, wie bey dem Rindvieh. Er bringt das Verſchluckte nur gleichſam ruck= oder ſtoßweiſe aus dem erſten Magen wieder in die Höhe. Dieſes hat ſeinen Grund in der Länge und Richtung des Weges, den die Speiſe durchlaufen muß. Bey dem Ochſen iſt der Hals kurz und gerade, bey dem Hirſch hingegen lang und gebogen; es gehört alſo bey letzterm mehr Gewalt dazu, die Speiſe wieder in die Höhe zu treiben, und es kann ſolches nicht wohl anders, als durch ein heftiges Aufſtoßen geſchehen, welches man von außen ſehr deutlich wahrnehmen kann, und die ganze Zeit des Wiederkäuens hindurch währet. Der Hirſch trinkt im Winter wenig, und noch weniger im Frühlinge. Das zarte und friſch bethauete Gras, löſcht um dieſe Jahrszeit ſeinen Durſt hinlänglich. Im Sommer aber bey großer Hitze und Dürre, trinkt er aus Quellen, Bächen, oder auch aus Pfühlen, wo er nur Waſſer findet; und in der Brunftzeit iſt er ſo erhitzt, daß er allenthalben dem Waſſer nachgeht, nicht nur um ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, ſondern auch durch öfteres Baden ſeinen erhitzten Körper abzukühlen. Er ſchwimmt ſehr gut, beſonders kurz nach der Brunft, weil alsdann ſeine Feiſte leichter iſt, als das Waſſer, welches vorher den Raum, den ſie ausfüllete, einnahm. Er durchſchwimmt, oder, jägermäßig geſprochen, durchrinnt große Ströhme, und man behauptet ſogar, daß er in der Brunftzeit durch die Witterung der Hindinnen verführt wird, ſich in das Meer zu ſtürzen, und von einer Inſel zur andern, wenn ſie auch viele Meilen weit von einander entfernt ſind, zu ſchwimmen. Einem verfolgten Hirſch iſt es etwas leichtes, eine Hecke oder Wand, die über 6 Fuß hoch iſt, zu überfliehen. (darüber hinweg zu ſpringen)

Ein

Ein erſchreckter, geſprengter, oder in Furcht und Flucht gebrachter Hirſch, thut, mit allen zuſammengenommenen Kräften, außerordentliche Säze. Findet er irgendwo in ſeinem Laufe ein Hinderniß, und getrauet ſich über zu ſetzen, ſo iſt er ſogleich entſchloſſen, thut einen Satz, ſtreckt, um ſich mit dem Gehörne Platz zu machen, den Kopf voraus, und zieht die Vorderläufe ganz an ſich, wie ein Pferd im Capriolen. Daher es falſch iſt, wenn er im Ueberfliehen mit ausgeſtreckten Läufen abgebildet wird. Die richtigſte Stellung eines überfliehenden Hirſches, findet man in Ridingers Entwurf einiger Thiere, 3 Th. Tab. 48, und eines flüchtigen, mit zurückgebogenem Kopfe, Tab. 52.

Der Hirſch iſt ſchon in einem Alter von 18 Monaten im Stande, ſich fortzupflanzen. Denn man ſieht oft Spießer, oder Hirſche, welche im Frühlinge des vorigen Jahres geſetzt worden, im Herbſte darauf das Thier beſchlagen. Man könnte zwar aus dem Grunde noch einigen Zweifel hieran hegen, weil die Spießer alsdann erſt die Hälfte oder höchſtens zwey Drittel ihres völligen Wachsthums erreicht haben, und die Hirſche bis ins achte Jahr wachſen, und ihr Gehörn bis zu dieſem Alter jährlich ſtärkere Stangen und mehrere Enden aufſetzt. Man muß aber hier auch erwägen, daß das Kalb im erſten und zweyten Jahre ungemein ſchnell wachſet, und daß bey ihm ſchon ein Ueberfluß an Nahrungsſäften vorhanden ſeyn müſſe, weil es bereits Spieße aufſetzt, welches das untrüglichſte Merkmal ſeines Zeugungsvermögens iſt. Ob es gleich, überhaupt genommen, ausgemacht iſt, daß die Thiere ſich nicht eher fortpflanzen können, als bis der größte Theil ihres Wachsthumes zurück gelegt iſt: ſo ſcheinen doch diejenigen, welche zu einer beſtimmten Zeit zu brunften oder zu leichen pflegen, eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen. Die Fiſche z. B. leichen, ehe ſie noch den vierten, ja wohl gar den achten Theil ihres Wachsthumes erreicht haben; und die vierfüßigen Thiere, welche, wie der Rothhirſch, der Damhirſch, das Reh, das Elend, das Rennthier u. a. m. ihre ge-

ſetzte Brunſtzeit haben, erhalten auch das Vermögen, ſich fortzupflanzen, eher als die andern.

Der Hirſch wird, bereits erwähntermaßen, wenn er geboren wird, ein Hirſchkalb genannt. So bald daſſelbe ein Jahr alt iſt, nennen es die Jäger, bis zu der Zeit, da es ſelbſt zu brunften und zu ſetzen anfängt, ein Schmalthier, (Schmalwildbret) Fr. Hère, weil es alsdann noch ſchmal, d. i. klein und unanſehnlich iſt. In dem erſten Jahre erheben ſich auf der Stirn junger Hirſche männlichen Geſchlechts nur zwey Hügelchen oder kleine Buckel, die noch in keine Berechnun des Gehörnes kommen. Die Hügelchen bekommen bald darauf eine längliche cylindriſche Geſtalt, und ſehen wie Spitze aus; daher man die jungen Hirſche nach dem erſten Jahre, wo ihr Geweih nach keine Aeſte hat, Spießer oder Spießhirſche, im mittlern Lat. Brokettus, (von Brocca, Fr. Broche, ein Spieß) Fr. Broquart, Daguet, oder Cerf à ſa premiere tête, Engl. Pricket, nennt. Nach dem zweyten Jahre erſcheinen an der Seite der Stangen des Geweihes die erſten Spitzen, Sproſſen, Zacken, oder ſo genannten Enden, Fr. Cors. In dem dritten Jahre nämlich ſetzt er ſein zweytes Gehörn auf, welches 4, auch 6 Enden hat, und alsdann heißt er ein Hirſch vom zweyten Kopfe, Fr. Cerf à ſeconde tête. Im vierten Jahre hat das neu aufgeſetzte Gehörn 7, auch 8 Enden, und der Hirſch wird ein Hirſch vom dritten Kopfe genannt. Mit fünf Jahren ſetzt er zum viertenmal auf, hat 12 bis 14 Enden, und wird alsdann für keinen jungen Hirſch mehr angeſehen, ſondern heißt alsdann ein ſchlecht jagdbarer Hirſch. (ein Schneider) Im ſiebenten Jahre iſt er völlig ausgewachſen, ſetzt aber doch ein neues Gehörn mit 14, 16, auch 18 gut oder ſchlecht vereckten Enden (*) auf, und heißt ein

(*) Der Hirſch hat vereckt, (in einigen Mundarten verenket,) wenn deſſen Geweih alle Enden bekommen hat, wo Ecke die Enden des Geweihes zu bezeichnen ſcheint.

ein völlig jägdbarer, ein alter, oder groſſer Hirſch, Fr. un vieux cerf, oder grand cerf. Im folgenden Jahre wird er ein groſſer alter oder Capitalhirſch, Fr. un grand vieux cerf, genannt; alsdann aber iſt die Anzahl der Enden bey den folgenden Gehörnen unbeſtimmt, und der Hirſch hat vielleicht in einem Jahre mehr Enden aufgeſetzt, als im folgenden; hingegen werden die Stangen und Enden in dieſem letztern ſtärker und länger ſeyn; und man wird demnach den Hirſch nach dieſen Kennzeichen dennoch in Anſehung ſeines Alters richtig anſprechen können, ob er gleich eine geringere Anzahl Enden hat. Ich werde hievon weiter unten mit mehrerm ſprechen.

Der Hirſch iſt unter allen Thieren dasjenige, welches am früheſten und ungeſtümſten von dem ſinnlichen Verlangen nach der Begattung (der Brunſt, Fr. Rut) beherrſcht wird. Der Platz, auf welchem der Hirſch ſeine Brunſt vollbringt, und ſich nach derſelben abkühlet, wird der Brunſtplatz, Brunſtſtand, oder der Blohm (*) genannt. Kaum iſt der Hirſch anderthalb Jahre alt, ſo iſt er, wie ich kurz vorher erwähnt habe, ſchon fähig, ſein Geſchlecht fortzupflanzen; und man ſollte meinen, daſs ſolche frühzeitige Begattung eine ſehr zahlreiche Vermehrung dieſer Thierart veranlaſſen müſste. Allein, der ganz junge Hirſch tritt nicht zuerſt in (auf) die Brunſt, ſondern die völlig jagdbaren, und ſo genannten ſchlecht jagdbaren Hirſche machen den Anfang. In Griechenland gieng, wie Ariſtoteles berichtet, die Brunſtzeit bereits den erſten Auguſt an; in Ländern aber, wo das Klima nicht ſo heiſs iſt, treten die alten Capitalhirſche, wenn ſie keinen kalten Winter, hingegen einen ſchönen Sommer und recht fette Aeſſung gehabt haben, gemeiniglich zu Ende des Auguſts, oder um

(*) Es ſcheint, daſs dieſes Wort nur eine verderbte Ausſprache von Plan iſt, weil die Jäger dieſen Platz auch einen Plan zu nennen pflegen.

um Egidii (d. 1. Sept.) auf die Brunft; wiewohl man Beyſpiele hat, daß ſolches auch im Februar geſchehen iſt.

Nachricht von Hirſchen, welche im Februario geſchrieen und gebrunftet, wie zur Herbſtzeit, ſt. im 35. Verſ. der Bresl. Samml. vom Febr. 1726, S. 248.

Sie kommen alsdann aus den Dickichten hervor, wo ſie ihr neues Gehörn aufgeſetzt haben, ziehen mit der Naſe an der Erde, wie der Hund, und ſpüren auf dieſe Art, und mit einem melancholiſchen Anſehen, die Witterung der Hindin aus. Bald darauf artet dieſe Melancholie in eine Art von Wuth aus. Die Hirſche fangen alsdann ſo heftig und aus vollem Halſe zu ſchreyen (brüllen, Fr. raire) an, daß ihnen der Hals und die Kehle aufſchwillt. Sie ziehen am hellen Tage über die offenen Felder, laufen hin und her, traben ungeſcheut durch weite Strecken, und verlieren ihre angeborne Schüchternheit, indem ſie ſich vor nichts zu fürchten ſcheinen. Sie ſcharren die Erde mit den Vorderläufen auf, werfen ſie um ſich, und graben mit den unterſten Enden oder Spitzen an den Geweihen (den Augenſproſſen) ſo große Stücke aus dem Erdboden, daß man ſolche Stellen für das Gewühl (den Bruch) eines wilden Schweines anſehen könnte. Sie ſchlagen auch mit dem Gehörne gegen die Bäume und Zäune, als wenn ſie ihre Feinde oder Nebenbuhler heraus fordern wollten. Um dieſe Zeit nimmt man auch eine große Veränderung an ihrer Loſung wahr. Wenn ſie in denen Wäldern, wo ſie ſich aufhalten, keine Thiere antreffen, gehen ſie der Witterung eines andern Waldes nach, und ſetzen durch die ſtärkſten Ströme, um dahin zu gelangen. Wenn zween Hirſche bey einem Thiere zuſammen treffen, ſo geht es an ein Kämpfen, und der ſtärkſte behält den Platz. Man kann dieſes beſonders in Thiergärten mit Vergnügen anſehen. Der Hirſch wendet alsdann alle ſeine Stärke und Geſchicklichkeit an, ſeinen Feind zu überwinden;

und wenn er einen tapfern, eben ſo ſtarken Hirſch zu ſeinem Gegner findet, ſo drohen ſie ſich erſt beyde von fern, ſchreyen mit Heftigkeit, und ſcharren mit den Vorderläufen die Erde auf. Will bey dieſen Drohungen keiner von beyden weichen, ſo fahren ſie wüthend auf einander los. Der Kampf beſteht in einem ſtarken Zuſammenſchlagen des Gehörnes, da einer dem andern Stöße beyzubringen, und ſie ſich abzuwehren ſuchet. Im Anfange fahren ſie, nach einem angebrachten Stoße, oder, wie es die Jäger nennen, Schlage, wieder von einander, um durch einen gewaltigen Anlauf die Wirkung des zweyten Schlages zu vermehren; und wenn dieſes flüchtige erſte Vorſpiel eines feurigen Kampfes keinen zum Weichen bringt, ſo fahren ſie mit dem Gehörne heftig zuſammen, daß man das Krachen davon ſehr weit hören kann, und bleiben ſo mit angeſchloſſenen Köpfen gegen einander ſtehen, indem das gleiche Maß der angewendeten Kräfte ſie im Gleichgewichte erhält, und ihre Wirkung aufhebet. Wenn man eine Berechnung der von beyden Theilen angeſtrengten Kräften anſtellen könnte, ſo würde man mit Verwunderung ſehen, daß der Nacken des Hirſches eine Gewalt von vielen 100, ja faſt von tauſend Pfund, ausübet. Bey dieſer Gelegenheit geſchieht es oft, wenn der Gegner zu ſchwach, oder minder geſchickt, als der andere iſt, daß ein Hirſch dem andern mit den Augenſproſſen eine Wunde beybringt, die oft ſo gefährlich iſt, daß der Hirſch daran verenden muß. (*) Es hat ſich auch ſchon zugetragen, daß zween Hirſche ſich mit den Stangen dermaßen verwickelt hatten, daß ſie nicht wieder loskommen konnten, und verendet im Walde, auch bereits von Wölfen und andern Raubthieren angefreſſen, gefunden worden. In der königl. Kunſt- und Na-

(*) Wenn ein Hirſch mit dem Gehörne einem Thiere oder Menſchen eine Wunde beybringt, ſo ſagt man, der Hirſch oder der Menſch iſt geforkelt worden.

Naturalienkammer zu Berlin, wird unter andern auch ein ſolches in einander geſchlagenes Gehörn aufbehalten, welches durch keine menſchliche Kunſt, ohne etwas daran zu zerbrechen, aus einander gebracht werden konnte; es hatte ſogar, wider die Natur des Gehörnes, welches wenig elaſtiſch iſt, das eine Ende an jeder Stange des einen Gehörnes nachgegeben, und war hinter die Stange des feindlichen geſprungen. Eben dergleichen zur Rarität aufgehängte Gehörne findet man unter andern auch in Frankreich, in der Gallerie zu Fontainebleau. Wenn nicht dergleichen ſeltene Zufälle ſich ereignen, ſo endiget ſich der Kampf mit der Flucht des einen Theiles, und der Ueberwinder genießt alsdann, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, die Frucht ſeines Sieges. Denn das Thier, welches bis dahin vor den Hirſchen flüchtig zu ſeyn geſchienen hatte, ſteht bey ſolchen Kämpfen ſtill, und ſieht dem Streite gelaſſen zu, ſo bald ſich aber der Ueberwinder ihm nahet, hält es ihm geduldig ſtill. Dieſer geht alſo in der heftigſten Brunſt zu Werke, und erhitzt ſich dabey dergeſtalt, daß er, um ſich abzukühlen, ſich gleich darauf in ein fließendes Waſſer ſtürzt, ſich auch wohl in Moräſte; Pfützen und Sümpfe legt, und darin abkühlt. Man nennt dieſes in der Jägerſprache ſich ſühlen, und eine ſolche Pfütze, worin ſich das Wild zu ſühlen oder zu wälzen pflegt, die Sühllache oder Sühlung. (in einigen Gegenden eine Suhle, einen Sudel) Oft ſtellt ſich, nachdem der eine Nebenbuhler abgeſchlagen worden, ein neuer Kämpfer dar, da dann der Sieger auch ſogleich auf dieſen losgeht, um ihn, wie den vorigen, zu empfangen. Die alten Hirſche behalten immer den Platz, weil ſie ſtolzer und kühner, als die jungen, ſind, die ſich ſo wenig ihnen, als der Hindin, nähern dürfen, ſondern abwarten, bis ſie die alten Hirſche verlaſſen, um ihre Stelle einzunehmen. Indeſſen nehmen ſie auch bisweilen die Zeit

in Acht, wenn zween Hirſche mit einander kämpfen, und fliehen, nachdem ſie dieſelben in aller Eile beſchlagen haben, ſchnell davon. Die Hindinnen aber ziehen die alten Hirſche den jungen vor, nicht weil ſie tapferer, ſondern weil ſie hitziger und begieriger auf die Brunſt ſind. Indeſſen ſind die alten Hirſche ſehr unbeſtändig, und haben oft mehrere Thiere zu einer Zeit. Wenn ſie nur eins haben, ſo bleiben ſie nur wenige Tage bey demſelben, ſuchen ſich alsdann wieder ein anderes auf, welches ſie dann auch verlaſſen, und ſo flattern und ſchwärmen ſie von dem einen zum andern, bis ſie völlig entkräftet und erſchöpft ſind. Das Haar um die Geburtsglieder iſt alsdann ſchwarz, und das kurze Wildbret iſt gemeiniglich ſehr geſchwollen. Dieſe verliebte Wuth dauert ungefähr 3, bisweilen auch 6 Wochen. Während dieſer Zeit äßen die Hirſche wenig, ſchlafen und ruhen gar nicht, ſondern ſchweifen Tag und Nacht umher, indem ſie immer entweder mit niederhängendem Kopfe dem Thiere auf der Fährte folgen, oder ſchreyen, bald mit einem Nebenbuhler kämpfen, und alsdann wieder beſchlagen oder fliehen. Sie kommen daher auch dermaßen ſchwach und mager aus der Brunſt, daß ſie ſich erſt nach langer Zeit wieder erholen. Iſt Maſt oder viel wildes Obſt vorhanden, ſo geſchieht dieſes bald; iſt aber Mangel daran, und fällt ein häufiger und tiefer Schnee, daß ſie nicht wohl zum Graſe und zu den Kräutern gelangen können, ſo kommen ſie erſt im Frühlinge wieder zu Kräften. Die Hirſche, welche man kurz nach der Brunſt vor die Meute (die Jagdhunde bey der Parforcejagd) bringt, machen es daher gemeiniglich nicht lange; und die Zeit kömmt den Jägern gut zu Statten, um die Hunde auf die Cüree (das Jagdrecht) hitzig zu machen. Um dieſe Zeit aber ſind auch die Hirſche für Hunde und Menſchen am gefährlichſten, weil ſie ſehr wüthend um ſich ſtoßen, und ſich in der Brunſtzeit gemeiniglich in

trocknen Feldern vor die Meute ſtellen, und da verenden. Ihre Stöße ſind alsdann auch um ſo gefährlicher, da ihr Gehörn, währender Brunſt, ungemein giftig iſt. Man muß ſich ihnen daher nur mit der äußerſten Behutſamkeit nähern; und man thut unter ſolchen Umſtänden wohl, wenn man die jungen Hunde beym Stellen auſkoppelt, weil ihre wenige Geſchicklichkeit und Erfahrung ſie der Gefahr ausſetzen würde, geſpießt oder wohl gar getödtet zu werden.

Weil die von einem Hirſche beygebrachten Wunden gemeiniglich tödtlich ſind: ſo iſt daher im Franzöſ. die Redensart entſtanden: Au Cerf la bière, (die Todtenbahre) & au ſanglier le mière, (oder le mire, der Wundarzt) d. i. die Wunden, die der Hirſch macht, ſind tödtlich, die vom wilden Schweine aber können geheilt werden.

Die Brunſt der jagdbaren Hirſche nimmt alſo, wie ich bereits geſagt habe, mit dem 1ſten September ihren Anfang, und geht den 20ſten deſſelben Monates zu Ende. Bey ſchlecht jagdbaren Hirſchen fängt ſie gegen den 10ten Sept. an, und endigt ſich in den erſten Tagen des Octobers. Bey jungen Hirſchen währt ſie vom 20. Sept. bis zum 15. Oct.; und zu Ende dieſes Monats ſtehen nur noch die Spießer auf der Brunſt, weil ſie am ſpäteſten eintreten. Sehr kalte Witterung und ſchlechte Aeßung können verurſachen, daß die Hirſche ſpäter in die Brunſt treten; und unter gewiſſen Umſtänden brunſten die älteſten Hirſche ſehr ſpät, wenn ſie z. B. bey irgend einer Gelegenheit ſchwer verwundet, oder, wegen einfallender Nacht, auf einer Parforcejagd verlaſſen worden ſind, da ſie bald verenden wollten. In ſolchen Fällen haben ſie an ihren Wunden oder von der Strapaze ſo viel gelitten, daß ſie nicht eher brünſtig werden, als bis ſie ſich völlig wieder erholt haben.

Es giebt außerdem auch in Anſehung der Zeit, in welcher die Hirſche von verſchiedenem Alter früher oder ſpäter auf die Brunſt treten, noch einen Fall der Ausnahme. Es treten

nämlich einige ſchlecht jagdbare Hirſche bisweilen eher auf die Brunſt, als die Capitalhirſche; und dieſes kömmt daher, weil jene von alten Thieren, die gleich zu Anfange der Brunſt von völlig jagdbaren Hirſchen belegt worden, gefallen ſind, da hingegen dieſe von jungen Thieren, die erſt ſpät im Jahre belegt worden, geboren ſind. Aus dieſer Beobachtung folgt alſo, daß die Zeit der Geburt weit mehr, als das mehrere oder wenigere Alter der Hirſche, den Zeitpunct beſtimmt, in welchem ſie auf die Brunſt treten, und daß von dieſer Zeit auch das Ab- und Aufſetzen ihres Gehörnes, und überhaupt alle ihre natürliche Bedürfniſſe abhängen.

Die Brunſt der Hindinnen fällt natürlicherweiſe in dieſelbe Jahrszeit, und ſteht mit der Hirſchbrunſt in völlig gleichem Verhältniſſe. Die älteſten machen den Anfang. Einige ſehr alte feiſte Thiere werden zeitig hitzig, und bleiben es lang; allein ſie beſtehen nicht (nehmen den Beſchlag nicht an), und werden wegen ihrer Unfruchtbarkeit, gelte Thiere oder Geltthiere, Fr. Brehaigne, genannt. Dieſe werden weit ſtärker an Wildbret, und ſind viel feiſter, als die andern.

In der Brunſtzeit können junge lehrbegierige Jäger am meiſten lernen; denn da haben ſie Gelegenheit, Hirſchfährten von allen Gattungen und von allem Alter anſichtig zu werden. Sie können alsdann alle Kennzeichen der Fährten an den Spitzen, Schalen und Ballen bemerken; ſie lernen den Hirſch nach ſeiner Spur und nach ſeinem Wandel anſprechen. Sie finden einige, die ganz gelaſſen einher gegangen ſind; andere, die getrabt haben; und noch andere, die flüchtig geworden ſind, wiewohl aus den flüchtigen Fährten nichts ſicheres zu ſchließen iſt. Um dieſe Zeit ſind aber die Hirſche ſehr ſchwer zu beſtätigen und abzuſondern, weil ſie beſtändig herum ſchwärmen und die Thiere aufſuchen. Treten ſie in irgend ein Gehäge, ſo durchſtreichen ſie die Mitte und alle Winkel deſſelben, gehen einen Weg zehn und mehrmal hin und her, und wechſeln alsdann nach einem andern, wo ſie es eben ſo machen, und ſich ſelten über 2 Stunden aufhalten, daß es alſo äußerſt ſchwer iſt, ſie um dieſe Zeit zu beſtätigen. Hiezu kömmt noch, daß die Leithunde vor dem unausſtehlichen Geruche, den die Hirſche in der Brunſt ausdünſten, einen ſolchen Ekel haben, daß ſie lieber auf alten, als auf friſchen Fährten ſuchen; und es iſt daher

um ſo weniger zu bewundern, daß junge Hunde die Fährte eines Brunfthirſches überlaufen, da viele alte Leithunde um dieſe Zeit den Hirſch bloß unter Wind wittern, und ſich dabey öfters angewöhnen, gar nicht auf die Fährte zu achten.

Das Thier (die Hirſchkuh) geht, nach einiger Meinung, 8 Monate und einige Tage hochbeſchlagen, d. h. tragend; Andere rechnen 40 Wochen. Es läßt ſich dieſes nicht genau beſtimmen, weil man den Tag der Empfängniß nicht mit Gewißheit angeben kann. Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß die mehreſten Thiere im May, oder im Anfange des Jun. ſetzen, und zwar gemeiniglich 1 Kalb, ſehr ſelten 2. Wenn das Thier ſetzen will, begiebt es ſich nahe an die Landſtraße, oder an einen Ort nahe an einer Quelle, an einer Wieſe, oder an einem jungen Gehölze, wo es nicht weit nach der Nahrung gehen darf, und dem Kalbe, wenn es ſchreyet, bald zu Hülfe kommen kann. Das Kalb hat im Anfange viel weiße Flecke über den ganzen Leib, die es aber gegen den Winter verliert. Das Thier verbirgt ſein Junges unter dem langen Graſe und Gebüſche, wo es ſelten länger, als bis es trocken iſt, liegen bleibt. Die Mutter führt es einige Stunden hernach mit der möglichſten Vorſicht, um nicht geſehen zu werden, von dieſem Orte weg, an einen andern, wo es ebenfalls unter Gras und Gebüſche verborgen liegt. Die Stellung eines jung geſetzten Kalbes iſt gemeiniglich rund zuſammen geleget mit der Naſe am Spiegel, (*) weil es zu matt iſt, den Kopf aufrecht zu erhalten. Dieſes bleibt auch nachher ein ſicheres Merkmal von Schwäche und Krankheit bey einem erwachſenen Stücke Wildbret, wenn man es auf dieſe Art liegen findet. Kälber, die man jung aufzieht, ſind dem Tode nahe, ſo bald ſie dieſe Stellung annehmen, und ihnen

(*) Spiegel, iſt bey allem Wildbret der Fleck weißlicher Haare, ſo es hinten auf den Keulen hat.

ihnen nicht bald zu Hülfe gekommen wird. Die erſten Paar Tage kömmt das Thier zu dem Kalbe, um es zu ſäugen. Das Kalb ſauget ſtehend. Am dritten, oder ſpäteſtens vierten Tage iſt es ſchon ſtark genug, der Mutter allenthalben zu folgen, auch flüchtig genug, einem Menſchen, oder einem kleinen Hirtenhunde zu entfliehen, und, indem es ſich plötzlich in dem langen Graſe drückt, ihm aus den Augen zu kommen. Iſt Gefahr von Hunden oder Füchſen und andern Raubthieren vorhanden, ſo ſtößt die Mutter ſelbſt das Kalb in dem langen Graſe und Gebüſche nieder, und geht dem Feinde entgegen, um ſich von demſelben jagen zu laſſen. Solchergeſtalt wendet ſie mehrentheils die Gefahr von ihrem Jungen ab, indem ſie ſich derſelben ganz ausſetzt; und nachdem ſie durch dieſe Liſt den Feind entfernt hat, weiß ſie ihr Kalb ſehr wohl wieder zu finden. Das Kalb läuft erſtlich der Mutter nach; wenn es ſtärker geworden iſt, geht es vor ihr her, und hält ſich bis in das dritte Jahr zu ihr.

Wenn die Hirſche durch den häufigen Genuß der Thiere völlig entkräftet und abgezehret ſind, ſo ſcheint es, als ob ſie ſich ihres elenden und kümmerlichen Zuſtandes ſchämten. Sie werden alsdann ſchüchtern und furchtſam; und da ſie nicht hinlängliche Kräfte fühlen, eine Jagd auszuhalten, ſo verbergen ſie ſich in die ſtärkſten Dickichte, wo ſie ſicher zu ſeyn glauben. Diejenigen, welche die nahen, an guten Kornfeldern liegenden Waldungen, wo ſie vor der Brunft geſtanden haben, noch nicht vergeſſen haben, gehen wieder im Monate November dahin zurück, und erholen ſich daſelbſt. Dieſe kommen auch wirklich weit eher wieder zu Kräften, als andere, die in den Dickichten nur einige vom Schwarzwildbret übrig gelaſſene Eicheln, oder Heide= und Diſtelkraut finden. So bald aber im December ſtarke Kälte einfällt, gehen auch jene Hirſche in die Dickichte, und verſammeln ſich mit Hirſchen

 ihres

ihres Alters in einen Trupp, (ein Häufel, eine Heerde, Schaar,) oder ein ſo genanntes Rudel, Fr. Harde. Die Capital= völlig jagdbaren und ſchlecht jagdbaren Hirſche ſtehen gern beyſammen; die jungen Hirſche bleiben auch bey einander; die Spießer und Kälber halten ſich zu den Thieren, und geſellen ſich in größern oder kleinern Rudeln zuſammen, je nachdem der Winter hart oder gelinde iſt. Zur Zeit eines ſtrengen Winters liegen dieſe Thiere auf trocknem Erdboden in groſſen Rudeln dicht bey einander, und thun ſich beſonders gern unter Anhöhen nieder, wo ſie vor dem Winde Schutz haben. Wenn es ſehr kalt iſt, ſcharren ſie mit den Läufen Laub in ihr Lager, und wärmen ſich einander mit ihrem Athem. Ihre Aeßung beſteht alsdann in den Spitzen vom Heidekraut, welche hitzig und ſtärkend ſind, in Epheu, welcher ſich um die Bäume ſchlingt, in Brunnenkreſſen und andern Kräutern, die an warmen Quellen wachſen. Dieſen ihren Stand verlaſſen die Thiere nicht eher, als im Frühlinge; alsdann trennen ſie ſich. Die völlig jagdbaren und ſchlecht jagdbaren Hirſche gehen ein jeder ſeinen Weg, doch bleiben bisweilen zwey bey einander, und begeben ſich in die ihnen bekannten Gegenden, wo reiche Kornfelder und Wäſſer in der Nähe ſind, und wo ſie, wie ich ſogleich erzählen werde, ihr Gehörn abwerfen und friſches aufſetzen. Die jungen Hirſche und ſämtlichen Thiere halten ſich auf dem Rande der Waldungen auf, und gehen auf die Korn= Erbſen= Bohnen= und Wickenfelder, und in die Kohlgärten.

Der Schade, den das Rothwildbret in Wäldern thut, iſt nicht geringe. Es ſchälet das junge Holz, und äſet ſich, im Winter aus Noth, im Frühlinge aber aus Wolluſt an der Birke. Beſonders ſchlagen die Hirſche mit ihrem Gehörne jährlich viele tauſend junge Bäume völlig entzwey. Man hat Beyſpiele von Gegenden, wo die Hirſche in ein Paar Nächten viele Schocke junger Weiden und anderer Bäume, durch das Schlagen, Reiben oder Fegen verdorben haben, welches gemeiniglich

gemeiniglich dem bittern, weichen oder harzigen Holze, als: Tannen, Fichten, Sahlweiden, Erlen, Aeſen ꝛc. wiederfährt. Bey großer Kälte äßen ſich die Hirſche von Holzrinden, ſo weit ſie an den Stämmen reichen können. Um dieſes einigermaßen zu verhüten, muß man ſie in den Thiergärten und Gehägen, in den Heuſcheunen (ſ. oben, S. 268), oder ſonſt an gewiſſen hiezu bequemen Pläzen, mit nothdürftiger Fütterung verſehen.

Um die Hirſche von den Kohlgärten abzuhalten, pflegt man über den Zaun eine Leine zu ziehen, weil die Hirſche alsdann darüber zu ſpringen, ſich nicht getrauen.

Der Hirſch hat in ſeinem erſten Alter ein ſehr ſchnelles Wachsthum. Kaum vergeht ein völliges Jahr von ſeiner Geburt, bis zu dem Zeitpuncte, wo der Ueberfluß der Nahrung ſchon anfängt, ſich von außen durch die Erzeugung des Geweihes zu entdecken. Wenn er im Maymonate geſetzt worden iſt: ſo ſieht man im folgenden Jahre, zu Anfange eben dieſes Monates, das Geweih aus dem Stirnbeine hervor treiben. Derjenige Theil des Stirnbeines, auf welchem zunächſt das Geweih ſitzt, wird bey den Jäger der Roſenſtock, Fr. le Tét, genannt, a, Fig. 1333; der krauſe Kranz oder Ring an dem untern Theile des Geweihes, oder der untere ausgezackte Theil und gleichſam der Fuß der Stangen, auf welchem ſie ſtehen, b, die Roſe, Fr. Fraiſe; die kleinen krauſen Knöpfchen unten am Geweihe nahe am Kopfe an der Roſe, Perlen oder Steine; die beyden langen Theile eines Geweihes, welche unten die Roſe, oben die Krone, und dazwiſchen die Enden tragen, c, die Stangen, Fr. Mérain, Merein, mit ihren, in die Länge ſich erſtreckenden kleinen Vertiefungen (Rinnen) d; die unterſten Enden oder Spitzen am Geweihe, deren an jeder Seite eins nahe an dem Kopfe über dem Auge ſitzt, die Augenſproſſen oder Weidſproſſen, Fr. Andouillers, e; die Enden, welche ſich unmittelbar über den Augenſproſſen befinden, f, die Eisſprüſſel (in den

gemeinen Mundarten Eisprüſſel, Eispräſſel, Prüſel, Präſſel, Sprüſel u. ſ. f.) Fr. Sur-andouillers; alle übrige Sproſſen oder Zacken, als zum oberſten Theile, (der Krone), g g, Enden, Fr. Cors. Stehen zu oberſt an jeder Stange zwey Enden, in Geſtalt einer Gabel beyſammen, oder iſt jedes dieſer Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt, Fig. 1334: ſo nennt man ein ſolches Gehörn, Gabelgehörn, oder gabeliges Gehörn.

Alles Gehörn, welches oben 3 bis 4 Spitzen hat, Fig. 1335, heißt ein Zinkengehörn. Wenn die 3, 4 oder mehrere, am oberſten Ende der Stange zuſammen kommenden Enden, gleichſam eine Krone bilden, Fig. 1336, ſo nennt man es ein Krongehörn, oder eine Krone, Fr. Tête couronnée, oder Couronnure, und ein Hirſch, der ein ſolches Gehörn hat, ein Kronhirſch genannt. Sind die obern Enden wie Palmenzweige, oder in Geſtalt einer Menſchenhand mit 5 Fingern gewachſen, Fig. 1337: ſo nennt man es ein Palmgehörn oder Handgehörn, Fr. Enpaumure. Das Gehörn, welches ein junger Hirſch das erſtemal aufſetzt, und nur aus zween Spießen, oder Stangen ohne Enden, beſteht (das Gehörn eines Spießers oder Spießhirſches), ſieht man Fig. 1338 abgebildet; das Gehörn eines Hirſches, dem nur allein, nebſt den Spießen, die Augenſproſſen ausgewachſen ſind, und der ſonſt keine Enden mehr hat (und welcher daher ein Gabelhirſch, Gabler oder Edelknabe genannt wird), Fig. 1339; das Gehörn eines Sechſers, (eines Hirſches, deſſen Gehörn 6 Enden hat, Fig. 1340; das Gehörn eines Achters, Fig. 1341; das Gehörn eines fünfjährigen jagdbaren Hirſches von 10 Enden, Fig. 1342. Nach dem fünften Jahre wird, wie ich bereits erwähnt habe, das Gehörn alle Jahre immer prächtiger, und nimmt jährlich an Zahl der Enden zu; doch iſt es ſelten, daß ein Hirſch mehr als 22 oder 24 Enden trägt. Wenn auch beyde Stangen nicht eine

gleiche Anzahl Enden haben, ſo wird der Hirſch dem ungeachtet nach der doppelten Anzahl der Enden, die auf der ſtärkſten Stange ſtehen, benannt, und es wird alsdann das Beywort ungerade hinzu gefüget. So heißt z. B. ein Hirſch, welcher auf einer Seite 10, und auf der andern 11 Enden hat, dennoch ein Hirſch von zweymal 11, oder 22 Enden, und zwar ein ungerader Zweyundzwanziger. Wenn an einer Stange auch bisweilen ein oder das andere Ende ganz ſtumpf oder kurz iſt, ſo gilt es doch für ein Ende, und wird, nach der alten Weidmannsregel, mitgezählt, wenn es nur ſo lange hervorſteht, daß ein Jäger ſein Hornfäßel daran aufhängen könnte. Fig. 1343 bildet das Gehörn eines ungeraden Zweyundzwanzigers ab, wobey ein ſolches ſtumpfes Ende A iſt, welches mitgezählt wird. Wenn die Hirſche alt werden, oder eine ſchlechte Aeßung haben, oder bey einem anhaltendem Winter kärglich oder gar nicht gefüttert werden, kurz, wenn ſie an Kräften abnehmen, ſo ſetzen ſie, nachdem ſie abgeworfen haben, ein Gehörn mit wenigern Enden auf, als ſie zuvor getragen haben; nach der Jägerſprache heißt dieſes: ſie ſetzen zurück. In ſolchem Falle ſind die Stangen zwar ſtärker, aber kurz, und haben weit weniger Enden, als ſie nach der Stärke oder dem Alter des Hirſches haben ſollten; ja, es giebt Gehörne von ganz alten Hirſchen, die nur aus zween ganz ſtarken und ſtumpfen Spießen beſtehen, wie Fig. 1344 zeigt.

In der Churmark waren vor 1740, die Hirſche mit 20 bis 26 Enden nichts ungewöhnliches. Der König **Friedrich Wilhelm** in Preußen, hägete in dem potsdamiſchen Thiergarten einen Hirſch, welcher, ſeiner anſehnlichen Größe wegen, der große Hans genannt wurde, und an dem zuerſt in der Gefangenſchaft abgeworfenen Geweihe 24 Enden hatte. Auf dem Saale des ſo genannten Junkerhofes zu Danzig

hat man ein Geweih von 32 Enden aufbehalten, welches man nicht für 500 Rthlr. ablaſſen wollen. In der Heide bey Tanne, eine Meile von Golnow, hat ein Herzog in Pommern, einen Hirſch von 34 Enden gefället; und zu deſſen Andenken ſelbſt eine ſteinerne Tafel aufrichten laſſen. Herzog Wilhelm in Bayern, hatte unter den vornehmſten Stücken ſeines Cabinetes ein Geweih von 42 Enden, welches er der Königin Maria in Ungarn ſchenkte. Am merkwürdigſten aber iſt wohl der edle Hirſch mit 66 Enden, welcher in dem ſo genannten Carthäuſer- oder Jacobsdorfiſchen, zum Amte Fürſtenwalde gehörigen Forſte, im J. 1696, von dem damaligen Heidereiter, Andr. Siebenbürger, eine Zeitlang beobachtet, hernach aber am 18. Sept. von dem Könige Friedrich I. mit eigener Hand gefället worden. Man hat ſowohl vom ganzen Hirſch, als von ſeinem vielendigen Geweihe ins beſondere, ſehr viel Abbildungen und Kupferſtiche, damals zum Theil auf königlichen Befehl, nach dem Leben gezeichnet. Sein prächtiger Anſtand iſt aus der Abbildung, Fig. 1345, zu erſehen. An der Stelle, wo das Thier gefället worden, iſt ein, 12 bis 14 Fuß hohes, aus Werkſtücken beſtehendes Denkmal errichtet, auf deſſen einen Seite der Kopf und das Geweih, auf der andern aber die nöthigen Nachrichten eingehauen, und mit goldenen Buchſtaben verewiget worden ſind. (*) Er hat 5 Ct. 35 Pf. gewogen, ob er gleich ſchon 3 Wochen in der Brunſt geweſen war. Das Geweih wurde dem Könige in Polen und Churfürſten von Sachſen, Friedrich August geſchenkt, und, der Seltenheit wegen, in der Moritzburg aufbewahrt.

Wie

(*) Die Aufſchriften findet man in Bernh. Ludw. Beckmanns Beſchreibung der Chur- und Mark Brandenburg, Berl. 1751, I. S. 775.

Wie bey allen merkwürdigen und ſeltenen Vorfällen, Fabeln mit eingemiſchet zu werden pflegen: ſo iſt dieſes bey Gelegenheit der Entdeckung vielendiger Hirſche nicht unterblieben. Denn man meldet, wie Beckmann anführt, aus Lippehne, in der Neumark, daß im J. 1712, in dem dortigen See, ein angeſchoſſener Hirſch von 166 Enden todt gefunden ſey, deſſen Geweih der damalige Oberforſtmeiſter von Mühlenheim dem Könige nach Berlin geſchickt habe.

Es giebt auch Hirſche, welche ihrer Größe und beſondern Zeichnung und Geweihe wegen, Aufmerkſamkeit verdienen.

Im J. 1705 hat man in der ſpandauiſchen Stadtheide einen Hirſch angetroffen und gefangen, welcher ganz getiegert war, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck, welcher wie ein engliſcher Sattel ausſah, um den Augapfel einen rothen Ring, und an den Füßen korallenrothe Schalen hatte. Hieher gehören auch die Hirſche mit einem breiten weißen Strich über den Vorderläufen und Ziemern, die man vormals in der Altmark gefunden hat; imgleichen der Hirſch aus der Drewiziſchen Heide von 1718, welcher, vom Nacken an, über den ganzen Rücken, bis über die Keulen, einen handbreiten, und vom Rücken rechter Hand, bis unter den Bauch, einen fußbreiten Streifen hatte.

In Anſehung des ſonderbaren, ungeſtalten, oder ſo genannten widerſinnigen Gehörnes, giebt es einige, die nur auf einer Seite eine Stange, auf den andern aber einen ungefähr ½ Fuß hohen, Stumpfen (Stümmel) haben. Bey einigen ſtehen die Stangen dicht an einander, und haben jede nur einen Augenſproſſen; andere haben 2 Stangen an einer Roſe, und nur eine auf der andern. Bey einigen ſind die Stangen ſtark rückwärts gebogen, und die Augenſproſſen ſtehen vorwärts über die Augen krumm gebogen; andere ſind wie ein Jagdhorn gekrümmt, andere haben nur zwo bloße Stangen ohne Enden; und noch andere haben nur an beyden Seiten 2, ungefähr 4 Finger breite, Stumpfen. Endlich gehören hieher auch diejenigen Gehörne, die aus mehr als 2 Stangen beſtehen, oder zu beſtehen ſcheinen. Ein Gehörn mit doppelten Augenſproſſen, ſieht man Fig. 1346, und ein Gehörn mit krummen Enden, Fig. 1347, abgebildet. Fig. 1348, iſt ein Gehörn, welches aus 4 Stangen zu beſtehen ſcheint, aber der Endenzahl nach von einem Hirſche von 12 Enden iſt, den der

Herzog Friedrich Heinrich von Würtemberg, im J. 1720, im Reichenberger Forſte bey Wannenthal in der Brunſt gebürſcht hat. Fig. 1349, iſt ein Gehörn von einem einſpieſſigen Hirſche, welchen 1738 Maria Auguſta, Herzogin von Würtemberg, in dem Kirchheimer Forſte geſchoſſen hat.

In der Dreiwitziſchen Heide hat man 1711 einen Hirſch geſehen, dem die unterſten Enden bis vor das Maul herunter gegangen, und die ihm bey der Aeßung ſehr hinderlich waren, daher er auch bey der Aeßung den Kopf beſtändig ſchief halten mußte.

Im J. 1704, ließ ſich, nach der Brunftzeit, eben daſelbſt ein Hirſch ſehen und nahe antreten, deſſen Stangen oben in der Krone rund und hohl, wie ein ordentlicher Napf, waren, und wenigſtens 1 Quart Waſſer hielten. Im J. 1711 fand ſich, in eben dieſem Forſte, nach der Brunftzeit, ein Hirſch, deſſen 2 Stangen ungefähr ¼ Elle lang, aber 4 Fäuſte dick, und ohne Enden waren. Nachdem er dieſe Stangen abgeworfen, hat man ſie hohl befunden.

Zu Karzig in der Neumark, ward von K. Friedrich I. ein Hirſch von 3 Stangen, 2 auf der rechten Seite mit 12, und eine auf der linken mit 4 Enden, erleget.

Da, erwähntermaßen, die Anzahl der Enden nicht allemal beſtimmt iſt, ſo würde die danach angeſtellte Beurtheilung des Alters eines Hirſches ſehr unſicher ſeyn. Hingegen giebt es am Gehörne andere und ſicherere Kennzeichen, wonach man den Hirſch zuverläſſig anſprechen kann. Dieſe Kennzeichen beſtehen in dem nähern und weitern Abſtande, und größern oder kleinern Umfange der Roſe, in der größern oder kleinern Geſtalt der Steine und Perlen, in der Stärke oder Schwäche der Stangen, in der mehrern oder wenigern Tiefe der Rinnen, in der mehr oder weniger ausgebreiteten Krone, und endlich in der Stellung und Länge der Enden. Mit dem Bewußtſeyn dieſer Kennzeichen verſuche es nunmehr ein Anfänger, zween Hirſche nach ihrem Gehörne anzuſprechen, davon der eine ein jagdbarer Hirſch, der in einer ſchlechten Gegend aufgewachſen iſt, der andere hingegen ein Hirſch vom dritten und vierten Kopfe iſt, der ſich in einem

reichen

reichem Kornfelde ohne Kummer und Unruhe genährt hat, und deſſen Stangen und Enden ſtärker und länger, als die Stangen und Enden des jagdbaren Hirſches, ſind. Läßt man ſich hier durch die Größe und Stärke des Gehörnes verleiten, ſo wird man nothwendig den jüngſten dieſer beyden Hirſche für den älteſten anſprechen, und dadurch Unwiſſenheit verrathen; denn man hat nicht beobachtet, daß bey dem jungen Hirſch die Roſe 3 Finger breit vom Kopfe abſtand, daß die Steine daran nur ganz klein, die Rinnen in den Stangen ganz flach waren, und ſich nur bis auf die Hälfte der Stangen erſtreckten, an welchen die Perlen noch ſehr wenig hervor ragten, und daß endlich am äußerſten Ende des Gehörnes keine Krone, ſondern nur zween gerade Spieße vorhanden waren. Bey genauerer Unterſuchung würde man im Gegentheil gefunden haben, daß an dem Gehörne des jagdbaren Hirſches, welches man für das jüngſte angeſehen hat, die Roſe nur 1 Finger breit vom Kopfe abſtand, daß die Steine am Roſenſtock ſtark und erhaben waren, daß die tiefen Rinnen ſich beynahe bis an die Spitze des Gehörnes und bis an die Hälfte der Enden erſtreckten, und daß an dieſen Enden große und ſtarke Perlen hervor rageten. Wäre das Gehörn des jungen Hirſches, welches man ſo irrig für das älteſte angeſehen hat, das Gehörn eines jagdbaren, in einer guten Gegend aufgewachſenen Hirſches geweſen: ſo würde zwiſchen der Roſe und dem Kopfe nur eines Fingers breit Abſtand geweſen ſeyn; die Steine würden daran ſtark und völlig erhaben, die Rinnen an den Stangen tief und mit Perlen beſetzt geweſen ſeyn; und dieſe Rinnen würden ſich bis an die Spize des Gehörnes, aber nicht auf die Augenſproſſen, wo ſie niemals vorhanden ſind, erſtreckt haben. Hauptſächlich aber würde ein ſolches Gehörn oben eine in Geſtalt einer flachen Hand einwärts gebogene, und mit vielen kleinen Enden und Spizen vereckte Krone gehabt

habt haben. Wenn man alſo den Hirſch nach ſeinem Gehörne richtig beurtheilen, und in Anſehung ſeines Alters anſprechen will, muß man vornämlich die Roſen, Steine, Perlen und Rinnen genau beobachten. Je älter der Hirſch wird, deſto dichter ſteht ſeine Roſe am Kopfe, deſto ſtärker, hervor ragender und höckerichter werden die Steine, deſto ſtärker und durchſichtiger werden die Perlen, deſto breiter und tiefer die Rinnen, und deſto breiter und ausgehöhlter wird endlich die Krone. Wenn alle dieſe Kennzeichen ſich in ihrer größten Vollkommenheit bey einander befinden, ſo kann man den Hirſch mit Zuverläſſigkeit als einen jagdbaren Capitalhirſch anſprechen.

Soll überhaupt das Gehörn eines in guter Gegend aufgewachſenen Hirſches für ſchön, und nach weidmänniſcher Redensart für völlig vereckt (ſ. oben, S. 602) gehalten werden: ſo muß es hoch und wohl geöffnet ſtehen; die Roſen müſſen breit, die Steine groß, die Stangen ſtark, die Augenſproſſen dick, lang, wohlgeſtaltet und ein wenig gebogen ſeyn. Alle andere Enden müſſen verhältnißmäßig eine ähnliche Richtung haben; die Rinnen müſſen breit und tief ſeyn, und oben muß ein ſolches Gehörn eine breite, hohle und auswärts gebogene Krone mit 6 oder 7 Spitzen an jeder Seite haben. Ueberdieß muß ein ſolcher Hirſch 16, 18 bis 20 Enden haben. Soll aber ein Hirſch dergleichen ſchön vercktes Gehörn aufſetzen, ſo muß er von den Hunden weder verwundet noch heftig gejagt worden ſeyn; denn wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wird er in demſelben Jahre nur ein ſchlecht vereckte ſpätes Gehörn aufſetzen. Der Hirſch muß überhaupt, wenn er ſchön aufſetzen ſoll, ruhig ſeyn, und ſeinen Stand in den ſchönſten und reichſten Aeßungen haben. Denn wenn er in einer magern und ſchlechten Gegend aufwächſt, kümmerliche und ſchlechte Aeßung hat, und in dem Walde, wo er ſich verbergen muß, geſtöret und

von Hunden oder Menſchen geängſtiget wird, ſo wird er ein ſchlechtes niedriges Gehörn mit engen Roſen, ſchwarzen Stangen, auch wenigen und kurzen Enden aufſetzen. Ein ſolches Gehörn wird demjenigen völlig ähnlich ſeyn, worüber das vorige irrige Urtheil gefället wurde, und in deſſen Beurtheilung man ſich nicht geirret haben würde, wenn man bedacht hätte, daß ein Gehörn, wenn es auch noch ſchlecht iſt, dennoch ſeine untriegliche Kennzeichen hat, nach welchen man es eben ſo ſicher, als das ſchönſte, beurtheilen kann. Denn, je älter ſolche elende Hirſche werden, deſto näher treten, wie bey dem feiſteſten Hirſch, die Roſen an den Kopf; die Steine werden gleichfalls ſtärker und erhabener; die Rinnen ſind zwar nicht ſo breit, weil die Stangen ſchwächer ſind, ſie ſind aber dem ungeachtet tief; die Perlen ſiud zwar nicht ſo ſtark, aber eben ſo erhaben; und die Kronen ſind zwar enge, aber doch auswärts gebogen, und wie eine hohle Hand geſtaltet. Ein ſolches ſchlecht vereckte<s Gehörn hat alſo verhältnißmäßig alle die Kennzeichen des ſchönſten Gehörnes; und an der richtigen oder falſchen Beurtheilung erkennt man den geſchickten oder den unwiſſenden Jäger.

Es findet zwiſchen den Nahrungsſäften und dem Aufſetzen des Gehörnes und der Brunft, ein ſo genauer Zuſammenhang Statt, daß man leicht davon überzeuget wird, daß beydes bloß von einem Ueberfluſſe der Nahrung abhänge. So lange der Hirſch wächſt, (es iſt aber in ſeiner erſten Jugend der Wachsthum am ſchnelleſten,) wird alle Nahrung zur Ausdehnung und Entwicklung des Körpers angewendet; es findet alſo kein Ueberfluß, und mithin keine Abſcheidung oder Hervorbringung des Samens Statt; und dieſes iſt der Grund, warum die ganz jungen Thiere ſich nicht fortpflanzen können. Wenn ſie aber den größten Theil ihres Wachsthumes erreicht haben, ſo zeigt ſich hier der

der Ueberfluß der Nahrungsſäfte auf eine noch merkli⸗chere Art. Es bringt derſelbe das Gehörn, das Aus⸗treten der Hoden, das Aufſchwellen des Halſes, die Feiſte, die Brunſt ꝛc. hervor; und weil der Hirſch im erſten Jahre ſehr ſchnell wächſt, ſo vergeht, wie ich be⸗reits erwähnt habe, nur ein Jahr von ſeiner Geburt an, bis der Ueberfluß der Nahrungsſäfte ſich durch die Hervorbringung der Spieße äußert. Iſt der junge Hirſch im May geſetzt, ſo werden auch in eben dem Monate des folgenden Jahres die erſten Keime des Gehörnes auf dem im Februar hervorgekommenen Ro⸗ſenſtocke heraus wachſen. Es ſind zween Spieße, die, ſo wie er ſich nach und nach mit Geäße füllet, wachſen, länger und härter werden. Gegen Ende des Auguſtes haben ſie ſchon ihre völlige Größe und Härte erlangt, daß er es, wie ich weiter unten zeigen werde, durch das Reiben an den Bäumen nunmehr von ſeiner rauhen Haut, die daſſelbe bedeckt, zu entledigen ſuchet; zu⸗gleich ſetzt er auch das Feiſt, oder ein häufiges Fett, an, welches, indem es aus dem Ueberfluſſe der Nahrung entſteht, ſich nunmehr gegen die Zeugungsglieder wen⸗det, und den Hirſch zu der ihn ſo wüthend machenden Brunſt anreizt. Daß der Wachsthum des Gehörnes mit den Zeugungsgliedern in einem genauen Zuſam⸗menhange ſtehe, wird dadurch unumſtößlich erwieſen, daß Hirſche, die man als Kälber ausgeworfen, oder des Kurzwildbretes beraubt (caſtrirt) hat, niemals ein Gehörn aufſetzen, und daß diejenigen, welche durch ei⸗nen Zufall, oder durch Menſchenhände, dieſes Schick⸗ſal zu der Zeit erfahren haben, als ſie ſchon ihr Ge⸗hörn hatten, daſſelbe nie abwerfen, ſondern beſtändig behalten. (*) Kurz, der Hirſch bleibt ſeine ganze Le-

bens-

(*) Wenn die Beraubung des kurzen Wildbretes im Aufſetzen ge⸗ſchieht: ſo bekömmt ein ſolcher Hirſch ein knorpelig geſchwü⸗riges Gehörn, und feget nicht. Wenn indeſſen die ordentliche Zeit im April und May heran kömmt, will die Natur bey ſol-

benszeit hindurch in dem nämlichen Zuſtand, in welchem er zu der Zeit war, als er dieſe Operation erlitt. Zerſtöret man alſo die zur Abſonderung des Samens nöthigen Werkzeuge, ſo hebt man dadurch zugleich den fernern Wachsthum des Gehörnes gänzlich auf, und indem ein ſolcher Hirſch nicht mehr die Regungen der Brunſt empfindet, verliert er auch die Zeichen, die ſie begleiten; er ſetzt kein Feiſt mehr an, der Hals ſchwillt ihm nicht auf, und er wird eines ſanftern und ruhigern Naturelles. Ein ſolcher Hirſch wird ein Kümmerer genannt, und ob er gleich groß und ſchwer an Wildbret wird, auch Talg (Weiß) wie ein anderer Hirſch anſetzt, ſo pflegt ſich daſſelbe doch nicht ſo zu erhöhen oder zu erhitzen, wie das Feiſt der vollkommenen Hirſche, welche, beſonders zur Brunftzeit einen ſo ſtarken Dunſt und Geruch (Witterung) von ſich geben, daß man ſie ſchon von weitem riechen kann: wie dann auch das Feiſt ſelbſt ihr Fleiſch (Wildbret) dermaßen durchdringt, daß es nicht genießbar iſt, und bald verdirbt; da hingegen das Wildpret eines Kümmerers zu allen Zeiten von gutem Geſchmacke iſt, und ſich lange hält.

Was

ſolchen Hirſchen auch treiben. Es wächſt alsdann an ſolchem Gehörne ein Knorpel, als wenn Enden daran hervorkommen wollten; es wird aber nicht vollkommen, und feget auch nicht. Man will außerdem bemerkt haben, daß einige zahm erzogene Hirſche, wenn ihnen die Enden vom Gehörne mit einer Säge abgenommen worden, im folgenden Jahre keine vollkommene und hoch vereckte, ſondern kurze, ſtumpfe Stangen und Enden bekommen haben.

Auf der 8ten Kupfertafel der Beſchreibung des hochfürſtl. bayreuthiſchen Naturaliencabinets, Nürnb. 1763, wird ein Hirſch mit einem ſeltſam gekrümmten Geweihe ohne Enden abgebildet, und von ihm gemeldet, daß man, da derſelbe bereits vor 40 Jahren angeſchoſſen worden, die Narben eines ehemals empfangenen Streifſchuſſes an dem rechten Vorderlaufe und dem männlichen Gliede gar deutlich wahrgenommen habe; wodurch alſo die unter den Jägern im Schwange gehende Meinung, daß die Verletzung des kurzen Wildbretes die ordentliche Geſtalt der Geweihe bey den Hirſchen verändere, beſtätiget wird.

Was die Erzeugung der oben erwähnten widerſinnigen Gehörne betrifft, ſo iſt dergleichen wohl nicht allemal einem dem Hirſche begegneten Zufall zuzuſchreiben. Es iſt zwar möglich, daß ein Hirſch in der Brunft von einem Nebenbuhler an den Zeugungsgliedern kann beſchädiget worden ſeyn; und es iſt, wie ſo eben erwieſen worden, unläugbar, daß dieſe Glieder in einer ſo vorzüglichen Verbindung mit dem Wachsthume des Gehörnes ſtehen, daß ein caſtrirter Hirſch nicht ferner aufſetzt; es kann auch geſchehen, daß Hirſche zu der Zeit, da das Gehörn noch zart und leicht zerbrechlich iſt, aus Schrecken oder Unvorſichtigkeit mit demſelben gegen Bäume fahren und die Stangen abbrechen, ſo daß nur kurze Stümmel ſtehen bleiben; allein, dieſe Zufälle dienen zu keinem allgemeinen Beweiſe der Entſtehung der ungeſtalten und widerſinnigen Gehörne; und ich halte dieſe alſo für ein bloßes Spiel der Natur.

Aus der Anwendung des Ueberfluſſes der Nahrung bey dem Hirſch, läßt ſich der Grund angeben, warum bey dieſer Art von Thieren ſowohl, als bey dem Damhirſchen, dem Reh und Elend, die Weibchen keine Gehörne haben. Sie äßen weniger, als jene; und wenn ſich auch ein Ueberfluß von Nahrungsſäften bey ihnen einfinden ſollte, ſo pflegen ſie zu der Zeit, in welcher ſich dieſer von außen ſichtbar machen könnte, trächtig zu werden; und es wird alſo der Ueberfluß ihrer Nahrungsſäfte ſowohl zum Unterhalt der Frucht, als auch hernach zur Säugung des Kalbes, verwendet. Die Natur wendet alſo alles auf dieſer Seite an, ohne zu der Hervorbringung eines Gehörnes etwas übrig zu behalten. Man hat zwar einige Beyſpiele von Hindinnen oder Thieren, welche gehörnt geweſen;

Joëlis Langelotti Obſ. de cerva cornuta, ſt. in Miſc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, ſ. A. IX & X, Obſ. 83.

Sam. Ledelii Obſ. de cerva cornuta, ſt. eb. daſ. Dec. II A. II, Obſ. 98.

Ein 1725 in dem fürſtlichen Reitſtalle zu Deſſau erzogenes Thier ſetzte 2 Spieße, wie ein Spießhirſch, auf; allein eben dieſes kann zum Beweiſe desjenigen, was ich geſagt habe, dienen. Denn, da dieſes Thier zwar brunſtete, aber nicht beſchlagen wurde, ſo konnte die

Natur für den Ueberfluß der Nahrungsſäfte keinen Ausweg finden, und mußte denſelben alſo zu Hervorbringung zweener Spieße anwenden. Vielleicht würde man auch dieſes Spiel der Natur öfter bemerken, wenn man ſich die Mühe geben wollte, Thiere, auf eben die Art, wie mit jenem in Deſſau geſchah, zu unterhalten.

Unter allen Geweihtragenden Thieren, hat unſtreitig das Rennthier, in Vergleichung mit ſeiner Größe, das ſtärkſte und größte, welches vor= und hinterwärts, faſt ſo lang, als der Körper ſelbſt iſt, ſich ausſtreckt. Es pflegt auch unter allen ſolchen Thieren das häufigſte Feiſt anzuſetzen. Ueberdies findet man auch, daß die Geweihe der Weibchen unter den Rennthieren viel kleiner, als die an den Männchen, ſind. Dieſes Beyſpiel beweiſet alſo nichts weiter, als daß ein allzu großer Ueberfluß, der bey dem Trächtiggehen und bey dem Wachsthume der Frucht nicht völlig hat erſchöpfet werden können, ſich auswärts verbreitet, und bey dem Weibchen, wie bey dem Männchen, ein ähnliches, aber kleineres Geweih, nach Maßgabe des gerirgern Ueberfluſſes, hervor treibt.

Was ich hier von der Nahrung geſagt habe, iſt nicht ſowohl von der Menge des Futters in Anſehung der Maſſe, und von dem Vorrathe des Geäßes, als vielmehr von den darin enthaltenen mehr oder weniger nahrhaften Beſtandtheilen, zu verſtehen. Da nun die Flechte oder das Moos, ſo die gewöhnlichſte Nahrung der Rennthiere ausmacht (Lichen rangiferinus *L.* ſ. Th. XIV, S. 83), mehr weſentliche und nahrhafte Beſtandtheile enthält, als die Blätter, Rinden oder Knoſpen der Bäume, wovon der Hirſch ſich nähret: ſo darf es uns auch gar nicht befremden, wenn wir ſehen, daß dieſe Aeßung den Rennthieren mehr Ueberfluß an Nahrung, und mithin auch mehr Geweih und Feiſt, als man bey den Hirſchen antrifft, gewähret.

Das Hirſchgeweih ſproſſet hervor, wächſt und verhärtet ſich, wie ein holzartiges Gewächs, welches durch die franzöſiſche Benennung Bois, Holz, beſſer ausgedrückt wird, als durch den deutſchen Namen Horn oder Gehörn, indem es nichts knöchernes oder hornartiges in ſeiner Subſtanz hat, ſondern dieſe vielmehr pflanzen= oder holzartig iſt. Es iſt gleichſam ein auf ein Thier gepfropftes Gewächs, welches, indem es an beyder Eigenſchaften Theil nimmt, als eine Schattirung, oder als ein Uebergang von einem Reiche zum andern angeſehen werden kann, wodurch die Natur in ihren Producten einen Zuſammenhang erhält, der die entfernteſten mit einander verbindet. **Ariſtoteles, Theophraſt** und **Plinius** führen Beyſpiele an, daß auf dem noch weichen Gehörne des Hirſches, Epheu gewachſen iſt. Dieſes iſt auch gar nicht unwahrſcheinlich oder unmöglich, da der Same dieſer Pflanze ſehr klein iſt, deswegen er ſich an der Rinde der Baumſtämme oder an den Aeſten der Bäume anhängt, keimet und fortwächſt; und es läßt ſich ſehr wohl erklären, daß, ſo wie dieſe Pflanze aus dem Safte des Baumes, auf dem es wächſt, ſeine Nahrung erhält, es eben die zu ſeiner Erhaltung nöthigen Säfte aus dem Gehörne zieht.

Lud. Godofr. Klein deſcriptio et icones cervi atque ferini capri cornuum exempli rarioris, ſt. im 1. Th. der Nov. Act. phyſ. med. Acad. Cæſ. Nat. Cur. Norimb. 1757, 4. Obſ. 39, S. 148, f.

Viti Riedlini obſ. de cornuum cervinorum ramis, ſt. in Miſc. Nat. Cur. Cent. 5 & 6. Obſ. 69.

Ge. Hier. Velſchii obſ. de cornu cervi craſſiſſimo roſtrato, alio anomalo et trifido, ſt. in Deſſen Hecatoſtea I. obſerva. phyſ. med. Obſ. 70.

De cornu cervi, ſ. *Gothofr. Voigtii* deliciae phyſicae, Roſtoch. 1671, 8. Cap. 9, S. 296—343.

Heinr. Chriſt. Winters Relation von einem raren Hirſchgeweihe, ſt. im 19. Verſ. der Bresl. Samml. Feb. 1722, Cl. 4, Art. 5.

Der Eindruck des Hirſchfußes in der Erde, wird die Fährte, das Gefährt, oder die Spur, Fr. Foulée, Menée, Paſſée, oder Piſte, genannt. Die hornarti=

artigen Theile unten am Laufe des Hirſches, heißen Schalen; die Ferſen, Ballen; der vordere Theil, die Spitzen, oder die Zange; und die kleinen Klauen oder Hornſpitzen, unten an den Läufen über den Ballen, welche mit dem Fuße die Fährte machen, werden die Afterklauen, (die Aberklauen, das Geäfter, imgleichen die Oberrücken,) genannt. Der Gang oder Schritt des Hirſches und der Thiere, heißt auch der Wandel, Fr. Allure.

Wenn der Jäger zu Beſtätigung eines Hirſches, d. h. ſich von deſſen Aufenthalte in einer Gegend zu verſichern, mit dem Leithunde zu Holze zieht, hat er nicht allein 7 Arten von Fährten, nämlich des Spieſſers, des Hirſches vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, des ſchlecht jagdbaren, des völlig jagdbaren, und des Capitalhirſches, zu beobachten, ſondern er muß auch die Fährten der Hirſche von gleichem Alter, die einander beynahe völlig ähnlich ſind, wie auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere, die ebenfalls ſehr ſtark von Leibe ſind, von den Fährten der alten Hirſche, imgleichen die Fährten der jungen Hirſche von den Fährten der jungen trächtigen Thiere, zu unterſcheiden wiſſen.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß es drey Arten von Hirſchfüßen (*) giebt, nämlich die langen, die runden, und die ſo lang als breiten Füße. Die Urſache dieſer verſchiedenen Füße liegt in der Natur. Denn da die Natur in drey verſchiedenen Erdreichen, als: ſumpfigen und weichen, ſandigen und trocknen, ſteinigen und felſigen, Wälder wachſen läßt, in welchen ſich Hirſche aufhalten ſollen: ſo hat ſie auch die Füße der Hirſche dergeſtalt eingerichtet, daß ſie darin fortkommen und

 ſich

(*) Ich bediene mich hier, gegen weidmänniſche Gewohnheit, des Wortes Hirſchfuß, weil hier weder von dem Laufe, noch von der Fährte, ſondern von der Geſtalt und Beſchaffenheit des eigentlichen Fußes die Rede iſt.

ſich wehren können. Hirſche alſo, die ihren Stand in ſumpfigten und weichem Erdboden haben, haben einen hohlen und breiten Fuß mit dicken Ballen; und dieſes aus der Urſache, weil ſie ſonſt zu tief in die Erde ſinken würden, theils auch deswegen, weil die ſchwammichten Theile des untern Fußes von der beſtändigen Feuchtigkeit aufſchwellen, und die vordern Klauen ſowohl, als das Geäfter, zu ſtark darnach wachſen würden. Weil alſo der Fuß und das Geäfter hohl ſind, ſo ſind die Schalen und Spitzen nicht ſo ſtark, und der ganze Fuß hat mithin eine breite und lange Geſtalt. In ſandigen und trocknen Wäldern haben die Hirſche zwar auch ſtarke Füße, allein ſie ſind doch anders geſtaltet. Sie ſind gefüllt und platt, die Schalen ſtark, die Spitzen rund, und die Ballen breit; doch ſtehen letztere bey dieſen Hirſchen nicht ſo hoch, wie bey jenen, weil die Schwämme daran nicht ſo ſtark ſind, und überhaupt iſt ihr Fuß breiter, und das Geäfter ſtärker und kürzer. Bey Hirſchen, die in ſandigen Wäldern ſtehen, findet man mehr runde, und ſo lang als breite Füße, als völlig lange. Gemeiniglich haben die Thiere in ſolchen Wäldern ſehr ſtarke Füße; und man kann ſich daher in ſolchen Gegenden am leichteſten in Beurtheilung der Geſchlechter irren. In ſteinigen und felſigen Wäldern haben die Hirſche keine ſo ſtarke Füße, ſie ſind aber weit zierlicher und wohlgeſtalteter; die Sohlen ſind nicht ſo ſtark, wie bey jenen Hirſchen, die Schalen aber ſind dicker, die Spitzen beſſer abgeründet ſtärker und mehr abgenutzt, und die Afterklauen dicker, kürzer und ſtumpfer, welches alles von der Härte des Erdbodens herkömmt. Hirſche aus ſolchen Gegenden kneifen gemeiniglich die Spitzen ſehr enge zuſammen, und ſind auch kürzer gefeſſelt, als andere Hirſche, weil ihre Füße mehrentheils rund, und die Feſſel bey dergleichen Füßen allemal kürzer ſind.

Alle dieſe jetzt gedachte Füße haben nun ſtärkere oder ſchwächere Kennzeichen, woran man ſie bey Wechſelfährten erkennen kann. So findet man z. B. Füße, an welchen die eine Schale länger iſt, als die andere: und daher wächſt an ſolchen Füßen die Spitze der längern Seite weiter vor, als die andere. Dieſes iſt zwar ein ſehr ſichtbares Kennzeichen; allein, es iſt nicht genug, wenn man es obenhin bemerkt, ſondern man muß es ſo genau nach allen Umſtänden unterſuchen, daß man den zuverläſſigſten Bericht davon abſtatten kann; d. h. man muß anzugeben wiſſen, ob dieſes Kennzeichen am Vorder= oder Hinterlaufe, und zwar am rechten oder linken, und ob es an der ein= oder an der auswärts ſtehenden Schale befindlich iſt. Noch ein anderes ſehr ſichtbares Kennzeichen äußert ſich an den Vorder= und Hinterläufen der Hirſche in Anſehung der Länge und Breite der Füße; und da muß z. B. der Jäger in ſeinem Berichte zu ſagen wiſſen, ob der vordere Fuß breit und der hintere lang iſt, oder ob beyde gleich lang und breit ſind.

Es wäre zu wünſchen, daß die Jäger und Piqueurs, um mehrere Kenntniſſe zu erlangen, nach Art der Handwerksburſchen wanderten, und wenigſtens ein Jahr lang täglich Wälder von verſchiedenem Erdreiche beſuchten. Sie würden ſich alsdann allgemeine Kenntniſſe erwerben, die ſie in einem Walde, wo ſie täglich zu jagen gewohnt ſind, niemals erlangen können. Dieſen Wald nebſt allen Hirſchen, die darin ſtehen, lernen ſie durch die Länge der Zeit ſo gut kennen, daß ſie die Jagd nur wo der Hirſch hinaus geht, herum ſchwärmen, anſtatt daß ſie bey ihrer Meute bleiben, alles gehörig beobachten, und den Hunden zu rechter Zeit die Hülfe geben ſollten.

Jetzt gedachte allgemeine Kenntniß der Hirſchfüße, wonach man zwar Hirſche aus den verſchiedenen Wäldern unterſcheiden kann, iſt dennoch zur Parforcejagd noch nicht hinlänglich, ſondern man muß noch andere und beſtimmtere Kennzeichen wiſſen, wonach man die Hirſche in Anſehung ihres Alters mit Gewißheit anſpre=

chen kann. In vorigen Zeiten, wo den Jagdordnungen noch genauer nachgelebt wurde, und die Forſtbedienten nicht ſelbſt Hirſche ſchoſſen, war es eben nicht nöthig, eine ſo genaue Kenntniß von den Fährten der jungen Hirſche und der Thiere zu haben; allein heut zu Tage, wo man öfters gezwungen iſt, in Ermangelung jagdbarer Hirſche einen elenden Spießer zu jagen, iſt es ſchlechterdings nothwendig geworden, die Fährten der jungen Hirſche von den Fährten der Thiere unterſcheiden zu lernen.

Wenn man alſo dieſe Kenntniß erlangen will, ſo muß man zuvörderſt die Füße der vier Arten von jungen Hirſchen, nämlich der Spießer, der Hirſche vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, kennen lernen, ſie mit den Füßen der jungen und alten Thiere vergleichen, und nach dieſer Vergleichung ihren Unterſchied beſtimmen. Wenn dieſes geſchehen iſt, wollen wir die Füße der ſchlechtjagdbaren, der völlig jagdbaren und endlich der Capitalhirſche, unterſuchen. Und da uns an der Kenntniß dieſer drey letztern am meiſten gelegen ſeyn muß, weil nur dieſe drey Arten eigentlich parforce gejagt werden: ſo wollen wir den Unterſchied, der ſich an ihren Füßen bemerken läßt, in vorzüglich genaue Betrachtung ziehen, und zuletzt uns von einigen Merkmalen unterrichten, woran man in einer weiten Entfernung wiſſen kann, ob das Wild, welches man jaget, ein Hirſch oder ein Thier iſt.

Ein Spießer hat kleine und ſcharfe Spitzen; ſeine Schalen ſind ſehr ſcharf; die Afterklauen ſind wohlgebildet, aber ſpitzig; die Ballen voll und enge. Er iſt lang gefeſſelt, geht mit vier geſpaltenen Klauen, hat aber öfters einen unſichern Tritt, weil ſeine Nerven und Sehnen noch ſchwach ſind. **Ein Hirſch vom zweyten Kopfe**, hat ſtärkere und ſtumpfere Spitzen, als ein Spießer; die Schalen ſind nicht ſo ſcharf, und die Afterklauen nicht ſo ſpitzig. Seine Ballen ſind gefüllt

füllt and ein wenig breiter; er iſt nicht ſo lang gefeſſelt, als ein Spießer, ſchreitet regelmäßiger, und fängt ſchon an, mit den Hinterläufen geſchloſſen zu gehen. Ein Hirſch vom dritten Kopfe hat noch ſtärkere und rundere Spitzen; ſeine Schalen ſind mehr abgenutzt; die Afterklauen ſtehen niedriger und ſind nicht ſo ſcharf; die Ballen ſind gleichfalls breiter, und die hintere Fährte iſt weit kleiner, als die vordere; auch iſt jene beynahe ganz geſchloſſen, und der Schritt iſt ſelten irregulär. Die Fährte eines Hirſches vom vierten Kopfe iſt der Fährte eines ſchlecht jagdbaren Hirſches ſo ähnlich, daß man beyde faſt nicht von einander unterſcheiden kann; nur ſind die Spitzen des erſtern nicht völlig ſo abgerundet und ſtark, die Afterklauen nicht ſo gebogen, und die Schalen nicht ſo abgenutzt als bey dem letztern; die Ballen ſind auch nicht ſo breit, die Schritte nicht ſo groß, und der Hirſch vom vierten Kopfe tritt nicht ſo kurz, als der ſchlecht jagdbare; d. h. er ſchreitet mit dem Hinterlaufe beynahe ganz in die vordere Fährte.

Wenn man die Fährten einiger trächtigen feiſten Thiere mit den Fährten der jungen Hirſche gegen einander hält: ſo wird man eine ſehr ſtarke Aehnlichkeit wahrnehmen. Die Schalen, Spitzen und Afterklauen ſind gleich ſcharf; beyde ſind lang gefeſſelt, und öffnen die vordern Klauen; und was noch mehr iſt, ſo wird das trächtige Thier durch den geſchwollenen Leib verhindert, ſo weit auszutreten, als es von Natur thun würde, und es tritt daher, wie der junge Hirſch mit dem Hinterlaufe nur bis an den Rand der Vorderfährte. Wenn das Thier tragend iſt, wiegt es ſo ſchwer als ein junger Hirſch; es tritt daher eben ſo ſcharf ein, und ſein Schritt iſt eben ſo regelmäßig. Und wenn ſich die jungen Hirſche von einander abſondern, um ihr Gehörn abzuwerfen, ſo thun es die tragenden Thiere auch um eben dieſe Zeit, um ihre Kälber zu ſetzen.

So auffallend aber auch dieſe Aehnlichkeit bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint, ſo bemerkt man doch bey genauer Unterſuchung, daß der junge Hirſch, wenn er gelaſſen geht, mit dem Hinterlaufe geſchloſſen ſchreitet, welches das Thier ſelten thut; hienächſt ſind die Spitzen des Thieres nicht ſo abgerundet, die Ballen nicht ſo breit, und die Afterklauen nicht ſo einwärts gebogen, als bey dem jungen Hirſche; und endlich iſt im Nachtlager die Loſung von beyden auch ſehr unterſchieden. Die vom jungen Hirſche iſt größer, hat ſtärkere, kürzere und einförmigere Spitzen. Wenn das Thier, wie der junge Hirſch, einzele verzettelte Loſung auswirft, welches doch nicht eher geſchieht, als nachdem es geſetzt hat, ſo wirft es dergleichen in weit größerer Menge, als jener, aus, weil es um dieſe Zeit viel ſtärker äßet, und die Loſung iſt alsdann auch ſchleimig, und bisweilen mit Blut gefärbt. Ueberhaupt ſind die Fährten der Thiere nicht größer, als die Fährten der Spießer und jungen Hirſche, wiewohl einige ſo groß ſind, als Fährten der Hirſche vom dritten Kopfe; allein, es iſt auch nicht die Größe, ſondern die fehlerhafte Geſtalt, woran man eigentlich die Fährte des Thieres von der Fährte des jungen Hirſches unterſcheiden kann; und dieſer Unterſchied iſt ſehr merklich. Wenn die Fährte eines Thieres auch ſo groß iſt, als die Fährte eines jungen Hirſches, ſo werden doch die Ballen daran dünn und ſchmal, die Afterklauen ſcharf und auswärts gebogen, und der Schritt irregulär ſeyn. Sind gleich die Spitzen eben ſo ſtark, wie bey einem jungen Hirſch, und ſchreitet gleich das Thier ebenfalls mit vier geſpaltenen Klauen, ſo wird der Ballen doch klein, mager und enge ſeyn, und die Afterklauen werden ganz gerade aus ſtehen; da hingegen, wenn die Fährte breit und groß iſt, das Geäfter, wie die Zähne bey einem wilden Schweine, auswärts gebogen ſtehen wird. Wenn man daher einer ſolchen

Fährte

Fährte nur eine kleine Strecke nachgeht, wird man ſehen, wie irregulär der Schritt iſt, und daß das Thier mehrentheils mit den Hinterläufen neben der vordern Fährte tritt.

Es befindet ſich alſo ein merklicher Unterſchied zwiſchen den Fährten eines jungen Hirſches und eines Thieres, da jene völlig regulär und wohlgeſtaltet, dieſe hingegen ungeſtaltet und fehlerhaft ſind. Bey jenem nämlich, damit ich es kurz zuſammen faſſe, iſt die Vorderfährte größer, als die hintere; er tritt mit der letztern geöffnet in die erſte; die Spitzen an den Vorderläufen ſind ſtumpfer, als an den Hinterläufen; die Schalen ſind ſcharf, die Afterklauen wie ein halber Mond einwärts gebogen; er ſchreitet weiter und regelmäßiger, und drückt die Ballen tiefer ein, als das Thier; wobey noch zu bemerken iſt, daß, wenn beyde zuſammen gehen, der Hirſch allemal hinter dem Thiere geht.

Die Fährten der Geltthiere, können einen jungen, allzu hitzigen oder unwiſſenden Jäger leicht irre machen. Dieſe Thiere, die keine Kälber ſetzen, ſind ſtark von Leibe und Füßen, und werden ungemein feiſt, daher ſie auch ſchwerer wiegen, und mithin langſam und regulär ſchreiten. Wenn ſie alt werden, ſondern ſie ſich von den andern Thieren ab, und halten ſich zu den ſchlechtjagdbaren und Capitalhirſchen. Ihre Fähren haben abgenutzte Spitzen, Schalen und Afterklauen, ſo daß man ſie aus Uebereilung oder Nachläſſigkeit leicht für alte Hirſche anſprechen kann. Wenn man aber die Kennzeichen genauer unterſucht, und den Leithund auf die Hinter= oder Rückfährte bringt: ſo wird man finden, daß ein geltes Thier mit vier geöffneten Klauen in einen weichen Boden tritt, welches die Capitalhirſche niemals, und die ſchlechtjagdbaren nur ſelten thun, da dieſe letztern zwar zuweilen die vordern Klauen öffnen, die hintern aber be=

ſtändig ſehr enge zuſammen klemmen. Man wird ferner bemerken, daß die Spitzen bey einem Geltthier ſchlecht abgeründet, und beynahe wie bey Schweinen geſtaltet ſind, und daß endlich die hintere Fährte eben ſo groß, wo nicht größer, als die vordere iſt. Bey einem Hirſch hingegen findet dieſes niemals Statt, indem ſeine hintere Fährte allemal weit kleiner iſt, als die vordere. Ueberdies ſind bey einem Geltthiere der untere Fuß und die Ballen niemals beyde zugleich breit; und iſt es der erſtere, ſo ſind die Afterklauen länger als bey einem Hirſche, und auswärts gekrümmt. Ferner iſt ein Geltthier nicht ſo kurz gefeſſelt, als der Hirſch, wenn ſie auch beyde von gleichem Alter ſind; und der Schritt des erſtern iſt auch ſo irregulär, daß es den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben den Vorderlauf ſetzt, und die vordere Fährte auf einer oder der andern Seite abſchneidet. Die Jäger nennen dieſes: das Thier ſchränkt, wenn es im Gehen die Füße aus einander ſetzt, geſchränkt, in der niedrigen Sprechart gekretſcht, geht. Ein ſolcher geſchränkter Schritt, ſowohl die Art und Weiſe dieſes Ganges, als auch die einzelen Schritte und deren Spur auf dem Boden, nennen ſie den Schrank. Wenn man einem ſolchen Thiere nur eine kurze Strecke auf der Spur nachgeht, ſo fällt dieſes in die Augen, und man muß ſich daher durch einige vorgefundene reguläre Schritte deſſelben nicht verführen laſſen.

Auch die jungen Hirſche haben in der Brunftzeit öfters einen irregulären Gang, und dieſes Kennzeichen iſt alsdenn gar nicht ſicher. Einem faulen Jäger dient es um dieſe Jahrszeit zu gar keiner Entſchuldigung, daß er, wegen der Dürre des Bodens, die Fährte nicht genau genug hätte beobachten können; denn durch die Unterſuchung der Loſung im Nachtlager hätte er ſich Gewißheit verſchaffen können. Denn, anſtatt daß die Hirſche im Frühlinge ihre Loſung in Haufen und Fla=

den auswerfen, wirft ein Gelttþier ſie um dieſe Zeit als Lorbeeren einzeln, und ganz oder wenigſtens halb geformt aus, welches von ihrer hitzigen Leibesbeſchaffenheit, und weil ſie keine Kälber ſetzen, herrührt. Von dieſen Loſungen haben nur einige ſpitzige Zäpfchen und andere nicht; beym Hirſch hingegen haben ſie dergleichen, wenn er ſie einzeln auswirft, alle; ſie ſind überdies gänzlich geformt und hart, haben dicke und kurze Zäpfchen, die nicht, wie bey den Thieren, in Näpfchen eingeſchloſſen ſind, und ſehen, wenn die Thiere alt werden, ſehr zermalmt und verdauet aus. Im Frühlinge werfen die Thiere auch weit mehr Loſung aus, als die Hirſche, weil ſie gefräßiger ſind. Und ein Umſtand, der bey einem unerfahrnen Jäger noch leicht zu einem Irrthum Anlaß geben kann, beſteht darin, daß ein Kalb, deſſen Mutter geſchoſſen oder von Wölfen zerriſſen worden iſt, ſich zu dem erſten beſten Hirſch, den es antrifft, geſellet, und ihm wie der Mutter folgt; daher man ſich wohl in Acht nehmen muß, einen ſolchen Hirſch, weil er von einem Kalbe begleitet iſt, nicht für ein Thier anzuſprechen.

Nachdem wir aus demjenigen, was ich bisher vorgetragen, ;die Fährten alter Thiere von den Fährten ſchlecht jagdbarer, völlig jagdbarer und Capitalhirſche unterſcheiden gelernt haben, indem ich die ſichtbaren Zeichen, woran ſie zu erkennen ſind, angegeben habe: ſo werde ich nunmehr auch zeigen, wie jene drey Arten Hirſche an ihren verſchiedenen Fährten zu unterſcheiden ſeyn.

Die ſchlecht jagdbaren und die völlig jagdbaren Hirſche haben gemeiniglich einen jungen Hirſch bey ſich, den die franzöſiſchen Jäger den Pagen nennen, weil ihn die alten Hirſche, wenn ſie aus dem Lager gejaget (aufgetrieben, lanciert) werden, ſehr geſchickt an ihre Stelle flüchtig zu machen wiſſen. (*) Wenn man dem-

(*) Dieſe Liſt eines gejagten Hirſches, einen andern an ſeiner Stelle aufzutreiben, heißt im Franz. Change.

demnach bey dem Aufſuchen der Hirſche mit dem Leithunde, (bey dem Beſuche,) einen ſchlechtjagdbaren Hirſch, der einen ſolchen jungen Hirſch bey ſich hat, antrifft: ſo muß man bey dem Urtheile, welches man davon fället, nicht bloß bey der Länge der Fährte ſtehen bleiben, weil es junge Hirſche vom zweyten und dritten Kopfe giebt, die, weil ſie von einem großen Thiere gefallen ſind, auch große Fährten haben, ſondern man muß ſie nach ſichereren und untrieglichern Kennzeichen anſprechen. Bey dem jungen Hirſch wird man alſo finden, daß die Schalen ſcharf ſind, zumal wenn er eine lange hohle Fährte hat, wo die Schalen allemal ſchärfer ſind, als bey runden, oder ſo lang als breiten Fährten; der ſchlecht jagbare Hirſch hingegen hat abgenutzte Schalen und ſtumpfe ſtarke Spitzen. Der junge Hirſch iſt lang gefäſſelt, und die Spitzen und ſcharfen Afterklauen ſtehen 3 bis 4 Finger breit von der Ferſe ab; bey einem ſchlechtjagdbaren Hirſch hingegen ſind die Afterklauen hohl und abgenutzt, und ſtehen nur 2 Finger breit über der Ferſe. Auch der Gang oder Tritt iſt bey beyden Hirſchen unterſchieden; denn der junge Hirſch geht mit offenen Vorderklauen, und tritt mit dem Hinterfuße halb in die Vorderfährte, oder ſo, daß er den Tritt des Vorderfußes damit der Länge nach gleichſam ſpaltet, welche Art des Trittes bey den Jägern die Kreuzfährte, die Kreuzfahrt, oder der Kreuztritt, genannt wird, da hingegen der ſchlechtjagdbare Hirſch mit dem Hinterlaufe nur bis an die hintere äußere Kante der Vorderfährte tritt, Erde mit aufgreift, (welche Art des Trittes der Zwang oder das Zwingen genannt wird,) und die vordere Klaue nur wenig oder gar nicht öffnet. Wenn man das Nachtlager beyder Hirſche unterſucht, ſo findet man noch, daß der junge Hirſch auf den Kornfeldern herum ſpringt; da hingegen der ſchlechtjagdbare Hirſch ganz gelaſſen äßet und wieder zu Holze zieht.

Der

Der ſchlecht jagdbare und der völlig jagdbare Hirſch kommen ſich, in Anſehung des Alters, ſo nahe, daß dieſer nur um 1 Jahr älter iſt, als jener; und dennoch hat der erſtere in dieſem letzten Jahre ſeines Wachsthumes ſo anſehnlich zugenommen, daß ſeine Fährte davon Wahrzeichen bekommen hat, die ſie im vorigen Jahre nicht hatte. Der völlig jagdbare Hirſch ſchließt ſeine Klauen weit ſtärker, als der ſchlecht jagdbare, und ſein Schritt iſt abgemeſſener. Jener greift Erde mit auf, und dieſer wenig oder gar nicht. Jener hat dickere und abgenutztere Schalen und Spitzen, und breitere Ferſen und Ballen, als jener. Ueberdies iſt der völlig jagdbare Hirſch auch kürzer gefeſſelt, und die Afterklauen ſtehen nur einen kleinen Zoll breit von der Ferſe entfernt. Hienächſt ſind beyde Hirſche auch am Wandel zu unterſcheiden; denn der völlg jagdbare Hirſch tritt nur ſelten oder gar nicht mit dem Hinterlaufe in die Vorderfährte, da hingegen der ſchlecht jagdbare Hirſch ihn auf die Kante der Vorderfährte ſetzt. Bey der Wahl des Nachtlagers iſt der völlig jagdbare Hirſch, welcher mehr Erfahrung von Gefahren hat, auch behutſamer, als der ſchlecht jagdbare, er wählt ſich mit mehrerer Sorgfalt gute Stellen zum Aeßen, und weidet mit mehrerer Gelaſſenheit, welches aus ſeiner Loſung, wovon ich weiter unten ſprechen werde, zu erkennen iſt.

Bey einem *alten Capital-Hirſch* iſt, in Vergleichung gegen einen völlig und einen ſchlecht jagdbaren Hirſch, die Fährte klein und ſchmal, die Sohle eingeſchrumpft, die Schalen ſind weit ſchwächer und abgenutzter, die Spitzen zwar weit ſtärker, allein völlig ſtumpf und geſchloſſen, und er greift damit viel mehr Erde auf, als ehedem. Er iſt nunmehr ſo kurz gefeſſelt, daß man zwiſchen die Ferſe und die dicken abgelaufenen Afterklauen kaum den Daumen ſtecken kann, und ſein Wandel iſt auch ganz anders beſchaffen, als der

der Wandel des ſchlecht jagdbaren Hirſches; denn er tritt mit vier feſt geſchloſſenen Klauen, bleibt mit den Hinterläufen 3 bis 4 Finger breit von der Vorderfährte entfernt, und ſetzt ſie in dieſer beſtändigen Entfernung etwas ſeitwärts. Dieſer Tritt heißt in der Jägerſprache der Nachlaß, Hinterlaß, das Zurückbleiben, oder auch die Erfüllung, Fr. tarder.

Bey allen dieſen Unterſuchungen der verſchiedenen Hirſchfährten muß man allemal ſorgfältig den Boden, auf welchem der Hirſch ſteht, in Betrachtung ziehen, und die oben deshalb gegebenen Regeln wohl in Acht nehmen. Auch muß man nicht vergeſſen, daß der Hirſch in der Brunftzeit aus entfernten Gegenden kömmt, um Thiere aufzuſuchen, damit man keinen fremden Gaſt für einen einheimiſchen anſpreche.

Außer den bisher beſchriebenen Fährten, muß ein Jäger aber auch eine Kenntniß derjenigen zu erlangen ſuchen, die von Nebenumſtänden abhängen, oder zu welchen ein Spiel der Natur Anlaß gegeben hat, indem zuweilen Hirſche mit unförmlichen Füßen und verdrehten Aſterklauen geboren werden. Hiebey muß man beſonders Acht haben, ob die Aſterklauen mehr oder weniger geſpalten ſind, und ob eine mehr als die andere abgenutzt, oder eine länger, als die andere, iſt. Ferner muß man beobachten, ob die Ballen an beyden Seiten gleich ſtark und rund ſind, ob eine Schale nicht abgenutzter als die andere iſt, ob dieſe Abnutzung ſich am Vorder- oder Hinterlaufe äußert, und ob eine Spitze am rechten oder linken Laufe ein- oder auswärts, nicht länger oder abgeründeter iſt, als die andere. Hienächſt bemerke man, ob der Hirſch, ehe er aufgetrieben wird, oder gleich zu Anfange der Jagd, ſeine Läufe regulär einſetzt, und nicht etwa ſtärker mit den Ballen als mit der Spitze, oder umgekehrt, ſtärker mit der Spitze als mit den Ballen, eintritt, als wozu irgend eine heftige Anſtrengung der Nerven und Seh-

nen im Laufen, oder eine, ehedem in den Blättern oder Läufen empfangene Schußwunde Gelegenheit geben kann. Von dergleichen Zufällen wird die Natur des Hirſches oft dermaßen geſchwächt, daß der Fuß einſchrumpft, und die Fährte mithin ein ganz anderes Anſehen bekömmt. Zuweilen geſchieht es auch, daß der Hirſch, wenn er über Steine ſetzt, ſich etwas von den Klauen abſtößt; und an dieſem Abgange von ſeinem Horne kann man ihn beſonders bey Wechſelfährten ſehr deutlich erkennen, inſonderheit wenn man bemerkt, an welchem Laufe er Schaden genommen hat.

Alle Hirſche überhaupt, und ſogar diejenigen, die man Paßgänger nennt, haben ihren ſichern und abgemeſſenen Schritt, außer in Fällen und Jahrszeiten, deren ich jetzt gedenken werde, und außer welchen man ſie zuverläſſig darnach in Anſehung ihres Alters anſprechen kann.

Durch den **Schritt** oder **Wandel eines Hirſches** verſteht man die Entfernung einer Fährte von der andern. Aus dieſer Entfernung, und der Art, wie die Fährten in den Boden eingedrückt ſind, erlangen die Jäger ſo nützliche Kenntniſſe, daß ſie daran nicht allein einen Hirſch von einem Thiere unterſcheiden, ſondern auch ſeine Geſtalt und Stärke beurtheilen, und ſchließen, ob er verwundet iſt, abgeworfen hat, heftig gejagt worden, oder ſehr feiſt iſt.

Ein junger Hirſch tritt allemal mit dem Hinterlaufe bis zur Hälfte in die vordere Fährte. Ein ſchlecht jagdbarer Hirſch ſetzt den Hinterlauf bis an den Rand der Ferſe der Vorderfährte. Ein völlig jagdbarer Hirſch tritt mit dem Hinterlaufe einen Finger, oder, wenn er ſehr feiſt iſt, auch wohl einen Daumen breit hinter die Vorderfährte, und greift Erde auf. Ein Capitalhirſch ſtellt die Hinterläufe 4 Finger breit etwas auswärts hinter die Vorderfährte, und

greift noch mehr Erde auf, als ein ſchlecht jagdbarer Hirſch. Dieſe von dem feſt eingedruckten Ballen aufgeriſſene und in Geſtalt eines kleinen Hügels ſtehen gebliebene Erde in der Fährte des Hirſches, welches Zeichen in einem Fetten oder naſſen, und lehmige Boden genau zu erkennen iſt, wird bey den Jägern das Bürgel (*), der Burgſtall, oder das Burgſtadel; und wenn die Erde nur mit den Spitzen geklemmt iſt, der Faden oder das Fädlein, genannt. Wenn der Boden hart iſt, und es etwas darauf regnet, ſo zwingt und behält der Hirſch, wenn er vom Felde gen Holze zieht, wo fetter Boden iſt, das Erdreich in und an den Schalen an ſich, nimmt es, zuweilen faſt wie ein kleiner Teller groß, mit fort, und läßt es hernach fallen, da man es denn gemeiniglich vor dem Holze findet. Solches heißt bey den Jägern das Inſiegel. Wenn der Hirſch über naſſe Wieſen oder Brücher geht, ſo hebt er die Erde oder den Koth über der Schale mit heraus, und läßt es ſo umgekehrt vor der Fährte liegen; dieſes nennen die Jäger das hohe Inſiegel. Alle irreguläre Schritte des Hirſches, wenn er nämlich mit den Hinterläufen über die Vorderfährten hinaus, oder daneben ein= oder auswärts ſchreitet, werden im Franz. méjuger genannt; und man ſagt von einem ſolchen Hirſche: il ſe méjuge. Den Beytritt macht ein Hirſch, wenn er etwa 1 Finger breit mit dem Hinterlaufe neben den vordern tritt. Gemeiniglich thun dieſes die feiſten Hirſche, bisweilen auch tragende Thiere, die letztern aber nur in einzelen Schritten. Je weiter dieſer Beytritt aus einander ſteht, einen deſto ſtärkern und feiſtern Hirſch pflegt es anzuzeigen. Tritt ein Hirſch gerade in die vorderſte Fährte, und macht ſie etwas länger oder breiter, als ſie gewöhnlich iſt, ſo nennt der

(*) Bürgel iſt vermuthlich das Diminut. von Berg, Birg, und ſollte daher billig Birgel lauten und geſchrieben werden.

der Jäger dergleichen Tritt eine Blende, oder einen Blendetritt, weil ein ſolcher Tritt den Jäger gleichſam verblendet, daß er den Hirſch für größer und ſtärker, als er iſt, und einen ſchlechten Hirſch für einen guten anſpricht. Kömmt aber der Hirſch, welches faſt kein Thier zu thun pflegt, mit den hintern und vordern Schalen gerade in einander, als ob es mit den Schalen von einem Laufe geſchehen wird, ſo wird dieſes der Schluß genannt.

Ein weiter Schritt iſt das Zeichen eines großen, ſchlanken, und mithin flüchtigen Hirſches, der von beſſerer Dauer iſt, als ein Hirſch, welcher kurz ſchreitet. Ueberhaupt ſchreitet der Hirſch, und wenn er auch nur von 4 bis 6 Enden wäre, weiter als das Thier. Er geht auch beſtändig aus einander (geſchränkt), dergeſtalt, daß die rechte und linke Fährte nicht gerade hinter einander kommen, ſondern ausſehen, als wären ihrer zween geweſen. Dieſes kann ein Thier ſelten ſo machen; und wenn es gleich 3 oder 4 Fährten alſo zeigt, ſo kömmt es doch gerade wieder hinter einander. Auf dieſes und das vorhergehende Zeichen iſt inſonderheit in ſandigem Boden gut anzuſprechen; und man kann den Satz zur Regel annehmen, daß ein Hirſch, welcher 1 ½ Schuh ſchreitet, für jagdbar anzuſprechen iſt, und 10 Enden tragen kann.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich einem angehenden Weidmanne anrathen, daß, wenn er im feſten Boden die Breite der Fährte bemerkt, ob es ein guter und ſchlechter Hirſch iſt, er ſie alsdann mit ſeinen Schuhen meſſe, den Abſatz von einem Schuh an einer Fährte dicht vor, und wieder den andern Schuh dicht daran, gerade nach der andern Fährte ſetze, und genau Acht gebe, wie weit er mit den Schuhen an die Fährte, die vor ihm iſt, gekommen, wenn es ein Hirſch von 18 oder 12 Enden zu ſeyn ſcheint. Hat er ſich nun hiedurch gleichſam einen Maßſtab gemacht, wonach er die Länge der Schritte eines Hirſches, nach Maßgebung ſeiner Stärke und Gehörne, beurtheilen kann, ſo wird dieſes ihm bey ſandigem Boden und im Schnee ſehr wohl zu Statten kommen, da man keine reine

Fährte, als nur Schritt und Schrank, bemerken kann; wie denn überhaupt kein ſchlimmeres Anſprechen der Fährte iſt, als bey trocknem laufenden Sande, und tiefem Schnee.

Alle jagdbare Hirſche haben, wie geſagt, jederzeit einen weiten Schritt, vom Julius aber bis zu Ende des Auguſtes treten ſie kürzer, als ſonſt. Die Urſache davon iſt, weil ſie in dieſen Monaten auf den reichen Kornfeldern ſtark geäßet, und ſehr am Wildbret zugenommen haben, welches ihnen ſo ſchwer auf den Blättern und dem Kreuze liegt, daß ſie mit den Läufen nicht ſo weit, als zu andern Jahrszeiten, vorgreifen können. Die Hirſche ſind um dieſe Zeit auch nicht recht im Athem, und werden auf einer Parforcejagd bald gefangen; indeſſen iſt ihr Schritt, ungeachtet er kürzer iſt, doch immer regulär, in der Brunftzeit ausgenommen, oder wenn ſie das Gehörn abgeworfen haben, oder auch, wenn ſie verwundet oder ſcharf gejagt worden ſind.

An dem Schritte kann man auch erkennen, wenn die Hirſche das Gehörn abgeworfen haben, wenn ſie nämlich mit dem Hinterlaufe über die vordere Fährten wegſchreiten, welches die Jäger das Uebereilen nennen; doch gilt dieſes nicht von jungen Hirſchen, deren Gehörn noch ſehr leicht iſt, ſondern iſt nur von völlig und ſchlecht jagdbaren Hirſchen zu verſtehen. Ihr Wandel iſt alsdann irregulär, weil ſie ſich nach dem abgeworfenen Geweihe mit einemmal leichter fühlen, da daſſelbe ſie ſonſt in einer Art von Gleichgewichte erhält; ſo bald ſie daher wieder aufgeſetzt haben, iſt der Schritt auch wieder regulär.

Ferner läßt ſich aus dem Schritte beurtheilen, ob der Hirſch irgend einen Schaden hat, oder von Hunden auf das äußerſte gebracht worden iſt; denn alsdann iſt der Schritt ſehr groß und übereilt, die Ballen, Spitzen und Schalen ſind abgenutzt, er greift in weichen und harten Boden mit offenen Klauen, und ließe

ſich

ſich nach der Fährte ſtärker anſprechen, als er wirklich iſt, wiewohl man aus dem ganzen Fuße und den Afterklauen dennoch ſeine wahre Stärke beſtimmen kann.

Ein Hirſch, welcher ſchon vor der Meute geweſen iſt, verbirgt ſich gemeiniglich, um ſich von ſeinen Strapazen zu erholen. Er äßet alsdann in den ſtärkſten Dickichten, iſt aber dabey ſtets ſchüchtern und wachſam, weil er immer befürchtet, daß ihm die Hunde wieder auf den Hals kommen. Er iſt alsdann auch ſo liſtig, daß er ſich nicht eher niederläßt, als bis er einigemal aus ſeinem Dickichte heraus getreten iſt, und ſich umgeſehen hat; und alsdann begiebt er ſich einige Hänſeſeile weit darin zur Ruhe, die meiſte Zeit aber iſt er auf den Beinen, und ſteht immer unter Wind. Ein ſolcher Hirſch muß alſo mit aller Vorſicht beſtätiget werden; denn ſo bald er Menſchen oder Hunde wittert, reißt er aus, und läßt ſich nicht beſtätigen; oder wenn er ja Stand hält, wird es in einer weiten Entfernung ſeyn. Die Meute muß daher gut an ihn gebracht werden; und wenn man einen ſolchen Hirſch jagen will, iſt es rathſam, ein gutes Frühſtück zu ſich zu nehmen, weil man verſichert ſeyn kann, daß die Jagd lange währen, und der Hirſch viel zu ſchaffen machen wird.

Es müſſen ſchon ſehr viele Hirſche in einem Walde ſeyn, wenn ſich darunter 3 oder 4 Paßgänger befinden ſollen. So wie dergleichen Hirſche allmählig alt werden, kommen ihre Hinterfährten dicht an den Vorderfährten zu ſtehen, weil der Wanſt des Hirſches, mit zunehmendem Alter, breiter und dicker wird, und er alſo mit den Läufen nicht ſo weit ſchreiten kann.

Der Schritt der Thiere iſt von dem Schritte der Hirſche leicht zu unterſcheiden; denn er iſt keinesweges regulär, und ein Thier ſetzt den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben der Vorderfährte; zuweilen tritt es gerade in dieſe Fährte, und ein andermal tritt es

über. Wenn die Thiere indeſſen tragend und mithin ſchwerer ſind, treten ſie wohl bisweilen 10 bis 12 Schritt regulär, allein es iſt nicht von Beſtand. Ueberdies ſind die Hirſchfährten größer, er macht nicht nur einen größern Tritt, ſondern drückt auch die Ballen weit ſtärker, als ein Thier aus, und er geht allzeit hinter dem Thiere.

Die Fährte und der Schritt eines trächtigen Thieres läßt ſich am beſten, wenn die Frucht um St. Georgentag über die Hälfte iſt, betrachten. Weil das Kalb im Hintertheile des Leibes liegt, ſo bleibt der Hinterlauf eine Spanne mehr zurück, und das Thier ſetzt ſolchen zur Seite neben aus, weil es ſeine Frucht ſchonet, und mit der Keule nicht vorſchieben will, indem die Frucht, wo ſie liegt, ſolche Seite ausgefüllt und eingenommen hat. Wenn nun das Thier geht und ſchreitet, tritt es mit demſelben Hinterlaufe viel tiefer ein, ſchleift bisweilen auf der Erde neben aus, und bleibt zurück. Daß es, wenn es ſteht, und ſich auf den rechten Hinterlauf ſtämmet, ein Zeichen ſey, daß es ein Hirſchkalb trage, ſo wie das Stämmen auf den linken Hinterlauf in Wildkalb bedeute, iſt keine allgemeine Wahrheit.

Man kann den Hirſch nur alsdann nach ſeinem Wandel anſprechen, wenn er gelaſſen, d. h. wenn er den Schritt geht; denn wenn er flüchtig iſt, fällt alle Beurtheilung weg. Alles, was man an ſeiner Flucht wahrnehmen kann, iſt, ob er ſich bald ſtellen wird; den kurz vorher iſt ſeine Spur nicht gerade, ſondern er taumelt von einer Seite zur andern. Indeſſen iſt es doch nicht undienlich, wenn der Hirſch aufgetrieben wird, ſeine flüchtige Fährte zu betrachten, nicht zwar, um ihn danach anzuſprechen, weil ſolches, wie ich ſchon geſagt habe, nach einer flüchtigen Fährte unmöglich iſt, ſondern um ihn bey Wechſelfährten an der Art, wie er ſeine Klauen öffnet und ſeine Läufe einſetzt, zu erkennen.

Um ſich von den Fährten und dem Wandel des Hirſches einen deutlichen Begriff zu machen, ſehe man die Kupferabbildungen nach,

Fig. 1350 a), iſt die Fährte eines Thieres oder einer Hirſch-kuh.

Fig. 1350 b), die Fährte eines Hirſchkalbes.

Fig. 1350 c), die Fährte eines jungen Hirſches. a, die ſchwammichten Ballen. b, die Geäſter.

Fig. 1350 d), die Fährte eines unjagdbaren Hirſches. a, die Ballen. b, die Schalen. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, das Geäſter.

Fig. 1350 e), die runde Fährte eines Hirſches von 10 Enden. a, die Ballen. b, die innern Wände. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, breites Geäſter.

Fig. 1350 f), Fährte, die ſo lang als breit iſt.

Fig. 1350 g), Fährte eines alten Hirſches. a, abgenutzte Schalen. b, enges Geäſter.

Fig. 1351 a), der Hirſch im Gange. a, Schritt. b, Schrank.

Fig. 1351 b), flüchtige Fährte.

Wenn es ſtark geregnet hat, und der Boden recht weich iſt, ſagen die franzöſiſchen Jäger im Sprichwort, daß den Eſeln das Buch offen ſteht; mit welcher Redensart ſie andeuten wollen, daß ein Piqueur, der einen Hirſch nur bey ſchönem günſtigen Wetter, d. h. wenn der Boden feucht und weich iſt, aus der Fährte anzuſprechen verſteht, drey Theile vom Jahre, wo der Boden trocken iſt, ein ſehr unbrauchbarer Menſch ſey, und jenen ſchimpflichen Beynamen um ſo mehr verdiene, als er die Kennzeichen nicht verſteht, die einem geſchickten Piqueur bey trockner Jahrszeit zu Statten kommen.

Zu dieſen Kennzeichen gehört unter andern auch der Koth des Hirſches, die Hirſchloſung, oder das Hirſchgelos, Fr. Fumées, deren Kenntniß beſonders im May, Jun., Jul. und Auguſt untrieglicher und nützlicher, als in den andern Monaten, iſt, weil die Hirſche alsdann überflüſſiges Geäß in den Wäldern haben, wenig auf die Kornfelder ziehen, und mithin ſchwer aufzuſpüren, anzuſprechen und zu beſtätigen ſind.

An der Loſung kann man nicht allein den Hirſch von dem Thiere, ſondern auch die Hirſche verſchiedenen Alters von einander unterſcheiden. Um aber davon eine genaue Kenntniß zu erlangen, muß man wiſſen: 1. daß die Loſung in den verſchiedenen Jahrszeiten ihre Geſtalt verändert, und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil der Hirſch verſchiedene Nahrung zu ſich nimmt; 2. daß dieſe Veränderung nach Verſchiedenheit der Länder und des Bodens, ſo wie die Brunſt, auch verſchieden, und um 14 Tage früher oder ſpäter einfällt. Die Urſache hievon liegt vermuthlich in dem kältern oder wärmern Himmelsſtriche, und weil die jungen Bäume und friſchen Kräuter in dem einen Lande früher ausſchlagen, als in dem andern.

Die Hirſche werfen ihre Loſung in fünf verſchiedene Geſtalten aus; nämlich: in ſtarken Klumpen oder Haufen, Fr. Fumées en plateaux, in Zapfen, Fr. Bouſards; in Geſtalt der Trauben, Fr. Fumées en troches; oder in an einander hängenden Zäpfchen, wie ein Roſenkranz; und endlich in einzelnen verzettelten Lorbeeren (Kötheln oder Kötteln), Fr. Fumées formées.

Ich habe ſchon geſagt, daß die Hirſche, je älter ſie werden, deſto früh zeitiger alle ihre Veränderungen vornehmen. Bey alten Hirſchen verändert alſo die Loſung am erſten ihre Geſtalt, und ſo werfen ſie Capital und jagdbare Hirſche ſchon in Zapfen aus, wenn ſie die ſchlecht jagdaren Hirſche noch in Klumpen auswerfen; und dieſe letztern laſſen ſie ſchon in Geſtalt der Trauben fallen, wenn Hirſche vom vierten Kopfe ſie noch in Zapfen auswerfen, ſo daß hierunter oft eine Verſchiedenheit von 14 Tagen Statt findet.

Die Veränderung der Loſung, da dieſelbe bald ganz, bald halb hart, bald weich iſt, hat ihren natürlichen Grund in der Verſchiedenheit der Nahrung. So lange die Hirſche harte und trockne Aeßung haben,

iſt

iſt ihre Loſung von ähnlicher Beſchaffenheit. Allein in den Monaten April und May, wo die jungen Bäume und friſchen Kräuter ausſchlagen, und alle dieſe junge Naturproducte, wovon ſich der Hirſch nähret, noch ſehr weich und zart ſind, iſt es ganz natürlich, daß die Subſtanz aller dieſer Nahrungsmittel, die noch zu keiner völligen Reife gelanget ſind, in dem Körper des Hirſches eine Veränderung verurſache, und er mithin weichere Loſung auswerfe. Vom Ausgange des Mayes bis zur Mitte des Junius werfen die geſunden Hirſche ihre Loſung in Zapfen aus, die beynahe 1 Zoll dick ſind, und dieſe Veränderung iſt ſchon ſehr auffallend; denn ob dieſe Zapfen gleich noch weich ſind, ſo ſind ſie es doch nicht ſo ſehr als die Fladen, weil das junge Holz und die Pflanzen ſchon ſtärker geworden ſind. Wenn hienächſt vom Ende des Jun. bis zur Mitte des Jul. die Hirſche ihre Loſung in Geſtalt einer Traube auswerfen, ſo zeigt dieſes abermal einen gröſſern Wachsthum der Pflanzeu an; denn um dieſe Zeit ſchießen die Kräuter nicht mehr in die Höhe, und alles Getraide iſt völlig reif; daher dann auch die Loſung meiſtentheils hart iſt. Von der Mitte des Jul. bis in die erſten Tage des Auguſtes hängt die Loſung in Geſtalt eines Roſenkranzes an einander, welches beweiſet, daß der Hirſch gute Aeßung gehabt hat, und feiſt iſt. Gegen die Mitte des Auguſtes werfen endlich die Capital= die völlig und die ſchlecht jagdbaren Hirſche ganz trockne, ſchwarze und harte Loſung in Geſtalt der Schaflorbeeren aus. Dieſes währet bis zur Brunft, wo ſich die Loſung mehr oder weniger verändert, nachdem ſich der Hirſch mehr oder weniger ſtrappazirt. So bald aber die Brunft vorbey iſt, bekömmt ſie wieder ihre vorige Geſtalt.

Da wir nunmehr mit den verſchiedenen Geſtalten der Loſung in den verſchiedenen Jahrszeiten bekannt ſind: ſo müſſen wir auch an dieſer Loſung Hirſche von

Thieren, und Thiere von verſchiedenem Alter zu unterſcheiden wiſſen.

Was zuvörderſt die Loſung in Haufen betrifft: ſo werfen die geſunden jagdbaren Hirſche ſolche weit ſtärker und dicker, allein in geringerer Anzahl, als die jungen Hirſche, aus. Bey einem alten Hirſch iſt dieſe Loſung runzelig und wohl zermalmet, bey einem jungen Hirſch aber ganz eben, und ſchlechter verdauet. Die Loſung in Zapfen, iſt von einem jagdbaren Hirſch breit, dick, runzelig, gut zermalmet, und mit einem gelben zähen Schleim überzogen, weil der Hirſch anfängt feiſt zu werden; der junge Hirſch hingegen verwendet alle ſeine Nahrung auf ſeinen Wachsthum, daher iſt dieſe ſeine Loſung viel weißer, nicht runzelig, weder breit noch dick, und mit keinem Schleim überzogen, und er wirft ſie weit häuſiger aus, als der alte Hirſch. Die wie eine Traube geſtaltete Loſung werfen die jagdbaren Hirſche aus, wenn die jungen Hirſche noch Zapfen auswerfen. Wenn aber die Zeit herbey kömmt, wo alle Hirſche insgeſamt die Loſung in einzelnen Lorbeeren fallen laſſen, ſind die vom jagdbaren Hirſch ſtark, ſchwer, runzelig und gut verdauet; und wenn ſie Zäpfchen haben, ſind dieſelben dick und kurz; an denen aber, die dergleichen nicht haben, findet man Stückchen Fett; bey einem jungen Hirſch hingegen ſind die Lorbeeren leicht, weder ſchrumpfig noch ſtark zermalmt, und einige ſind in kleine Näpfchen eingefaßt, fallen auch von einem jungen Hirſch in weit größerer Anzahl, als von einem alten.

Wenn die ſtarken Hirſche anfangen abzuwerfen, bekömmt ihre Loſung eine andere Geſtalt und Farbe; und um eben dieſe Zeit iſt die Loſung der jungen Hirſche, die alsdann noch nicht abwerfen, geformt und gelblich (Fr. Fumées dorées), aber nicht ſo runzelig und zermalmt.

Es giebt eine Jahrszeit, wo die großen gelten Thiere, wegen ihrer Schwere und großen Fährte, einen Anfänger leicht verführen und in ſeinem Urtheil irrig machen können. Die Loſung dieſer Thiere iſt, wegen ihrer hitzigen Natur, der Loſung der Capital- und der jagdbaren Hirſche ziemlich ähnlich, weil ſie ebenfalls ſtark, runzelig und zermalmt iſt; allein, man kann ſie daran unterſcheiden, daß um die Zeit, wo die Thiere ſie dergeſtalt auswerfen, der Hirſch ſie in Haufen auswirft. Die Loſung von einem Hirſch iſt auch beſſer geformt, und die Spitzen daran ſind kürzer, dicker und regulärer, als bey einem Thiere. Wenn man eine ſolche Loſung zerbricht, ſo findet man gemeiniglich ein Strohhälmchen, worauf ſie gedrehet iſt, und noch öfter einen kleinen Kern, in der Größe eines ſchwarzen Kümmelkornes, welches man in der Loſung der Thiere nicht antrifft. Dieſe ſind mehrentheils in Näpfchen eingeſchloſſen, die Spitzen daran ſind von einer Länge, und nicht ſo ſtark als bey einem Hirſch, haben auch nicht, wie dieſe, kleine Stückchen Fett.

Was den Unterſchied der Loſung eines jungen Hirſches von der Loſung eines Thieres betrifft, ſo iſt jene beſſer, als dieſe, geformt, die Spitzen ſind ſtärker und kürzer, ſie fallen mehr ins Gelbliche, und das Thier wirft ſie in größerer Menge aus, weil es gefräßiger iſt als der Hirſch.

Aus allem, was ich bisher von der Loſung geſagt habe, laſſen ſich nun folgende Schlüſſe machen.

1. Die Loſung in Haufen muß nach der Jahrszeit und nach ihrer Beſchaffenheit und Menge beurtheilet werden; denn wenn man ſchon in der Mitte des Aprils einen weichen, einer Fauſt großen Haufen antrifft, ſo kan man verſichert ſeyn, daß er von einem ſtarken Hirſche iſt, welcher ſchon beynahe friſch aufgeſezt hat; denn der junge Hirſch wirft die Loſung um dieſe Zeit noch nicht in dieſer Geſtalt, nicht ſo häufig und nicht ſo weich aus. Dabey beobachte man, ob die Loſung nicht von einem Hirſche iſt, welcher ſich verbirgt; denn in ſolchem Falle iſt dieſelbe mager, trocken, ſpitzig, und bey weitem nicht ſo

ſtark, als wenn der Hirſch alle Nacht auf Aeßung geht. Wenn ein Hirſch ſich verbirgt, weil er verwundet oder überjagt iſt, ſo äßet er faſt gar nicht, und es iſt alſo natürlich, daß dieſes einen Einfluß auf die Loſung hat. Seine geſchwächte Geſundheit und Müdigkeit verurſachet, daß er nicht zunimmt, ſpät und kümmerlich aufſetzt, und ſehr ſpät auf die Brunft tritt.

2. Loſung, die man in der Mitte des Mayes in weichen Zapfen findet, iſt von einem geſunden muntern Hirſch.

3. Loſung, die man in der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Julius, in Geſtalt ſtarker an einander hängender Trauben antrifft, iſt, zumal wenn ſie ſtark, runzelig, gelb und ſchleimig iſt, gewiß von einem geſunden Hirſch, der ſich nicht verbirgt.

4. Loſung, die zu Ende des Julius, und in den erſten Tagen des Auguſtes, wie ein Roſenkranz an einander hängend, und in einer Art eines ſchleimigen Darmes eingeſchloſſen iſt, und wenige Tage danach bis zur Brunftzeit (wo ſie bey einigen Hirſchen ſo verändert iſt, daß man nichts davon urtheilen kann,) in ganz abgeſonderten, dicken, gelben und völlig geformten Lorbeeren in kleiner Menge ausgeworfen wird, iſt zuverläſſig von einem ſtarken feiſten Hirſch; und ein Jäger, welcher bey trocknem Boden kein anderes Kennzeichen von ihm haben kann, kann ihn hienach ſicher als einen jagdbaren Hirſch vor die Meute bringen. Die ſchlecht jagdbaren Hirſche werfen zwar beynahe eine ähnliche Loſung aus, allein ſie thun ſolches ſpäter, und die Lorbeeren ſind kleiner, runder, und nicht ſo ſchleimig.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß die am Tage ausgeworfene Loſung beſſer zermalmt und verdauet iſt, als die Nachtloſung, weil der Hirſch den Tag über mehr und ſtärker wiederkäuet, als bey der Nacht; und daß die Loſung der Thiere mager und leicht iſt, auch niemals mit den oben angeführten Jahrszeiten übereinſtimmt; denn zu Anfange des Jahres gehen die gedachten Veränderungen der Loſung bey den Thieren früher, und beym Schluſſe des Jahres ſpäter vor ſich.

Im Frühlinge pflegen die Hirſche die Geweihe zu verlieren, oder, wie es die Jäger nennen, abzuwerfen, Fr. mettre bas. Das Gehörn löſet ſich von ſelbſt, indem es ſich von dem Roſenſtocke trennt, und dergeſtalt in die Höhe giebt, daß man einen Streifen oder

Wulſt rothes Wildbret rund um die Roſen des Gehörnes gewahr wird. Zween bis drey Tage nach dieſer Erſcheinung fällt die Stange entweder von ſelbſt, oder durch eine geringe äußere Gewalt, indem es an einem Aſte anſtößt, ab. Nur ſelten werden beyde Stangen zu gleicher Zeit abfallen; und oft behält der Hirſch die andere Stange zween bis drey Tage, nachdem er die erſte abgeworfen hat. Die ſtarken oder alten Hirſche werfen zuerſt ab, zu Ende des Februar, oder im Anfange des März; die jagdbaren oder die Hirſche von 10 Enden, zu Ende des März, die ſchlecht jagdbaren im April, und die ſchlechten Hirſche im Anfange des May, ſo wie die Spießer zu Ende deſſelben. Dieſes leidet aber öfters Abweichungen, durch verſchiedene äußere Umſtände, und man ſieht bisweilen alte Hirſche ſpäter, als die jüngern, abwerfen. Gemeiniglich iſt das ſpätere Abwerfen eine Folge eines langen und harten Winters

Nachricht von einem Hirſch, welcher ſein Geweih bereits im November abgeworfen, ſt. im 35. Verſ. der Bresl. Samml. v. Febr. 1726, S. 248.

Jo. Caſp. Müllers Relation von dem jährlichen Abwerfen der Hirſchgeweihe, ſt. im 31. Verſ. derſ. Febr. 1725, Cl. 4, Art. 12.

Ge. Ern. *Stahl* de cornu cervi deciduo progr. Hal. 1699, 4.

Obſervations ſur la cauſe de la chûte du bois ou des cornes des Cerfs, par Mr. le Comte de *Villiamſon*, ſt. im 4. Th. der Memoir. de Math. et de Phyſ. preſentés à l'Acad. R. d. Sc. par div. Sav. à Par. 1763, 4. S. 336 -- 350. Der Hr. Verf. ſchreibt das Abfallen der Geweihe ſo wenig dem Mangel der Nahrung zu, daß vielmehr ein allzu großer Zufluß des Blutes die Schuld hat.

Wenn die Hirſche abgeworfen haben, trennen ſie ſich von einander, und es halten ſich nur allein die jungen Hirſche noch beyſammen. Sie bleiben alsdann nicht im Stangengehölze, ſondern ſuchen offene Gegenden, niedrige Gebüſche und junge Schläge, wo ſie den ganzen Sommer bleiben, bis ſie wieder aufgeſetzt, d. h. neues Gehörn bekommen haben. Das noch weiche, junge, mit einem Baſte überzogene Geweih, führt

bey

bey den Jägern den Namen der Hirſchkolben, Lat. Typhi, Fr. Cornichons, oder Crue du cerf. Daher wird ein Hirſch, ſo lange er noch kein völlig verecktes Geweih hat, bey den Jägern Kolbenhirſch genannt. Um dieſe Zeit tragen die Hirſche den Kopf niedrig vor ſich hingeſtreckt, aus Furcht, das noch zarte Gehörn an den Aeſten der Bäume zu verletzen, weil daſſelbe, ſo lange es ſeinen ganzen Wachsthum noch nicht erreicht hat, oder, nach der Jägerſprache, ſo lange der Hirſch noch nicht vereckt hat, ſehr empfindlich iſt. Dieſes Verecken des Gehörnes geſchieht bey alten Hirſchen erſt gegen Ende des Julius; die jungen und geringen Hirſche werfen ſpäter ab, und ſetzen daher auch ſpäter auf, und ihr Gehörn gelangt erſt gegen die Mitte oder das Ende des Auguſtes zu ſeiner Vollkommenheit. Sobald der Hirſch völlig vereckt hat, ſucht er ſein neues Gehörn von der rauhen Haut (dem Baſt), unter welcher es ſeinen Wachsthum erreicht hat, und womit es umgeben iſt, zu ſäubern. In dieſer Abſicht reiben ſie es zuerſt gegen zarte Reiſer, und probiren, ob es noch ſo empfindlich iſt, als es anfänglich war. Wenn ſie die erſte Probe ohne Schmerzen aushalten können, reiben ſie ſich an dem jungen Aufſchlag, ſchälen die Borke ab, und beugen die zarten Stämme bis auf die Erde. Die Jäger nennen dieſes: der Hirſch fegt oder ſchlägt ſein Gehörn, oder der Hirſch fegt; und die von dem neu angewachſenen Gehörne abgeſchlagene oder abgeſtreifte rauhe Haut, das Gefege, Beſchlächt, Beſchläge, oder Dickmaß (Dickmaſt). Die kleinen hölzernen Bande oder Bindegerten, die man ganz abgerieben antrifft, weil der Hirſch daran gefegt hat, heißen im Franz. Hardois. Die ſtarken Hirſche, die ſchon mehr am Kopfe aushalten können, laſſen es bey ſolchem leichten Abſtreifen an jungen Kiefern, Fichten, Tannen, Sahlweiden, Eichen, Birken und Aeſpen, nicht bewenden, ſondern verrichten dieſes an ſtarken

Stäm-

Stämmen, wo man ſo gar die ſchlecht und völlig jagdbaren und die Capitalhirſche unterſcheiden kann, weil ſie, nach dem Verhältniß ihres Alters, mit den Enden tiefer oder flächer in das Holz fahren, auch bey den ganz alten Hirſchen die Spitzen der Enden ſtärker ſind, als bey den andern.

Dieſes Fegen geſchieht gemeiniglich um Johannis, oft in einer Nacht; indem man bisweilen in einem Jagen Hirſche eingeſtellet hat, die noch den Baſt auf den Gehörnen hatten, und die ſich den folgenden Tag bey dem Abjagen mit einem ganz geſegten Gehörne gezeigt haben. Es iſt ſelten, daß man die abgeſchlagene rauhe Haut oder das Gefege findet, und viele alte Jäger behaupten, daß ſie von dem Hirſche ſelbſt verzehret werde. Als man vormals in der Arzneykunde dem Thierreiche ganz beſondere Kräfte und Eigenſchaften zuſchrieb, wurde ein ſolches Gefege theuer bezahlet, und als eine köſtliche Sache von großer Wirkung für die Menſchen in vielen Zufällen angeprieſen; doch hatte es dieſen vermeintlichen hohen Werth wohl mehr ſeiner Seltenheit, als ſeinen innern Eigenſchaften zu danken.

Ein ſehr alter Hirſch von 24 und mehr Enden, und ein geringer von 4 bis 6 Enden, verecken die Spitzen der Enden unter dem Baſt nicht ſo vollkommen, als die ſtarken Hirſche, welche noch völlig bey Kräften ſind. Ihre Enden pflegen noch immer etwas zu ſchweißen, indem ſie fegen, doch wiſſen ſie es ſo gut an den von Thau benetzten Büſchen abzuwiſchen, daß man wenig davon merkt. So bald das Gefege herunter iſt, findet man das Gehörn weiß von Anſehen. In ungefähr 14 Tagen erhält es wieder ſeine vollkommene ſchwarze, braune oder gelbliche Farbe. Daß daſſelbe von dem Safte des Baumes, an den die Hirſche fegen, ſeine Farbe erhalte, und z. B. von der Büche und Birke röthlich, von der Eiche braun, von der Hainbüche und

Aeſp.

Aeſpe ſchwärzlich, werde, iſt ganz unwahrſcheinlich, und durch die Erfahrung nicht zu beweiſen, indem Hirſche, die an Orten, wo gar kein Baum war, eingeſchloſſen geweſen, oder in Ställen unter den Pferden angehalftert geſtanden, das Gehörn eben ſo gefärbt haben, als die im Walde. Der Unterſchied der verſchiedenen Farben deſſelben richtet ſich vielmehr nach der Farbe des Haares. Dunkle Hirſche haben ein ſchwärzeres, und helle ein weißliches Gehörn.

Zu Deſſau hatte Prinz Leopold Maximilian, 1721, in ſeinem Reittſtalle einen Hirſch 5 Jahre gehalten, an dem ſich die beſondere Merkwürdigkeit ereignete, daß er in einem Jahre dreymal, (d. 15. Jan., den 17. May und 18. Dec.) abwarf und aufſetzte, bald hernach aber aus Entkräftung crepirte. Sein Gehörn war zwar vollkommen und gefegt, aber nicht vollkommen vereckt.

Wenn die ſchlecht jagdbaren Hirſche in der Mitte des Mayes, und die jungen Hirſche in den erſten Tagen des Junius halb aufgeſetzt haben, werden ſie nach ihrem Gewende in vier= oder fünfjährigem Aufſchlag angeſprochen; denn daſelbſt halten ſie ſich um dieſe Zeit am liebſten auf, weil das junge Holz gegen ihr noch zartes und empfindliches Gehörn nachgiebt. Wenn die Hirſche in dieſe junge Aufſchläge treten, treiben ſie mit dem Gehörne die grünen und trocknen Spitzen der Zweige aus einander, und verdrehen die daran hängenden Blätter nach der Seite, nach welcher ſie ſich wenden, dergeſtalt, daß man dieſe Spur 2 bis 3 Tage lang bemerken kann, es wäre denn, daß es ſtark regnete, oder ein heftiger Wind gienge. Wenn nun der Hirſch, indem er an einem Baume gefeget hat, das Laub mit ſeinem Gehörne umwendet, oder, wenn er durch die Eſtreiche flüchtig wird, mit ſeinem Gehörne an laubige Aeſtchen ſtreicht, und auch wohl kleine Reiſer und Aeſte zerbricht oder zerknicket, ſo wird dieſes das Gewende, (das **Wenden**,) die Himmelsſpur, oder das Himmelszeichen, genannt. Dieſe Spur

muß,

muß, wenn man einen Hirſch danach anſprechen will, wenigſtens 6 Fuß hoch ſeyn; denn wäre ſie kleiner, ſo könnte man für das Gewende eines Hirſches anſehen, was ein ſtarkes Thier mit dem Leibe gethan haben könnte.

Die Kenntniſſe, die man übrigens aus dem Gewende ziehen kann, beſtehen darin, daß, wenn es ſehr hoch und breit iſt, ſich daraus ſchließen läßt, das es gewiß von einem jagdbaren Hirſch iſt, weil es der junge Hirſch nur niedrig und ſchmal machen kann. So nützlich aber auch dieſe Kenntniß in einer trocknen Jahrszeit iſt, wo die Fährten ſchwer zu kennen ſind, ſo kann man durch allzu große Zuverſicht doch leicht in Irrthum gebracht werden. Man ſey z. B. an einem ſchlechten Jagdtage zu Holze gezogen, und der Leithund verfolgt einen Schleifweg, durch welchen die Hirſche und Thiere, inſonderheit aber die erſten, zu der Zeit, wenn ihr Gehörn noch weich und empfindlich iſt, gern zu gehen pflegen: ſo wird der Beſuchknecht gewiß ſogleich ſich auf die Erde niederlaſſen, die Fährte beſehen, und eine gewahr werden, die wegen der trocknen Jahrszeit zwar ziemlich unkenntlich, aber doch einer ſtarken Hirſchfährte ſehr ähnlich ausſieht. Um ſeiner Sache gewiſſer zu ſeyn, wird er dem Leithunde noch 2 oder 3 Hängſeile weit in dem Dickicht nachgehen, und, um ſich endlich völlig in ſeiner Vermuthung zu beſtärken, wird er auf das Gewende Acht geben: und da er ſolches hoch und breit findet, ſo bleibt ihm nunmehr kein Zweifel mehr übrig, daß er einen ſtarken Hirſch vor ſich habe, dem er alſo, aus Furcht ihn aufzutreiben, nicht weiter nachzieht. In dieſer zuverſichtlichen Hoffnung verbricht, (Fr. briſer) er ihn hoch und niedrig, (d. h. er bezeichnet die Spur durch Brüche, d. i. eingeknickte oder abgebrochene grüne Reiſer und Zweige, Fr. Briſées, indem er ſowohl die Zweige bloß einbricht und ſie hängen läßt, Fr. faire de briſées hautes, als

auch

auch die abgebrochenen Zweige auf dem Wege aus-ſtreuet, Fr. faire des briſées baſſes,) umgeht ihn, und da er nicht bemerkt, daß er aus dem Kreiſe heraus gegangen iſt, ſo kündigt er der verſammelten Jagdgeſellſchaft einen beſtätigten jagdbaren Hirſch an; am Ende aber findet es ſich, daß er einem alten großen ſchweren Thiere nachgezogen iſt, welches auf demſelben Schleifwege gegangen iſt, wo 2 oder 3 Tage vorher ein ſtarker Hirſch gegangen war, und von dem das hohe breite Gewende wegen des ſtillen Wetters noch ſichtbar geblieben war. Dieſes Beyſpiel beweiſet hinlänglich, daß ein Beſuchknecht nicht behutſam genug verfahren kann, und daß die Kenntniß aus dem Gewende öfters ſehr mißlich iſt.

Wenn ein Hirſch über ein Feld mit grünem Getraide oder Graſe, oder durch ein mit Heidekraut und andern zarten Pflanzen bewachſenes Dickicht zieht, ſo beugt er ſolches mit ſeinen Läufen nach der Seite, wohin er geht, nieder, und tritt es glatt ab, als wenn es abgeſchnitten wäre, da hingegen ein Thier daſſelbe bloß quetſcht. Dergleichen geknicktes Heidekraut und verbrochene Pflanzen nennt man den Abtritt, und man kann aus der Breite deſſelben die Dicke und Stärke, und aus deſſen Höhe die Größe des Hirſches abnehmen. Um auch zu wiſſen, ob eine ſolche Fährte friſch ſey, darf man nur das abgetretene Gras gegen die Sonne halten, ſo wird man bald gewahr werden, ob es dürre geworden, oder noch grün ſey; denn im letztern Falle iſt es gewiß friſch. Auch kann man, wenn Thau gefallen iſt, gewahr werden, wie lange es her ſey, daß der Hirſch durchgezogen iſt. Sind die Pflanzen friſch geknickt, ſo iſt der Hirſch nur ganz kürzlich durchgezogen; ſcheint es aber, als ob ſeitdem ſchon friſcher Thau in die Fährten gefallen ſey, ſo kann man daraus ungefähr abnehmen, wie viel Zeit ſeit ſeinem Durchzuge verſtrichen iſt.

iſt. Endlich läßt ſich auch am Abtritt bemerken, ob man dem Hirſch in gerader Linie nachfolge, denn wenn dieſer ſeitwärts geht, ſind auch die Pflanzen nach der Seite gebogen.

Da die Natur dem edeln Hirſche Leben und Daſeyn verliehen hatte, ſo war es ihrer weiſen und gütigen Anordnung auch gemäß, ihm Nahrung und Unterhaltung zuzubereiten. Sie hat ihm demnach im ganzen Jahre ſeine Aeßung verſchafft; und wenn ſie in allen Jahrszeiten Pflanzen und Kräuter auf mancherley Boden hervor wachſen läſſet, ſo hat ſie den Hirſch, vermittelſt eines bewundernswürdigen Triebes, auch die Gegenden kennen gelehrt, wo er die für ihn beſtimmte Nahrung antreffen ſoll. Der Hirſch hat demnach ſeinen Stand allemal in der Nähe derer Gegenden, wo nach dem Verhältniſſe der Jahrszeit, ſeine Aeßung vorhanden iſt, und wo man ihn gewiß antreffen kann, wenn man ihn jagen will. Um nun hierunter nicht zu fehlen, will ich Monat für Monat den Stand und Wechſel des Hirſches anzeigen, und bey den Monaten Sept. und Oktober den Anfang machen, weil der Hirſch, der um dieſe Zeit auf der Brunft ſteht, alsdann keinen recht ſichern Stand hat, und mithin ſehr ſchwer zu beſtätigen iſt.

Daß die alten Hirſche mit den alten Thieren in den erſten Tagen des Sept. auf die Brunft treten, und daß die Spießer gegen Ende des Octobers den Beſchluß machen, iſt meinen Leſern ſchon bekannt. Wir wollen alſo jetzt unterſuchen, wo ſie ſich in dieſen beyden Monaten aufhalten. Es iſt hier, etwas mit Gewißheit zu beſtimmen, ſchlechterdings unmöglich, weil der Hirſch um dieſe Zeit keinen gewiſſen Stand hat, ſondern immer auf den Beinen iſt, um die Thiere aufzuſuchen, die er entweder vor ſich her treibt, oder die willig vor ihm her gehen, ſo daß er in einer Nacht große

und weitläuftige Feldmarken durchſtreicht, und ſich gar nicht um die Aeßung bekümmert. Wenn man ihn alſo in dieſem Monat finden will, muß man ihn mitten in dem dickſten Walde aufſuchen, wo gemeiniglich die Thiere ſtehen, bey welchen er gewiß anzutreffen ſeyn wird. Allein, wenn man ihn auch da gefunden hat, ſo hält es wieder ſehr ſchwer, ihn von den Thieren abzuſondern, und zu einer Parforce-Jagd in einem Bezirke zu beſtätigen. Denn kaum iſt ſolches geſchehen, und der Beſuchknecht will der verſammelten Geſellſchaft ſeine Beſtätigung ankündigen, ſo treibt ihn die Brunſt nach den Thieren wieder aus dem Bezirke. Am ſicherſten verfährt man um dieſe Jahrszeit, wenn man den Sammelplatz in der Mitte des Waldes, wo die Thiere gemeiniglich ſtehen, beſtimmet, wo, wenn die Geſellſchaft beyſammen iſt, zween Beſuchknechte ausgeſchickt werden, davon der eine, wenn er einen jagdbaren Hirſch angetroffen hat, unverzüglich Bericht abſtattet, der andere aber dem Hirſche nachzieht, und ihn von Zeit zu Zeit, beſonders aber an den Wegen, verbricht. Wenn man auf dieſe Art verfährt, müſſen die Relais (Vorlage von friſchen Hunden und Jägern, das Wild zu verfolgen,) nach den gewöhnlichen Wechſeln geſchickt werden, und Jedermann muß zeitig frühſtücken, damit man unverzüglich zum Werke ſchreiten und den Hirſch verfolgen könne.

Im November halten ſich die Kapital-, die völlig und die ſchlecht jagdbaren Hirſche in den großen Dickichten in Rudeln beyſammen. Zuweilen ſtehen auch junge Hirſche und Thiere dabey. Dieſen ganzen Monat über nähren ſich die Hirſche von den Knoſpen des Nadelholzes, Heidekraut und andern Sträuchen, wovon ſie die Spitzen und Blüthen abfreſſen, die, weil ſie hitziger Subſtanz ſind, ihnen die in der Brunſt verlornen Kräfte wieder zu erſetzen, ſehr dienlich ſind.

Im December begeben ſich die Hirſche mit den Thieren in Rudeln, und halten ſich zuſammen an den größten Dickichten auf, wo ſie mit ihrem Athem einander erwärmen, und gemeiniglich an dem Abhange eines Hügel auf einem trocknen Boden ſtehen, um ſich vor der Kälte, dem Schnee und dem Glatteiſe zu ſchützen. Sie nähren ſich um dieſe Zeit von allerhand trocknem Holz und Kräutern, als: Ginſter, Weiden, Pappeln, Kaſtanien, Brombeeren, Kreſſe und andern Pflanzen, die an warmen Quellen wachſen. Beſonders eſſen ſie gern den Epheu, der ſowohl auf der Erde wächſt, als ſich an den Bäumen hinauf ſchlängelt; daher ſie zuweilen, um dieſen zu erreichen, ſich auf den Hinterläufen aufrichten, woraus man eine, obgleich ſchwache und unſichere Kenntniß von ihrer Größe und Stärke erlangen kann.

Im Januar verlaſſen die Hirſche die Thiere, und halten ſich bloß zuſammen. Da die Kälte in dieſem Monate gemeiniglich heftig iſt, ſo halten ſie ſich mehrentheils an dem Abhange eines Hügels unter Wind. Ihre Aeßung iſt, wie die im December, beſchaffen. Bey vielem Schnee behelfen ſie ſich kümmerlich, ſchälen die Rinde von den Bäumen, pflücken das Moos ab, und in Gegenden, wo ſie ſehr geſchonet werden und dreiſt ſind, kommen ſie den Bauern auf die Höfe, und äßen das Stroh vor den Scheunen und von den Dächern. Wenn ſich irgendwo bloße Winterſaat äußert, fangen ſie, dieſelbe zu beſuchen, an.

In den Monaten Febr. und März, wo die größte Kälte ſchon nachzulaſſen anfängt, gehen die Hirſche aus einander, und halten ſich an dem Rande der Wälder nahe bey den Kornfeldern auf. Beſonders halten die jungen Hirſche um dieſe Zeit gern dieſen Stand, die alten hingegen, welche im Begriff ſind, ihr Gehörn abzuwerfen, ſuchen ſich bequeme Gebüſche aus,

wo ſie Kornfelder und Waſſer in der Nähe haben, und ihr Geweih ungeſtört abwerfen können.

Im April und May ſtehen die Hirſche gemeiniglich in niedrigen Gebüſchen, und pflegen, wenn ſie nicht beunruhiget werden, nicht vor der Brunſt heraus zu gehen. Es giebt Hirſche, die, wenn ſie fehl gejagt worden ſind, ſo ſchlau werden, daß ſie aus dieſen Büſchen entweder nur um den andern Tag auf die Kornfelder äßen gehen, oder aber zwo dergleichen Stellen an beyden entgegen geſetzten Enden des Waldes haben. Solche Hirſche machen ihr Bett (Nachtlager, Lagerſtätte) in kleinen abgelegenen Verhauen, an deren Knoſpen ſich ſo viel Thau anhängt, daß ſie ſich hinlänglich den Durſt daran löſchen, und mithin nicht nach Quellen oder Brüchen ausgehen, wo man ſie ſpüren könnte. Uebrigens pflücken ſie im Frühlinge die Kätzchen, oder die männliche Blüthe der Haſeln, Aeſpen, Weiden, und die Knoſpen der aufbrechenden Büſche, als: Stachelbeeren, Kornelkirſchen, wilden Johannisbeeren u. ſ. f.

In den Monaten Jun. Jul. und Auguſt, ſind die Hirſche am fetteſten (feiſteſten) und am beſten zu jagen, weil ſie alle Arten von Getraide um dieſe Zeit im Ueberfluß haben. Dieſe Zeit wird daher die Hirſchfeiſte, oder die Feiſtzeit, Fr. Cervaiſon, und ein Jagen, welches zu dieſer Zeit vorgenommen wird, ein Hirſch-Feiſt-Jagen genannt. Man kann ſie alsdann an denen Orten, wo Waſſer vorhanden iſt, ſehr leicht ſpüren, weil ſie theils von der Hitze, theils vom Durſte, den ihnen die trocknen Körner verurſachen, angetrieben werden, dahin zu gehen, um zu trinken, und ſich darin zu wälzen und abzukühlen. Sie ziehen den Rocken und Hafer allen übrigen Getraidearten vor. Auch äßet der Hirſch begierig die Flachsknoten, da hingegen das Thier dieſelben verſchmähet. Hirſche, die ſich in dem May und Jun. verbergen, weil ihnen von den

Hunden ſcharf zugeſetzt worden iſt, pflegen nicht auf die Kornfelder zu gehen, ſondern ſich in jungen Verhauen, die in der Nähe der Dickichte, wo ſie ihren Stand haben, befindlich ſind, zu nähren. Solche Hirſche ſind ſehr ſchwer zu finden, weil ſie nicht nach Waſſer gehen, ſondern ſich bloß an dem gefallenen Thau den Durſt löſchen. Indeſſen treten ſie doch zuweilen aus ihren Dickichten hervor, um den Stand anderer Hirſche in ihrem Revier kennen zu lernen, welche ſie, wenn ſie aufgetrieben werden, mit ſich nehmen, um zu einer Wechſelfährte Anlaß zu geben; allein vor Tages Anbruch begeben ſie ſich wieder in ihre Schlupfwinkel.

Der Hirſch iſt zwo ſehr ſchmerzhaften Krankheiten, an denen er ſehr viel ausſteht, unterworfen. Die erſte iſt die Verhaltung des Urins, die ihm außerordentliche Schmerzen verurſachet. Die Natur aber hat ihn ein Mittel gelehrt, ſich von dieſem Uebel zu befreyen. Er ſucht nämlich Kröten oder giftige Schlangen in ihren Löchern in der Erde auf, zieht dieſelben durch heftiges Anziehen des Athems hervor, tritt ſie mit den Füßen todt, und ſchluckt eines von dieſen Thieren hinunter. Alsdann läuft er aus Leibeskräften, bis er heftig erhitzt iſt, wirft ſich endlich ins Waſſer, und bleibt eine ziemliche Zeit lang darin ſtehen. Viele Piqueurs haben, um ſich von der Wahrheit dieſer Sache zu überzeugen, Hirſche aufgebrochen, und beyde Arten, ſolcher giftigen Thiere in ihrem Körper gefunden.

Sat. Reiselii Obſ. de ſerpente in ſtomacho cervi petrefacto, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. A. 1670. Obſ. 14.

Hienächſt iſt der Hirſch mit zweyerley Arten Würmer geplagt. Im Herbſte bekömmt das Rothwildbret, ſo wie Dam-Wildbret und Rehe, die im XI. Th. S. 16, f. erwähnten ſogenannten Enderlinge oder Engerlinge, die ihnen erſt kurz vor der Setzzeit, wenn ſie ſich verfärben, ausfallen. Dieſe Würmer werden ihnen durch gewiſſe Fliegen, die ſehr rauch wie eine Hum-

mel ſind, auch wie dieſe im Fliegen ein ſtarkes Summen machen, aber nur zween Flügel und einen Mund ohne Rüſſel haben, in die Haut gebracht. Dieſe legen ihre Eyer nicht allein in die Haut des Wildbretes, ſondern auch das Rindvieh iſt nicht davon ausgeſchloſſen. Sie ſchlupfen unter ihre Haaren, und machen mit einem an ihrem Hinterleibe befindlichen, und einem Biſtouri ganz ähnlich ſehenden Stachel, eine kleine Oeffnung in der Haut, worein ſie ihre Eyer legen. Dieſer Stachel iſt von einer ſonderbaren Geſtalt. Er iſt ein hornartiger Cylinder, der, wie ein Fernrohr, aus vier Röhren beſteht, deren leztere mit drey Haken bewaffnet iſt, womit die Fliege die Haut eröffnet. Das Wildbret empfindet dieſen Stich nicht eher, als wenn eine Nerven-Fieber getroffen worden; in welchem Falle es ſehr unruhig wird, und aus allen Kräften fliehet, um ſich dieſes kleinen Gaſtes zu entledigen. Sobald das aus dem Ey gekrochene Würmchen die Feuchtigkeit in der Wunde ausgeſauget, ſchwillt der geſtochene Theil der Haut zu einer kleinen Beule in die Höhe, deren größte Baſis 16 bis 17 Lin. und die größte Höhe, ungefähr 1 Zoll beträgt. Vor Anfange des Winters ſind dieſe Beulen kaum merklich, ob ſie gleich im Herbſte ihre Entſtehung erhalten. Gemeiniglich ſind nur die jungen Thiere, ſehr ſelten die alten, mit dieſen Beulen behaftet, deren einige wohl 40 bis 50 haben. Es ſcheinen ihnen aber dieſe Würmer nicht zu ſchaden, ſondern das Thier befindet ſich wohl dabey und frißt gut, ſo daß man dieſe kleine Beulen und Wunden wie Fontanelle anſehen könnte, die alle böſe Säfte aus dem Körper ziehen und ableiten, und daher demſelben mehr nützlich, als ſchädlich, ſind. Wenn der Wurm ſeine vollkommene Größe erlangt hat, kriecht er zu der Oeffnung der Beule heraus, und fällt auf die Erde; daher iſt um dieſe Zeit die Haut des Wildbretes voll Löcher, wie mit grobem Schrott durchſchoſſen, und gar nicht zu-

gebrauchen. Dieſe Würmer kriechen nur des Morgens aus, ehe die Mittagshitze herauf kömmt, und nachdem die kühle Morgenluft warm geworden iſt, gleichſam als wenn ſie wüßten, daß ſie von dieſer erſtarren, und von jener trocknen könnten, wenn ſie unterweges damit befallen würden. Der Wurm kriecht unter einen Stein, oder in die Erde, und erduldet daſelbſt ſeine Verwandlung. Seine Haut verhärtet ſich, und wird eine harte Hülſe und Schale, worin er ſich in eine Puppe (Nymphe) umbildet, und endlich aus derſelben in Geſtalt einer Fliege erſcheint.

Außer dieſen Enderlingen iſt der Hirſch noch mit einer andern Art Würmer geplagt, die bey ihm im Halſe entſtehen, und von denen man ehemals fälſchlich geglaubt hat, daß ſie das Abwerfen des Gehörnes verurſachten. Die Fliege, von der dieſe Würmer geboren werden, weiß, daß unten neben der Wurzel der Zunge des Hirſches, 2 kleine Beutel oder Taſchen ſich befinden, die zur Aufbewahrung ihrer Eyer ſehr bequem ſind, und kennt den Weg, auf dem ſie dahin gelangen kann. Sie kriecht durch die Naſe des Hirſches in den untern Kanal, der zu dieſem Beutel unter die Zunge führt, ohne dieſen Gang mit einem andern, der zu dieſen Schleimdrüſen hinauf führt, zu verwechſeln. Hier legt ſie einige hundert Eyer, woraus Würmer werden, die ihre Nahrung in dem zähen Schleime, der in dieſem Beutel beſtändig bereitet wird, finden, und darin fort wachſen, bis ſie ihre vollkommene Größe erlangt haben. Alsdann kriechen ſie dem Hirſch aus der Naſe, und fallen auf die Erde, wo ſie ſich verbergen, verwandeln, und endlich in Geſtalt einer Fliege wieder zum Vorſchein kommen. Dieſes geſchieht im Junius, und man hört zu dieſer Zeit das Roth- und Dam-Wildbret oft huſten, und mehr als gewöhnlich nieſen, wodurch das Ausfallen dieſer Würmer befördert wird.

Der Hirſch iſt ſolchemnach vielen Ungemächlichkeiten und beſtändigen Abwechſelungen von Mangel und Ueberfluß unterworfen; und es iſt zu bewundern, daß dieſes weiter keinen Einfluß auf ſeine Conſtitution zu haben ſcheint. Er lebt ſo lange als andere Thiere, welche dergleichen Veränderungen nicht erdulden; und da er 5 bis 6 Jahr braucht, ehe er völlig ausgewachſen iſt: ſo kann man mit den größten Naturforſchern, welche die Dauer des Lebens der Thiere nach der Zeit ihres Wachsthumes beſtimmen, annehmen, daß er ſiebenmal 5 oder 6 Jahr, d. h. 35 bis 40 Jahr lebe. Es iſt zwar ſeit undenklichen Zeiten eine allgemeine Sage, daß die Hirſche ein ſehr hohes Alter erreichten, welches auch den Ausdruck cervinos annos vivere veranlaßt hat, die aber auf nichts gegründet iſt. Ariſtoteles führt dieſes ſchon an, ſagt aber dabey, daß es ihm nicht glaublich ſcheine, weil das Trächtiggehen und Wachsthum des Kalbes nicht von der Beſchaffenheit ſey, daß es auf ein Leben von langer Dauer deute. Dem ungeachtet hat ſich dieſe Fabel erhalten, und bekam in den Zeiten der Unwiſſenheit und Barbarey durch jenes Märchen ein neues Gewicht, daß Carl VI. König von Frankreich, in dem Walde bey Senlis einen Hirſch erlegt habe, der ein Halsband mit den Worten: Caeſar hoc me donavit, trug, und man hat lieber dieſem Hirſch tauſend Jahre geben, und das Halsband von einem römiſchen Kaiſer herleiten, als einräumen wollen, daß er dieſes Geſchenk in neuern Zeiten von irgend einem deutſchen Kaiſer empfangen habe, welche bekanntermaßen, alle im Lateiniſchen den Namen Caeſar führen.

Die Zeichen, woran man einen alten Hirſch erkennen kann, ſind: wenn der Roſenſtock kurz und breit iſt, die Roſen dicht auf dem Kopfe ſtehen, die Stangen ſtark und kraus ſind; ferner, wenn die Scha-

ken an dem Laufe ſtumpf und breit, und die Zähne gelb und wackelnd ſind.

Die Hirſche werden entweder von den Jägern erſchlichen und gepürſchet (gebürſchet,) oder gejaget, und zwar entweder durch ein umſtelltes Jagen, wobey er lebendig eingefangen wird, oder durch ein ſogenanntes Renn- oder Parforce-Jagen. Die Jagd, welche, um Hirſche zu ſchießen, angeſtellet wird, heißt die Hirſchjagd, oder das Hirſchjagen. Wenn mehrere Arten des Wildes zugleich gejagt werden, ſo führt eine ſolche Jagd nur alsdann den Namen eines Hirſchjagens, wenn die Hirſche zuerſt vorgejaget werden; zum Unterſchiede von einem Saujagen, wo das Schwarzwildbret zuerſt auf den Lauf kömmt.

Das Rothwildbret wird, ſo wie alles Hochwildbret aus einem gezogenen Rohre geſchoſſen, welches die Jäger bürſchen oder pürſchen nennen. Vom Pürſchen überhaupt werde an ſeinem Orte, hier aber blos von der Roth- und Dam-Wildbretspürſche handeln.

Ein Forſtbedienter, dem die Aufſicht über die Wildbahn oder einen Thiergarten anvertrauet iſt, muß den verſchiedenen Stand und Wechſel des Wildbretes wiſſen, damit er eine Herrſchaft, die ſich mit Pürſchen ein Vergnügen machen will, mit Vortheil an die Orte, wo Wildbret ſteht, bringen könne. Unter ſeiner Anführung wird demnach dahin gefahren, wo man dergleichen vermuthet. Steht es auf einer Wieſe oder einem andern freyen Platze in der Heide, wo man mit dem Wagen herum fahren kann: ſo fährt man bis auf 60 oder 70 Schritt an das Wildbret heran, doch ſo, als wollte man vor demſelben vorbey fahren. Das Wildbret, welches an Orten, wo es geſchonet wird, ſich vor Menſchen und Pferden nicht ſcheuet, ſieht den Wagen gelaſſen und ruhig an. Unterdeſſen aber macht ſich der Schütze fertig, ſeinen Schuß anzubringen. Iſt der-

ſelbe im Stande, ſo Feſt und ſtill aus freyer Fauſt zu halten, daß er auch fahrend im Schritt ſchießen und treffen kann, ſo hält er ein wenig hinter dem Fleck, wo die Kugel hinkommen ſoll, weil der fortgehende Wagen, währendem Abdrücken, den Schuß ſchon an den rechten Ort hingerücket haben wird. Ein ſolches Pürſchen aus dem Wagen aber iſt ungewiß; der geringſte Stoß des Wagens, den auch der geſchickteſte Kutſcher nicht immer vermeiden kann, bringt die Büchſe aus der Richtung, und der Schluß geht vorbey, oder trifft doch nicht da, wo er hinkommen ſollte; deswegen iſt es ſicherer, unweit des ſtehenden Wildbrets unvermerkt auszuſteigen, und ſo lange an der Seite des Wagens, vom Wildbret unbemerkt, zu gehen, bis man hinter einen Baum ſich anſtellen, oder auch ganz frey, indem der Wagen vorbey fährt, losdrücken kann: ſo geräth der Schuß beſſer.

An Orten, wo das Wildbret Ruhe hat, als: in Gehägen oder Thiergärten, kann man mit vielem Vergnügen und ohne ſonderliche Mühe auf jetzt beſchriebene Art pürſchen. Oder will man es noch bequemer haben, ſo verfüget man ſich gegen Abend auf ein auf hohen Pfoſten ſtehendes, mit einem Geländer und Bänken umgebenes offenes Gebäude, welches man bey den Jägern eine Kanzel nennt. Das Wildbret, welches bey Untergang der Sonne, oder gleich hernach, aus dem Holze nach den Wieſen oder Wildäckern, bey welchen die Kanzel erbauet iſt, zieht, kann, weil der Schütze hoch ſteht, keine Witterung von ihm haben; und dieſer wird alſo mit aller Gemächlichkeit und in Beyſeyn einer ganzen Geſellſchaft, ſich einen beliebigen Hirſch aus dem Rudel wählen und mit der Pürſchbüchſe erlegen. Das Wildbret läßt ſich aber nicht ſo gut von oben herab ſchießen, als wenn man mit demſelben in gleicher Höhe, oder niedriger als daſſelbe, ſteht; denn im erſten Falle ſchießt man leicht unter daſſelbe hinweg.

Man muß daher ſein Abſehen etwas höher, wenn der Hirſch nahe iſt, etwa eine gute Spanne unter dem Federruck, dicht hinter dem Blatte nehmen, ſo wird die Kugel auf der andern Seite am rechten Orte treffen, und der Schuß durch das Herz fahren. Am angenehmſten ſchießt es ſich, wenn man in Thiergärten, oder im Freyen Reviere hat, wo kleine ſteile Hügel und tiefe Thäler oder Hohlwege, die mit dickem Gebüſch angefüllt ſind, mit einander abwechſeln, welche Gegend das Roth- und Dam-Wildbret vorzüglich liebt. Wenn dann daſſelbe oben am Rande des Hügels äßet, und man in den Hohlweg ſich dicht unter dieſen ſteilen Berg heran ſchleichen kann, und einen Hirſch von unten herauf wie einen Vogel vom Baume pürſchet, ſo fällt er, wie er gut gefaßt iſt, wie aus der Luft herab, und rollt den ſteilen Abhang des Hügels, unter dem Knacken der unter der Laſt einbrechenden trocknen Aeſte und Reiſer herab, daß die ganze Gegend des Waldes von dieſem polternden Falle ertönet. Auf eine ſo angenehme und bequeme Art kann man aber nicht allenthalben pürſchen. An den Gränzen, wo das Wild oft geſchoſſen, erſchreckt und beunruhiget wird, iſt es ſcheu, und muß mit aller Vorſicht erſchlichen werden. Man muß alsdann die Wechſel derſelben bemerken, und auf einem Baume aufpaſſen, wenn das Wild des Abends zu Felde zieht, und ſo auf dem Anſtande es erwarten. Will dieſes nicht glücken, ſo ſchleicht man unter Wind die Waldung durch; wird man nun in der Ferne Wild gewahr, ſo ſucht man unvermerkt von einem Baume zum andern zu gehen, bis man erkennt, ob das Wild äßet oder ruhig ſich niedergethan hat. Alsdann ſchleicht man mit Vorſicht näher hinzu, mit leiſen Tritten, damit die auf der Erde liegenden trocknen Aeſtchen nicht ſehr knacken. So lange das Wild den Kopf auf der Erde hat und äßet, kann mann immer näher hinzu gehen, ſobald es aber den

Kopf

Kopf aufrichtet und ſich umſieht, muß man ſtille ſtehen bleiben, ohne ſich im geringſten zu regen. Auf dieſe Art wird das Wild wieder ſicher, äßet wie zuvor, und ſo fährt man fort anzuſchleichen, ſtehen zu bleiben, und hinter die Stämme der Bäume zu treten, bis man ſo nahe iſt, wie ungefähr die Büchſe trägt. Alsdann ſchleicht man hinter einen Baum, legt die Büchſe an den Stamm an, und drückt los: ſo werden, wenn man gut gehalten hat, Knall und Fall beyſammen ſeyn.

Es iſt bekannt, daß auch dem beſten Schützen nicht alle Schüſſe gerathen. Um indeſſen aus der Wirkung, die der Schuß auf daß Thier macht, urtheilen zu können, wie derſelbe beſchaffen ſey, kann man aus Fig. 1352, nach der Zeichnung meines edelſten und verehrungswürdigſten Freundes, des königl. preuß. Forſtrathes Herrn von Burgsdorf, beurtheilen lernen, ob ein angebrachter Schuß tödlich ſey, oder nicht. Wenn der Hirſch breit ſteht, ſo wie er nämlich gezeichnet iſt, und man ihn vorn bey A, hinter der Schaufel anſchießt, daß die Kugel auf der andern Seite bey dem Blatte heraus geht, ſo fährt er bey dem Anſchuß gewaltig in einander, thut einen Satz in die Luft, läuft heftig fort, aber nicht weit, und ſtürzt. Iſt der Schuß oben durch die Lunge am Herzen gegangen, ſo fährt der Schweiß dem Wilde häufig aus dem Halſe, und es zeigen ſich große Blaſen auf dem Schweiße. Steht der Hirſch von vorn zu, und der Schuß kömmt bey B, auf der ſcharfen Ecke ein wenig zu hoch, ſo geht die Kugel über dem Herzen weg, dringt durch die Milz und den Wanſt, und der Hirſch ſchweißet ſtark, nicht allein aus der Wunde, ſondern auch aus dem Halſe. Auf den Anſchuß fährt er vorn zuſammen, als wenn er zu Boden ſinken wollte; er geht auch nicht weit, und thut ſich bald nieder; indeſſen ſtürzt er nicht gleich, ſondern lebt noch lange, und man kann an einem ſolchen angeſchoſſenen Wilde einen jungen Schweißhund arbeiten

und trefflich üben, weil er etwas, und doch nicht ſehr weit, fortläuft. Der Schweiß ſieht ſchwärzlich aus, riecht weidewund, und man findet auch, weil der Magen mit verwundet (aufgeſchärft) iſt, Geäß unter dem Schweiße vermiſcht. Steht aber der Hirſch breit, und wird bey C auf das Blatt (den Bug oder die Schulter oben über den Vorderläufen) geſchoſſen: ſo geht die Kugel mitten durch das Herz; der Hirſch fährt auf den Schuß plötzlich fort, läuft aber nur etliche Schritte, fährt in einander, und fällt nicht 50 Schritt vom Anſchuß. Schießt man den Hirſch zur kurz hinter dem Blatte 3 Querfinger von unten auf, wie bey D, und er ſteht ſchräge auf den Anſchuß, ſo geht die Kugel im Leibe hoch hinauf, durch die Lunge, und berührt die Spitze am Herzen. Der Hirſch zeichnet den Anſchuß durch einen Satz, läuft eine Strecke fort, fährt zuſammen, thut ſich nieder, und wird gleich ſo krank, daß man ihn abfangen kann. Dieſes Abfangen oder Tödten geſchieht entweder mit dem ſogenannten Hirſchfänger, oder mit dem Genickfänger. Mit jenem wird den guten und jagdbaren Hirſchen ein Stoß hinter dem Blatte, nach dem Herzen zu, beygebracht. Mit dieſem werden nur ſchlechte Hirſche, Thiere, Kälber, und alles Rehwildbret, welches angeſchoſſen, aber noch nicht verendet (geſtorben) iſt, in das Genick geſtoſſen, und alſo getödtet. Von dem Hirſchfänger folgt weiter unten ein beſonderer Artikel. Den Genickfänger findet man im XVII. Th. S. 319, beſchrieben, und Fig. 876 abgebildet. Der Stoß mit dem Hirſchfänger wird unter A bey ✲ 1; der mit dem Genickfänger, oder der Genickfang, aber in ✲ 2, drey Finger breit unter den Gehören (Ohren) in gerader Richtung des Meſſers, nach den Ohren zu, beygebracht. Steht der Hirſch ſo ſchräge von hinten zu, und man trifft ihn eine gute Spanne hinter dem Blatte unterwärts bey E, ſo geht die Kugel durch die Lunge und

durch

durch die Spitze des Herzens zum linken Vorderlaufe heraus. Ein ſolcher Schuß heißt ein Kreuzſchuß. Der Hirſch ſchweißt ſtark von dieſem Anſchuß; der Schweiß iſt rein und wirft Blaſen, auch läuft er nicht 100 Schritt fort, ſo ſtürzt er. Stände aber der Hirſch von vorn ſchräge, und der Schuß kömmt bey dem Blatte bey F ein wenig hoch, ſo ſchlägt die Kugel an der Ecke durch die Lunge, fährt durch die Milz und den Magen, und berührt auch das kleine Geſcheide, (Gedärm). Vom Anſchuß fährt er recht in die Luft, ſchnellet hinten aus, und giebt faſt keinen Schweiß, wird aber bald krank. Merkt man dieſen Anſchuß, ſo muß man, zumal im Freyen, ſich nicht übereilen, es ſacht vor ſich wegziehen zu laſſen, die Fährte verbrechen, und erſt nach ein Paar Stunden auf derſelben mit dem Schweißhunde nacharbeiten; findet ihn der Hund, ſo kann man ihn löſen, der Hirſch läuft nicht weit mehr, ſondern ſtellet ſich bald. Folgt man aber einem ſo angeſchoſſenen Hirſch haſtig auf der Fährte nach, und der Hund kömmt heran, ſo läuft er wohl 2 Meilen weg, ehe er ſich vor ihn ſtellet; und iſt der Hund nicht recht anhaltend, ſo kömmt man um den Hirſch, welcher aber doch an dieſem Schuß verenden muß. Wird der Hirſch vorn am Halſe getroffen, oder auch wo die kurzen Federn (Rippen) ſind, unter dem Zimmer bey G: ſo preüt es dem Hirſch im Federruck, und er ſtürzt nieder, als wenn er tödtlich verwundet wäre; nach einer Weile aber erhohlt er ſich, ſpringt auf und läuft davon; der Schuß Schadet ihm auch weiter nicht, denn da weder das Geſcheide (Gedärm) noch das Geräuſch (Herz, Lunge und Leber) berührt worden, ſondern der Schuß nur durch den hohlen Leib geganzen iſt, ſo heilet er ſich wieder aus. Das plötzliche Niederfallen entſteht nur, weil die Feder berührt iſt, und dieſes eine ſo ſtarke Erſchütterung im Federruck giebt, als wenn er entzwey geſchoſſen wäre. Geſchieht dieſes letztere, oder

iſt

iſt der Halsknochen entzwey geſchoſſen, ſo muß der Hirſch wohl liegen bleiben. Man darf daher einem ſo plötzlichen Niederfall nicht trauen, ſondern thut wohl, ſogleich hinzu zu ſpringen, und den Hirſch abzufangen, ehe er aufſpringt und wieder davon läuft. Iſt der Hirſch in den Wanſt geſchoſſen, wie bey H: ſo erfolgt kein Schweiß, weil das Geäß die Wunde verſchließt; dieſes nennt man weidewund. Das Wild wird hieran je länger je kränker, und thut ſich im Dickichten vor Schmerzen nieder; da man denn nach ein Paar Stunden mit dem Schweißhunde nacharbeiten und ihn vollends todtſchießen kann. Wollte man ihm aber ſogleich folgen, ſo läuft er in der erſten Hitze noch weit fort, ob er gleich an dieſer Wunde doch endlich verenden muß, weil der Wanſt und das Geſcheide durchſchoſſen ſind. Iſt der Hirſch ſo getroffen, daß er bald ſtürzen muß, ſo flieht er mit zuſammen gezogenem Leibe fort, ſtrauchelt oft, und der Schweiß fließt ihm häufig aus dem Halſe.

Viti Riedlini obſ. de cervi ventre ſalva vita globo trajecto, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. 7. & 8, Obſ. 51.

Weil der beſte Schütze nicht gewiß ſeyn kann, ob er das Wild ſo treffen werde, daß daſſelbe ſogleich niederſtürzt: ſo muß man niemals pürſchen gehen, ohne einen Schweißhund mit ſich zu nehmen, da man denn aus dem Zeichnen des angeſchoſſenen Wildes urtheilen muß, ob man ſogleich, oder erſt nach ein Paar Stunden, den Hund auf den Schweiß bringen, und mit demſelben hinter das angeſchoſſene Wild arbeiten ſoll. Eine Anweiſung, wie dieſes geſchehen müſſe, wird bey der Abhandlung vom Schweißhunde vorkommen.

Man kann auch den Edel- und Damhirſch in der Brunftzeit ſchießen, welches die Brunftpürſch oder das Brunftſchießen genannt. Zu dieſer Zeit ſind die Hirſche weit dreiſter, als ſonſt, und laſſen ſich alsdann, beſonders zu Wagen oder zu Pferde, viel näher ankommen, als ſonſt. Sobald der Hirſch in die Brunft

tritt

tritt, muß der Forſtbediente Acht haben, wo er ſeinen Brunftplatz erwählet. Dieſer iſt bald daran zu erkennen, daß derſelbe ſo zertreten und von Graſe entblößt iſt, als hätte man ſich mit Pferden auf demſelben getummelt. Hat nun der Forſtbediente dieſe Brunftplätze, beſonders der alten Kapitalhirſche bemerkt, ſo läßt er es der Herrſchaft melden, und führt ſie, wenn ſie an der Brunftpürſch Belieben findet, an den Ort hin. Eine oder zwo Stunden vor Untergang der Sonne fängt der Hirſch an zu ſchreyen, und fährt damit bis gegen Mitternacht fort; alsdann hält er etwas ein, und fängt nach einer Stunde wieder an, bis zum Anbruch des Tages. Um alſo zu rechter Zeit da zu ſeyn, pflegen die Herrſchaften, welche ein Vergnügen am Brunftſchießen finden, um dieſe Zeit 8 bis 14 Tage in einem nahe gelegenen Forſthauſe zu wohnen, oder ſich auch in dem Walde ein kleines Jagdhaus bauen zu laſſen, wo ſie ſich aufhalten können. Fangen nun die Hirſche an zu ſchreyen, ſo verfüget ſich der Herr, unter Anführung ſeines Forſtbedienten, zu Pferde oder Wagen dahin, ſteigt unweit des Ortes ab, und ſucht ſich mit ſeiner Geſellſchaft, ſobald ſie die Hirſche ſchreyen hören, ihnen durch Schleichen und Kriechen im Dickicht zu nähern. Steht der Hirſch dem Herren noch zu weit, ſo hat der Forſt- oder Jagdbediente einen Hirſchruf bey der Hand, worin er ſchreyet: ſo wird der Hirſch, in Meinung daß es ein Nebenbuhler ſey, der ihn heraus fordern will, bald näher kommen und antworten, bis er recht zum Schuß ſteht, und der Herr ihn pürſchet. Dieſer Hirſch wird alsdann auf den Pürſchwagen gebracht, und der Herrſchaft nachgeführt, die dann, wenn es ein ſtarker Hirſch mit einem ſeltenen Geweihe geweſen, daſſelbe abſchlagen, und auf einen hiezu gemachten hölzernen Hirſchkopf ſetzen und befeſtigen, auch die dazu gehörige Nachricht mit kurzen

Worten auf einem unter demſelben befeſtigten Bleche aufzeichnen läßt.

Der Hirſchruf, deſſen ich ſo eben Erwähnung gethan habe, iſt ein Jägerinſtrument, womit ein Hirſch angekirret wird, näher zu kommen, und womit man inſonderheit in der Brunſtzeit ein Vergnügen mit dem Hirſche haben kann. Es wird derſelbe verſchiedentlich gemacht. Einige nehmen Holz, und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende ſo weit iſt, daß man eine Fauſt hinein ſtecken kann, am andern aber etwas zugeſpitzt ſeyn muß. In dieſes wird an dem ſpitzigen Ende hinein, und gerade auf den Hirſch zugerufen und zugeſchrieen. Andere nehmen ein wie eine Bierkanne geſtaltes Gefäß, um hinein zu ſchreyen. Der reinſte und beſte Hirſchruf aber iſt dieſer: Man nimmt ein Meerſchneckengehäuſe oder eine Meermuſchel, ſo an dem einen Ende ſpitzig, an dem andern aber ſo weit und geräumig iſt, daß man eine Fauſt hinein ſtecken kann. Das ſpitzige Ende feilet man ſo weit ab, daß man mit der Fingerſpitze hinein kommen kann. Dieſes ſpitzige Ende nimmt man in den Mund, und ſchreyet hinein wie ein Hirſch, auch bisweilen geſchwinde mit unter, ſo wie ein Hirſch, wenn er hinter einem Thiere her iſt, und es zum Beſchlage nöthiget oder herum jaget. Wenn man nun ſo geſchwinde, wie ein Hirſch, anſtößt, muß man ein- oder zweymal in den Ruf ſchreyen, wie das Thier, wenn es von dem Hirſche gejaget wird, welches einen oder ein Paar kurze, nicht gar zu laute, Rufe thut.

Wenn man ſich alſo, inſonderheit in der Brunſtzeit und bey den Brunſtplätzen anſtellet, und ein Hirſch allein kömmt, und den Ruf hört, ſo eilet er bald nach demſelben, ſo daß er ſich ihm ganz nähert, da man ihn denn, nach Belieben, ſchießen oder recht in der Nähe beſehen kann. Wenn gleich ein Hirſch bey dem Thiere iſt, ſo zieht er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gern von den Thieren, in der Meinung, es ſey ein Nebenbuhler, daher er ihm entgegen gehen und ihn abtreiben

will. Doch macht er ſich nicht gern weit von den Thieren. Es iſt alſo nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug iſt, daß er etwas näher komme. Wenn man auch meinet, daß Hirſche im Holze oder Dickicht ſtehen, und ſie ſich nicht hören und ſehen laſſen, ſtößt man einigemal in den Ruf, da ſie ſich denn bald melden und antworten werden; doch muß man hier nicht allzu viel Lärm machen, weil ſie ſonſt bald merken, daß es verdächtig ſey. Recht angenehm und luſtig iſt es zu ſehen, daß auch die Hirſche manchmal in faſt voller Flucht dem Rufe zukommen; dieſes geſchieht insonderheit, wo viele Hirſche, aber nicht allerley Thiere ſind, und wenn ſie unter dem Rufe des Thieres Ruf mit hören.

Wenn wir in die Naturgeſchichte des Edelwildbretes einen Blick zurück thun wollen, ſo ſehen wir, daß daſſelbe in einer beſtändigen Abwechſelung vom Mangel und Ueberfluß ſich befindet, je nachdem die Jahrszeit mehr oder weniger reich an Früchten und Gewächſen iſt, die ihnen zur Nahrung dienen, oder auch, je nachdem andere Bedürfniſſe der Natur dem Ueberfluſſe ihres Nahrungsſaftes eine andere Richtung, als zur Hervorbringung des Feiſtes und Wildbretes, gibt. Man muß demnach wohl bedenken, zu welcher Jahrszeit das Wild am feiſteſten, und alſo am beſten zu pürſchen iſt. Der Roth- oder Edelhirſch hat, wie bereits erwähnt worden, im Winter viel auszuſtehen, und leidet, wenn man ihm nicht durch Fütterung zu Hülfe kömmt, viele Noth. Es iſt alſo in dieſer Jahrszeit wenig daran, und der Mühe nicht werth, ihn zu ſchießen. Im Frühlinge kömmt er zwar durch die friſchen Kräuter und das junge Gras wieder zu Kräften; indeſſen, da nicht nur die Magerkeit des Winters erſetzt werden muß, ſondern auch das Verfärben, das Abwerfen und das Aufſetzen des Gehörnes allen Ueberfluß der Nahrungsſäfte hinweg nimmt und dahin verwendet, ſo bleibt zum Anſetzen des Feiſtes nur wenig übrig; dabey iſt die Haut, weil jetzt die Enderlinge ſich durch dieſelbe freſſen und ausfallen, ganz durchlöchert und unbrauchbar. Im Sommer hingegen hat der

Hirſch ſich nunmehr roth gefärbt, und lebt im Ueberfluſſe kräftiger Aeßung; und ob er gleich im Anfange dieſer Jahrszeit noch ſein Gehör verecket und feget, ſo fängt er doch zugleich an, gut an Wildbret zu werden und Feiſt anzuſetzen, welches auch noch ferner zunimmt, bis er gegen den Herbſt in die Brunſt tritt. Dieſes iſt demnach die beſte Zeit im Jahre, das Wild zu pürſchen, nämlich im Jul. Aug. und September. Denn, ob gleich der Hirſch zu Anfange und in der Mitte dieſes Monats zu brunften anfängt, ſo iſt er doch noch in den erſten 8 oder 14 Tagen zu gebrauchen, und noch gut an Wildbret. Die jungen Hirſche und Spießer können auch noch 14 Tage bis 4 Wochen ſpäter gepürſcht werden, weil ſie um ſo viel ſpäter in die Brunſt treten. Wer ſich entſchließen kann, Schmahlthiere zu pürſchen, kann dieſes von Anfange des Jun. bis Ende des Oct. thun; denn in dieſen 5 Monaten ſind ſie gut an Wildbret.

Wenn man Hirſche durch ein umſtelltes Jagen lebendig fangen will, müſſen ſolche, wie bey einem andern Jagen, beſtätiget, und in Tüchern (Wänden von ſtarker Leinwand) eingeſtellet werden. Alsdann macht man durch Treiben das Jagen enger, bis es in 4 Tücher eingeſtellt ſteht. Sollen viele Hirſche eingefangen werden, ſo ſetzt man an dieſe Kammer noch einen kleinen Lauf, von 1 Tuch lang und 1 Tuch breit, der alſo zuſammen in 3 Tüchern gefaßt iſt, an, und ſcheidet die Abjagungskammer und den Lauf durch ein Falltuch von einander. Auf dieſen Lauf, welcher, wenn es ein freyer Platz iſt, ſich hierzu am beſten ſchickt, ſonſt aber wenigſtens 1 oder 2 Geſtelle enthalten muß, werden 10 Schritte von einander, 2 Garne oder Netze aufgeſtellt, und 50 Schritt davon wieder 2 Garne, ebenfalls in der Entfernung von 10 Schritt hinter einander. Dieſe Art, die Hirſche mit doppelten Garnen einzufangen, empfiehlt Hr. Graf v. Mellin, in ſeiner

vortrefflichen Anweiſung zu Wildbahnen, vorzüglich. Weil es in ſolchem Falle gut iſt, wenn man die Oberleine nicht ſehr anziehen läßt, damit die einlaufenden Hirſche durch Zurückſchnellung keinen Schaden nehmen, und dabey die Garne vielen Buſen haben müſſen, ſo ſtellen ſolche Hirſchgarne noch nicht völlig 6 Fuß; mithin ſetzen die ſtarken Hirſche über das erſte Garn weg, kommen aber vor dem zweyten zu kurz, und fangen ſich ſogleich in demſelben.

Das zu dieſer Jagd gehörige Garn oder Netz, das Hirſchgarn oder Hirſchnetz, ſtellt, wie ein Tuch, 80 doppelte oder 160 einfache Waldſchritte, d. i. 400 Fuß, oder 200 Ellen, in gehörigen Buſen, und iſt 5 Ellen, oder 10 Fuß, hoch. Hiezu braucht man 21 Stein guten Hanf. Das Garn hiezu wird geſponnen, doch nicht zu ſehr gedrehet, damit es, wenn es naß wird, nicht zuſammen laufe. Die Leinchen dazu müſſen einen kleinen Finger dick, neunſchäftig oder neunfädig geſchlagen, durch das Waſſer etlichemal gezogen, und dadurch, ob ſie zuſammen laufen oder ſich ringeln, probiret werden. Das Stiefelholz, oder der Model zu den Maſchen, iſt 8 Zoll breit, ſo daß eine Maſche 8 Zoll ins Viereck, oder wenn ſie ausgereckt iſt, 16 Z. lang wird. Ein ſolches Netz muß 20 bis 24 dergleichen Maſchen hoch, die Ober- und Unterleinen aber ſo ſtark, als an den Mitteltüchern, und von 20 Fäden geſchlagen ſeyn. Es gehören hierzu 11 von Tannen- oder dürrem Fichtenholze verfertigte Stellſtangen mit Gabeln (Forkeln), von mittelmäßiger Stärke, 4 Ellen lang, und 2 große ſtarke Heftel. Die Forkeln müſſen inwendig, wo das Wild herkommen ſoll, geſtellet werden, doch ſo, daß die oben in den Forkeln bis auf die Hälfte eingeſchnittenen geraden Kerben, worauf die Oberleine vom Netz haftet, auswendig komme, das Netz wohl abfallen könne, und der Buſen wohl über das Wild ſchlage.

Das Wild pflegt, wenn man es nicht ſehr treibt, ſacht bis an das Garn heran zu ziehen, alsdann ſtehen zu bleiben, den Kopf vorſtrecken, durch die Maſchen zu ſehen, und ſo mit einemmal herein zu laufen und ſich zu fangen. Zwiſchen dem Tuche und dem Garne ſtehen diejenigen, die das Wild aus den Garnen löſen müſſen. Mit dem Abjazen geht es folgender Geſtalt

zu.

zu. Die Treibeleute treiben das Wild nach dem Falltuche zu; die dabey ſtehenden laſſen es nieder; und wenn einige Hirſche herüber ſind, ziehen ſie es wieder in die Höhe; alsdann treiben die bei den Tüchern auf dem Laufe ſtehenden Leute das Wild mit Geſchrey und Gepolter nach den Garnen zu. So bald die Hirſche eingefallen ſind, müſſen dieſe Leute nebſt den dabey angeſtellten Jägern friſch zugreifen, damit die Hirſche ſich nicht lange in den Garnen herumſchlagen, und ſich etwas verrenken. Bey ſtarken Hirſchen iſt es nothwendig, ſogleich nach dem Gehörne zu greifen, und die Läufe, ſowohl vorn als hinten, zu ſchränken; auf dieſe Art können 5 Mann einen Hirſch vollkommen bezwingen; wenn nämlich einer am Kopfe, zween an den Hinter= und zween an den Vorderläufen ſind. Werden dieſe aber nicht geſchränket, und zwar ſo, daß derjenige, der den rechten Lauf hat, nicht auf der linken, und der den linken hat, auf der rechten Seite geht, ſo kann der Hirſch, beſonders an den Hinterläufen, ſeine ganze Stärke gebrauchen, und dermaßen um ſich ſchnellen, daß zwey Mann nicht im Stande ſeyn werden, einen Lauf zu halten.

Zu Fortbringung des in Netzen lebendig gefangenen Hirſches, gehört, wie zu allem ſolchen Wilde, ein beſonderer Kaſten. Der Kaſten für Hirſche, oder der Hirſchkaſten, Fig. 1353 a), iſt 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang, und oben 3 Fuß, unten aber nur 13 Zoll breit, damit er feſter auf dem Wagen ſtehen, auch der Hirſch ſich nicht in demſelben umwenden, noch zu viel Gewalt zum Anſchnellen anwenden könne. Vorn und hinten ſind 2 Aufſchiebthüren, die von oben herab zwiſchen Leiſten vorgeſchoben werden. An beyden Seiten ſind zwo, 6 Zoll hohe und 8 Z. breite Oeffnungen, die zu Luftlöchern dienen. Oben wird nahe am Ende, noch ein Schiebthürchen angebracht, wodurch man Hafer, grüne Wicken, Gras, Laub, wie auch Waſſer, ihnen

täglich geben kann. Der ganze Kaſten iſt von halbzolligen Dielen zuſammen genagelt und mit Winkeleiſen befeſtigt; auf den 4 Ecken ſind 4 eiſerne Ringe, den Kaſten auf den Wagen und herab zu heben, auch anzubinden. Der Kaſten für Damhirſche, Fig. 1353 b), iſt auf eben die Art gemacht, aber nur 5 Fuß hoch und 5 F. lang, übrigens aber oben ſowohl als unten von gleicher Breite, und ebenfalls mit Winkeleiſen und Ringen verſehen.

Die jeztbeſchriebene Art Kaſten iſt für diejenigen Hirſche, denen man, weil ſie weit geſchicket werden ſollen, das Gehörn (welches ſie ohnedies abwerfen, und ihr vollkommenes Gehörn wieder aufſetzen,) oberhalb den Augenſproſſen, und auch dieſe abgeſäget hat. Es gibt aber noch eine andere Gattung, welche zu den Jagdaufzügen oder zur Hofjagd gehört, da dem Hirſch ſein Gehörn gelaſſen werden muß. Ein ſolcher Kaſten iſt oben etwas weiter und höher, nach der Größe des Gehörns, und muß inwendig, damit der Hirſch ſich nicht zu Schanden ſtoße, mit Leinwand ausgeſchlagen und mit Werg und Haaren ausgeſtopft, oder wenigſtens mit Strohſeilen ausgeflochten, auswendig aber auf den Ecken mit großen eiſernen Ringen, um den Kaſten damit auf dem Wagen zu befeſtigen, verſehen, auch mit grüner Oehlfarbe angeſtrichen, und Hirſche darauf gemalt ſeyn.

Wer es nicht daran wenden will, für das Roth- Dam- und Rehwildbret die Kaſten mit Haaren auspolſtern und mit Leinwand ausſchlagen zu laſſen, und das Wild dennoch vor dem Anſtoßen an den harten Bretern geſichert ſehen möchte, kann ſich der Strohkaſten bedienen. Es werden, in dieſer Abſicht, auf ein Bodenbret, ſo lang und breit wie die an den andern Kaſten, 4 dritthalbzöllige Schwellen genagelt, und in demſelben 4 kleine Stiele eingezapft, welche eine verhältnißmäßige Höhe zu der Art Wildbret, wozu der Kaſten beſtimmt iſt, haben. Dieſe 4 Stiele ſind vermittelſt eines Rahmens mit einander verbunden. Der Rahmen ſowohl als die Stiele ſind mit Löchern, in der Entfernung von 3 Zoll übereinander, durchbohrt,

wodurch

wodurch 1 Daumen dicke Stöcke geſteckt werden. Vorn und hinten ſind 2 Klappthüren angebracht, die ſich auf 2 Zapfen drehen, die in dem obern Theile der beyden Stiele eingeſetzt ſind, und ebenfalls aus einem leichten Rahmen beſtehen, wodurch horizontale Stöcke gehen. Der ganze Kaſten hat ſolchemnach die Geſtalt eines Käfichs oder Vogelbauers. Dieſer Käfich wird nun allenthalben mit Stroh ausgeflochten, wie auch die Klappthüren, die vermittelſt einer kleinen eiſernen Krampe und eines Ueberfalles auf dem Bodenbrete angepflöckt werden können. Wenn der ganze Kaſten mit Stroh durchflochten, auf jeder Seite zwey Luftlöcher frey gelaſſen, und die hervorſtehende Strohhalme mit einer Gartenſchere in- und auswendig glatt beſchnitten worden, ſieht ein ſolcher Kaſten nicht allein gut aus, ſondern das Wildbret kann auch in demſelben gar keinen Schaden nehmen. Fig. 1352 c) iſt die Zeichnung eines ſolchen unbeflochtenen, und Fig. 1354 d), eines mit Stroh beflochtenen, und völlig fertigen Kaſtens. Am letztern iſt eine der Thüren vorgeſtellt, als wäre ſie aufgemacht, um ein Stück Wild hinein zu bringen.

Wenn man nun an den Kaſten kommt, müſſen beyde Thüren ſchon aufgeſchoben ſeyn. Diejenigen, die den Hirſchen vorn tragen, gehen damit rückwärts in den Kaſten hinein und hindurch. So bald der Hirſch ganz hinein iſt, legen ſie ihn auf den Boden, und beugen ihm die Läufe ſowohl vorn als hinten unter den Leib. Hierauf werden die Thüren ſacht nach und nach von oben herunter gelaſſen, und die Leute müſſen mit den Händen auf einmal heraus ſeyn. Man bringt aber dem Hirſch deswegen die Läufe unter dem Leib, damit er ſich, weil der Kaſten unten eng iſt, gut aufhelfen könne.

Eine Abbildung des jetzt beſchriebenen Jagens ſtellt Fig. 1354 dar. A B C D, iſt die Kammer; C D, das Falltuch; D E F C, der Lauf; G, der Ort, wo die Wildbretkaſten ſtehen; HH, HH, HH, HH, die aufgeſtellten Garne.

Hätte Jemand keine Wildbahn im Freyen, aber einen Thiergarten von beträchtlichem Umfange: ſo kann auch in demſelben das jetzt beſchriebene Jagen, und

zwar ohne Tücher und Netze, bloß vermittelſt 2 Bund Tuchlappen, 20 Bund Federlappen, und eines einzigen Falltuches, angeſtellt werden. In dieſer Abſicht wird an der einen Seite des Thiergartens, eine Abjagungskammer, und ein Lauf mit einem Zaune, wie der am Thiergarten iſt, eingefaſſet, und dicht an demſelben, innerhalb des Jagens, eine Hecke von Weißbüchen angeleget, die ſchon in 5 Jahren ſo hoch und dicht ſeyn wird, daß ſie den Zaun völlig bedecken kann. Die beſte Figur zu einem ſolchen Jagen, iſt aus der Zeichnung, Fig. 1355, zu erſehen. Dieſes Jagen iſt, zur Erſparung des Zaunes, an der einen Seite des Wildzaunes angelegt, welcher durch die Linie G H angedeutet wird. An denſelben iſt des Jagens Rundung angelegt, die bis O geht; von dort bis N, iſt der Zaun zur Abjagungskammer A, welche, wenn gejagt werden ſoll, von dem Laufe B, durch das Falltuch I N abgeſondert wird; auf demſelben ſteht der Leibſchirm C, und der Hundeſchirm D. Die Kammer A aber iſt mit allerhand Buſchwerk und Dickungen angefüllt, worin ſich das Wildbret verbergen kann. Bey E iſt die Einfahrt in den Lauf, welches ein Gitterthor, wie bey dem Thiergarten, iſt. Um aber gegen die Hecken nicht ſo ſehr abzuſtechen, wird daſſelbe, wenn gejagt werden ſoll, mit zwiſchen dem Gitter durchgeſteckten grünen Reiſern verkleidet. Wenn nun der Herr des Thiergartens befiehlt, einige Hirſche in das Jagen zu treiben, ſo werden des Morgens ganz früh einige gute Hirſche in Lappen eingeſtellet, welches zur Hirſchfeiſtzeit am beſten zu bewerkſtelligen iſt, weil ſich alsdann die guten Hirſche von den ſchlechten, und von dem alten und Schmalwildbret trennen. Dieſe in das Weite eingeſtellte Hirſche, wobey die Lappen bis zu der Abjagungskammer reichen, werden nunmehr von wenig Leuten ganz gemächlich zwiſchen denſelben nach dem Zaune hingetrieben. An demſelben ſind alsdann die

die 5 Gitterthore F, wovon die Flügel in das Jagen hinein aufſchlagen müſſen, eröffnet; bis an die beyden letzten derſelben reichen die Lappen, welche hier, weil das Jagen immer enger wird, Tuchlappen ſeyn müſſen, damit ſie beſſer blenden. Die Hirſche ziehen immer längs den Lappen nach dem Jagen zu; und weil ſie hier in dem Zaune die vielen Oeffnungen, und hinter denſelben wieder Holz finden, ſo gehen ſie gerade hinein. Auf beyden Seiten der Lappen hinter denſelben, ſtehen Jagdleute, welche, ſo bald die Hirſche ſämtlich in dem Jagen ſind, hinzu laufen und die Thore zumachen, da dann die Hirſche gefangen ſind. Geſchieht dieſes Eintreiben bald, ſo kann das Abjagen ſofort vor ſich gehen; ſonſt aber geſchieht es am folgenden Morgen. Soll dieſes Abjagen zu Pferde geſchehen, ſo bleibt das Falltuch vor dem Laufe, ſonſt aber iſt es nur als ein Quertuch geſtellt, und wird weggeſchaffet, ſo bald die Jägerey zu Holze zieht, welches mit den bey dem Beſtätigungsjagen gewöhnlichen Feyerlichkeiten geſchieht. Hierauf werden die Jagdhunde gelöſet, und das vorgetriebene Wild aus dem Schirme gepürſcht.

Zu dem Renn- und Parforcejagen, gehört zuvörderſt ein guter Jagdhund, welcher von dem Jäger beſtändig am Hängeſeil geleitet wird, das Wild vermittelſt der Fährte auszuforſchen und zu beſtätigen, und dadurch gleichſam den Jäger auf die Fährte des Hirſches zu leiten, daher er auch der Leithund genannt wird, von deſſen Abrichtung an ſeinem Orte Anzeige geſchehen wird. Die großen engländiſchen und franzöſiſchen Jagdhunde, mit welchen die Hirſche auf den Parforcejagden zu Tode gehetzt werden, nennt man daher Hirſchhunde.

Die eigentliche Zeit, in welcher man den Leithund an die Arbeit bringen muß, iſt im Winter eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang. Denn da die Nächte um dieſe Jahrszeit ſehr lang ſind, ſo zieht der Hirſch

früh zu Holze. Im Frühlinge und Sommer hingegen iſt es hinlänglich, wenn man erſt ½ Stunde nach Sonnenaufgang zu arbeiten anfängt; denn bey ſchönem und ſtillen Wetter läßt ſich der Hirſch in den jungen Aufſchlägen, die am Rande des Waldes ſind, nieder, um ſich vom Thau zu trocknen, und geht daher ſpäter zu Holze. Ueberdies giebt es auch Hirſche, die, weil ſie ſchon vor den Hunden geweſen ſind, ſo ſchlau und ſchüchtern ſind, daß ſie, ehe ſie ihren feſten Stand im Dickicht nehmen, zwey, drey auch mehrmal in die jungen Aufſchläge, wo ſie ſich getrocknet haben, zurück gehen, um zu ſehen, ob ihnen irgendwo nachgeſtellt wird; und wenn ſolche Hirſche den Leithund wittern, oder das geringſte Geräuſch hören, werden ſie gleich ſo weit flüchtig, daß man ihre Spur aufgeben muß, daher ſie denn mit der äußerſten Sorgfalt und bey lichtem Tage beſtätiget werden müſſen.

Hat nun ein Piqueur ſeinen Beſuch zur rechten Zeit angefangen, und wirklich die Fährte eines Hirſches aufgefunden, ſo muß er, um den Hirſch gehörig anzuſprechen: 1) mit dem einen Fuße niederknien, alle Kennzeichen der Fährte genau betrachten, und ungefähr folgendes Geſpräch mit ſich ſelbſt anſtellen: Ich ſpreche dieſen Hirſch als einen jagdbaren Hirſch an, weil er runde Spitzen, abgenutzte Schalen, Ferſen und Afterklauen, auch überhaupt einen ſtarken Fuß hat, weil er kurz gefeſſelt iſt, weit ſchreitet, den Hinterlauf nur bis dicht an die Vorderfährte bringt, und mit demſelben Erde aufnimmt. Ich finde an ihm überhaupt alle die Merkmaale, die ein jagdbarer Hirſch in dieſem Boden haben muß, und werde beſonders an ſeiner Fährte Abzeichen gewahr, woran ich ihn bey Wechſelfährten erkennen werde; denn die eine Spitze des rechten Vorderlaufes iſt auswärts, und die Spitze des linken Hinterlaufes einwärts gebogen, welches ein ſehr gutes Abzei-

Abzeichen iſt, deſſen ich in meinem abzuſtattenden Berichte Erwähnung zu thun, nicht unterlaſſen muß, u. ſ. f.

Die Beſichtigung einer einzigen Fährte dieſes Hirſches iſt indeſſen nicht hinlänglich, um ihn ſicher anzuſprechen, weil ſich die Fährten nicht allein an einer Stelle ganz anders beurtheilen laſſen, als an einer andern, ſondern weil es hauptſächlich auch darauf ankommt, zu wiſſen, ob die Fährten friſch oder alt ſind. Nun iſt dieſes zwar mit einem Leithunde, deſſen Betragen man nicht ganz genau kennt, ſchwer zu unterſcheiden; man kann indeſſen doch durch genaue Betrachtung des Bodens zu einiger Gewißheit gelangen. Denn in einem Boden ſehen alte Fährten friſch, und in einem andern friſche Fährten alt aus. In einem ſandigen und weichen Boden z. B. ſehen die Fährten alt aus, ſo bald der Fuß heraus gewichen iſt, weil ein ſolcher Boden gar keine Feſtigkeit hat; hingegen ſehen Fährten von 2 oder 3 Tagen, wenn ſie nicht beregnet oder von der Sonne beſchienen ſind, in ſchwarzem lehmigen Boden noch ganz friſch aus, weil die Erde feſt iſt und nicht nachſchießt.

2) Ein Piqueur muß eine Fährte, wenn er ſie entweder mit dünem Gewebe überzogen, oder mit hellem Waſſer angefüllt findet, nicht für alt anſehen. An Tagen, wo es reifet oder Nebel fällt, erzeugen ſich jene Gewebe in der Luft von einem Augenblick zum andern, und in feuchten Boden dringt das unterirdiſche Waſſer ebenfalls, obgleich unmerklich, doch augenblicklich in die Fährten. Man muß daher beyde Kennzeichen nicht für untrügliche Merkmaale alter Fährten halten, und die Begierde, mit welcher die Leithunde oft darauf arbeiten, beweiſet hinlänglich das Gegentheil. Der Thau hingegen gibt ein ſicheres Zeichen friſcher Fährten ab, und wenn man gewahr wird, daß er ganz kürzlich vom Graſe abgeſchlagen iſt.

Nach

Nach dieſen erſten Beobachtungen läßt nun der Piqueur oder Beſuchknecht ſeinen Hund auf der Fährte fortarbeiten; auf den Fall aber, wo er zur Abkürzung ſeines Beſuches vor einem bekannten guten Stande weit vorgegriffen, und gerade auf den Eintritt des Hirſches im Holz getroffen hätte, muß er der Fährte nicht über 2 oder 3 Hängeſeile weit im Holze nachziehen, weil er ſich ſonſt der Gefahr, den Hirſch aus dem Lager zu jagen und aufzutreiben, ausſetzen würde. Er hat unter ſolchen Umſtänden alſo nichts weiter zu thun, als genau Acht zu geben, ob der Hirſch gerade aus zieht, und ob der Hund begierig iſt vorwärts zu arbeiten. Wenn er dieſes bemerkt, verbricht er den Hirſch hoch und niedrig, begiebt ſich wieder aus dem Dickicht heraus, und fängt an, den Hirſch auf den nächſten Weg zu beſtätigen. Findet er nun, daß dieſer nicht wieder aus dem Bezirke heraus getreten iſt, ſo geht er bis zu ſeinem erſten Bruch zurück, beſieht daſelbſt nochmals die Vor- und Rückfährten ganz genau, und nimmt Loſung mit, die er der Jagdgeſellſchaft bey ſeinem Bericht zur ſelbſteigenen Beurtheilung vorlegt.

Wenn aber ein Leithund 2 oder 3 Hängeſeile weit auf die Fährte in Dickicht gearbeitet hat, ſie alsdann mit einemmale verliert, und weder rechter noch linker Hand wiederfinden kann: ſo kann der Piqueur den ſichern Schluß machen, daß dieſes ein falſcher Holzzug iſt, und daß der Hirſch wieder rückans gegangen iſt. Es iſt dieſes einer der gewöhnlichſten Ränke gejagter Hirſche, die ſich gern verbergen wollen; und es giebt einige, die, wie alte Haſen, 3 bis 4 dergleichen Wiedergänge machen, und endlich weit rückwärts ihren feſten Stand nehmen. Unter ſolchen mißlichen Umſtänden muß man die Wege rechter und linker Hand genau beſichtigen, und Acht geben, ob man verſchiedene Eintritte darauf wahrnimmt. Wenn dergleichen vorhanden

den ſind, muß man beobachten, welchen von dieſen Eintritten der Leithund am begierigſten anfällt; denn fällt er vorzüglich auf eine friſche Fährte, ſo wird dieſes gewiß die letzte ſeyn. Bey ſolchen Umſtänden kann man nicht oft und ſcharf genug auf die Erde ſehen, um zu bemerken, ob keine doppelte Fährten vorhanden ſeyn; und die Kennzeichen des Gewendes und Abtrittes müſſen dabey ebenfalls in genauen Augenſchein genommen werden. Hiernächſt muß man mit vieler Sorgfalt und ohne Geräuſch vorgreifen, und dieſen Stand von allen Seiten umgehen; und wenn die vielen vorhandenen Ein- und Austritte zu befürchten Anlaß geben, daß der Hirſch nach dem Reviere, aus welchem er gekommen war, zurück gegangen ſey, ſo muß man, um ſich deſſen zu vergewiſſern, weit hinter ſeine Brüche vorgreifen. Wird nun die Fährte daſelbſt wieder aufgefunden, ſo wird dem Hirſch wieder nachgezogen, er wird verbrochen, und nach vorgeſchriebener Art beſtätiget.

Man hat am Tage der Jagd alle Urſache zu vermuthen, daß der Hirſch in dem Bezirke, in welchem man ihn Tages vorher beſtätigt hat, ſtehe, wenn man bemerkt, daß er in der Nacht aus demſelben auf die Weide gegangen iſt. Allein, man muß, dieſer Vermuthung ungeachtet, und inſonderheit, wenn man ihm nicht weiter nachgezogen iſt, und die Fährte ganz genau hat betrachten können, die Rückfährten fleißig unterſuchen, und die Loſung nach Beſchaffenheit der Jahrszeit ebenfalls in ſorgfältige Betrachtung ziehen. Dieſes ſind die einzigen Mittel, von der ſichern Beſtätigung des Hirſches vergewiſſert zu werden, zumal da man bey dieſer Unterſuchung zugleich wahrnehmen kann, ob der Hirſch die Nacht allein, oder in Geſellſchaft eines andern, im Lager geweſen, was für Ränke und Wendungen er beym zu Holze ziehen gemacht, und wie der Leithund ſie entwickelt hat. Alle dieſe Beobachtungen kom-

kommen dem Piqueur hiernächſt bey verlorner Fährte ſehr zu Statten, weil der Hirſch gewiß, während der Jagd, alle die vorigen Ränke und Wendungen zu wiederholen, nicht unterlaſſen haben werde.

Man bemerket hiebey, daß, wenn ein Leithund beym Vorgreifen eine Fährte anfällt, man genau nachſehen müſſe, ob der Hirſch aus oder in dem Bezirk, den man umgeht, getreten ſey, und inſonderheit, ob es nicht derjenige iſt, den man beſtätigen will. Iſt es dieſer, ſo arbeitet man auf erwähnte Art fort; iſt es aber ein anderer, ſo muß man zu beurtheilen wiſſen, ob er ſtärker oder ſchwächer, als jener, iſt; in letzterm Falle wird er nur niedrig verbrochen, damit man ihn, wenn man Zeit hat, zu Holz jagen könne, wenn jener völlig beſtätigt iſt.

Es kann ſich auch bisweilen ereignen, daß ein fremder Hirſch in den Bezirk, während der Zeit, daß man ihn macht, eintritt, daß deſſen Fährte der Fährte des zu beſtätigenden Hirſches völlig ähnlich iſt, und daher bey dem Piqueur Zweifel und Ungewißheit entſtehen. In ſolchem Falle muß man dem bezweifelten Hirſch 2 oder 3 Hängeſeile weit nachziehen; da es ſich den finden wird, daß der zubeſtätigende Hirſch gerade vor ſich weg gezogen iſt, der fremde hingegen viele krumme Wendungen gemacht haben wird. Bey einem ſolchen Beſuche muß der Hund ganz kurz in der Leine gehalten werden, weil er, wenn man ſie ihm ganz ſchießen ließe, und er den rechten Hirſch etwann in ſeinem Stande witterte, zu weit vorwärts greifen, den Hirſch aus ſeinem Lager auftreiben, und mithin dem Piqueur einen ſchlechten Dienſt leiſten würde. In einer ſolchen Ungewißheit kann man ſich noch durch die Unterſuchung der Rückfährten ſehr helfen; und wenn man hiernächſt die Loſungen und andere zufällige Abzeichen beyder Fährten mit Aufmerkſamkeit gegen einander hält, ſo werden endlich die Zweifel gehoben, und man wird ſeiner Sache gewiß.

Ich habe bereits im Vorhergehenden angezeigt, daß Hirſche, welche ſich verbergen, ſehr ſchwer zu beſtätigen ſeyn. Man findet ſie ſelten, weil ſie die Nächte in jungen abgelegenen Aufſchlägen zubringen, ſich an dem häufigen Safte der jungen Bäume und am Thau den Durſt löſchen, und mithin nicht zu Waſſer gehen, wo man ſie ſonſt ſpüren könnte. Ich habe ferner erwähnt, daß einige ſchlaue Hirſche zween Stände haben, wo ſie abwechſelnd zu ſtehen pflegen; und daß dieſe an ihrem ſtarken Schritt, an ihrer geöffneten Vorderfährte, und an ihren durch vieles Jagen und Laufen abgeründeten Spitzen und abgenutzten Ferſen, Schalen und Afterklauen, zu kennen ſeyn. Alle ſolche Hirſche können, weil ſie ſich zu verbergen trachten, nicht fleißig genug aufgeſuchet und behutſam genug beſtätiget werden. Endlich habe ich auch geſagt, daß alle Arten von Hirſchen in der Brunft, wegen der Menge der alsdann vorhandenen Fährten, des unausſtehlichen Geruches, der den beſten Leithunden zuwider iſt, und wegen des beſtändigen Herumſchwärmens ſehr ſchwer zu beſtätigen ſeyn, und daß man um dieſe Zeit ſelbander zu Holze ziehen müſſe. Von allen dieſem muß der Piqueur bey dem Beſuche nichts aus der Acht laſſen, weil er ſich ſonſt der Gefahr ausſetzt, entweder den Hirſch gänzlich zu verfehlen, oder ein Thier an ſtatt eines Hirſches vor die Meute zu bringen. Ein Piqueur oder Beſuchknecht muß ſich auch nicht in ſeinem Urtheile übereilen, und ſich dadurch thörigte und falſche Rapports zu Schulden kommen laſſen, ſondern, wenn er an ſeinen Herrn oder an den Jagdcommandanten Bericht abſtattet, alle Urſachen angeben, warum er den Hirſch als jagdbar anſpricht, und dabey anzeigen, ob der Hirſch in ſeinem Stande allein ſteht, oder noch einen andern bey ſich hat.

Der Bericht eines klugen und verſtändigen Piqueurs muß mehr in einem beſcheidenen als prahlerhaften Tone abgefaßt ſeyn, und ungefähr folgender Geſtalt lauten:

Wenn

Wenn meine Augen und mein Hund mich nicht triegen, gnädiger Herr! ſo glaube ich einen Hirſch beſtätigt zu haben, denn ich nach allen Kennzeichen für jagdbar anſpreche, weil er ein lange Vorderfährte und eine lange ſchmale Hinterfährte hat. An dem linken Vorderlaufe hat er ein Abzeichen, woran ich ihn bloß und allein bey Wechſelfährten unterſcheiden könnte; allein überdieß iſt noch die Spitze des rechten Hinterlaufes einwärts gebogen, woran er gar nicht zu fehlen iſt. Er iſt ferner ſtark im Fuß, ſehr kurz gefeſſelt, hat einen großen Schritt, drückt die Ballen ſehr ein, und geht mit geöffneter Vorderklaue; auch ſind ſeine Schalen und Spitzen völlig abgenutzt. Er hat ſein Nachtlager in jenem jungen Aufſchlage gehalten, der zwiſchen jenen beyden Dickichten liegt; und ich habe bemerkt, daß er aus meinem Bezirke auf die Nachtweide gezogen iſt, und ſeit 2 oder 3 Tagen in eben dem Aufſchlage äßet, welches mich auf die Gedanken bringt, daß es ein ſchlauer Hirſch, und vielleicht eben derſelbe iſt, den wir vor 14 Tagen wegen einfallender Nacht verfehlten. Beygehende Loſung, welche, wie Sie ſehen, klein, trocken und ſtachelig iſt, ſcheint mir dieſes, ſo wie die vielfältigen Ränke, die er beym zu Holze ziehen gemacht hat, zu beſtätigen; denn er hat zuerſt dieſes und jenes, und hiernächſt dieß und das gethan ꝛc. Da der Wind aus Norden ſteht, ſo iſt es vermuthlich, gnädiger Herr! daß der Hirſch da oder dort hinaus gehen wird, und Hochdenenſelben iſt bekannt, daß die ſchönſte Wildbahn in der Gegend iſt, u. ſ. w.

So lautet ungefähr der Bericht von einem Hirſch, der ſich verbirgt. Allein da ſich nicht alle Hirſche verbergen, ſo iſt vorſtehender Rapport nur als ein Schema anzuſehen, welches man nach Befinden der Umſtände anders ausfüllen muß.

Wenn man aber, anſtatt eines Hirſches, deren zween beſtätiget, davon der eine ein jagdbarer Hirſch iſt, und im Dickicht ſteht, der andere aber ein ſchlecht jagdbarer Hirſch iſt, der ſeinen Stand in einem jungen Aufſchlage an Rande des Waldes hat, ſo muß man, auch dieſes letztern im abzuſtattenden Berichte zu erwähnen, nicht unterlaſſen. Denn, wenn dem Herrn der Equipage nur an dem Vergnügen, einen Hirſch zu fangen,

gelegen iſt, ſo wird er unfehlbar dieſen letztern vornehmen, weil die Jagd eines ſolchen Hirſches angenehmer iſt. Allein, dieſes verſteht ſich nur von ſchlecht jagdbaren Hirſchen. Denn ein ganz junger Hirſch, wenn er gleich in einem jungen Aufſchlage aufgetrieben wird, wehrt ſich zweymal ſo lange, als ein alter feiſter Hirſch. Ueberdieß behalten die Hunde bey Wechſelfährten nicht ſo gewiß die Fährte eines jungen, als eines alten Hirſches bey, weil letzterer wegen ſeiner Schwere ſich leichter erhizt, und mithin eine ſtärkere Witterung zurück läßt. Es iſt alſo allemal der Klugheit gemäßer, wenn man einen von vielen Wechſelfährten weit abgeſonderten Hirſch auftreibt, damit bey den Hunden die erſte Hitze verrauche, und ſie zuvörderſt die Witterung ihres Hirſches recht ſicher aufnehmen, um ſolche in der Folge beybehalten zu können, wenn der Hirſch andere Hirſche mit ſich aufjagt, und ſich hernach von ihnen wieder abſondert.

Ich muß hier noch einiger Höflichkeitsbezeigungen gedenken, welche die Piqueurs oder Beſuchknechte bey ihren Beſuchen gegen einander zu beobachten haben.

Bey großen fürſtlichen Equipagen iſt allemal ein Jagdcommandant vorhanden, welcher die Befehle zu einer Parforcejagd von ſeinem Fürſten empfängt, und ſie hernach den Tag vor der Jagd den Piqueurs mittheilt, und einem jeden ſein Revier zum Beſuch anweiſet. Ein jeder hat alſo ſeinen beſtimmten Bezirk abzuſuchen; und bey dieſer Beſchäftigung haben dieſe Herren ſich folgendermaßen zu verhalten. Zuvörderſt muß keiner ſein Revier überſchreiten, und das Revier eines andern abſuchen. Wenn hienächſt ein Piqueur einen Hirſch in ſeinem Reviere antrifft, ſo muß er ihn nach Möglichkeit darin zu beſtätigen ſuchen; tritt aber der Hirſch in das Revier eines andern Piqueurs über, ſo muß jener dieſen durch Pfeifen auf dem Finger Nachricht geben, da ſie dann, wenn ſie auf dieſen Ruf zuſammen kommen, die Fährte beſehen, und ſich berathſchlagen, ob ſie den Hirſch gemeinſchaftlich beſtätigen wollen, welches unter zwey höflichen Leuten gemeiniglich Statt findet. Wollte indeſſen Letzterer nicht darin willigen, ſo muß es Erſterer ſich gefallen laſſen, und ſich wieder hinweg begeben,

weil ein jeder in ſeinem Reviere Herr und Meiſter iſt. Wollen ſie aber zuſammen arbeiten, ſo gebührt demjenigen, in deſſen Reviere der Hirſch übergetreten iſt, die Ehre, den Leithund zu führen, und den Bericht abzuſtatten, in welchem er jedoch ſeines Camerads Erwähnung zu thun ſchuldig, iſt. Iſt es aber ſchon hoch am Tage, und jener Piqueur hört nicht auf den Ruf ſeines Camerads: ſo erfordert es der Dienſt des Herrn, den Hirſch in dieſem fremden Reviere zu beſtätigen, wenn man in dem ſeinigen nichts antrifft; jedoch muß davon nicht eher Bericht abgeſtattet werden, als bis jener anzeigt, daß er nichts angetroffen hat. Trifft man den Hirſch auf dem fremden Reviere bereits verbrochen an, ſo kann man ſich deſſen unter keinerley Vorwand anmaßen, ſondern muß ſich augenblicklich zurück begeben.

Dieſes iſt allerdings der Billigkeit gemäß; und es ſind mithin diejenigen Schleicher noch weit mehr zu tadeln, welche aus Ehrgeiz oder Neid früher als andere Cameraden aufſtehen, deren Reviere durchſtöbern, und einen jagdbaren Hirſch daraus in das ihrige jagen. Sie werden auch öfters dieſes ihres widerrechtlichen Verfahrens wegen beſtraft; denn der Hirſch, den ſie auf ſolche hinterliſtige Weiſe aus dem Reviere eines ihrer Cameraden jagen, ſpielt ihnen zuweilen den Poſſen, und wird ſo weit flüchtig, daß ſie ihn im Stiche laſſen müſſen; ja zuweilen trifft es ſich, daß ein anderer Hirſch während der Zeit, daß ſie hinter dieſem her ſind, in ihr eigenes Revier tritt, den jener Camerad, dem der Streich geſpielt worden, unterdeſſen beſtätiget, und zur Schande und Spott des Schleichers vor die Meute bringt.

Die kluge Vertheilung und Zulaſſung der Relais (Vorlagen friſcher Hunde) trägt zur glücklichen Endigung einer Parforcejagd ſehr vieles bey, ſo wie im Gegentheil dieſe letztere gemeiniglich übel abläuft, wenn die Hunde unbeſonnen und zur Unzeit an den Hirſch gelaſſen werden. So iſt es z. B. ſehr thöricht, wenn man Relais an einen Hirſch läßt, der in Begleitung anderer gleich ſtarken Hirſche flüchtig iſt, weil die friſchen Relaishunde, ſo bald ſie losgelaſſen werden, vor den andern bereits ermüdeten Hunden vorauf fahren, und, da ſie daſelbſt viele ihnen noch gänzlich unbekannte Fährten antreffen, die erſte die beſte aufnehmen,

men, und auf ſolche Art in einen Change (*) verfallen, wovon die Schuld bloß der Unbeſonnenheit desjenigen zuzuſchreiben iſt, der das Relais herzu gelaſſen hat. Es giebt alſo nur zween Fälle, wo es erlaubt iſt, Relais an einen Hirſch zu laſſen, der mit andern flüchtig iſt. Der eine iſt, wenn man zum Unglück lauter junge Hunde gegen den Hirſch hat, die nicht im Stande ſind, ihm gehörig zu zuſetzen; und der andere, wenn die Meute dermaßen abgemattet iſt, daß der Piqueur einſieht, daß es unmöglich iſt, den Jagdhirſch ohne die Beyhülfe einiger alten erfahrnen Hunde von ſeiner Geſellſchaft abzuſondern. Er läßt alsdann einige gute Hunde, auf die er ſich verlaſſen kann, heran; und ſobald der Jagdhirſch abgeſondert iſt, und ſtreckaus geht, ſchickt er ihm ein ſtarkes Relais nach, welches dem Hirſch ſo ſcharf zuſetzt, daß er ſich nicht wieder zu andern Hirſchen geſellen kann. Der Piqueur, welcher hinter der Meute reitet, iſt allein im Stande, alles, was bey der Jagd vorgeht, richtig zu beurtheilen; und folglich muß dieſer allein auch mit dem Horne das verabredete Zeichen geben, wenn die Relais herzu gelaſſen werden ſollen.

Man richtet ſich übrigens, bey Vertheilung dieſer Relais, nach der Anzahl, gleichen Beſchaffenheit, Stärke, Geſchwindigkeit und Dauer der Hunde. Zur eigentlichen erſten Auftreib-(Lancier-) Meute werden die raſcheſten genommen, und die übrigen werden nach

 ver-

(*) Die Ausdrücke *Change* halten, *Change* nehmen, u. ſ. f. ſind auch in der deutſchen Parforcejagd üblich. Man verſteht darunter das Irrewerden eines Jagdhundes, da er das Wild, welches er jagen ſoll, verläßt, und einem andern Wilde, das ihm von ungefähr aufgeſtoßen iſt, nachjagt. Les chiens ont pris le change, die Hunde haben die Spur verſchlagen. Les chiens gardent le change, die Hunde bleiben auf der Spur des einmal aufgetriebenen Wildes, ohne ſich durch ein anderes Wild irre machen zu laſſen. La bête a donne le change, das Wild hat einen Abſprung gethan, d. i. es hat im Fliehen ein anderes Wild aufgejagt, dem nunmehr die Hunde nachſetzen.

verhältnißmäßiger Größe vertheilet. Wenn z. B. die ganze Equipage aus 40 Hunden beſteht, ſo werden die raſcheſten 16 zur ſo genannten Lanciermeute genommen; und von den übrigen 24 werden 10 Hunde von gleicher Größe zum erſten Relais beſtimmet, welches die alte Meute genannt wird; der Ueberreſt wird abermal in 2 Relais vertheilt, davon das erſte nach der alten Meute, das letzte aber, welches aus den älteſten Hunden beſteht, alsdann, wenn der Hirſch nicht mehr fort kann, und durch Ränke zu entwiſchen ſucht, hinzu gelaſſen wird. Dieſes letztere Relais wird bey den Franzoſen les ſix chiens genannt, wenn es auch aus mehrern oder wenigern Hunden beſteht.

Ein ſo genanntes fliegendes Relais (d. i. eine oder mehrere Koppeln Hunde, denen kein ſicherer Stand angewieſen wird, ſondern die der Jagd allmählich nachgeführt, und bey erforderlichen Umſtänden an den Hirſch gelaſſen werden,) iſt ebenfalls öfters ſehr nützlich, und wird bey einer zahlreichen Equipage gemeiniglich in Bereitſchaft gehalten; es muß aber von einem verſtändigen Menſchen geführt und zur rechten Zeit herbey gelaſſen werden. Im Ganzen kann übrigens dieſe gewöhnliche Vertheilung der Relais nur in großen und weitläuftigen Forſten Statt finden; denn wenn man einen Hirſch in einem kleinen Walde jagt, aus deſſen Bezirk man ihn wegen der beſchwerlichen und vielleicht gar gefährlichen Nachjagd nicht gern treiben möchte, ſo müßte die Meute wohl nur aus wenigen Hunden beſtehen. Eine gar zu große Anzahl derſelben würde den Hirſch erſchrecken, ihm zu heftig zuſetzen, und ihn nöthigen flüchtig zu werden. Wird man aber erſt gewahr, daß er ſich in dem kleinen Forſte herum jagen läßt, und anfängt ſchwach zu werden, ſo kann man ihm einige Relais nachſchicken. Beym Lanciren müſſen, vornämlich in Gegenden, wo viel Wildbret ſteht, nicht gleich Anfangs viele Hunde losgelaſſen werden, weil ſie ſich

ſonſt

ſonſt auf die vielen Fährten verſprengen und von einander trennen könnten.

Außer dem, daß die Relais in jungen Aufſchlägen halten müſſen, hat man auch die Jahrszeit, die Lage der Dickichte und die gewöhnlichen Wechſel der Hirſche nach andern Forſten oder nach der Tränke, zu beobachten. Diejenigen, die bey den Relais halten, und ſie zulaſſen ſollen, müſſen die Jagd verſtehen, und im Stande ſeyn, den Hirſch, wenn ſie ſeiner anſichtig werden, nach dem abgeſtatteten Berichte zu beurtheilen, und ihn zu erkennen, damit ſie dem Piqueur richtigen Beſcheid geben können. Ueber dieß müſſen bey jedem Relais noch zween Knechte vorhanden ſeyn, davon der verſtändigſte ſich etwa 4 oder 500 Schritt weit von den Hunden entfernt, um zu hören, wohin ſich die Jagd wendet, und wo möglich, des Hirſches anſichtig zu werden. Der Hundsjunge bleibt unterdeſſen bey ſeinen Hunden, und giebt ſorgfältig Achtung, daß ſie ſich nicht beiſſen oder verwickeln. In dieſer Abſicht hat er eine fingersdicke Gerte in der Hand, mit welcher er die zänkiſchen Hunde züchtiget, und ſie hindert, laut zu werden, wenn die Jagd ſich nähert. Denn, wenn die Hunde, bey Annäherung der Jagd, aus Begierde anfiengen laut zu werden, ſo würde nicht nur der Hirſch, wenn er die Hunde vor ſich hörte, wieder zurück in die Dickichte prellen, und zwiſchen Wechſelfährten gerathen, ſondern es würde auch die Meute, wenn ſie auf ſolche Art die Fährte verloren hätte, dem Geläute des Relais zulaufen, und mithin ein ſehr wichtiger Fehler begangen werden. Ferner muß, bey Anſtellung der Relais, auch die Jahrszeit in Betrachtung gezogen werden. Denn, wenn man im Winter jagt, wo das Gehörn der Hirſche ſtark iſt, werden ſich die Hirſche gewiß beſtändig in den Dickichten herum jagen laſſen; im Frühlinge hingegen, wo das Gehörn noch zart und empfindlich iſt, halten ſie lieber die jungen Aufſchläge

und lichten Wildbahnen, weil ſie befürchten, in den Dickichten mit dem Gehörne anzuſtoßen, und ſich Schmerzen zu verurſachen. Endlich muß man auch die gewöhnlichen Wechſel der Hirſche vollkommen kennen. Dieſe hängen von der Lage der Forſten ab, wohin die Hirſche, wenn ſie gejagt werden, gemeiniglich zu flüchten pflegen. Wenn z. B. ein Hirſch in einem kleinen Gebüſche aufgetrieben wird, wird er gewiß, ſo bald er ſich einmal darin hat herum jagen laſſen, heraus und nach dem großen Forſt gehen; mithin iſt das Relais am beſten am Eingange dieſes Forſtes angebracht; die übrigen aber werden auf die bereits bekannten gewöhnlichen Wechſel angeſtellt, und nach Beſchaffenheit des Ortes und der Umſtände, an den Hirſch gelaſſen.

Wenn man in der Zeit, wo die Hirſche wieder aufgeſetzt haben, oder in der Brunſt, einen Hirſch in obgedachten kleinen Büſchen auftreibt, muß man eine ſtarke Meute an ihn laſſen, und ſein beſtes und dauerhafteſtes Pferd reiten, weil eines Theils die Hunde an ſolchen Orten die völlige Witterung des Hirſches bekommen, ehe ſie auf Wechſelfährten gerathen, und weil auch andern Theils der Hirſch oft einen ganz andern Weg nimmt, als man geglaubt hat, und man ihm alſo ohne Relais von Hunden und Pferden nachſetzen muß.

Wenn es aber, in Betrachtung deſſen, was ich bisher geſagt habe, höchſt wichtig iſt, die Relais gut anzuſtellen: ſo iſt es auch nicht weniger nothwendig, ſie mit gehöriger Behutſamkeit und zur rechten Zeit an den Hirſch zu laſſen, weil ſonſt, wenn man ſich übereilte, der Hirſch darüber gar verloren gehen kann. Wird das Relais entweder von der Seite, oder zu weit und nicht unter Wind an den Hirſch gelaſſen, ſo wird dieſer entweder in die Dickichte zurück prellen und zwiſchen Wechſelfährten gerathen, oder er wird, weil er die Meute nicht mehr hört, ihr gänzlich auszuweichen

ſuchen; die Hunde werden rechter und linker Hand aus einander fahren, ein ander Stück Wild aufjagen, und das geringſte Uebel, welches daraus entſteht, iſt, daß das Relais vergebens und ohne allen Nutzen losgelaſſen iſt. Allem dieſem Unheil vorzubeugen, muß, wie ich ſchon geſagt habe, derjenige, der das Relais führt, die Jagd verſtehen; er muß bey dem Beſtätigungsberichte zugegen geweſen ſeyn, die beſten Hunde der Meute kennen, und beſonders auf ſeinem Poſten die Augen und Ohren wohl aufthun, damit er die Jagd ankommen höre, und den Hirſch zu Geſichte bekomme. Wenn er die Jagd nur hört, wird er am Geläute ſchon wahrnehmen können, ob die guten Hunde dabey ſind, oder ob es etwa nur einige junge Hunde ſind, die auf Wechſelfährten herum ſchwärmen. Die von geſchickten Jägern mit dem Waldhorne gegebenen Anzeigen werden ihn auch in dieſem ſeinem Urtheile bekräftigen; und wenn er des Hirſches anſichtig wird, wird er bald erkennen, ob es der im Berichte angegebene iſt, und ob demſelben bereits heftig zugeſetzt iſt. Bemerkt er dieſes, ſo läßt er ſein Relais eiligſt anrücken, und ſchickt es dem Hirſche nach, ſo bald der größte Theil der laut jagenden Meute bey ihm vorüber iſt; denn ein Relais wird niemals zugelaſſen, wenn keine Hunde hinter dem Hirſch her ſind. Alles dieſes muß in einem günſtigen Augenblicke geſchehen; und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Hunde nicht verwickelt, ſondern allezeit frey und los in Koppeln gehalten werden müſſen. Bisweilen ereignen ſich wohl Fälle, wo man das Relais nicht ſo ganz a tempo und mit völliger Sicherheit an den Hirſch laſſen kann; allein dieſes kann nur bey Gelegenheit einer weiten Flucht geſchehen, wo die erſte Meute entweder ſchwach oder völlig abgemattet iſt; und auch in ſolchem Falle muß die Entfernung, in welcher man das Relais an den Hirſch läßt, nicht allzu groß ſeyn, und die Hunde müſſen vor allen Dingen

unter Wind nachziehen, dergeſtalt daß ſie die entfernte Meute jagen hören, und ihr in vollem Lauf nacheilen können. Außer dieſem und andern ähnlichen Fällen iſt es ſchlechterdings nicht erlaubt, ein Relais auf Gerathewohl loszulaſſen.

Wir ſind nunmehr darauf bedacht, unſern beſtätigten Hirſch zu fangen. Der Hirſch iſt ſchon für halb gefangen zu achten, wenn er gehörig aufgetrieben (lanciert) wird. Will man dieſes entweder in niedrigem Gebüſche, wo man viele Vortheile hat, oder aber im Dickicht des Waldes bewerkſtelligen, ſo muß man ſich von dem Sammelplatze zu dem Bruch mit losgekoppelten Hunden begeben. Dieſe ſind alsdann um ſo weniger hitzig, als die Jäger ſie beſtändig hinter dem Piqueur halten müſſen, welcher ſeiner Seits ſie mit der Parforcepeitſche zurück und in Reſpect erhält. Iſt man nun an den Bruch gekommen, ſo läßt der Piqueur oder Beſuchknecht, welcher den Hirſch beſtätigt hat, alle diejenigen die Fährte beſehen, die davon zu urtheilen im Stande ſind, damit ſie dieſelbe bey vorkommendem Change an ihren Abzeichen erkennen können. Wenn dieſes von allen mit der äußerſten Aufmerſamkeit geſchehen iſt, ſo läßt der Piqueur, auf erhaltenen Befehl von ſeinem Herrn, die Meute anrücken, zeigt ihr den Eintritt und die Fährte des Hirſches, und ſpricht ihr dabey folgendes zu: Siehe da! mein Mann! — was geht da her mein Hund? So bald die Hunde die Fährte aufnehmen, muß der Piqueur, um ſie aufzumuntern, zwar eine kleine Strecke mit ihnen in den Wald hinein gehen, ſich aber dabey in Acht nehmen, daß er ihnen nicht zu nahe auf die Hacken gehe, damit ſie Freyheit behalten ſich zu wenden. Unter dieſem erſten Beſuche wird der Meute einigemal die Quête (der Beſuchton) zugeblaſen, und ihr zugerufen: Friſch auf die Fährte, mein Hund! — lanciere — lanciere, mein Mann! da denn unter-

deſſen die übrigen Jäger alle Ausgänge des Beſuches beſetzen müſſen, damit einer oder der andere den Hirſch aufſtehen ſehe, und von ſeiner Geſtalt und Gehörne Bericht abſtatten könne.

So bald der Hirſch lanciert iſt, müſſen die Piqueurs ſeine Fährte von neuem beſehen, und beobachteten, ob die Kennzeichen an der nunmehr flüchtigen Fährte eben ſo beſchaffen ſeyn, als bey dem gelaſſenen Schritt, welches nicht allemal zu ſeyn pflegt; wobey ſie beſonders Acht haben müſſen, ob die Klauen ſehr ſtark oder nur wenig geöffnet ſind, weil die richtige Beobachtung der Fährte das Hauptwerk bey der ganzen Parforcejagd iſt. Wenn demnach auch dieſesmal die Fährte genau beſehen und unterſucht worden iſt, wird dem Hirſch nachgezogen. Doch müſſen die Jäger die Hunde ſich nicht übereilen laſſen, weil ſie ſonſt die Fährte in der erſten Hitze übergehen möchten. Sie müſſen dieſelben demnach Anfangs ganz kurz, und vornehmlich alle in geradem Strich beyſammen erhalten, damit nicht etwann ein anderes Stück Wild aufgejaget werde. So bald der Piqueur ſieht, daß der Hirſch ſtreckaus vorwärts geht, ruft er der Meute zu: Ha — ha — mein Hund! dort zieht er hin! Friſch! friſch! mein Mann! dort flieht er hin! Doch muß dieſer Zuruf nicht eher geſchehen, als bis man den Hirſch geſehen hat, und verſichert iſt, daß es der wirkliche Jagdhirſch iſt; denn Hirſche, die einen Camerad bey ſich haben, jagen denſelben gemeiniglich vor ſich auf, wenn ſie angegriffen werden, und liefern mithin deſſen Change. So lange ſich der Hirſch alſo im Buſche herum jagen läßt, muß man ganz ſtille ſeyn, weil er dieſes in keiner andern Abſicht thut, als ſeinen Camerad aufzufinden, und ihn an ſeine Stelle für die Jagd zu liefern. Dieſes letztere geſchieht, wenn er etwa 50 oder 60 Schritt mit ihm flüchtig wird, hernach aber ſeitwärts von ihm abſprengt,

und entweder weit rückwärts geht, oder ſich auf den Bauch niederwirft.

Es trägt ſich öfters zu, daß die Hunde bey dem Beſuche des beſtätigten Bezirkes gleich zu Anfange die Fährte eines ſolchen beym Jagdhirſch ſtehenden Cameraden anfallen; und in ſolchem Falle iſt es nicht zu billigen, wenn man die Hunde auf einer ſolchen Fährte bloß in der Abſicht und aus dem Eigenſinne ſtopft, einen etwas größern und gerade den beſtätigten Hirſch zu jagen. Denn wenn man Hunde auf der erſten angetroffenen Fährte ſtopft, ehe ſie noch von der andern Fährte des Jagdhirſches Kenntniß bekommen haben: ſo verlangt man in der That von Thieren eine Art von Allwiſſenheit, die ſelbſt von Menſchen nicht zu fordern iſt, und ſie müſſen nothwendig durch ein ſolches Verfahren confus und endlich gar verdorben werden.

In der erſten Viertelſtunde der angegangenen Jagd ſcheint der Hirſch zu glauben, daß das Getöſe der Hunde und Hörner bloß zu ſeinem Vergnügen angeſtellt werde, und es iſt in der That luſtig anzuſehen, wie aufmerkſam er darauf horcht. Allein wenn er allmählich gewahr wird, daß die Hunde ihn beſtändig mit gleicher Geſchwindigkeit verfolgen, ſo fängt er an einzuſehen, daß dieſe herrliche Muſik nicht auf ſein Vergnügen, ſondern im Gegentheil auf ſeinen Untergang abzielt. Er iſt alſo nunmehr darauf bedacht, den Hunden zu entwiſchen, indem er einen andern Hirſch vor ſie zu bringen ſucht; und es iſt dieſes eine Liſt, die man zuerſt von ihm zu erwarten hat. Der flüchtige Hirſch muß alſo an allen Orten, wo Change zu befürchten iſt, und wo man ſeiner Fährte anſichtig wird, fleißig verbrochen werden, damit man ihn bey dem letzten Bruch wieder aufſuchen könne, wenn in der Folge Change vorhanden iſt. Fragt man aber, woran man wiſſen könne, daß dergleichen wirklich vorhanden ſey, ſo dient darauf zur Antwort: 1) daß man ſolches 1) aus der

Beſichtigung der Fährte abnehmen könne; 2) daß keine Meute ſo ſchlecht iſt, daß ſich nicht einige alte gute Hunde dabey befinden ſollten, die durch das ſtumme Beriechen der Sträuche den Wechſel bezeichnen, anſtatt daß die jungen Hunde ihn durch ein verdoppeltes lautes Geläut andeuten; und daß, wenn man endlich 3) in ſolchen zweifelhaften Fällen die erſten und vorderſten Hunde ſtopft und zurück weiſet, die beſten und klügſten ſogleich den Schwanz hängen laſſen, und auf den Fall, wo wirklicher Change vorhanden iſt, zurück gehen, anſtatt daß ſie ſich durchaus nicht abweiſen laſſen, ſondern mit Gewalt vorwärts wollen, wenn ſie auf der rechten Fährte ihres Jagdhirſches ſind. Die Beſichtigung der Fährte, und das Betragen der Hunde, können alſo einzig und allein die Zweifel bey befürchtetem Change heben. Deswegen muß man allezeit dicht hinter der Meute bleiben, um im Stande zu ſeyn, alles, was vorgeht, genau zu beobachten; und bey ſolchen Gelegenheiten kann man von der Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit eines Piqueurs das ſicherſte Urtheil fällen.

Wenn der Jagdhirſch Change liefert, ſo geſchieht es, wie ich ſchon geſagt habe, indem er einen andern Hirſch an ſeine Stelle vor die Meute bringt. Dieſen jagt er eine Zeitlang vor ſich her, macht alsdann einen Rückgang oder Abſprung, und nutzt die Zeit, in welcher man ſich damit beſchäftiget, denſelben ausfindig zu machen, um entweder Reißaus zu nehmen, oder ſich auf den Bauch flach an die Erde nieder zu werfen, wobey er die Läufe unter dem Leibe an ſich zieht, und die Naſe in die Erde ſteckt, damit die Hunde die beyden ſtärkſten Witterungen ſeiner Fährte und ſeines Athems verlieren ſollen. Zuweilen wird die ganze Meute durch dieſe Liſt betrogen, vornämlich aber in der Brunſt und im Anfange des Frühlinges. Die erſte Hitze erſtickt gleichſam die Hunde, und der ſtarke Ge-

Geruch der mannigfältigen jungen Kräuter fällt ihnen ſo ſehr in die Naſe, daß ſie unmöglich ſo ſcharfe Witterung, als in andern Jahrszeiten behalten können. Es iſt ihnen alſo wohl zu verzeihen, wenn ſie um dieſe Zeit Fehler begehen; und ſelbſt die Jäger können durch ein gar zu großes Vertrauen in ihre Hunde dazu verleitet werden. Alte Hunde laſſen ſich indeſſen ſelten durch ſolche Ränke des Hirſches hintergehen, ſondern machen ihn an den Sträuchen und der daran zurück gelaſſenen Witterung ausfindig; ja ſie trennen ſich von den falſch jagenden Hunden, und laſſen ſich von der Fährte ihres Jadhirſches nicht abwendig machen.

So bald die Piqueurs verſichert ſind, daß die ganze Meute auf Change jagt, müſſen ſie unverzüglich ſtopfen, dem Hirſch nicht Zeit laſſen, weit flüchtig zu werden, und vor dem Dickicht, in welchem er lanciert worden iſt, weit vorgreifen, um ſeine Fährte wieder aufzufinden. In ſolchen Fällen kömmt es ſehr zu Statten, wenn man die gewöhnlichen Wechſel der Hirſche in der Gegend genau kennt; und wenn der Hirſch nicht vorwärts aufgefunden wird, ſo iſt er entweder rückaus oder er hat ſich im Dickicht niedergethan, welches demnach von neuem abgeſucht, und der Hirſch daraus wieder lanciert werden muß. Theilt ſich hingegen die Meute bey dem Change, ſo iſt es ein Zeichen, daß die beyden Hirſche ſich getrennt haben. In ſolchem Falle begeben ſich die Piqueurs zu demjenigen Theile der Meute, wo die älteſten und klügſten Hunde ſind, unterſuchen die Fährte und wenn ſie dieſelbe für die Fährte ihres Jagdhirſches erkennen, ſo geben ſie den Jägern, die bey den andern falſch jagenden Hunden geblieben ſind, ein Zeichen mit dem Horne, daß ſie dieſelben ſtopfen und zur rechten Fährte bringen ſollen. Ein jeder Jäger muß deswegen eine gute Parforcepeitſche und 2 oder 3 Koppeln am Sattel hängen haben, damit er die falſch jagenden Hunde aufnehmen

und

und zur Meute zurück führen könne. Sind aber ſämtliche Hunde auf Change gerathen, ſo halte man ſich ja nicht bey langem Berathſchlagen auf, ſondern gehe eiligſt zu Werke.

Es kömmt alſo bey dem Change hauptſächlich darauf an, in möglichſter Eile vor- und rückwärts umzugreifen, den Hunden den Rückruf und Wiederbeſuch zuzublaſen, und ihnen fleißig zurufen: Such die Fährte, mein Hund! Such verloren, mein Mann! Findet nun irgend ein Hund die Fährte wieder, ſo muß man denſelben deshalb äußerſt liebkoſen, und ihm lebhaft zurufen: Haſt recht, haſt recht, mein Hund! Fahr hin, mein Mann! Friſch auf die Fährte, mein Hund! Hiebey iſt es von äußerſter Wichtigkeit, genau Acht zu geben, nach welcher Seite ſich der Hirſch bey ſeinem erſten Abſprunge gewendet hat, weil er, vermöge eines ihm eigenen natürlichen Triebes, ſich in der Folge der Jagd bey allen Abſprüngen wieder nach derſelben Seite wenden wird. Wird aber der Hirſch bey allem weiten Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, ſo bleibt dem Jäger nichts weiter übrig, als ſich in der ganzen Gegend zu vertheilen; der Piqueur greift alsdann noch weiter vor- und rückwärts, zumal wenn die Fährte bey einem ſcharfen Winde oder an ſolchen Stellen verloren gegangen iſt, wo die Luft durch Rauch von einer Kohlen- oder Kalkbrennerey verdickt iſt. Die andern ächten Jäger und Kenner der Fährten beſichtigen die nächſten Wege ganz genau, ob ſie nicht irgendwo die Fährte des Jagdhirſches zu Geſichte bekommen können; und wenn dieſes von ungefähr geſchieht, blaſen ſie das Volulet oder Volcelet, (*) und verſammeln dadurch die Jäger mit der Meute um ſich herum. Wenn man mit dieſem weiten Vor- und

Rück-

(*) Die Muſik dieſes Jagdtones und Stückes auf dem Parforcehorn, findet man in le Verrier de la Conterie normänniſche Jäger, Münſter, 1780, gr. 8. S. 452.

Rückwärtsgreifen beſchäftigt iſt, muß man fleißig horchen, ob nicht irgend einer von den verlaufenen Hunden die verlorne Fährte allein wieder aufnimmt; denn wenn dieſes geſchähe, ohne daß man es hörte, ſo würde der Hirſch unfehlbar Reißaus nehmen und verloren gehen. Unter ſolchen Umſtänden muß der Piqueur mit verhängtem Zügel unter Winde zu dem lauten Hunde jagen, und ſo bald er ihn deutlich hören kann, die andern herbey rufen. Wird indeſſen der Hirſch bey allem weiter Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, ſo bleibt dem Piqueur keine andere Hoffnung übrig, als ihn in dem Bezirke ſelbſt, den man umgangen iſt, wieder zu finden. Dieſer Bezirk muß demnach mit der äußerſten Aufmerkſamkeit abgeſucht werden; denn wenn dem Hirſch bereits ſcharf zugeſetzt worden iſt, ſo wird er nicht eher vom Bette aufſtehen, als bis ihm die Hunde auf den Ziemer zu treten, im Begriff ſtehen. Fährt er nun nach ſo langem vergeblichen Suchen endlich wieder vor der Meute auf, ſo muß man den Muth der Hunde durch den lauteſten und freudigſten Ruf anfeuern, und die lebhafteſten und munterſten Jagdtöne zur friſchen Anjagd blaſen.

Wenn nun der Hirſch gewahr wird, daß ihm die Liſt des gelieferten Change durch den unermüdeten Fleiß der Jäger und der Meute vereitelt worden iſt, ſo iſt er auf andere Ränke bedacht, läuft zwiſchen die größten Rudel Hirſche oder Thiere, jagd ſie Stunden lang vor ſich her, und verläßt ſie nicht eher, als bis er völlig entkräftet iſt, und gewahr wird, daß ſich die Hunde auch durch dieſe Liſt und die vielen vorgefundenen Fährten nicht irre machen laſſen. Er greift alsdan zu andern Rettungsmitteln, faßt z. B. eine Landſtraße oder das Ufer eines Stromes, und wenn er eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, geht er einen und denſelben Weg öfters hin und wieder, wirft ſich auf den Bauch, oder wohl gar in das Waſſer, in welchem er

ſich

ſich gemeiniglich bis an die Naſe verbirgt, ſo daß die Hunde dicht bey ihm vorbey ſchwimmen, ohne ihn gewahr zu werden. Es iſt demnach höchſt nöthig, dicht hinter der Meute zu bleiben, damit man auf ihr ganzes Betragen genau Acht haben, und hauptſächlich bemerken könne, ob der Jagdhirſch keinen Geſellſchafter bey ſich hat. Letzteres wird man an der Menge der Fährten gewahr; und den jungen Hunden ſind die vielen Fährten ſo auffallend, daß ſie ihr Geläut verdoppeln und aus vollem Halſe jagen; da hingegen die alten und klügern Hunde weit gelaſſener ſind und nicht eher anſchlagen, als bis ſie verſchiedene Sträuche berochen haben.

Es iſt aber nicht genug, daß man gewiß wiſſe, daß der Jagdhirſch einen Camerad bey ſich habe, ſondern man muß ihn auch entweder davon abzuſondern, oder wenigſtens den Change, welchen er liefern will, zu verhindern wiſſen. In dieſer Abſicht muß der verſtändigſte unter den Piqueurs bey den Hunden bleiben, ſie bey beſtändiger Aufmerkſamkeit erhalten, und ihnen ohne Unterlaß zurufen: Gieb Acht, mein Hund! ſieh dich vor, mein Mann! Und an allen Stellen, wo er der Fährte anſichtig wird, muß ſie verbrochen werden, damit man ſich bey verlorner Fährte wieder zu recht finden könne. Die andern Jäger reiten vorauf verbreiten ſich auf allen Wegen und in allen jungen Verhauen, damit ſie des Jagdhirſches entweder allein, oder in Geſellſchaft ſeines Camerades, anſichtig werden; und ſo bald ihn einer von ihnen zu Geſichte bekömmt, muß er eine Vuë (*) blaſen, um dem Piqueur, der bey den Hunden geblieben iſt, den Weg, den der Hirſch genommen hat, anzuzeigen, da inzwiſchen auf dieſes gebe-

(*) Die in Muſik geſetzte Vuë, welche geblaſen wird, wenn man während der Jagd des gejagten Wildes anſichtig wird, um den Jägern und Hunden dieſes kund zu thun, findet man eb. daſ. S. 448, f.

gebene Zeichen die andern Jäger die auf Change jagenden Hunde ſtopfen, und ſie wieder zur Meute bringen.

Wenn der Piqueur, welcher hinter der Meute bleibt, gewahr wird, daß ſich die Hunde trennen, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Jagdhirſch von ſeiner Geſellſchaft abgegangen iſt. Alsdann muß er vornämlich auf die Hunde Acht haben, die er als die beſten kennt; und wenn er nach beſichtigter Fährte, oder aus andern Umſtänden, wahrnimmt, daß dieſe Hunde den Jagdhirſch vor ſich haben, muß er ihnen auf das lebhafteſte Muth einſprechen, und den andern Jägern ein Zeichen geben, daß ſie die auf Change gerathenen Hunde ſtopfen und zu ihm bringen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein Piqueur, der eine ganze Meute, vom erſten Anfange an, zur Hirſchjagd abrichten ſoll, eine ſchwere Arbeit hat; allein ſie wird ihm auch bald vergolten, wenn die Hunde ſo gut einſchlagen, daß ſie ſich in der Folge ſelbſt zu helfen wiſſen.

Wenn der Jagdhirſch ſich auf gedachte Art von ſeiner Geſellſchaft abſondert, pflegt er gern Reißaus zu nehmen, um den Hunden zu entwiſchen. Er hält alsdann gemeiniglich große Landſtraßen, weil er weiß, daß er daſelbſt keine Büſche und Sträuche mit ſeinem Leibe berührt, und mithin wenig Witterung zurück läßt. Wenn er hernach eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, macht er unzählige Wiedergänge, ſo daß die vielen vorgefundenen Fährten Anlaß geben zu glauben, daß der Hirſch viele Cameraden bey ſich hat. Bisweilen gerathen zwar die Hunde dadurch in einige Verlegenheit; allein ächte Parforcehunde kehren ſich ſelten an ſolche Ränke, ſondern wenden, ſo bald ſie die Wiedergänge gewahr werden, um, und nehmen die Fährte von neuem auf. Uebrigens fällt ein ſolcher Wiedergang auch in die Augen, der Weg möge noch ſo trocken und hart ſeyn als er will; denn der Hirſch iſt nicht ſo leicht, daß man ſeine Fährte auch auf dem fe-

ſteſten Boden nicht ſollte gewahr werden können. Sollte ſich indeſſen doch der Fall ereignen, daß man keiner Fährte anſichtig werden könnte, ſo müſſen die Hunde weit rückwärts auf beyden Seiten des Weges abſuchen; denn wenn der Hirſch viel Feld vor den Hunden gewonnen hat, macht er ſehr lange Widergänge. So bald die Hunde die Fährte wieder aufnehmen, wird das Revari geblaſen, und ihnen zugerufen: Recht ſo, mein Hund! Haſt Recht, mein Mann! friſch auf die Fährte! Dort zieht er hin, mein Hund!

Der Hirſch macht ſowohl in Dickichten, als auf Landſtraßen und freyem Felde, Wiedergänge. Im erſten Falle muß man die Hunde nicht übereilen, weil ſie ſonſt leicht die Fährte übergehen, oder gar ein anderes Stück Wild aufjagen könnten. Wenn die Fährte in einem Dickicht verloren gegangen iſt, müſſen die Hunde auf die Doppelfährte zurück gebracht werden, ſo bald man gewahr wird, daß der Hirſch nicht vorn aus iſt; dabey muß man beſtändig auf die Erde ſehen, und einer Fährte anſichtig zu werden ſuchen; ja es begiebt ſich zum öftern, daß der Hirſch ſich nach dem Wiedergange niedergelaſſen hat, und nicht eher aufſteht, als bis ihm Jäger und Hunde auf den Ziemer treten wollen. Hingegen aber nimmt der Hirſch auch bisweilen nach einem Wiedergange bis an das äußerſte Ende des Waldes Reißaus, wo er alsdann den gewonnenen Vorſprung nutzet, um tauſend andere Ränke anzubringen, welche in der Folge der Jagd höchſt beſchwerlich werden. Wenn die Meute alsdann nachläſſig jaget, und entweder wegen der heißen oder ſchlechten Witterung, oder wegen des ſtarken Geruches der jungen Kräuter, nicht raſch folgt, und man ſie zum ſchnellen Nachſetzen nicht aufmuntert, ſo erkalten die Fährten, vornämlich im Winter, wo die Erde bisweilen ſchon um 3 Uhr Nachmittags zu frieren anfängt, dergeſtalt, daß die Hunde dieſelben übergehen. Es iſt demnach nicht hinlänglich,

wenn man bey verlorner Fährte viele Vorſicht und Ueberlegung gebraucht, ſondern man muß auch dabey mit äußerſter Eilfertigkeit zu Werke gehen, damit der Hirſch nicht entwiſche.

Es können viele Urſachen den Hirſch veranlaſſen, Reißaus zu nehmen; z. B. 1) wenn alle ſeine bisherige Ränke ihn nicht gerettet haben. 2) Wenn er in den Monaten April und May angejagt wird, verläßt er gern die Dickichte, und wird in niedrigem Gebüſche oder freyem Felde flüchtig, weil ſein Gehörn um dieſe Zeit noch weich und empfindlich iſt, und er mithin im Freyen nicht zu befürchten hat, an Bäumen oder Aeſten ſich zu ſtoßen, und ſich Schmerzen zu verurſachen; überdieß kann er im freyen Felde hurtiger vor den Hunden wegkommen, und gewinnt alſo mehr Zeit, andere Ränke zu machen. Die dritte Urſache endlich, die den Hirſch veranlaßt, das Weite zu ſuchen, iſt das plötzliche Schrecken eines nahe bevorſtehenden Todes, dem er nach ſo vielen vergeblich angebrachten Ränken auszuweichen verzweifelt; er verliert alſo von Stunde an gleichſam den Kopf, und läuft aus Leibeskräften ohne zu wiſſen wohin. In dieſer traurigen Verfaſſung ſind ihm alle Gegenden gleich, und in der Todesangſt läuft er ſowohl in Dörfer, als in Wäldern und auf freyem Felde. Wenn demnach ein Hirſch in einer weiten Ebene Reißaus nimmt, und man da ſeine Fährte verliert, muß man, damit die Fährte nicht erkalte, auf einem für die Hunde günſtigen Platze, nach der Seite, wohin der Hirſch geflüchtet iſt, weit vorgreifen, zumal wenn man vermuthet, daß er nach dieſem oder jenem vorliegendem Walde oder jungen Aufſchlage gegangen iſt.

Es geſchieht ſehr ſelten, daß ein Hirſch, beſonders wenn er heftig gejagt iſt, auf dem einmal genommenen Wege wieder zurück kömmt. Sollte ihm indeſſen bereits ſo heftig zugeſetzt worden ſeyn, daß er nicht

nicht Kräfte genug hätte, den vor ſich liegenden Zufluchtsort zu erreichen: ſo könnte er wohl einen kurzen Wiedergang machen, und ſich hernach in einen Graben oder in ein Geſträuch auf den Bauch niederwerfen. Gemeiniglich läuft er, ſo lange ihn nur die Beine tragen wollen. Bekömmt er aber unter Weges Waſſer zu Geſichte, ſo pflegt er wohl hinein zu gehen. Wenn man alſo die Gegend kennt, ſo erräth man leicht, wo er ſteckt, zu geſchweigen, daß man doch hin und wieder ſeine Fährte zu Geſichte bekömmt, und dadurch erfährt, wo er geblieben iſt.

Ein Hirſch wird ſelten wider die Erdwinde aus Norden und Mittag flüchtig. Denn Erſtlich ſind dieſe Winde ſo heftig und kalt, daß ſie ihm die Zunge trocknen, und er vor Durſt erſticken würde. Zweytens würde ſein Gehörn gegen den Wind ein für ihn ſehr nachtheiliges Segel abgeben, wodurch er in ſeiner Flucht aufgehalten werden würde. Drittens iſt ihm von Natur bekannt, daß, wenn er wider den Wind geht, die Hunde eine weit ſtärkere Witterung von ihm haben würden, als wenn der Wind dieſelbe mit ihm wegführt. Viertens weiß er auch gar wohl, daß er, wenn er mit dem Winde flüchtig iſt, den doppelten Vortheil hat, ſeine Feinde zu hören, um entweder ſchnell vorwärts zu gehen, oder ein wenig nachzulaſſen und zu Athem zu kommen, je nachdem er hört, daß er eine kürzere oder weitere Strecke vor der Meute gewonnen hat.

Wenn der heftig gejagte Hirſch dermaßen ſchweißig wird, daß ſein vorher fahles Haar nunmehr braun und ſchwärzlich ausſieht, wird er ſo erhitzt und ſchwerfällig, daß ſeine Fährte weit ſichtbarer, und ſeine nachgelaſſene Witterung weit ſtärker wird. Das arme Thier wendet zwar alle ſeine Kräfte an, um fortzukommen; allein das entkräftete Kreuz will dem Vordertheile des Leibes, welches bey ihm unermüdet zu ſeyn ſcheint, nicht mehr folgen. Indeſſen verläßt ihn ſein edler Stolz auch in dieſer Todesangſt nicht gänzlich. Denn wenn der Hirſch auf ſeiner Flucht irgend einem Menſchen am Wege begegnet, ſo ſetzt er noch ſo lebhaft herüber, als wenn er nur eben lanciert worden wäre;

ſo bald er aber in den Wald kömmt, läßt er den Kopf ſinken, und taumelt hin und her. Je ſchwächer er nun wird, deſto muthiger wird die auf ihr Jägerrecht (Curée) begierige Meute, und verdoppelt ihre Kräfte und Eilfertigkeit bey dem frohen Getöſe der Jagdhörner und dem lauten Zurufe der Jäger. Die alten witzigen Hunde, welche bisher ihre Kräfte geſchont haben, greifen ſich nun in dieſen letzten Augenblicken der Jagd um ſo ſtärker an, ziehen vor alle Hunde, ſo gar vor das letzte Relais der ſo genannten ſix chiens, und fahren dem armen geängſteten Hirſche ſo dicht auf den Leib, daß ſie ihm keine Zeit mehr laſſen, Ränke und Wendungen zu machen. Bisweilen ſind ſie dermaßen hitzig, daß man ſie zurück halten und ihnen zurufen muß: *Zurück mein Hund!* — derriere, *mein Mann!* Dieſes muß alsdann um ſo mehr beobachtet werden, damit die Meute, ohne ſich zu ſtark anzugreifen, zuſammen bleibe, und das Geläut von allen Hunden gehöret werde.

Wenn dem Hirſch auf jetzt gedachte Art ſo heftig zugeſetzt wird, wirft er ſich gelegentlich in Ströme, Seen und Teiche. So bald dieſes geſchieht, bläſet der Piqueur das Bat l'eau, welches in einem ganz einfachen Tone beſteht, ſo lange der Hirſch im Waſſer bleibt, dem aber ein Schluß angehängt wird, wenn er wieder heraus geht. (*) Die Hirſche, die in Wäldern ſtehen, wo Ströme in der Nähe ſind, ſind ſo gewöhnt

zu

(*) Wenn der äußerſt geängſtete Hirſch ſich in das Waſſer ſtürzt, in der Hoffnung, daß ihm die Meute dahin nicht folgen werde. wird das ſo genannte Bat l'eau geblaſen, theils um die Meute aufzumuntern, theils aber auch die Jäger zu benachrichtigen, daß der Hirſch zu Waſſer gegangen iſt. Die Muſik dieſes Tones findet man beym le Werrier de la Conterie, a. ang. O. S. 455. Bisweilen geht der Hirſch zu Waſſer, ehe er völlig abgemattet iſt, und ſetzt wieder heraus, um ſich noch eine Strecke jagen zu laſſen. Wenn dieſes geſchieht, wird das Sortie de l'eau, nach dem a. ang. S. 456, auf Noten geſetzten Tone, geblaſen.

zu Waſſer zu gehen, daß ſie es gemeiniglich in der erſten Stunde der Jagd thun; allein, da ſie alsdann noch Zutrauen in ihre Kräfte haben, halten ſie ſich nicht lange darin auf; ſo bald ſie ſich aber entkräftet fühlen, machen ſie im Waſſer ſo viele Ränke, daß man bisweilen nicht dahinter kommen kann, und ſie im Stiche laſſen muß.

Zum Beweiſe will ich einen dieſer Ränke, der den Hirſchen am natürlichſten iſt, anführen. Der Hirſch, wenn er in einem Strome zu Waſſer geht, ſchwimmt niemals ohne dringende Noth wider den Strom, weil er wohl weiß, daß ihn dieſes Element verrathen und ſeine Witterung den Hunden zuführen würde, zu geſchweigen, daß es ihm viel Mühe verurſachen würde, wider den Strom zu arbeiten. Eine andere ſehr merkwürdige Verſchlagenheit des Hirſches beſteht darin, daß er allemal mitten im Strome ſchwimmt, damit er nicht an den Sträuchen des Ufers ſeine Witterung nachlaſſe. Solchergeſtalt ſchwimmt er weite Strecken im Fluſſe fort, in der Hoffnung, ſeinen Verfolgern zu entwiſchen.

Wenn demnach die Piqueurs gewahr werden, daß die Hunde bey dem Uebergange eines Strohmes die Fährte verlieren, müſſen ſie zuvörderſt die Stelle, wo ſolches geſchehen iſt, verbrechen, und alsdann genau unterſuchen, nach welcher Seite der Hirſch ſich gewandt hat, welches ſie an dem Betragen der Hunde gewahr werden, welche gewiß andeuten werden, ob der Hirſch rechts, links, oder gerade, durch das Waſſer gegangen iſt, wobey ihnen fleißig zugerufen werden muß: *Zu Waſſer*, *mein Hund*! *Bat l'eau*, *mein Mann*! Ueber dieß erkennt man, ob der Hirſch längs dem Strome gegangen iſt, oder quer über geſetzt hat, 1) an den am Ufer ſtehenden Kräutern, durch welche er ſich den Weg gebahnt hat, und die nach der Seite, wohin er ſich gewendet hat, nothwendig gebogen ſind; 2) an der Menge der Waſſerbläschen, die bey dem Aufrühren des Waſſers natürlicherweiſe entſtanden ſeyn müſſen; und endlich 3) an dem Waſſer ſelbſt, welches gewiß, wenn der Strom nicht ſehr tief und

ſchnell iſt, an dem Orte, wo der Hirſch durchgegangen iſt, trübe und dick geworden ſeyn wird. Iſt der Hirſch in einen See oder Teich gegangen, ſo kann er nirgend anders, als in dem darin befindlichen Schilfe oder Rohre, ſtecken, und man iſt überdies ſicher, daß man ihn vor- oder rückwärts wieder auffinden werde. Aller dieſer Kenntniſſe ungeachtet, müſſen indeſſen die Jäger dennoch ihre Hunde dies- und jenſeit des Waſſers vertheilen. Geht der Hirſch nicht gerade, ſondern in ſchräger Richtung durch das Waſſer, ſo müſſen ſie das Ufer an beyden Seiten ſo weit abſuchen, bis ſie ein Hinderniß finden, von dem ſie verſichert ſeyn können, daß es den Hirſch aufgehalten, und, aus dem Waſſer zu gehen, genöthiget habe. Damit nun die Hunde nicht der Gefahr ausgeſetzet werden, die Fährte des aus dem Waſſer gegangenen Hirſches zu übergehen, muß man ſie wenigſtens 50 Schritt vom Ufer abhalten; denn ſonſt würde das von dem naſſen Hirſche längs den Läufen herab triefende Waſſer die Fährte verſchwemmen und alle Witterung wegnehmen. Hat man auf jetzt beſchriebene Art fleißig abgeſucht, ſo iſt es nicht wohl möglich, daß man nicht irgendwo den Ausgang des Hirſches aus dem Waſſer antreffen ſollte, es wäre denn, daß er ſich darin unter irgend einem Binſen- oder andern Geſträuche bis an die Naſe verborgen hätte; und hierauf muß man beſonders genau Achtung geben. Denn wenn die Piqueurs mit der Meute einmal vor dem Hirſch vorüber gezogen ſind, ohne ihn gewahr zu werden, ſo wird er, ſo bald ſie weit genug entfernt ſind, gewiß rückaus gehen; und dieſe Liſt iſt ihm ſo gewöhnlich, daß er bisweilen nur in das Waſſer geht, und ſich ſogleich wieder heraus begiebt, und rückwärts Reißaus nimmt.

In Anſehung der Wälder, die entweder dicht am Meere, oder an ſolchen Moräſten liegen, die im Winter unter Waſſer ſtehen, haben die Piqueurs zu beobach-

ten,

ten, daß ſie die Hunde nicht in ſolche große und gefährliche Gewäſſer laſſen, weil ihre Meute ſonſt unfehlbar darauf gehen, und täglich ein oder der andere Hund erſaufen oder erfrieren würde. Wenn ſich der Hirſch in einen ſolchen Moraſt begiebt, iſt er nicht Willens darin zu bleiben, ſondern er gewinnt ſicher eine Fläche, wo er feſten Fuß hat, und lauert nur auf Gelegenheit, wieder nach dem Walde zu gehen. Man muß alſo in ſolchem Falle die Hunde ſogleich ſtopfen, und ſie ſo weit zurück ſchicken, daß der Hirſch gar keine Witterung davon haben kann. Alle Jäger gehen mit der Meute ab, bis auf zween oder drey, die ſich unter Wind längs dem Ufer des Moraſtes an verſchiedenen Stellen verbergen und Acht geben müſſen, wenn der Hirſch, welcher aus der um ihn nunmehr herum herrſchenden Stille ſich von ſeinen Verfolgern befreyt achtet, wieder zu Holze geht. Wirft ſich ein Hirſch in das Meer, und die Hunde gehen mit hinein, ſo kann man ſich beynahe die ſichere Rechnung machen, daß ſie verloren ſind. Denn da ſie den Hirſch beſtändig im Geſichte behalten, ſo verfolgen ſie ihn ſo weit, bis ſie die Kräfte verlieren; und weil ſie dieſen Verluſt erſt, nachdem ſie weit in das Meer hinein geſchwommen ſind, empfinden, ſind ſie außer Stande, das Ufer wieder zu gewinnen, und werden von den Wellen verſchlungen. Der klügſte und vernünftigſte Entſchluß, den man in ſolchem Falle nehmen kann, iſt, daß man die Hunde auf der Stelle ſtopfe, und dem Hirſche Fiſcher in ihren Bothen nachſchicke, die ihn bald einholen, und, wenn ſie ihn nicht wieder an das Land treiben können, ihm Schlingen über das Gehörn werfen, und ihn ſo an das Ufer ziehen.

Wenn der Hirſch mehr in der Todesangſt, als in der Abſicht, Ränke zu machen, zu Waſſer geht, ſo iſt es, wenn er wieder heraus kömmt, bald mit ihm geſchehen; denn alsdann geht er nicht mehr ſtreckaus, ſon-

ſondern läßt ſich wie ein Kaninchen jagen, und man bekömmt ihn alle Augenblicke zu Geſichte. Das Maul iſt alsdenn an ihm ganz ſchwarz und ohne Schaum; er taumelt von einer Seite zur andern, hält die Wege, ohne die geringſten Abſprünge zu machen, gleitet oft aus, tritt mit den Afterklauen ein, und ſtemmt ſich auf die Ballen, daher denn ſeine Klauen ſehr geſpalten ſind. Dieſes iſt alsdann der erfreulichſte und angenehmſte Zeitpunkt für die Hunde und Jäger. Die Hunde ſind, in der nahen Erwartung des Jägerrechtes, ſo munter, als ob ſie erſt losgekoppelt wären, und die Piqueurs geben den bey der Jagd befindlichen fremden Herren durch ihr luſtiges Blaſen zu erkennen, daß ſie ſich bey Darbietung des Hirſchlaufens bald zu dem längſt erwarteten Trinkgelde melden werden. Bald hernach ſtürzt ſich der ſonſt ſo muthige und ſtolze Hirſch zum letztenmal in das Waſſer, und verendet gleichſam darin, weil ihn die Hunde erſäufen. Verendet er aber auf dem feſten Lande, ſo ſtemmt er ſich gemeiniglich hinten gegen einen Stamm, und wehrt ſich tapfer mit dem Gehörne und den Vorderläufen; vornämlich thut er dieſes in der Brunftzeit, wo er auf Pferde, Hunde und Menſchen mit dem Gehörne zufährt, und wenn er ſie nicht tödtet, doch gefährlich verwundet. In den Monaten März, April und May, wo die Hirſche abgeſetzt haben, wehren ſie ſich mit vieler Geſchicklichkeit mit den Vorderläufen; allein da das Vergnügen, dieſes mit anzuſehen, leicht einige Hunde koſten kann, ſo muß man dem Hirſch die Flechſen abzuſchneiden ſuchen, ſich dabey aber wohl in Acht nehmen, daß man nicht von ihm geſchnellet werde. Die Hunde verſtehen dieſes Unternehmen des Piqueurs auf den Wink, und ſo bald ſie merken, daß der Hirſch nach empfangenem Hieb in die Knie ſinkt, fallen ſie auf ihn zu, und reißen ihn vollends nieder.

Wenn der Hirſch im Waſſer verendet, ſo umgeben ihn die Hunde von allen Seiten; einige faſſen ihn beym Bauche, andere in die Häkſen (Heſſen,) einige ſteigen ihm auf den Rücken, und andere hängen ſich an die Gurgel, ziehen ihn unter das Waſſer, und erſäuſen ihn. Wenn dieſes geſchehen iſt, wird das Halali (ſ. Th. XXI, S. 258) geblaſen, die Hunde werden abgeſchlagen, und es geht an die Vertheilung des Jagdrechtes, welches in Frankreich den Hunden warm gegeben wird, weil ſie es nicht allein lieber warm als kalt freſſen, ſondern weil ſie auch beſſere Witterung darnach bekommen.

Ehe der gefällte Hirſch zerleget wird, löſet der erſte Piqueur den rechten Vorderlauf bis an das erſte Gelenk ab, und überreicht ihn gegen ein Gratial demjenigen Fremden, dem ſein Herr dieſe Ehre zugedacht hat. Bey Privatperſonen wird dieſe Gewohnheit noch immer geduldet; bey großen und fürſtlichen Herrſchaften aber, wo die Piqueurs ſtarke Beſoldungen bekommen, wird ſie nicht gelitten; der Lauf wird indeſſen doch abgelöſet und dem Jagdcommandanten gegeben, der ihn alsdann ſeiner Herrſchaft überreicht.

Wenn der Lauf abgelöſet iſt, wird der Hirſch aufgebrochen (geöffnet,) zerwirkt und zerleget. Um ihn aufzubrechen, legt man ihn, auf einer ſchönen grünen Stelle, oder auf friſchen eichenen Brüchen, auf den Rücken, bringt das Gehörn unter den Hals, ſchärfet (ſchneidet) am Halſe hinunter auf, ſchneidet die Gurgel unter dem Knorpel ab, reißt ſie mit dem Slunde heraus, theilt alsdann beydes von einander, durchſticht den Schlund mit dem Meſſer etwa fingerslang, und durchſchlingt ihn durch den Stich 3 oder 4mal, damit bey dem Hineinziehen das Geäß nicht heraus laufe und Unreinigkeit verurſache. Darauf ſteckt man die Gurgel und den Schlund, nachdem man beydes nach der Herzkammer zu mit der Hand wohl los geſtoßen

 hat,

hat, mit Gewalt in die Bruſt hinein. Alsdenn tritt man zwiſchen die Hinterläufte des Hirſches, ſchärft ihn zwiſchen dem kurzen Wildbret hinunter, zwiſchen den Keulen nach dem Weideloche zu, bis auf das Schluß- (Schloß-) Bein auf; ſchneidet hernach auch in dieſem Schnitte an dem dünnen Leibe die Haut bis an den Bruſtkern auf, öffnet den Leib mit Vorſicht, daß der Wanſt nicht mit zerſchnitten werde, jedoch ſo, daß man in das Loch mit 2 Fingern greifen kann; in dieſes Loch ſetzt man die 2 Vorderfinger der linken Hand ein, und hält mit der rechten Hand das Meſſer zwiſchen den Fingern, drückt alſo mit denſelben das Meſſer vorſichtig fort, bis an gedachten Bruſtkern hinauf. Alsdann wird das Netz heraus geriſſen, und der Wanſt nebſt dem Geſcheide (welches man nach den Nieren zu, wo es angewachſen iſt, damit man es nicht aufreiße, untergreift,) heraus gezogen, nachdem man vorher, durch Hineingreifen zwiſchen dem Zwerchfelle und Wanſte, ſich des Schlundes (welchen man vorher durch und durch heraus ziehen muß,) verſichert hat. Nach dieſem ſchlägt man hinter dem Schloſſe auf, und ſchneidet den Maſt- oder Weidedarm bis zum Weideloche ganz heraus. Ferner wird der Talg nebſt den Nieren heraus geriſſen, hernach das Zwerchfell an den Rippen herum los geſchnitten, die Gurgel ergriffen, und ſolchergeſtalt das Geräuſch heraus geriſſen. Zuletzt ſchneidet man die Lendenbraten (Mehrbraten) heraus, und drückt die Keulen aus einander.

Nach dem Ausbrechen wird der Hirſch zerwirkt, (d. h. es wird ihm die Haut abgezogen,) und zerleget (in Stücke zertheilt). Bey dem Zerwirken eines Hirſches wird zuvörderſt das Gehörn mit dem Weidemeſſer aus- oder abgeſchlagen. Hernach wird bey dem rechten Vorderlaufe angefangen, die Haut bis auf den Bruſtkern abzuſchärfen, alsdann ſolche nach und nach abzuſtoßen, und fährt man mit den übrigen Läufen al-

ſo

ſo fort, nur daß die Blume am Ziemer, und die Haut am Kopfe, bis an die Augen, Maul und Ohren gelaſſen wird. Hienächſt zerlegt oder zertheilt der Jäger das Wildbret folgendermaßen. Er ſchneidet zuvörderſt, wenn die beyden Büge abgelöſet ſind, von den Keulen an das dünne Wildbret bis an die Rippen entzwey, greift hernach mit der Hand inwendig hinein, und zählt die, dem Jäger zu ſeinem Jägerrecht, nach dem Halſe zugeordneten drey Rippen ab, ſticht ſodann mit dem Meſſer von außen durch, ſchneidet ſolche hinunter bis zum Rückgrath, und herauf zum Bruſtkern, zu beyden Seiten ab; ſchlägt hernach mit dem Weidemeſſer zuerſt den Bruſtkern, und hernach den Rückgrath durch, und legt alſo den Hals nebſt den drey vorderſten Rippen, als Jägerrecht, auf die Seite beſonders. Nach dieſem ſchneidet er auf den Rippen weg, in der Mitte, zu beyden Seiten vorwärts das Wildbret entzwey, ſchlägt ferner mit dem Weidemeſſer die Rippen zu beyden Seiten vorwärts mit Gewalt entzwey, und nimmt den Bruſtknochen herab. Weiter ſchneidet er an dem Eisknochen ungefähr 1 Finger breit hinunter, und zwar auf der Seite gleich, ſticht mit dem Meſſer die Kugel hinaus, und ſchneidet die Keulen vom Ziemer herab, und ſchlägt ſodann den Ziemer und Rückenbraten vollends entzwey, nach eines jeden verlangter Eintheilung.

Bey deutſchen Parforcejagden wird der Hirſch mehrentheils ganz den Hunden Preis gegeben. In Frankreich aber bekommen die Jagdhunde nur das ſo genannte kleine Jägerrecht, Fr. menus droits, wozu das Maul, das kurze Wildbret, das Gekröſe, die groſſen Geäder, die Zunge, die Ohren, und die kleinen Mehrbraten, nebſt der Bruſt, gehören. Bey einigen Equipagen werden auch die großen Mehrbraten mit dazu gerechnet. Kopf, Herz, Schulterblätter, Lunge und Leber, gehören dem Leithunde. Wenn alle dieſe

Stücke vorweg genommen, auch der Kopf am erſten Halsgelenke, imgleichen die Ziemer und Keulen abgelöſet worden, wird der Reſt des Hirſches mit der Haut zugedeckt. Alsdann bläſet der erſte Piqueur eine Vuë, der Beſuchknecht deckt die Haut wieder auf, und die Meute wird unter dem Zurufe des Halali herbey gelaſſen, welche ihn gar bald verzehrt. Wenn die Vuë geblaſen iſt, überreicht der Piqueur den Lauf, und die Beſuchknechte geben jedem der anweſenden Jäger eine Spießgerte, die gemeiniglich mit einem Trinkgelde bezahlt wird. So lange die Curée währet, wird Fanfare geblaſen, und ein jeder beſchäftigt ſich, die Hunde abzuhalten, daß ſie einander nicht beißen. So bald der Hirſch verzehrt iſt, bekommen die Hunde den Genieß, Fr. le forhus, welches aus dem Gekröſe und kleinen Eingeweide beſteht, welches man in dieſer Abſicht vorher bey Seite gebracht hat. Nichts gewöhnt die Hunde beſſer zum Gehorſam, und macht ſie richtiger auf die Fährte, als dieſer Genieß, welcher ihnen folgendergeſtalt gegeben wird. Einer von den Hundsknechten hängt ihn auf eine lange hölzerne Gabel, und geht damit 200 Schritt bey Seite, bläſet alsdann einen Ruf, und verſammelt damit alle Hunde um ſich herum. Man läßt ſie alsdann nach dieſem angehängten ten Genieß ſpringen; und da ſie es nicht erreichen können, fangen ſie endlich an laut zu werden, und ſchreyen wie ſie es bey dem Stellen des Hirſches gethan haben. Wenn dieſer Spaß nun lange genug gedauert, und die Geſellſchaft ſich darüber zur Genüge beluſtigt hat, wird dieſer Genieß den Hunden vorgeworfen, und ſo bald ſie ihn verzehrt haben, werden ſie zur nächſten Tränke, und von da unter beſtändigem Blaſen der Retraite priſe, (welche man im Normänniſchen Jäger, S. 456, auf Noten geſetzt findet,) und andern Jagdſtücken, nach Hauſe geführt. Das Gehörn gehört dem Herrn der Equipage, und die Haut den Piqueurs.

Wenn eine Meute lange nicht gejagt hat, als z. B. kurz nach der Brunſt oder nach langem Froſtwetter, ſo thut man wohl, wenn man ſie erſt einigemal auf Haſen braucht, damit ſie recht ſcharfe Witterung bekomme, und ſich in Athem ſetze.

Da unſer Jagdhirſch nunmehr gefangen und verzehrt iſt: ſo wird man vielleicht glauben, daß bey dieſer Parforcejagd nichts mehr zu erinnern ſey. Allein, es iſt noch anzuzeigen übrig, daß man einen angejagten Hirſch ſehr füglich, ohne Verſchulden des Piqueurs, verfehlen kann. Es kann nämlich die Nacht einbrechen, wenn der Hirſch dem Verenden ſchon nahe iſt, oder wenn er ſich in einen Teich wirft, aus welchem man ihn im Finſtern nicht mehr heraus bringen kann. Und da fragt es ſich nun, *wie man ſolchen im Stiche gelaſſenen Hirſch am folgenden Tage wieder aufſuchen müſſe.*

Wenn man bey einbrechender Nacht einen bereits gejagten Hirſch verbricht, muß man zuvörderſt vollkommen geſichert ſeyn, daß kein Change vorhanden iſt. Hienächſt würde es in einem Reviere, wo viele Hirſche von verſchiedenem Alter ſtehen, thöricht ſeyn, einen Hirſch auf den folgenden Tag zu verbrechen, der nicht ſchon ſehr heftig gejagt wäre, und ſichere Kennzeichen an der Fährte hätte, woran man ihn von allen andern unterſcheiden könnte. Ferner iſt ein Hirſch, der nicht in großen Teichen und Flüſſen, wo er nicht bleiben kann, ſondern nur in kleinen Strömen zu Waſſer geht, bey einfallender Nacht ſehr ſchwer richtig zu verbrechen, und noch ſchwerer am folgenden Tage wieder aufzufinden; daher ein ſolcher Hirſch gar nicht wieder aufgeſuchet werden muß, es wäre denn, daß man ihn, wegen einbrechender Nacht, bey ganz nahem Verenden hätte verlaſſen müſſen. Und wenn ein ſolcher ſcharf gejagter Hirſch nicht bereits in der Todesangſt von Sinnen gekommen iſt, wird er, vermöge eines natürlichen Triebes, in der Nacht wieder nach dem Revier, wo er

Tages

Tages vorher aufgejagt worden iſt, zurück gehen. Auch nur diejenigen Hirſche können mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges wieder aufgeſuchet werden, die, weil ſie in ihrem Reviere zu heftig verfolgt worden ſind, in ein fremdes ihnen unbekanntes Revier übergehen, und daſelbſt in der Irre von einem jungen Aufſchlag und Gebüſche zum andern herum ſtreichen, wo man ſie bey ihrem Eingange in die Dickichte mit gutem Erfolge verbrechen kann. Ferner kann man ſich noch Hoffnung machen, ſolche Hirſche wieder aufzufinden, die bey nahem Verenden in einen Teich oder ſtarken Strom zu Waſſer gegangen ſind; allein, ſie werden ſich ganz unfehlbar wieder heraus begeben, ſo bald ſie keine Jäger und Hunde mehr vermerken. Wir müſſen daher zuvörderſt das Betragen des Hirſches bey erfolgter Stille, und ſodann das Verfahren, denſelben wieder vor die Meute zu bringen, kennen lernen.

So bald der Hirſch gewahr wird, daß er nicht mehr verfolget wird, zieht er ſeine Kräfte zu Rathe. Findet er, daß er noch nicht völlig abgemattet iſt, ſo begiebt er ſich auf die Wege, und macht darauf unzählige Wiedergänge. Er miſcht ſich zwiſchen alle Rudel Wildbret, die er nur antrifft, damit die Jäger und Hunde, die ihn wieder aufſuchen möchten, in ſeiner Fährte irrig werden. Wenn er, welches ihm ziemlich gewöhnlich iſt, Luſt hat, in ſein Revier zurück zu gehen, wird er ſich nicht lange bey anderm Wildbret aufhalten; hat er aber dieſe Abſicht nicht, ſo bleibt er gern dabey ſtehen. Verbricht man ihn beym Eingange in ein Gebüſch, wo er einen andern Hirſch antreffen kann, ſo geſellet er ſich gewiß zu ihm, behält ihn bey ſich, und ſo bald er am folgenden Tage wieder angegriffen wird, liefert er ſeines Camerades Change, indem er erſt eine Strecke weit mit ihm flüchtig wird, hernach aber einen Abſprung macht, und ſich auf den Bauch niederwirft.

Iſt

Iſt der Hirſch hingegen beym nahen Verenden verlaſſen worden, ſo nutzt er ſeine wenige Kräfte, um noch einige Ränke in der Nähe zu machen; weil ſeine Beine aber ſo ſchwach ſind; daß er nicht ſtehen kann, muß er ſich niederlaſſen; allein da in dieſer Stellung alle ſeine Glieder gebogen ſind, ſo empfindet er in denſelben einen ſo allgemeinen heftigen Schmerz, daß er ſogleich wieder aufſtehen muß. Da er nun dieſes in der Nacht zu wiederholtenmalen, und beynahe auf einer Stelle thut, ſo würde man aus dieſen verſchiedenen Bettungen des andern Tages urtheilen, daß mehrere Hirſche hier beyſammen geweſen wären, wenn man nicht wüßte, daß die äußerſte Müdigkeit eines einzigen Hirſches zu allen dieſen vielen Lagerſtätten Anlaß gegeben hat. In der That iſt der arme Hirſch ſo ermüdet, daß er nicht ſtehend äßen kann, ſondern nur das Wenige, was er im Liegen erreichen kann, zu ſich nimmt; und ſeine Loſung iſt röthlich, klein, trocken und verbrannt. Ueber dieß iſt das arme Thier in beſtändiger Todesangſt, es glaubt ſtets Hunde und Jäger zu hören; und wenn es unter dieſen Umſtänden einen Hirſch in der Nähe wittert, geſellet es ſich ſogleich zu ihm, um deſſen Change, als ſein letztes Rettungsmittel, zu liefern.

Wenn man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, wegen einbrechender Nacht einen bereits übel zugerichteten Hirſch zu verlaſſen, ſo muß die Meute ſofort nach dem nächſten Meierhofe oder Vorwerke geführt, daſelbſt einquartiert, und nebſt den Pferden gehörig gefüttert und gewartet werden. Die Hunde, die ſich wund gelaufen haben, werden geſchmiert und verbunden, und die Pferde, die etwann Eiſen verloren haben, werden neu beſchlagen. Alsdann wird zu Nacht geſpeiſet, und hierauf gemeiniglich eine Verſammlung von allen Jägern, ſowohl Herren als Piqueurs und Beſuchknechten, gehalten, wo ein jeder das Recht haben

ben muß, ſeine Meinung wegen des am folgenden Tage vorzunehmenden Beſuches vorzutragen. Wenn man nun darüber einig geworden iſt, müſſen der nämliche Beſuchknecht und dieſelben Piqueurs, die den Hirſch am vorigen Tage beſtätigt und gejagt haben, mit Tages Anbruch aufſtehen und ihren Beſuch anheben. Unterdeſſen daß der Beſuchknecht die Fährte bey den Brüchen, oder bey dem Ausgange aus dem Teiche (*) wieder aufſucht, beſehen die Kenner die vorauf und rückwärts vorhandenen Wege mit vieler Aufmerkſamkeit, ob ſie den Hirſch daſelbſt nicht ſpüren können; und wenn ſie ſeiner Fährte anſichtig werden, blaſen ſie das Volulet, damit die Piqueurs herbey kommen, und die Fährte genauer unterſuchen.

Ein ſcharf gejagter Hirſch iſt nicht allein am folgenden Tage, ſondern wohl einen ganzen Monat lang, an ſeiner Fährte zu erkennen; denn ſeine Augen ſind ſehr geöffnet, er tritt nur auf die Ballen, greift mit den Hinterläufen über die Vorderfährten weg, und ſein Gang iſt ſo unbeſtimmt, daß er bald den Schritt, bald den Trab, und bald den Galopp geht. Da man aus ſeinen bekannten gewöhnlichen Wechſeln ungefähr abnehmen kann, wohin er ſich wenden wird, ſo werden Relais dahin geſchickt, die aber von einer vernünftigen Perſon geführt werden müſſen, die es verſteht, wenn ſie dieſelben an den Hirſch laſſen ſoll. Die Meute wird auf dem Wege nachgeführt, damit ſie jederzeit bey der Hand ſey, wenn der Hirſch von dem Leithunde aufgejaget wird, da es ſich denn gar wohl ereignen kann, daß er aus einer Hecke oder aus einem Graben in freyem Felde heraus fährt, wenn er nämlich, wegen mangelnder Kräfte, den Wald, wohin er ziehen wollte,

(*) Dieſen Ausgang kann man verhindern, wenn man den Teich in der Nacht mit Wachen beſetzt, und hin und wieder Feuer anzündet.

wollte nicht hat erreichen können. Sobald der Hirſch vor dem Leithunde wieder auf den Beinen iſt, wird ihm die Meute nachgeſchickt, welche aus eben den Hunden beſtehen muß, die ihn am vorigen Tage gejagt haben, und die folglich ſeine Fährte vom Change zu unterſcheiden wiſſen.

Wenn der Hirſch am vorigen Tage bey gänzlich verlornen Kräften zu Waſſer gegangen iſt, wird er es am folgenden Tage nach einer kurzen Jagd unfehlbar wieder thun. Wäre es alſo möglich, ihm auf dem Wege dahin die Heſſen mit dem Hirſchfänger abzuhauen, ſo würde man ſich und den Hunden viele Mühe und Arbeit erſparen; iſt ihm aber am vorigen Tage noch nicht ſo ſcharf zugeſetzt worden, ſo wird man ihn nicht nur 3 oder 4 Stunden lang aufſuchen müſſen, ſondern er wird auch, wenn er wirklich wieder lancirt iſt, noch unzählige Wiedergänge und krumme Sprünge machen, ſich endlich niederlegen, und nicht eher wieder aufſtehen, als bis ihm Hund und Jäger dicht auf den Leib kommen. Er iſt alſo nicht anders, als durch vieles lautes Geſchrey und genaue Beſichtigung aller Schlupfwinkel, wieder auf die Beine zu bringen: und da er ſich jetzt noch bey Kräften fühlt, ſo iſt er nur darauf bedacht, einen Camerad aufzujagen, und durch deſſen gelieferten Change ſeinen Verfolgern zu entwiſchen. Den wieder aufgefundenen Hirſch muß man nun ferner ſo behandeln, als am vorigen Tage, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre, geſchehen ſeyn würde, wozu im Vorhergehenden die Anweiſung gegeben iſt.

(Hrn. Graf von Mellin) Verſuch einer Anweiſung zur Anlegung, Verbeſſerung und Nutzung der Wildbahnen, Berl. und Stett. 1779, 4. S. 129, fgg.

Le Verrier de la Conterie normänniſcher Jäger, oder die neueſte Jagdſchule, Münſter 1780, 8. S. 164, fgg.

Les dons des enfans de Latone: La muſique & la chaſſe du Cerf; Poëmes dediées au Roi, (par Mr. de *Seré*) à Par. 1734, 8.

Eb Deſ. Diane, ou les loix de la chaſſe du cerf. 8.

Das Fleiſch oder Wildbret des Hirſches iſt, nach dem Alter, Geſchlecht und der Jahrszeit, von unterſchiedener Güte. Das Fleiſch der Kälber iſt das delicateſte Wildbret; und wie die Thiere weiblichen Geſchlechts ein zarteres Fleiſch haben, als die Thiere männlichen Geſchlechts, ſo giebt man dem Kalbe weiblichen Geſchlechts (dem Wildkalbe) noch den Vorzug vor dem Kalbe männlichen Geſchlechts (dem Hirſchkalbe.) Es giebt Leute, welche um es zu eſſen, dieſe Zeit nicht einmal erwarten, ſondern es bereits in dem Eingeweide ſeiner Mutter aufſuchen, deren Bauch ſie aufſchneiden, um die Frucht heraus zu holen, welche ſie hernach mit Vergnügen verzehren. Meines Erachtens aber muß das Fleiſch in dieſem Zuſtande eher ſchädlich als nützlich ſeyn, weil es alsdann noch allzu ſchleimig, und mit überflüſſigen Feuchtigkeiten gar zu ſehr angefüllt iſt. Das Fleiſch vom Spießer iſt mittelmäßig; das von einem Schmalthiere iſt niedlicher. Das Wildbret der jungen Hirſche im zweyten und dritten Jahre, hat, der Güte nach, den dritten Rang. Vom vierten bis zum ſiebenten Jahre wird das Fleiſch des Hirſches immer härter, und weniger delicat. Das Wildbret eines Thieres oder Wildes (des Weibchens des Hirſches) iſt weit milder, als das Wildbret der Hirſche männlichen Geſchlechts. Zur Zeit der Hirſchfeiſte, da der Hirſch auf dem Felde das meiſte Geäß hat, wenn er in die Kornfelder tritt, und ſich von den Körnern des Getreides nähret, nämlich von Jacobi an, haben die alten Hirſche den beſten Geſchmack. Vor dieſer Zeit haben ſie nur ſchlechtes Wildbret, nach derſelben aber noch ſchlechteres. Spießer und Schmalthiere ſind, weil ihr Wildbret um der wenigern Jahre willen, auch ohne Feiſt noch ſchmeckt, ſchon eher gut zu eſſen. Wenn ſie Ruhe des Nachts auf den Saatfeldern gehabt haben, werden ſie ſchon zu Anfange des Junius niedliche Braten geben können.

Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß der Hirſch zur Sommerszeit, und inſonderheit im Auguſtmonate, von weit herrlicherm Geſchmacke ſey, als im Winter, und zwar wegen der Früchte, welche er in dieſer Jahrszeit genießt, und welche ihn beträchtlich feiſt machen. Unterdeſſen halten doch einige dafür, daß man im Sommer kein Hirſchfleiſch eſſen müſſe, weil der Hirſch ſich alsdann von Vipern, Schlangen, und andern Thieren, welche ſie für ſehr giftig anſehen, nähret, gerade als wenn der Hirſch dergleichen nicht zu allen Zeiten des Jahres äße. Allein, warum will man ſich einbilden, daß dieſe Thiere, innerlich genoſſen, ſo ſchädlich ſeyen, da man ganze Vipern, ohne Nachtheil der Geſundheit, verzehrt? Geſezt auch, daß die Viper und Schlange, wenn ſie durch den Mund eingenommen werden, bisweilen die Wirkung eines Giftes bey uns hervor zu bringen vermögend ſeyen, welches doch grundfalſch iſt: folgt denn daraus, daß man ſich zu der Zeit, wenn der Hirſch von ſolchen Thieren gegeſſen hat, des Genuſſes ſeines Fleiſches enthalten müſſe, weil man behaupten will, daß es alsdann die ſchädlichen Eigenſchaften der Viper und Schlange an ſich genommen habe? Eſſen wir denn nicht alle Tage ſolche Thiere, welche von Nahrungsmitteln leben, deren einige für uns purgierend, und andere giftig ſind?

Plinius erzählt, da er Frauenzimmer gekannt habe, welche alle Morgen Hirſchfleiſch gegeſſen haben, um ſich vor das Fieber in Verwahrung zu ſetzen, weil ſie wahrſcheinlicher Weiſe glaubten, daß der Hirſch von dem Fieber verſchont bleibe. Es war aber dieſes eine eben ſo leere Einbildung, wie diejenige, welche einige Leute haben, die durch den Genuß eben dieſes Fleiſches ihr Leben zu verlängern glauben, weil man dafür hält, daß dieſes Thier viele Jahrhunderte leben ſolle, worüber ich mich bereits oben erklärt habe.

Kurz vor der Brunſt, und noch mehr während derſelben, vom Sept. an bis zu Ende des Octobers, iſt das Wildbret des Hirſches nicht nur ſehr mager, ſondern hat auch einen ſehr unangenehmen Geruch und widerlichen Geſchmack, es läßt ſich nur alsdann eſſen, wenn man die Vorſicht braucht, dem bey einer Brunftpürſche geſchoſſenen Hirſch, ſo bald er zur Erde ſinkt, das kurze Wildbret (die Hoden) auszuſchneiden. Nach der Brunſtzeit kann das Wildbret eines Spießers oder

jungen Hirſches nur gute Speiſe ſeyn, wo in einem Gehäge viel alte Hirſche ſtehen, welche die jüngern Hirſche von dem Wilde abtreiben, und ſolche nicht hinzu laſſen.

Obſervation ſur le Cerf conſideré comme aliment, ſt. in No. 30 und 31 der Gaz. ſalut. v. J. 1766, und in der Gaz. litter. de Berl. v. 7. Jul. 1766, S. 210—212.

D. von mir überſ. u. d. T. Anmerkung über den diätetiſchen Gebrauch des Hirſches, ſt. im 9. St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 281—287.

In den Küchen nennt man Hirſchwildbret überhaupt das eßbare Fleiſch von einem Hirſche, beſonders das derb gewachſene Fleiſch an den Keulen, dem Buge, Ziemer und Rücken, (zum Unterſchiede von dem Kochwildbrete, worunter der Hals, die Bruſt, und die Krieben, Wände oder Seiten, begriffen ſind) welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Paſteten geſchlagen, und entweder mit oder ohne Brühe zubereitet wird. Wegen der Vorbereitung iſt zu erinnern, daß dieſes Fleiſch erſt wohl zu häuteln iſt, und wenn es etwa vom Schuſſe ſehr ſchweißig wäre, mit ſiedendem Waſſer gebrühet, auch rein ausgewaſchen werden müſſe.

Will man es nun dämpfen, ſo durchzieht man daſſelbe mit beynahe eines kleinen Fingers dick geſchnittenem Speck, welcher mit Jngber, Pfeffer und Salz beſtreuet worden. Hierauf ſetzt man in einer Caſſerole Butter und Speck auf ein Kohlfeuer, und läßt es zuſammen braun werden. Nach dieſem beſtreuet man das Wildpret mit Mehl, legt es in die heiße Butter, und läßt es auf beyden Seiten braun werden, gießt alsdann gute Fleiſchbrühe daran, worin es eine Weile dämpfen muß, thut auch ein halbes Nößel Wein dazu, wirft eine mit Nelken beſteckte ganze Zwiebel nebſt einigen Lorbeerblättern daran, und würzet es mit Jngber, Pfeffer, Nelken und Citronenſchalen ab; läßt dieſes alles zuſammen ſo lange dämpfen, bis das Wildbret weich genug iſt. Wäre die Brühe noch nicht dick genug, ſo

kann

kann noch ein wenig braunes Mehl daran gebrannt, bey dem Anrichten aber klein geſchnittene Citronenſchalen darüber geſtreuet, die Zwiebeln aber wieder heraus genommen werden. Wer Belieben trägt, kann überdieß Kapern oder Sardellen, imgleichen einen halben Eßlöffel Wachholderbeeren hinzu thun.

Hirſchwildbret in eine Paſtete einzuſchlagen. Man nimmt von einer Hirſchkeule ein Stück, oder lieber gleich die Hälfte, (bisweilen werden auch ganze Keulen eingeſchlagen) häutelt es rein ab, und läßt es auf dem Roſte ein wenig anlaufen; hernach ſalzt man es, läßt es etliche Tage in Eſſig ſtehen, worüber einige Scheiben von Zwiebeln gelegt werden. Wenn es nun eingeſchlagen werden ſoll, durchzieht man es mit beynahe eines kleinen Fingers dick geſchnittenem Speck, den man mit Jngber, Pfeffer, geſtoßenen Nelken und Salz beſtreuet hat, ſchlägt es in eine förmliche Paſtete von gebranntem Teig, und läßt ſie wohl bis 5 Stunden in einem Ofen gehörig backen. Unterdeſſen wird Butter mit etwas Mehl gebräunet, welches in Fleiſchbrühe, Wein und Eſſig, ein wenig aufkochen muß. Dieſe Brühe wird hernach mit derjenigen, die von dem Einbeizen übrig geblieben iſt, durch ein oben in den Deckel gemachtes Loch, vermittelſt eines Trichters, in die Paſtete gelaſſen, und dieſe wieder in den Backofen geſetzt, daß ſie noch eine Weile dämpfe. Hernach aber kann ſie warm oder kalt aufgetragen werden.

Will man ſeine Soße verändern, ſo kann man Kapern, Sardellen, Oliven, Schalotten, Zwiebeln und dergleichen Sachen, wenn ſie gehörig vorbereitet ſind, nur in die Brühe hinzu thun. Wenn man eine Schalotten- oder Zwiebelſoße haben will, muß man davon nicht wenig nehmen, weil dieſe Soße ſcharf ſchmecken ſoll. Deswegen füget man wohl gar Knoblauch hinzu, welcher großem und grobem Fleiſche keinen unangenehmen Geſchmack zuwege bringt.

Auf gleiche Weiſe kann man mit Paſteten vom Rindfleiſch, vom Rehe, vom wilden Schweine, vom Hammebuge, vom Haſen u. ſ. w. verfahren, und eine dazu ſchickliche Soße bereiten.

Hirſch- und Rehwildbret gut zu braten, muß daſſelbe geſpickt, und währendem Braten mit Butter fleißig begoſſen werden. Wenn der Hirſch, zur Zeit der ſogenannten Hirſchfeiſte, ſehr fett iſt, dürfen die Ziemer gar nicht geſpickt werden. Man findet ſie öfters alsdann dermaßen feiſt, daß man ihnen das Fett, wenn es einige Querfinger dick iſt, zur Hälfte ſauber abſchälet, und alſo an den Spieß ſteckt. Die Hinterziemer der Hirſche und Rehe behalten, zur Zierde, ihre Enden, (Schwänze) die man auch wohl mit Papier beſteckt, damit die Haare nicht beym Braten an- oder abbrennen. Auch die Läufe (Füße) werden nicht abgehauen. So müſſen auch die Schalen und das Geäfter (die vorderſten und die kleinen Klauen an den Läufen) nicht weggenommen werden. Die Läufe werden, vermittelſt eines Schnittes zwiſchen der großen Senne und dem Knochen der Beine, zierlich durchgeſteckt und umgebogen, auch die Läufe mit Papier beſteckt, damit die Haare rein und unverſenget bleiben. Viele glauben ihrem Braten einen beſſern Geſchmack zu verſchaffen, wenn ſie denſelben mit zerſtoßenen Wachholderbeeren beſtreuen; wenigſtens dienen dieſe Beeren dazu, daß ein ältelnder Geſchmack des Wildbretes damit vertrieben werde.

Der Reſt eines Hirſch- oder Rehbratens kann eingehacket, und mit ſolchen Brühen, als bey dem Haſenbraten, im XXII. Th. S. 168, f. angegeben worden, bereitet werden.

Das beſte am Hirſche iſt das Hintertheil auf dem Rücken deſſelben, von welchem die Keulen abgelöſet ſind, oder der ſo genannte Ziemer. Es geht derſelbe ſo weit als die Eisbeine reichen, und wo ſich der Rückgrathsknochen anfängt. Einen ſolchen Hirſchziemer, außer der gewöhnlichen Art zu braten, delicat zuzu-

richten, verfährt man folgendermaßen. Man nimmt einen fetten Hirſchziemer, wäſcht denſelben ſauber aus, durchſtößt ihn hierauf mit grobem Speck, wie man eine à la daube ſpickt, ſteckt etliche hölzerne Spießchen durch, ſetzt ihn in einem großen Topfe oder Keſſel zum Feuer, gießt Waſſer, Eſſig und Wein darauf, ſalzet ihn, wirſt allerhand Kräuter, als: Rosmarin, Lorbeerblätter, Thymian, Salbey, Iſopp und eine Zwiebel dazu, und läßt ihn kochen, bis er bald weich wird. Hernach nimmt man ihn heraus, legt ihn auf eine Torten- oder Bratpfanne, läßt ein hausgebackenes Brod reiben, vermiſcht dieſes mit Zucker, Zimmet, Ingber, klein geſchnittenen Citronenſchalen, einem Paar Eyer, zerlaſſener Butter, Wein, und ein wenig von dem Fette, worin der Ziemer gekocht worden iſt, imgleichen etwas Brühe; macht alles als einen Teig, beſtreicht den Ziemer mit Eyern, und überzieht ihn von oben her ganz und gar einen Finger dick mit dieſem Teige, ſtreicht es mit einem warmen Meſſer fein glatt zu, begießt ihn mit zerlaſſener Butter, und ſtreuet geriebene Semmel darüber; ſetzt denſelben endlich in einen heißen Backofen, und läßt ihn alſo backen. Bey dem Anrichten ſtreuet man Zucker und Zimmet darüber. Soll nun eine Brühe dazu kommen, ſo ſetzt man in einer Caſſerole Butter auf Kohlenfeuer, und läßt ſie heiß werden, thut hernach ein Paar Hände voll geriebene Semmel, darein, läßt ſie kaſtanienbraun röſten, gießt ferner Brühe und Wein darauf, würzt es mit Zucker, Citronenſchalen und Citronenſcheiben, und läßt dieſes kochen, bis es ein wenig dick wird. Dieſe Brühe muß man nicht über, ſondern unter den Ziemer gießen.

Einen Hirſchziemer auf eine andere Art anzuſchlagen. Man bereitet einen Hirſchziemer, wie vorher beſchrieben worden, und ſchlägt ihn folgendermaßen an. Man nimmt 1 Pfund Mandeln, läßt ſie einen Sud thun, zieht ihnen die Schale ab, ſtößt ſie alsdann in einem Mörſer, doch nicht gar zu klein, wie zu einer Mandeltorte, und thut ſie in einen Tie-

gel oder in eine irdene Schüſſel; hernach weicht man Semmel ein, drückt ſolche wieder ganz rein aus, und ſchüttet ſie nebſt 2 Händen voll geriebener Semmel auch zu den Mandeln, ſchlägt 6 Eyer daran, gießt $\frac{1}{2}$ Nößel Sahne hinein, würzt es mit Zucker, Zimmet, Muskatenblühen und klein geſchnittenen oder geriebenen Citronenſchalen, dieſes alles rührt man durch einander klar ab. Ferner läßt man $\frac{1}{2}$ Pfund Butter zergehen, welche man auch darunter laufen laſſen muß. Hierauf beſchlägt man den Ziemer mit Eyern, ſchlägt ihn mit der abgerührten Mandelfarße an, ſtreicht ihn aber fein glatt zu; nimmt einen Pinſel, zerklopft ein Ey, beſtreicht damit den Ziemer, wie eine Paſtete; läßt auf die beſtrichenen Eyer klare Butter laufen, ſtreuet geriebene Semmel darüber, und ſezt ihn in einen Backofen. Dieſer aber darf nicht ſo ſcharf gebacken werden, wie der vorige. Wenn er nun im Backofen jähling Farbe bekommen ſollte, deckt man einen Bogen Papier darüber, bereitet aber unterdeſſen folgende Brühe. Man ſezt in einem Tiegel oder einer Caſſerole ein Stück Butter auf das Feuer, ſtreuet geriebene Semmel darein, gießt Brühe, Wein und einen Löffel voll Eſſig dazu, und läßt dieſes zuſammen kochen, würzt es mit Muskatenblüthen, Ingber, Zucker, Zimmet, vielen Citronenſchalen und Citronenſcheiben, daß es recht piquant wird, richtet hernach dieſe Brühe in die Schüſſel an, und den angeſchlagenen Ziemer darüber, garnirt ihn aufs zierlichſte, und läßt ihn auftragen.

Das Kochwildbret wird, nach eines jeden Belieben, in Stückchen geſchnitten, ausgewaſchen, im Waſſer weich gekocht, verkühlt, ſodann ausgepuzt, und in einer Brühe mit Wachholderbeeren und Zwiebeln, mit Mandeln und Roſinen, mit Morcheln und Peterſilienwurzeln, mit Pflaumenmus, mit Brodpfeffer u. d. gl. zugerichtet; wobey noch zu merken iſt, daß das Hirſchfleiſch die Hälfte ſeines Salzes in ſich habe, folglich nur ein wenig geſalzen werden dürfe.

Hirſchfleiſch mit einer Weinbrühe. Man läßt das Fleiſch mit ein wenig weiß gebranntem Mehl, Salz, Lorbeerblättern, und einem Paar ganzen Zwiebeln kurz einkochen, thut hierauf etwas Wein, geriebene Citronenſchale und Citronenſaft, Zucker und Korinthen hinzu; und wenn es ein wenig damit durchgekocht iſt, füget man auch ein Paar abgerührte Eyerdotter hinzu.

Auf gleiche Art kann auch der Reſt eines Hirſch- und Rehbratens, zur Veränderung, zubereitet werden.

Wie das Hirſchwildbret einzulegen, und einige Zeit friſch aufzubehalten, ſ. im Art. Wildbret.

Außer dem Wildbret iſt von dem Hirſche noch verſchiedenes in der Küche als ein delicates Eſſen zuzubereiten. Dergleichen ſind die Ohren, Kolben und Läufe.

Die Hirſchohren pflegen, nachdem ſie nebſt dem Maule vom Kopfe geſchnitten, in Waſſer gekocht, und ihnen, wenn ſie weich ſind, die Haut ſamt den Haaren abgezogen, reinlich geputzt, auch einige Zeit im kalten Waſſer gelegen, hierauf aber entweder wie Nudeln klein geſchnitten, oder plätzchenweiſe wie die Trüfeln zertheilt worden, theils als ein Fricaſſee, theils mit Muſcheln, Trüffeln, theils mit Pinien und Citronenſchalen, Muskatenblühten, oder grüner Peterſilie, zugerichtet zu werden.

Die Hirſchkolben, oder das junge, noch weiche und etwa nur einer Hand hohe Gehörn eines Hirſches bekömmt man erſt nach Johannis. Von einem oder zween Hirſchen kann man keinen großen Tiegel voll zu Wege bringen, daher ſie auch nur in großer Herren Küchen zugerichtet werden. Wenn nun Hirſche einkommen, die nur ihr weiches Gehörn haben, ſchneidet man die Kolben unter den Augenſproſſen ab, und legt ſie über Nacht in kaltes Waſſer, damit es den rothen Schweiß heraus ziehe, hernach ſetzt man ſie im Waſſer zum Feuer, und läßt ſie kochen, bis ſie weich werden, alsdann zieht man ihnen die Haut ab, und beſchneidet ſie mit einem ſcharfen Meſſer, legt ſie hierauf wieder in kaltes Waſſer, und richtet ſie mit Trüffeln, mit ſaurer Limonie, fricaſſirt, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe zu.

Hirſchkolben mit Trüffeln. Man ſchneidet die geputzten Kolben ſcheibenweiſe, und weicht Trüffeln in Fleiſchbrühe, damit ſie ein wenig weich werden, thut alsdann dieſes zuſammen in eine Caſſerolle, ſchneidet Citronenſchalen daran, legt Muskatenblüthen und ein Stück gewaſchene Butter dazu, paſſiret alsdann dieſes ſo lange auf Kohlen, bis die Butter völlig zerſchmolzen iſt. Darnach kann man Brühe oder Coulis darauf gießen, nach dem die Farbe am Ragout ſeyn ſoll. Endlich wirft man eine ganze Zwiebel hinein, die aber beym Anrichten wieder heraus gethan werden muß, läßt es noch ein wenig kochen, und richtet es an.

Hirſchkolben mit Butter und Muskatenblüthe. Man ſchneidet die geputzten Kolben ſcheibenweiſe, thut ſie in einen Tiegel oder in eine Caſſerole, legt ein Stück ausgewaſchene Butter nebſt Muskatenblüthe und etwas Citronenſchalen daran, paſſirt es ein wenig auf dem Kohlfeuer, ſtreuet klein geriebene Semmel hinein, gießt eine gute Fleiſchbrühe daran, und läßt es ein wenig auf Kohlen wieder aufkochen.

Hirſchkolben fricaſſirt. Wenn ſie ſcheibenweiſe geſchnitten ſind, thut man ſie in einen Tiegel, legt ein Stück Butter daran, und paſſirt dieſe. Hernach ſchneidet man Citronenſchalen, und legt dieſelben nebſt Muskatenblühte und einer ganzen Zwiebel hinein; gießt alsdann gute Brühe und Wein darauf, und läßt es ein wenig kochen. Wenn bald angerichtet werden ſoll, ſchlägt man 3 bis 4 Eyerdötter in ein Töpfchen, und zerquirlt dieſe mit einigen Tröpfchen Weineſſig recht klar. Wenn das Fricaſſee im Kochen iſt, ſchüttet man die Brühe an die Eyerdotter, quirlt es ganz klar ab, und gießt dieſe Brühe wieder an das Fricaſſee. Man darf es aber nicht wieder kochen laſſen, ſonſt rinnt es zuſammen. Bey dem Anrichten ſprenget man oben zerlaſſene Butter darüber, auch drückt man von einem Paar Citronen den Saft daran.

Hirſchkolben mit ſaurer Limonie. Nachdem dieſe Kolben geputzt ſind, ſchneidet man ſie ſcheibenweiſe, thut ſie in einen Tiegel, und legt ein Stück Butter und Muskatenblüthe daran. Hernach nimmt man eine eingeſalzene Limonie, ſchneidet ſie ebenfalls ſcheibenweiſe, legt ſie erſt eine Weile in kaltes Waſſer, damit ſich das Salzige etwas heraus ziehe; thut ſie hierauf zu den Hirſchkolben, ſtreuet geriebene Semmel darauf, gießt Brühe und ein wenig Wein daran, ſetzt dieſes auf Kohlfeuer, und läßt es kochen, bis eine dicke Brühe wird. Bey dem Anrichten drückt man Citronenſaft hinein.

Die Hirſchfüße oder Hirſchläufe werden gemeiniglich wie der Rinder und Kälber Füße in der Küche zubereitet, doch pflegt man ſie auch einzulegen, welches folgendermaßen geſchieht. Wenn ſie abgehauen worden, ſchneidet man ſie mitten entzwey, läßt ſie kochen, bis ſie gar werden, putzt ſie hernach rein an Haut und Haaren ab, wie die Hirſchohren oder Hirſchkolben, und legt ſie in kaltes Waſſer, damit ſie ſchön weiß werden. Man nimmt ein Fäßchen, worein ſie gelegt werden ſollen, thut unten am Boden Lorbeerblätter, ein wenig Rosmarin, Citronenſchale, und allerley ganze Gewürze; legt alsdann eine Lage ſolcher Hirſchläufe, und dann wieder die vorigen Species, bis das Fäßchen voll iſt. Alsdann ſchlägt man es zu, bohrt ein Loch in den Deckel, läßt guten Weineſſig durch einen Trichter hinein laufen, vermacht das Loch mit einem Stöpſel, ſetzt das Fäßchen an einen kühlen Ort, und wendet es alle Tage, oder auch binnen etlichen Tagen einmal um: ſo dienen ſie kalt zu verſpeiſen.

In Siam werden auch die Sennen der Hirſchbeine, welche man trocken in Bündeln, wie Stricke verkauft, gegeſſen.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden beſonders Stiele zu Gueridons oder Leuchterſtühlen verfertiget.

Die Wogulen eſſen, zur Zeit der Noth, Kraftſuppen von den zerſchlagenen Knochen deſſelben.

Die Eskimaux, ein nordamerikaniſches Volk an den Küſten von Labrador und der Hudſonsbay, zieren bisweilen ihre Kleider am Rande mit den Zähnen von Hirſchkälbern.

Im Handel gebraucht man die Hirſchhäute, Fr. Peaux oder Napes de cerf, entweder roh, die noch ſo ſind, wie man ſie dem Thiere abgeſtreift hat, und die man von den Jägern an großer Herren Höfen, wo

viele

viele Hirſche gefället werden, ſtückweiſe kauft; oder zubereitet, zugerichtet und gegärbt, die von den Handwerkern entweder zu ihrem eigenen Gebrauche, oder zum Behuf anderer zugerichtet ſind. Sie bekommen aber ihre Zurichtung, 1) von den Kürſchnern, die damit eben ſo, wie mit anderm Pelzwerke umgehen, und ſie inſonderheit zu Müffen verarbeiten; 2) von den Lohgärbern, die ſolche auf eben die Art, wie das Kalbleder zurichten; 3) von den Weißgärbern, die ſie zu ſämiſchem oder weißem Leder verarbeiten, von denen ſie alsdann an die Beutler und Handſchuhmacher verkauft werden, welche Reitcollete, Beinkleider, Handſchuhe, Degenkoppel und anderes Riemenwerk daraus machen; wie ſie dann auch gern von den Schuſtern zu Stiefeln verarbeitet werden. Durch die beyden letztern Zubereitungen verändern ſie auch ihren Namen, und werden, nachdem ſolche geſchehen ſind, gemeiniglich Hirſchleder genannt. Eine ſchöne auf ſämiſche Art ausgearbeitete Hirſchhaut iſt ſehr weich und dauerhaft, und nach dem ſie am Leder rein, egal und geſchmeidig gearbeitet iſt, den Bockfellen weit vorzuziehen.

Die Koräken, eine Nation an den Gränzen von Rußland, brauchen Hirſch- und Hundehäute zu ihrer Kleidung, welche ſie mit, zu feinem Pulver geſtoſſener, Erlenrinde färben. Die Tunguſen machen lederne Schläuche aus der Hirſchhaut, welche ſie mit Hirſchſennen nähen, von Haaren befreyen, und durchräuchern. Die Wilden in Neu-Orleans gebrauchen die weißen Hirſchhäute, ſo wie anderes weißes Pelzwerk, als Friedenszeichen, die ſie dem Feinde, mit dem ſie ſich ausſöhnen wollen, darbringen. Die Bewohner der Hudſonsbay bedecken ihre Zelte mit Hirſchhäuten. Die aus Bretern beſtehenden Schneeſchuhe der Tunguſen ſind mit den Häuten von den Füßen des Hirſches überzogen, deren Haare, welche auswärts gekehrt

kehrt ſind, ſich ſperren, wenn es Berg auf geht, und das Zurückgleiten verhüten.

Bey dem Einkaufen der Hirſchhäute und des Hirſchleders hat man vornämlich dahin zu ſehen, ob ſie groß oder klein ſind, oder Löcher haben, und ob deren viel oder wenig ſind, welche letztere Häute oder Leder nur zu Handſchuhen gebraucht werden können. Daß dieſe Löcher in den Hirſchhäuten von den Enderlingen herrühren, habe ich oben erwähnt.

Das Hirſchhaar, Poil de cerf, oder dasjenige Haar, welches bey dem Garmachen der Hirſchhäute von den Gärbern abgeſchabet oder abgeſtoßen wird, gebrauchen die Tapezierer, Täſchner, Sattler und Haardeckenmacher ſehr vortheilhaft zum Ausſtopfen der Sättel, Kiſſen u. d. gl.

Das Hirſchhorn oder Hirſchgeweih, dasjenige Gehörn, welches der Hirſch alle Jahre abwirft, iſt eine Jagdnutzung; daher daſſelbe in den Wäldern zuſammen geleſen, und in den Jagdordnungen befohlen wird, wenn es der Unterthan findet, ſolches einzuliefern. Hirſchhorn, welches ohne Atteſtat der Forſtbedienten in die königl. preuß. Lande eingebracht wird, iſt laut Ordre v. 31. May 1720, zu confiſciren; und kann laut Ordre v. 14. Febr. 1751, ohne Erlaubniß der Kammer nicht außerhalb Landes gebracht werden.

Churbrandenburgiſches Mandat wegen der Hirſchgehörne oder Stangen, d. d. 1. May 1685, ſt. in Mylii Corp. Conſt. Magd. Th. 3. S. 349.

Königl. preußiſche wiederholte Ordre an die Chur- und Neumark, ꝛc. Kr. und Dom. Kammern, daß die Hirſchgeweihe nicht außer Landes geführt, ſondern zum Behuf der Neuſtadt-Eberswaldiſchen Stahl- und Eiſenwaarenfabrike überlaſſen werden ſollen, d. d. Berl. den 5. Febr. 1760, ſt. in der Edictenſamml. v. J. 1760, No. 4.

Das Hirſchhorn wird entweder zum Zierrath ganz gelaſſen, oder in kleine Stücke zerſchnitten; auch zu dünnen Spänen geraſpelt oder geſchabet, die alsdann geraſpeltes Hirſchhorn, L. Cornu cervi raſpatum, Raſura cornu cervi, Fr. Raclure oder Rapure de corne de

de cerf, und von einigen Droguiſten, welche damit handeln, Hirſchhornſame, Fr. Graine de corne de cerf, genannt werden. Der Nutzen des Hirſchhornes iſt ſehr beträchtlich und verſchieden. Die Köche machen daraus mit und ohne Wein, eine Gallerte oder ein Gelee, welches mit hinlänglichem Waſſer verdünnt, ſtärkend, nahrhaft und erquickend iſt. Die Bereitung eines Hirſchhorngelee habe ich im XVII. Th. S. 71, f. beſchrieben.

Die Schwertfeger, Meſſerſchmiede und Drechsler verarbeiten es zu Couteau- (Hirſchfänger) Griffen, Meſſerſchalen und Heften u. dergl. wozu ſie aber das Hirſchhorn in ganzen Stücken haben müſſen, und zwar je krauſer, deſto ſchöner. Das Hirſchhorn kann auch beraſpelt und grün gebeizt werden.

Von dem Gebrauche deſſelben zu den Hirſchfängergriffen, ſiehe im Art. Hirſch-Fänger.

Der Meſſerſchmied, wenn er Schalen von Hirſchhorn zu Tiſchmeſſern machen will, ſchneidet von einem Gehörne ein Stück, nach der Größe jeder einzelnen Schale, vermittelſt einer Säge ab, und zertheilt es mit eben dieſem Werkzeuge, der Länge nach, in zween gleiche Theile. Sind die Hälften noch zu dick, ſo nimmt er das Ueberflüſſige mit einer Raſpel ab. Weil aber das Horn krumm iſt, ſo muß er es in Waſſer kochen und erweichen, um es in den Schraubſtock gerade zu biegen. Sobald die Schalen wieder kalt und hart ſind, mißt er jede nach der Größe der Angel ab, und beſchneidet nach den gezogenen Strichen den Umfang mit einer beſondern Säge, oder wenn nur wenig abzunehmen iſt, ſo bringt er es nur mit der Raſpel herab.

Des gepülverten gebrannten Hirſchhornes bedient man ſich in der Haushaltung, um den gekochten Kaffee klar zu machen.

Von dem Gebrauche des geraſpelten Hirſchhornes, um das Bier wider die Säure zu bewahren und klar zu machen, ſ. Th. V, S. 197.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirſchhorn, ſoll man auch bisweilen den Schlangenſtein (Piedra de Serpente) machen.

Des

Des Gebrauches, den Aerzte und Apotheker von dem Hirſchhorne machen, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

In Oſt-Indien bedient man ſich des Hirſchgehirnes zur Bereitung der Bock- und Damhirſchhäute.

Aus den Sehnen dieſer Thiere, inſonderheit an den Hinterfüßen, machen die Tunguſen Fäden zum Nähen. Die Kalmücken bedienen ſich ihrer ebenfalls dazu. Die Bewohner der Hudſonsbay gebrauchen ſie nicht nur zum Nähen, ſondern auch zu ihren Bogen.

Ausgekochtes Hirſchmark iſt eine gute Salbe, das Eiſen vor dem Roſte zu verwahren.

Das Hirſchtalg gebrauchen die Lichtzieher und Seifenſieder. Von deſſen mediciniſchen Nutzen ſiehe weiter unten.

Die Naturforſcher und Aerzte haben entdeckt, daß viele Theile am Körper des Hirſches vortrefliche Eigenſchaften und Arzneykräfte beſitzen. Man hat aber auch davon ſo viele Mährchen und abergläubige Meinungen, daß man über die Leichtgläubigkeit unſerer Vorfahren billig erſtaunen muß; denn ſie hatten ganze Hirſchapotheken, weil ſie vom Hirſch alles mögliche in der Medicin gebrauchten.

Von den Hirſchthränen oder Hirſchzähren, und den ihnen beygelegten Kräften, ſ. oben, S. 594.

Das Herzbein des Hirſches, das Hirſchbein, Hirſchherzbein, oder Hirſchkreuz, L. Os de corde cervi. Fr. Os du coeur de cerf, Croix de cerf, iſt ein faſt dreyeckiger oder kreuzförmiger beinharter Knorpel, welcher aus der Zuſammentretung der Pulsadern am Grunde des Herzens entſteht. Es wird nur bey ganz alten Hirſchen gefunden; denn bey jüngern iſt es nur ein ungeſtalter Knorpel. Es wird von den Abergläubigen in der Arzney als ein kräftiges Mittel wider allerhand giftige Krankheiten, hyſteriſche Zufälle ꝛc. gerühmt

rühmt, und dem Bezoar gleich geſchätzt. Am Halſe getragen, ſoll es ein bewährtes Mittel für Herzklopfen ſeyn.

Jo. Steph. Adami de oſſe cordis cervi, Gieſſ. 1684, 4.
De oſſe cordis cervi, ſ. *Io. Iac. Mangeti* Bibl. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 547, f.

Da man dergleichen Herzbein auch zuweilen bey dem Ochſen findet, ſo muß man, wofern daran gelegen iſt, daß man das wahre Hirſchbein bekomme, bey dem Einkaufe dasjenige erwählen, welches mittelmäßig groß und recht weiß iſt, und ſich vorſehen, daß man nicht das Bein aus dem Herzen des Ochſen bekomme; welches man vermeiden kann, wenn man auf die Größe und Geſtalt Achtung giebt, indem das Bein aus dem Herzen des Ochſen größer iſt, als das Hirſchherzbein, und dieſes eine mehr dreyeckige Geſtalt hat, als jenes.

Der Hirſchſprung, oder das Beinchen aus den Hinterläufen, L. Talus cervi, Fr. l'os du talon, welches an den Hirſchen eben das, was bey den Haſen der Haſenſprung iſt, (ſ. Th. XXII, S. 190) wird wider die Kolik gerühmt.

Aus den Hirſchklauen, Ungulæ cervi, verfertigen die Drechsler Ringe u. d. gl. Die Ringe hielten unſere Vorfahren, ſo wie die Ringe aus Elendsklauen, wider die Krämpfe für wirkſam.

Das friſche Hirſchherz wurde ehemals in Stücke zerſchnitten, und mit verſchiedenem Gewürze eine Zeitlang in guten Wein eingebeizt, und alsdann ein Waſſer daraus diſtillirt, welches in den Apotheken unter dem Namen Aqua de corde cervi, zu haben war, und wider Herzklopfen beſonders gerühmt ward.

Das Hirſchblut, in einer Bratpfanne gedörrt oder an der Sonne getrocknet oder gepülvert, wurde wider Seitenſtechen, Podagra, die rothe Ruhr, allerley Durchfälle und Gift gebraucht; ſo wie der daraus präparirte Balſamus antipodagricus, äußerlich aufgeſchmiert, wegen ſeiner mächtigen Zertheilungskraft im Podagra, in Contracturen ꝛc. ſehr berufen war.

In dem Magen und Gedärme der Hirſche werden zuweilen weiſsgelbe ſchalichte Steine, welche den gemeinen Bezoarſteinen beynahe gleichen, und zu eben dem Gebrauche angewendet werden, oder zuſammen gebackene und mit verhärtetem Schleime überzogene Haare, in Geſtalt einer Kugel, gefunden, welche Hirſchbezoar, Hirſchkugel oder Hirſchſteine, genannt werden. Letztere Art, Gr. u. L. Elaphopila, Pila cervina, entſteht aus den Haaren, welche die Hirſche verſchlucken, wenn ſie einander lecken.

Gabr. Clauderi obſ. de lapide quaſi bezoardico in cervae ſtomacho reperto, veſicae incluſo, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. III, Obſ. 78.

Io. Maur. Hoffmanni obſ. de elaphopila, atque concreto membranaceo-cartilagineo in damaecervi ventriculo, ſt. in den Eph. Nat. Cur. Cent. III & IV, Obſ. 109.

Ge. Wolfg. Wedelii obſ. de pila cervina, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, ſ. A. IX, & X, Obſ. 169.

Die Blaſe aus dem Hirſche, oder die Hirſchblaſe, wird als ein beſonderes Mittel wider die Krätze und den Grind gerühmet.

Von dem ſauber geputzten, mit Wein rein abgewaſchenen, alsdann im Ofen gedörrten, und mit Wegerichſaft eingenommenen männlichen Gliede, der Hirſchruthe, oder dem Hirſchziemen, L. Priapus cervi, Fr. Nerf oder Priape de cerf, wurde ehedem, in Anſehung der Wirkungen deſſelben zur Stärkung entnervter Ehemänner viel Rühmens gemacht; heutiges Tages aber hält Niemand mehr etwas darauf.

Aus dem jungen, noch ganz weichen, und mit einer rauhen Haut oder einem Baſte überzogenen Gehörne, welches dem Hirſche wieder wächſt, nachdem er ſein Geweih abgeworfen hat, und einem ſolchen Hirſche, wenn er gefället worden, abgeſchnitten wird, (den Hirſchkolben) wird in den Apotheken, vermittelſt der Deſtillation, mit und ohne Wein ein Waſſer gemacht, welches man Hirſchkolbenwaſſer, L. Aqua e typhis cornu cervi, Aqua cornu cervi ex tenellis, Fr. Eau

de tête de cerf, Eau de cru de cerf, nennt, und für eine vortreffliche Herzſtärkung gehalten wird. Wenn die Kolben noch zart und blutig ſind, in kleine Stücke geſchnitten, und mit Kreuzwurzſaft über einen Kolben gezogen werden, geben ſie einen vortrefflichen Spiritus gegen den Biß der Schlangen und anderer giftigen Thiere ab.

Die Aerzte gebrauchen das Hirſchhorn in allerhand abgekochten Tränken oder Decocten, Ptiſanen und Aufgüſſen. Dieſe Art, ſich des Hirſchhornes zu bedienen, iſt die einfachſte und zugleich nicht die geringſte; denn es iſt ein Arzneymittel, welches bloß von der Natur präparirt worden, und dem die Kunſt nichts von ſeinem flüchtigen Salze und Oehl, worin ſeine vornehmſte Kraft beſteht, benommen hat. Die Apotheker und Chemiſten machen aus demſelben vielerley Präparate, die man aber zum Theil jetzt nicht mehr in der Medicin gebraucht. Wenn das Hirſchhorn zum mediciniſchen Gebrauche dienen ſoll, muß es reif ſeyn; d. i. der Hirſch muß es ſelbſt abgeworfen haben, welches man leicht erkennen kann; denn die Geweihe, welche der Hirſch von der Mitte des Aprils an, bis nach der Mitte des Septembers, von ſich geworfen hat, ſind ſchwer, dichter, härter und weißer, als diejenigen, welche man ihnen abgehauen, wenn man ſie zu einer andern Zeit getödtet hat. Die erſtern geben nicht nur mehr Spiritus und flüchtiges Salz, ſondern die daraus bereiteten Arzneyen ſind auch wirkſamer. Die pharmacevtiſchen und chemiſchen Präparate aus dem Hirſchhorne ſind: 1) das gebrannte Hirſchhorn, L. Cornu cervi uſtum, Fr. Corne de cerf calcinée en blancheur. Die brennbare Subſtanz von der Kohle des Hirſchhornes verbrennt, ob ſie gleich ſehr ſchwer zu verbrennen iſt, dem ungeachtet leichter, als die Kohle von andern Hörnern, und beynahe wie die Kohle der Knochen. Wenn dieſe Kohle bey einem ſtarken und lan-

langen Feuer calciniret wird, verwandelt ſie ſich in eine ſehr weiße Erde, welche man gebranntes oder weiß calcinirtes Hirſchhorn nennt. Dieſe Erde wird in der Medicin als ein die Säure im Magen und den Gedärmen dämpfendes (abſorbirendes) Mittel gebraucht. Man verordnet ſie in der rothen Ruhr und bey Leibesſchmerzen, von welchen man vermuthet, daß ſie von ſauern und übel verdaueten Materien herrühren. Das weiß gebrannte und fein gepülverte Hirſchhorn macht den Grund von demjenigen Decocte aus, welches **Sydenham** ſein Decoctum album nennt, das man gemeiniglich in dieſen Krankheiten verordnet. Gebranntes und gepülvertes Hirſchhorn in weißem Wein eingenommen, treibt die Würmer ab, und wenn es gut zubereitet wird, iſt es ein bewährtes Mittel für Kopfſchmerzen. 2) Das ohne Feuer oder philoſophiſch zubereitete Hirſchhorn, L. Cornu cervi philoſophice, ſpagyrice ſ. ſine igne praeparatum, Fr. Corne de cerf préparée philoſophiquement, iſt dasjenige, welches durch das Waſſer faſt aller ſeiner gallertartigen Theile beraubt geworden iſt, ſo, daß es nunmehr ganz ſpröde und zerbrechlich iſt. In dieſer Abſicht befreyet man es von ſeinen äußerlichen Theilen; hiedurch wird es ſehr weiß, und hat in der Medicin eben den Nutzen, wie dasjenige, welches durch das Feuer calcinirt worden iſt. Philoſophiſch zubereitetes Hirſchhorn nennt man auch, wenn man Stückchen Hirſchhorn in den Helm eines Kolben hängt, aus welchem man aromatiſche Pflanzen deſtillirt, damit ſie mit den Tugenden und Kräften dieſer Kräuter begabt werden. Dieſe Methode, ob ſie gleich gut iſt, verdient doch nicht ſo vielen Vorzug, als man ihr zu geben pflegt; und da man nicht immer dergleichen Deſtillationen anſtellen kann: ſo iſt es genug, wenn man das Hirſchhorn raſpelt und pülvert. 3) Der Hirſchhorngeiſt, Spiritus

tus cornu cervi, welcher ſowohl inn = als äußerlich gebraucht wird;

Facultatis medicae Hafnienſis disquiſitio: an gangraena pedis ex ſpiritus cornu cervi rectificati inunctione proceſſerit, ſt. in Tho. Bartholini Act. med. & philos. Hafn. Vol. V, A. 1677 — 1679. Obſ. 23.

Pauli Ammanni caſus, diſcurſus & reſponſum Facult. med. Lipſ. d. d. 20. Jul. 1657, quod ſpiritus C. C. rectificatus praeſervative proſit in varioliſ & morbilliſ, ſt. in Deſſen Medicina crit. ſ. deciſoria, Stadae, 1677, 4. Caſ. 74, S. 478 — 484.

D. Oehne Anmerkung von einem beſondern Salmiak in kubiſchen Cryſtallen aus dem ſo genannten Hirſchhorngeiſt, welcher ſich aus einem verſchloſſenen Zuckerglaſe gänzlich bis auf ein wenig brenzliches Oel verlor, ſt. in Lor. Crells chem. Journ. 3. Th. Lpz. 1780, 8. S. 87 — 95.

Ad. à Lebenwald Obſ. de ſpiritus cornu cervi uſu in febribus malignis, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III, A. 1. Obſ. 91.

4) Der mit Bernſteinſalz geſättigte Hirſchhorngeiſt, Liquor, oder Spiritus cornu cervi ſuccinatus, Salſilago C. C. ſuccinata, welcher vorzüglich als ein Mittel gegen das Kopfweh berühmt iſt;

Der Hirſchhorngeiſt wird mit Bernſteinſalz geſättiget, und hernach durchgeſeihet, weil bey der Verbindung dieſer Subſtanzen ſich noch etwas Oehl vom Hirſchhorngeiſte abſondert. Damit etwas vom Bernſteinöhl mit in den Liquor eingehe, pflegt man unrectificirtes Bernſteinſalz dazu zu nehmen. Dieſes durch die Vermiſchung entſtandene Mittelſalz wird in den Apotheken in flüſſiger Geſtalt gehalten, ob es gleich auch kryſtalliſiret werden kann.

Sebaſt. Aliſchers Obſ. von der Wirkung des Liquoris C. C. ſuccinati in hemicrania, als eines viel ſicherern Succedanei des Opii, ſt. im. 19. Verſ. der Bresl. Samml. Febr. 1722. Cl. 4, Art. 17.

Andr. El. Büchners Relation von dem unvernünftigen Gebrauch des Liquoris C. C. ſuccinati in cephalalgia ſanguinea, ſt. im 29. Verſ. derſelben. Aug. 1724, Cl. 2, Art. 3, §. 2.

In Gottw. Schuſters Obſſ. med. im Append. ad Nov. Act. phyſ. med. Acad. Caeſ. N. C. To. II, Norimb. 1761, 4. S. 231 ſgg. handelt §. 1. de liquore C. C. ſuccinato.

5) Das Hirſchhornöhl, Oleum cornu cervi, welches man gemeiniglich hyſteriſchen Frauensperſonen zu riechen giebt, und woraus man Salben für gelähmte Glieder macht; wie es dann auch, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, zu Vertreibung der Ratzen gebraucht wird;

Chr. Fr. Joerdens obſ. de uſu ſalium volatilium e regno animali, oleo cornu cervi rectificati & camphorae, ſt. im Commerc. litter. Nor. 1736, hebd. 1. n. 3, S. 4. fgg.

Io. Ge. Sommeri, obſ. de oleorum C. C. & tartari foetidorum extractis volatilibus, ſt. in Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. V & VI, obſ. 251.

6) Das flüchtige Hirſchhornſalz, Sal volatile cornu cervi, welches man von 6 bis 15 Gran, in einer dienlichen Feuchtigkeit, ſo wie den Spiritus, von 10 bis 30 Tropfen, mit großem Nutzen in bösartigen Wechſelfiebern, in Pocken, Schlagfluß, Lähmung, Epilepſie, hyſteriſchen Krankheiten, und wider den Biß giftiger Thiere, giebt.

D. von Cryſtallen von Hirſchhornſalz, ſt. im 47. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1767, 8. S. 415—417.

Io. Dolaei obſ. de ſalis C. C. volatilis ad tactum frigiditate, ſt. in Miſc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, obſ. 133.

De ſale cornu cervi, ſ. Ioſeph Merli & Steph. Bettini diſſertazioni epiſtolari in riſpoſta alle conſiderazioni del D. Giov. Andr. Sangiorgio, Milano, 1758. 4. diſſert. 3.

Bezoar ſeptentrionalis, ſ. de ſale C. C. uſu & abuſu, poëma medicum Io. Val. Willii Hafn. 1676, 4.

Aus dem Caput mortuum dieſer Präparate, wird 7) das Hirſchhornſchwarz, Fr. Noir de cerf, welches faſt eben ſo gut iſt, als das Th. X, S. 741, erwähnte Elfenbeinſchwarz, und von den Malern eben ſo gebraucht wird, bereitet.

Vom Gebrauche des Hirſchhornes in Weineſſig wider die Hühneraugen, ſ. im Art. Leichdorn.

Aus den in Stücke zerſchlagenen großen Knochen der Hirſche wird das Hirſchmark, Fr. Moëlle de cerf, gezogen, welches man kochen läßt, und hernach zu kleinen runden Broden macht, die ebenfalls als Arzeney gebraucht werden. Dieſes Mark wird dem von andern Thieren vorgezogen, die Schmerzen zu ſtillen und bösartige Geſchwüre zu heilen. Man muß es gebrauchen, wenn es friſch iſt, alsdann iſt daſſelbe erweichend, und die Trockenheit der Theile zu befeuchten geſchickt; wenn es aber alt geworden iſt, verliert es dieſe gute Eigenſchaften, und wird ranzig, ſcharf und corroſiviſch. Man bedient ſich deſſen innerlich in Tränſ-

chen und Klyſtieren wider das Bauchgrimmen, und äußerlich als eine Salbe wider das Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Beinbrüche, und zu Stärkung der Nerven und Gelenke. Wenn man geſchmolzenes Hirſchmark, ſo warm als man es leiden kann, auf gelähmte Glieder legt, werden dieſelben wieder geſchmeidig.

Das Hirſchfett oder Hirſchtalg. L. Adeps ſ. Sevum cervinum, Fr. Suif de cerf, iſt, unter Salben und Pflaſter gemiſcht, oder auch allein gebraucht, erweichend, zertheilend und den Nerven dienlich. Es erweicht die harten Geſchwulſten, heilet die Geſchwüre der Haut, und die von der Kälte aufgeſprungene Füße und Hände, und lindert die Schmerzen, die podagriſchen nicht ausgenommen. Von deſſen Nutzen wider das Durchliegen der Kranken, ſ. Th. IX, S. 769. Man gebraucht es mit Nutzen in Klyſtieren wider die Bauchflüſſe und die rothe Ruhr. Das deſtillirte Oehl dieſes Fettes hält man für beſonders dienlich, die Schmerzen des Podagra zu lindern, wenn man die leidenden Theile täglich damit reibet. Nach Hofmanns Verſicherung lindert es, auf Leinwand geſtrichen und auf das Zahnfleiſch gelegt, die Zahnſchmerzen merklich, und treibt die Würmer, welche bisweilen ſolche Schmerzen verurſachen, heraus. D. Neſter pflegte einen Tropfen Hirſchfett in den Urin der Kranken, die er in Gefahr zu ſeyn glaubte, fallen zu laſſen; wenn dieſer Tropfen auf den Boden fiel, ſo hielt er den Zuſtand des Kranken für verzweifelt, wenn derſelbe aber oben blieb, ſo zog er eine gute Vorbedeutung zur Geneſung des Kranken daraus. Hippokrates, im Buche de morbis mulierum, verordnet, ein wenig Wolle in geſchmolzenes Hirſchfett zu tauchen, und es den Gebärenden in die Mutterſcheide zu legen, wenn die Reinigung nach der Geburt nicht fließen will; er rühmt dieſes Fett auch wider die Geſchwüre der Gebärmutter.

Jo. Frid. Henekelii obſ. de adipis cervini & cerebri humani perennitate ſt. im 3. B. der Act. phyſ. med. Acad N.C. obſ. 111.
De ſevo cervi ejusque praeparatis, ſ. *Io. Iac. Mangeti* Biblioth. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 547, f.

Die Hirſchhaut dient, nach dem Schröder, Gürtel daraus zu machen, deren die Weiber ſich wider die Mutterkrämpfe bedienen. Joel behauptet, daß ſie, auf die Gegend der Nieren gelegt, ein unfehlbares Mittel, die Geburt zu befördern, ſey. Burrhus rühmt, nach dem Ettmüller, die hirſchhäutenen Strümpfe wider das Podagra. Wenn man die Hirſchhaut mit Bimsſtein abreibt und mit Eſſig vermiſcht, ſoll es ein vortreffliches Mittel wider die Roſe ſeyn.

Cervi excoriati & diſſecti in Medicina uſus; das iſt: kurze Beſchreibung, welchergeſtalt des zu gewiſſer Zeit gefangenen Hirſchens vornehmſte Glieder in der Arzney zu gebrauchen: und erſtlich: was maſſen das abgenommene und zubereite Geweihe in mancherley des Leibs Beſchwerungen beyzubringen. Dann zum andern: Wie die übrigen Stück in andere Wege mögen genoſſen und appliciret werden. Mit beſonderm Fleiß aus vieler Alten und anderer vornehmer Medicorum Bücher, und durch Erfahrung zuſammen getragen. Durch Johannem Georgium Agricolam. Amberg 1603, 4. 17. B.
Cph. Wilh. Jac. Gatterers Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, 1 Band, Lpz. 1781, gr. 8. S. 174 – 180.
Elaphographia ſive Cervi deſcriptio phyſico-medico-chymica, Aut. *Io. Andr. Graba.* Jen. 1668, 8.
Maur. Hofmanni Obſ. de cervo cultro anatomico ſubjecto, ſt. im Append. ad Eph. Nat. Cur. Cent. IX & X, S. 448.
Eb. deſſ. Obſ. de cervae gravidae anatome, ſt. eb. daſ. S. 467, fgg.
Dan. Ludovici Obſ. de foetus cervini conſtitutione, ſt. in Miſc. Nat. Cur. A. 1675 & 1676, obſ. 242.
Eb deſſ. circa cervini foetus temp ora, continuatio obſervationis antec. ſt. eb. daſ. A. 1677, obſ. 17.
De cervino genere ejusque hiſtoria naturali, ſ. *Io. Iac. Mangeti* Bibl. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 544 f.
Io. Ge. Volckameri deſcriptio anatomica cervae, ſt. u. a. K. T. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. VI, obſ. 223, S. 459; und in M. B. Valentini amphith. zootom. Frf. M. 1720, f. S. 74 – 76.
Io. Iac. Wepferi ob. de genitalibus cervi, ſt. in Miſc. Nat. Cur Dec. II, A. VI, obſ. 117; und in Valentini, a. ang. O. S. 76, f

In Japan, wo die Thiere gröſtentheils ein Gegenſtand der Verehrung ſind, und man ihnen Altäre und Tempel erbauet, ſtehen die Hirſche, wenn ſie von den Andächtigſten nicht abgöttiſch verehret werden, wenigſtens in ſo großer Achtung, daß es Niemand, bey Verluſt ſeiner Güter und ſeines Lebens, wagen darf, ihnen Leides zu thun, oder wohl gar eines dieſer Thiere zu tödten. In der Nähe von gewiſſen Klöſtern ſind kleine Holzungen, bloß für die Hirſche, angelegt, wohin die Mönche ihnen überflüſſiges Futter bringen. Derjenige, welcher eben für ihren Unterhalt ſorget, ruft ſie, vermittelſt einer kleinen Glocke, zuſammen, und ſchickt ſie, wenn ſie gefüttert ſind, durch eben dieſes Zeichen wieder zurück.

Ehemals übte man gegen Miſſethäter, insonderheit gegen die Wilddiebe die unmenſchliche grauſame Strafe aus, daß man ſie lebendig auf wilde Hirſche ſchmieden, und ſo nach und nach, von dem dadurch ſcheu und noch wilder gewordenen Thiere in den Waldungen in Stücke reißen ließ. Ich werde davon bald hernach wieder zu ſprechen Gelegenheit haben.

Die Natur des bisher abgehandelten Hirſches enthält ſo viel merkwürdiges, daß er nicht allein das Auge des Beobachters mehr reizt, als alle unſere übrige Thiere, ſondern daß ſich, außer dem angezeigten Gebrauche und Nutzen des todten Hirſches und ſeiner Theile, auch von den Kräften eines lebendigen ſehr vieles denken läßt, was man bisher keiner Aufmerkſamkeit gewürdiget hat. Der Geiſt des Menſchen, deſſen unerſchöpfliche Begierde, alles zu bezwingen und alles zu ſeinem Gebrauche anzuwenden, Mittel erfunden hat, die ungeheuern Elephanten zu fangen, ſie zahm zu machen, ihnen Thürme auf den Rücken zu bauen, und ſie, wider alle ihre Triebe, auf das

Schlachtfeld gegen blitzende Waffen eindringen zu laſſen; die Liſt, welche Kameele, Stiere, Pferde und Eſel gehorſam zu machen gewußt hat, iſt bisher noch nicht, wenigſtens nicht allgemein, zu den Hirſchen gekommen. Ruhig geht dieſes edle Thier noch, ſeinem Geſchlechte zur Ehre, in ſeiner angeerbten Freyheit; kein Joch und kein Geſchirr drücken ſeine Glieder; keine Schläge zwingen es, das Maß ſeiner Kräfte zu vergeſſen, und, wie ein armer Karrengaul, ſich ſelbſt zu zerſtören, um für ſeinen Herrn zu arbeiten. Stolz geht der Hirſch im Graſe hinter der Waldhecke, und betrachtet den Ackerbau in den Feldern, ſieht ein mattes Roß mit Stricken am ſchweren Pfluge befeſtigt, mit dem Leitriemen gemartert, und mit Peitſchen und Pflugſtäben zum öftern unbeſchreiblich gemißhandelt. Wie glücklich würde er ſich ſchätzen, wenn er denken könnte! Aber er weiß nicht, daß ihn ſein unglückliches Geſchick beſtimmt hat, ein Spiel der Jagd zu werden. Das Jagdhorn ſchallt; eine Menge von Reitern und Hunden ſetzt ihm nach; er ſpringt über Hecken und Gräben, flieht über Berge und Thäler, verbirgt ſich in Sümpfen und Teichen, aber umſonſt; er wird allenthalben eingeholet, und ſo lange verfolget, bis er kraftlos ſtehen bleibt, und den Fang erwartet, welcher ſeine Marter, und mit ihr die Luſt der Menſchen beſchließt. Wie gern hätte er hier ſeinen Zuſtand mit dem Pferde vor dem Pfluge vertauſcht!

Aber ſollte es denn von allen Zeiten her mit gutem Grunde für unmöglich gehalten ſeyn, den Hirſch zu zähmen, ihn zum Zuge und zur Arbeit des Ackerbaues zu gewöhnen, und ſich der Hindinnen in der Haushaltung, wie die Kühe und Ziegen zu bedienen? Wir haben ja das Beyſpiel von den Lappländern, welche ihre Rennthiere zu beyderley Gebrauche halten; ſie ſpannen dieſelben vor den Schlitten, und legen mit ihnen die weiteſten Tagereiſen zurück; ſie melken

ken dieſe Thiere, als Kühe, und genießen die Milch; ſie ſchlachten dieſelben ſo gar, und eſſen ihr Fleiſch. Gleichwohl iſt das Rennthier eine Art von Hirſch. Warum ſollte man alſo nicht die Hirſche eben ſo vortheilhaft nutzen können? Es ließe ſich hier in der That vieles denken, was den Hirſchen die Freyheit ſtreitig machen könnte. Die Hirſche ſind wild, kann man ſagen; aber dieſe Wildheit würde mit der Zeit ausarten, wie dieſes längſt bey ſo vielen andern Thieren geſchehen iſt. Die Hirſche ſind ſchwach; ihre Glieder und die Knochen ihrer Füße ſind zart, und ſcheinen nicht zu harter Arbeit gebauet zu ſeyn; aber es iſt zu vermuthen, daß die Arbeit ſelbſt dieſes Hinderniß heben würde. Man betrachte die Ochſen in denen Gegenden, wo mit ihnen der Ackerbau getrieben wird, was für Schenkel, welche Knochen, was für ein feſter und beſtimmter Schritt, und was für ein Unterſchied zwiſchen ihnen und einem wilden Ochſen, der ſo groß iſt, daß man zweifeln ſollte, ob ſie von einerley Geſchlechte wären! alsdann wird man nicht zweifeln, daß ebenfalls die Hirſche mit der Zeit eine ſolche Stellung der Glieder bekommen würden, in welcher ſie zum menſchlichen Gebrauch geſchickter wären, als ſie es jetzt ſcheinen.

Der Vortheil, welchen der Engländer von ſeinen Pferden zu gewinnen hoffet, wenn er ihnen, gleich den Schafen, die Schwänze abhauet, (ſ. Th. XI, S. 25, fgg.) findet ſich bey den Hirſchen von Natur; und wofern die Engländer nicht irren, kann man nicht umhin zu glauben, daß die Hirſche die einzige Art unter dem großen Viehe ſind, welche mit dem Mangel eines überflüſſigen Schwanzes urſprünglich geziert iſt. Sie ſcheinen daher von Natur ſchon zu demjenigen Gebrauche beſtimmt zu ſeyn, zu welchem man die Pferde durch Kunſt bildet. Daher ſteckt die Kraft, welche das Pferd im Schweife führt, und die man durch das Abſtutzen in die Beine deſſelben zu leiten glaubt, bey dem

Hirſche

Hirſche von Natur ſchon in den Schenkeln. Eben daher kömmt unſtreitig bey ihnen die gewaltige Schnellkraft, mit welcher ſie ſich über 6 Fuß hoch in die Luft erheben, und über Zäune, Büſche und breite Gräben ſpringen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß man die Hirſche anſtatt der Reitpferde gebrauchen ſollte; denn es iſt noch nicht ausgemacht, wie viel Laſt, und wie lange Zeit ein Hirſch dieſelbe zu tragen, vermögend ſey, ſondern ich will nur dieſes ſagen, daß die Schnellkraft der Hirſche in die Glieder gehen, und dieſelben deſto ſtärker machen müßte, ſo bald man anfienge, ſich ihrer Kräfte zum Zuge zu bedienen. Hier kann ich den Vergleich zwiſchen einem Reitpferde und einem Zugpferde zum Beweiſe anführen. Das Reitpferd behält ſeine Kraft zu ſpringen guten Theils bis in ſein Alter, zum Ziehen aber iſt es immer ungeſchickt. Das Zugpferd dagegen liegt mit ſeiner ganzen Kraft in den Seilen; hierüber verliert es ſeine Schnellkraft, und wird ungeſchickt zum Reiten, welches derjenige auf Koſten ſeiner Rippen erfährt, welcher genöthiget iſt, ein ſolches Roß, in Ermanglung eines beſſern, zu beſteigen. Man ſpanne eben daſſelbe Pferd vor den Wagen; hier iſt es in ſeinem Element, und ſo wie es tritt, muß der Wagen nachfolgen, ſo ſchwer er auch oft beladen iſt. Auf gleiche Weiſe iſt nicht zu zweifeln, daß in eben dem Maße, in welchem die Luſt zu ſpringen dem Hirſche unter der Arbeit vergeht, die Kraft in die Schenkel treten, und ihn nun zum Zuge ſowohl ſtärker als geſchickter machen werde. Dieſer mein Vorſchlag wird durch den bereits oben angeführten Umſtand, da es ehemals eine Art der Strafe war, Miſſethäter auf Hirſche zu ſchmieden, und dieſelben mit ihnen laufen zu laſſen, beſtätigt.

Es ſey mir erlaubt, hier eine Geſchichte anzuführen, welche in dem Grand theatre hiſtorique, à Leide 1703, Vol. V. S. 22, in Kupfer geſtochen vorgeſtellt iſt. Hier ſieht man die Figur

gur eines Mannes mit verzweifelnden Geſichtszügen, mit zerſtreuten Haaren, zerriſſenen Kleidern und gebundenen Händen, auf einen Hirſch angeſchmiedet, welcher mit ihm in vollem Laufe durch die Wildniß eilt, welche entſetzliche Begebenheit ſich im May 1666, in der Wetterau zugetragen haben ſoll. Es wäre nämlich durch die Stadt Friedberg ein Mann gekommen, der mit eiſernen Ketten auf einem Hirſche befeſtigt geweſen. Der Hirſch wäre mit ihm ſo ſchnell gelaufen, daß man ihn nicht hätte aufhalten können; und alles, was man von der Urſache dieſer ſeltſamen Geſchichte erfahren habe, wären folgende Worte des unglücklichen Mannes geweſen, die er überlaut geſchrien: „Freunde! nehmet mir das Leben, und befreyet mich von dieſer grauſamen Noth, die ich ſchon ſeit drey Tagen leide, ſeit „dem ich aus Sachſen geritten bin!“ Einige Zeit nachher hätte man den Hirſch nebſt dem Manne todt in der Gegend von Solms gefunden, aber beyde ſo ausgezehrt, daß nichts weiter, als Haut und Knochen, übrig geweſen. Uebrigens hätte man niemals Nachricht erhalten, ob dieſer Mann ein Verbrecher geweſen ſey, und was für ein Verbrechen er begangen hätte, für welches man ihn auf eine ſolche Art beſtraft habe.

Was für ein ſtarkes Thier müßte aber ein Hirſch ſeyn, der einen Menſchen, ohne abzuſteigen, in 3 Tagen 30 bis 40 Meilen weit trüge, und doch noch Kräfte genug hätte, ihn von Friedberg nach Solms zu bringen; inſonderheit, wenn man bedenkt, daß der Hirſch nicht den geradeſten Weg und die gebahnte Straße, ſondern tauſend Krümmen und wüſte Umwege wird durchirret haben!

So lange es nicht zu befürchten iſt, daß das Geſchlecht der Pferde ausſterbe, erſtreckt ſich mein Vorſchlag nicht ſo weit, um einen allgemeinen Gebrauch der Hirſche einzuführen. Diejenigen, welche in Gegenden wohnen, wo gute Pferdezucht iſt, oder welche für Geld Pferde anzuſchaffen und Hafer zu bezahlen im Stande ſind, werden immer am beſten thun, wenn ſie es bey dem Alten laſſen. Der ungeſpaltene und harte Huf dieſes Thieres, deſſen Vollkommenheit der Schmid durch den Beſchlag noch mehr erhöhet; ſein Rücken, der für den Satrel gewölbt iſt, ſeine ſtarke Bruſt zum Ziehen, ſein Muth und ſein Maul, an welchem es das Gebiß leidet, machen daſſelbe zum Gebrauch

brauch für den Menſchen ſo vollkommen, daß in dieſer Abſicht kein Thier in der Welt mit ihm verglichen werden kann. Nur iſt die Rede hier von magern Gegenden, wo keine hinreichende Nahrung für Pferde wächſt, und wo der Landmann ſo arm iſt, daß er mit allen Sorgen nur eben ſo weit reicht, ſeinen eigenen Unterhalt zu gewinnen. In ſolchen Gegenden verfahren die Bauern hart mit dem Vieh, und es ſieht daſelbſt ſehr ſchlecht für die Pferde aus. Kaum hat ein Füllen das erſte Jahr zurück gelegt, ſo ſpannt es der Bauer ſchon an. Die Kräfte, welche ihm wegen der Jugend und wegen des Mangels der Nahrung fehlen, ſucht ihm der Bauer wohl gar durch die Peitſche beyzubringen. Das Füllen erſchöpft ſich bald, und wird krumm und ungeſtalt, der Rücken giebt ſich in die Höhe, und der Kopf ſenkt ſich ſo tief herab, bis es mit der Naſe gegen die Maulwurfshügel ſtößt. Noch glücklich, ſo lange es Empfindung auf dem Rücken hat, und fähig iſt, daſelbſt die Schläge zu fühlen. Aber endlich wird es hart, und nunmehr hauet es der Bauer um den Kopf, heute ſchlägt er ihm ein Auge aus, morgen das andere, bis es endlich von Hunger und Ohnmacht ausgemergelt niederfällt, und ſich mit dem Tode rettet. Hier iſt des Bauern ganzes Capital verloren, kaum wird ihm mit einigen Groſchen die Haut bezahlt, und er hat noch kein neues Pferd wieder. In ſolchen Gegenden wäre die Hirſchzucht mit großem Nutzen zu empfehlen. Ein Hirſch hilft ſich immer viel leichter durch, als ein Pferd. Er frißt Gras; hat er aber daſſelbe nicht, ſo drängt er ſich an die Hecken, und ſucht das trockne Gras und andere abgeſtorbene Kräuter des vorigen Sommers aus demſelben hervor. Im Nothfalle frißt er auch Moos. Zu aller Zeit aber ſind ihm die Knoſpen von mancherley Gebüſchen die angenehmſte und ſtärkſte Nahrung. Weil die Hirſche die wilden Kaſtanien ſehr lieben, und dieſe auch in ſchlechten Gegenden

genden wachſen: ſo könnte jeder Landmann ſo viele davon anpflanzen, als er zu ſeiner Hirſchzucht nöthig hätte. Vielleicht ließe ſich auch mancherley Holz durch Stoßen ſo zubereiten, daß man die Hirſche im Winter damit füttern könnte.

Von der üblen Begegnung der Bauern hätte der Hirſch nicht ſo viel zu befürchten, als ein Pferd. Dieſes arme Thier hat keine Waffen, daher begegnen ihm verwegene Bauern ſo oft verächtlich. In Gegenden, wo der Ackerbau mit Ochſen getrieben wird, kann man hundert und mehr Bauern mit ihrem Vieh arbeiten ſehen, und man findet keinen, der übel damit umgienge; der Anruf iſt gelinde, die Peitſche wird nur zur Noth, und dennoch ſo vorſichtig gebraucht, daß ſie nur oben den Rücken berührt. Den Grund von dieſer Gelindigkeit kann man unter andern vielleicht darin ſuchen, weil der Ochs ein bewaffnetes Haupt hat, welches ihm bey dem Bauer Furcht erweckt, wenn er bedenkt, daß es demſelben nur eine kleine Bewegung koſtete, ihn zu durchſpießen. Was für eine Wirkung würde nicht das zweigige Haupt eines Hirſches haben, inſonderheit wenn es, wie man noch nicht wiſſen kann, einem Hirſche zuweilen einfiele, ſich einer üblen Begegnung durch Ernſt zu widerſetzen, und ſeinen muthigen Beleidiger mit dem Geweihe derb abzuſchlagen!

Uebrigens muß ich noch eines augenſcheinlichen Vortheiles gedenken, den die Hirſchzucht dem Landmanne gewähren würde. Ich habe denſelben ſchon im Anfange berührt; und es geſchieht blos wegen ſeiner Wichtigkeit, daß ich ihn hier wiederhole. Es giebt Nationen, die ſich bey ihrem Ackerbau einen groſſen Vortheil damit machen, daß ſie die Thiere, womit derſelbe geführet iſt, in die Haushaltung einſchlachten. Die Kalmücken und Lappländer eſſen das Fleiſch ihrer Pferde und Rennthiere, und kommen dadurch dem Verluſte zuvor, welchen unſere Bauern leiden, wenn ihnen

ihnen die Pferde vor Alter oder Mattigkeit niederfallen und ſterben. Es giebt Gegenden, wo der Ackerbau bloß mit dem Rindviehe getrieben wird; wo der Landmann die Ochſen, welche ihm einige Jahre gedient haben, zwar unerlaubt, doch vortheilhaft, entweder auf den Scharren verkauft, oder ſie in ſeinem eigenen Hauſe ſchlachtet. Dieſen Nutzen könnten die Landleute bey der Hirſchzucht ebenfalls haben; und gleichwie jene die Milch ihrer Rennthiere und Pferde in der Haushaltung gebrauchen, ſo könnten dieſe mit der Milch der Hindinnen ſich gleichen Vortheil machen; wobey ſie um deſto ſicherer wären, da ſie keine Gefahr liefen, dieſelben, wie die Kühe, durch die Viehſeuche zu verlieren, indem das Geſchlecht der Hirſche davon befreyet iſt.

Da es nun ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Hirſchzucht mit gutem Nutzen bey dem Landmanne eingeführt werden könnte: ſo werde ich die Schwierigkeiten, welche von der andern Seite wieder dagegen gemacht werden könnten, nicht anführen; und, anſtatt zu rathen, daß man beſſer thäte, bey der alten Gewohnheit zu bleiben, und dieſelbe durch gute Sorgfalt vollkommener zu machen, als etwas Neues einzuführen, und dabey mit Schaden klug zu werden, will ich vielmehr meinen Vorſchlag noch durch ein Paar neue Gründe unterſtützen. Worüber hört man heutiges Tages wohl mehrere Klagen, als über den Mangel des Geldes und den Verfall der Handlung! Nun iſt es offenbar, daß durch die Hirſchzucht ein neuer Handlungszweig entſtehen würde. Gegenden, in welchen die Hirſche gut fortkommen, würden anfangen, dieſelben als ein Landesproduct zu nutzen, und ein Gewerbe damit zu treiben. Juden und Viehhändler würden dieſe Thiere kaufen, und ſie in Koppeln auf die Jahrmärkte führen. Die Jagd würde hiebey eben ſo wenig leiden, als bey der Zucht der zahmen Schweine; denn es würden, gleich den wilden Schweinen, auch wilde Hirſche genug

nung in den Wäldern bleiben. Der Unterſchied zwiſchen den zahmen und wilden Hirſchen würde mit der Zeit kennbar genug werden, um beyde Arten von einander zu unterſcheiden. Die zahmen würden wie andere Hausthiere, allerley Farben annehmen; man würde Schimmel, Rappen, Schecken, Kaſtanienbraune, Weißköpfe und Weißfüße unter ihnen ſehen, und ein jeder würde die ſeinigen auf der Weide an eben ſo ſichern Kennzeichen zu unterſcheiden wiſſen, als ſein übriges Vieh.

Obgleich endlich dasjenige, was die Alten von dem langen Leben des Hirſches melden, wie ich oben gezeigt habe, bloß eine Erdichtung iſt, und die Hirſche in den Thiergärten nicht über 35 bis 40 Jahr alt werden: ſo könnte ſie der Bauer doch auch bey dieſem Alter wenigſtens doppelt ſo lange nutzen, als ſein gewöhnliches Zugvieh, wenn man auch annähme, daß ihnen die Arbeit ihr Leben um einige Jahre verkürzen würde.
14. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Der hier gethane Vorſchlag, die Hirſche als Hausthiere zu gebrauchen, iſt nichts weniger, als ein auf bloße Einbildung beruhendes Project. Die Hirſche laſſen ſich wirklich zähmen, und zum Zuge, beſonders vor Jagdwägen, gebrauchen, ſo wie dieſes auch ſchon von den ſpätern römiſchen Kaiſern geſchah, und auch noch heut zu Tage bisweilen geſchieht. Wenn man den Hirſch in den erſten Tagen, nachdem er geſetzt worden iſt, wegnimmt, und ihn von einer Kuh aufſäugen, oder ihm Milch eingießen läßt, ſo kann man ihn ſehr wohl aufziehen, und ſie nach und nach dahin bringen, daß ſie ſich, wie Pferde, vor den Wagen ſpannen laſſen, und man mit ihnen fahren kann. Der König von Polen, Auguſt II. hatte in dem Lager bey Mühlberg einen Zug von acht Hirſchen, mit dem er fuhr; und der Hr. Graf von Mellin, zu Damizow in Vorpommern, erzählt in ſeinem angeführten Werke von Wild-

bah-

Bahnen, S. 144, von ſich ſelbſt, (*) daß er mit einem Hirſche in einer leichten Carriole gefahren ſey; und daß, da Fuhrwerk und Geſchirr außerordentlich leicht und ſauber gemacht, und der Hirſch ein ſtarker Hirſch von 16 Enden geweſen, es ungemein ſchön ausgeſehen habe, wenn er, ſo angeſpannt, im ſchnellen Trabe, in welchem er 1 bis 2 Meilen, ohne daß es ihm ſauer geworden wäre, zurück legen konnte, mit ſeiner anmuthsvollen Leichtigkeit vorüber geflogen ſey.

Von weißen Zug- oder Caroſſenhirſchen zu Oſtra bey Dresden, ſ. Bresl. Samml. 25 Verſ. Sept. 1723, Cl. 4, Art. 3, No. 2; und 32 Verſ. Apr. 1725, Cl, 4, Art. 8.

Zahme Hirſche frey herum gehen zu laſſen, iſt gefährlich; denn weil ſie dreiſt ſind, und ſich vor nichts fürchten, ſo verlaſſen ſie ſich ſehr auf ihr Gehörn, und gehen ſo gar auf Menſchen los, die ſie hart beſchädigen können. Wenn man zahme Hirſche halten will, ſo iſt der oben gedachte Gebrauch, ſie anzuſpannen, der beſte den man von ihnen machen kann, und ſie ſtehen alsdann die übrige Zeit unter den Pferden angehalftert im Stalle.

Unter den ausländiſchen Hirſchen giebt es, auſſer der Farbe, auch in Anſehung der Größe, und der Geweihe, mancherley Verſchiedenheiten. Der kleine corſicaniſche Hirſch iſt nur halb ſo groß, als unſere Hirſche. Der grönländiſche Hirſch, welcher von dem Rennthiere unterſchieden iſt, und ſich vorzüglich vom Löffelkraute nähret, hat große Augen, eine haarige Naſe, ſtarke Läufe, und iſt dicker als die Hirſche in unſern Gegenden; die Farbe iſt aſchgrau, und die Geweihe ſind mit einer rauhen Haut überzogen. Eben dieſen Ueberzug findet man auch an den Geweihen des Hirſches von Canada, welche überhaupt größer ſind, als

(*) Da gedachter Hr. Graf, ſich nicht als den Verfaſſer der angeführten Abhandlung von Wildbahnen genannt und bekannt gemacht hat: ſo erzählt er dieſen Umſtand von ſich, als von einer andern Perſon.

als die Geweihe unſerer Hirſche, und mehrere, wie Haken krumm gebogene Enden haben. In Afrika findet man Hirſche mit glatten, kurzen Geweihen ohne Enden. Der Gangeshirſch, welcher unter dem Namen Axis bekannt iſt, und auch von einigen, wiewohl mit Unrecht, die ſardiniſche Hindin genannt wird, hat den Namen von ſeinem Vaterlande, nämlich demjenigen Theile Indiens, den der Ganges durchſtrömet. Er iſt mit dem Damhirſche von gleicher Größe und Geſchwindigkeit, hat aber die Geweihe eines Hirſches. Der ganze Leib, welcher eine fahlrothe Farbe hat, iſt mit weißen Flecken gezeichnet.

* * *

Auf alten Münzen iſt der Hirſch ein Zeichen der Stadt Epheſus in Jonien, in Kleinaſien, oder ſonſt einer griechiſchen Stadt, wo die Diana vorzüglich verehrt wurde.

Hirſch, (Brand=) ſ. oben, S. 598.
— — **(canadiſcher)** ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — **(Capital=)** ſ. oben, S. 603.
— — **(corſicaniſcher)** ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — **(Dam=)** ſ. Th. VIII, S. 658, fgg.
— — **(fliegender)** ſ. Hirſchkäfer, im Art. Käfer.
— — **(Gabel=)** ſ. oben, S. 614.
— — **(Ganges=)** ſ. oben, auf dieſer Seite.
— — **(Geis=)** Capricerva; ſ. Gazelle.
— — **(Gras=)** ſ. oben, S. 597.
— — **(grönländiſcher)** ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — **(Kolben=)** ſ. oben, S. 652.
— — **(Kron=)** ſ. oben, S. 614.
— — **(Mandel=)** ſ. Th. I, S. 753, f.
— — **(Roth=)** ſ. oben, S. 591.
— — **(Spieß=)** ſ. oben, S. 602.
— — **(Tann=)** ſ. Th. VIII, S. 658.

Hirſch=Bad, ein zur Claſſe der muriatiſchen oder kochſalzigen Wäſſer gehöriges Bad im Herzogthume Würtem=

temberg zwiſchen Cantſtadt und Stuttgart, welches ſchon an 5 bis 600 Jahre alt und berühmt, und im J. 1724 mit einem neuen Badehauſe verſehen worden iſt. Ein Kochſalz und eine weiße alkaliniſche Erde ſind die Beſtandtheile dieſes Bades. 4 Medicinalpfund Waſſer bis zur Trockne gekocht, geben 48 Gran Salz und Erde.

Jo. Alb. Geßners Beſchreibung des unweit Stuttgart gelegenen Hirſchbads, nebſt angefügten Regeln, welche die Badende zu beobachten. Stuttg 1746, 8. 1. u. e h. B.

Jo. Fr. Zückerts ſyſtemat. Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, Berl. und L. 1768, 4. 204, f.

Hirſch = Baum, Hirſchhornbaum, Hirſchkolbenbaum, Benennung des im XV. Th. S. 632, fgg. beſchriebenen Gärberbaumes, Rhus coriaria *L.* weil ſeine rauhe Rinde dem Baſte der neu aufgeſetzten Hirſchkolben ähnlich ſiehet.

Hirſch = Bein, ſ. oben, S. 735.

Hirſchbergiſche warme Bäder, in Niederſchleſien, im Fürſtenthume Jauer, an der böhmiſchen Gränze, am Fuße der Rieſengebirge, ſind von dem ſchleſiſchen Herzoge Boleslaus Criſpus um das Jahr 1275 entdeckt und zum Gebrauche eingerichtet worden. Eine Stunde von der Stadt Hirſchberg liegt das zur Herrſchaft Kynaſt gehörige Dorf Warmbrunn, welches von den warmen Quellen, die mitten im Dorfe hervor ſprudeln, den Namen hat. In dieſem Dorfe ſind in einer Entfernung von etwa 12 Schritt, zween Brunnen. Jeder Brunnen iſt mit einem weitläuftigen ſteinernen Gebäude bedeckt und umgeben, in welchem viele Badeſtuben angelegt ſind. Mitten in dem Gebäude iſt ein großes ausgegrabenes, mit Steinen und hölzernen Balken wohl eingefaßtes Behältniß, in welchem das Waſſer unmittelbar aus den Quellen einfließt und ſich ſammelt. Jedes dieſer beyden Brunnen oder Gebäude hat ſeinen beſondern Eigenthümer und Namen. Das eine heißt das Schafgotſchiſche oder herrſchaftliche Bad; und das andere iſt das Probſtbad, weil es

dem Stifte Grüßau zugehört. Das erſtere Bad iſt weitläuftiger und geräumiger als das letztere, und ſein Waſſer kömmt durch 5 Oeffnungen aus dem in den dortigen unterirdiſchen Gegendeu liegenden Quartſtriche, welcher meiſtens mit einem blauen Letten bedeckt iſt. Seit der im J. 1717 geſchehenen neuen Einfaſſung dieſes Bades, iſt ſein Waſſer nicht mehr mit fremdem und wildem Waſſer vermiſcht. Aus dem Schwitzbade läuft das Waſſer in den Zacken ab. Das Probſtbad erhält ſein Waſſer nur aus 2 Oeffnungen, durch welche es aus einem dichtern und ganz felſigten Steine heraus quillt. Man kann aber auch durch keine Kunſt verhindern, daß nicht einiges kalte Waſſer ſich damit vermiſche; daher iſt dieſes Badewaſſer heller, klärer und nicht ſo warm, als das Schafgotſchiſche Bad.

Unter die volatiliſchen Theile, welche die hirſchberger Wäſſer in ſich haben, gehört, außer dem flüchtigen Mineralgeiſte, auch ein zarter Vitriol und ſehr ſubtiler Schwefel. Die vornehmſten fixen Beſtandtheile ſind alkaliſch. Beyde Wäſſer wirken hauptſächlich auf einerley Art; ſie haben aber vor vielen alkaliſchen Bädern den Vorzug, daß ſie beſſer erweichen, die Faſern geſchmeidiger machen, und die Schärfe einwickeln und dämpfen. Der Grund dieſer Tugenden liegt in der fetten ſchmierigen Erde und dem flüchtigen Schwefel. Deswegen haben ſie ſich allemal vorzüglich in Contracturen und paralytiſchen Zufällen nützlich bewieſen. Sie wirken ſo gelinde, daß man ſie Kinder und Alte kann brauchen laſſen. Dem Schafgotſchiſchen Bade wird eine größere erweichende und abſtergirende Kraft zugeſchrieben. Der ſtärkſte Gebrauch dieſer Wäſſer beſteht im Baden. Das Trinken iſt ſeltener. Man wäſcht damit auch die verſchloſſenen Augen bey blödem Geſicht, angehender Blindheit, und Entzündung der Augen. Auf ſolche Art iſt einmal eine Thränenfiſtel curirt worden. Man zieht ſie auch, bey einem Naſen-

geſchwüre, oder bey dem verlornen Geruch, in die Naſe. Im Waſſerkopfe und bey Raſenden hat das Kopfwaſchen damit ſehr gut gethan, welches auch den benachbarten Polen wider den Weichſelkopf vortreffliche Dienſte leiſtet. Vom Badeſchlamme hat man die Erfahrung, daß derſelbe, zwiſchen zwey Tücher eingeſchlagen, und einige Tage lang auf den Nacken gelegt, in Zertheilung und Ableitung der ſtärkſten Congeſtionen des Auges ſehr wirkſam geweſen iſt.

Vom Hirſchberger Warmbade, ſ. das 42. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſchaf. in Schleſ. v. J. 1779, S. 331 — 336, und 43. St. S. 341 — 344.

Cph. Mich. Adolphi diſſ. de thermis Hirſchbergenſibus. Lpſ. 1710, 4. 1726, ſt. auch in Deſſen Tractatu de fontibus quibusdam ſoteriis, Lpſ. & Vratisl. 1733, 8.

Diſſ. de modo utendi & regimine in thermis Sileſiorum Hirſchbergenſibus obſervandis, Præſ. *Mich. Alberti.* Reſp. Auct. Chriſt. Bened. Schneider. Hal. 1739, 4. 4 B.

Gottl. Budai Caſus de paralyſi ex arthritide vaga thermis Hirſchbergenſibus curata, ſt. in der medicin. Societ. in Budiſſin Sammlungen und Abhandl. ꝛc. Altenb. 1757, 8. No. 18, S. 74 — 79.

Caſp. Hoffmanni de thermis Hirſchbergenſibus epiſtola, ad D. Paul. Lutherum 1569 data ſt. in Conſil. & Epiſt. medicinal. Jo. Cratonis a Kraftheim aliorumq. praeſtantiſſimor. Medicor. S. 240. und in Laur. Scholzii conſil. medicinal. Frf. M. 1598, f. S. 1061 — 1069

Caſp. Gottl. Lindner diſquiſitio phyſico-medica de thermis Hirſchbergenſibus, ſt. im Anh. zum 4 B. der Ephem. Nat. Cur. 1737, S. 47 — 88.

Caſp. Schwenkfelds Beſchreibung des Hirſchbergiſchen warmen Bades in Schleſien, Görl. 1607, 8. Lign. 1619. 1708.

Dav. Zeller handelt im 3. Th. ſeiner Hirſchbergiſchen Merkwürdigkeiten, 1726, vom warmen Bade.

Matthä. Adalb. Zindel Beſchreibung der Hirſchbergiſchen Bäder. Lign. 1656, 8.

Jo. Fr. Zückerts Beſchreibung aller Geſundbrunnen ꝛc. Berlin, 1768, 4. S. 149 — 154.

Hirſch=Bezoar, ſ. oben, S. 737.

Hirſch=Blaſe, ſ. oben, S. 737.

Hirſch=Blut, ſ. oben, S. 736.

Hirſch=Bock. 1. Im g. L. zuweilen ein Hirſch männlichen Geſchlechtes; ſ. oben, S. 591.

2. Eine Art afrikaniſcher Böcke, welche von hinten und von der Seite einem Hirſche gleicht, aber den

Kopf eines Widders hat; Tragelaphus *Klein.* Er wird auch Muflon, das weibliche Geſchlecht aber die Hirſchziege, Engl. Battigen, genannt.

3. Eine Art Käfer, Cerambyx cervicornis *L.*; ſ. Holzkäfer, im Art. Käfer.

Hirſch-Brunſt. 1. Die Brunſt, Brunft oder Brunſt des Hirſches, d. i. deſſen Trieb zur Begattung, und die Zeit, zu welcher ſich dieſer Trieb bey demſelben äuſſert; ſ. oben, S. 603.

2. Eine Art Schwämme, Phallus impudicus *L.* welcher auch Gichtſchwamm, Hirſchſchwamm, Hirſchling, im Oberdeutſchen aber Grübling genannt wird. Siehe unter Schwamm.

3. Eine Art runder feſter Schwämme ohne Wurzel mit einem mehligen Kerne, welcher nur *halb aus* der Erde hervor kömmt, ſehr reizend iſt, und wegen ſeines ſtarken Geruches von den Hirſchen, wilden Schweinen und Haſen aus der Erde gekratzet, und auch Hirſchſchwamm und Hirſchtrüffel genannt wird; Lycoperdon cervinum *L.*; ſ. unter Trüffel.

Hirſch=Bürſch, Hirſchpürſch, das Bürſchen, d. i. ſchießen auf Hirſche, im Gegenſatze der eigentlichen Hirſchjagd; imgleichen die Zeit, wenn es erlaubt und gewöhnlich iſt, die Hirſche zu bürſchen, welches gemeiniglich die Brunftzeit iſt. Siehe oben, S. 665, fgg.

Hirſch=Dorn, an einigen Orten ein Name dem Rhamnus carthartiscus *L.*; ſ. Kreuz=Dorn.

Hirſch=Fährte, ſ. oben, S. 626, 630, fgg. u. 682, fgg.

Hirſch=Fänger, Fr. Couteau de chaſſe, oder ſchlechthin Couteau, ein langes Meſſer in einer Scheide, mit einem Griffe, womit die Jäger einen angeſchoſſenen Hirſch abfangen, d. i. ihn damit in die Bruſt nach der Herzkammer zu ſtoßen; welches Meſſer ſie zugleich als ihr gewöhnliches Seitengewehr an der Seite tragen,

gen, und es auch den Weidner (*) nennen. Nur gute und jagdbare Hirſche haben die Ehre, mit dem Hirſchfänger abgefangen zu werden; geringere bekommen nur den Genickfang mit dem Genickfänger; ſ. oben, S. 669. Nachmals iſt der Hirſchfänger auch ein gewöhnliches Seitengewehr anderer Perſonen, zur Galanterie oder auf Reiſen, geworden. Einen ſolchen ſieht man Fig. 1356 a), und einen Hirſchfänger eines herrſchaftlichen Jagdbedienten, Fig. 1356 b) abgebildet.

Die Hirſchfänger ſind, nach dem Geſchmacke desjenigen, der ihn trägt, unterſchieden. Sie haben entweder eine gerade, oder eine krumme Klinge, und ein Gefäß mit oder ohne Bügel, mit einem Hefte von Hirſchhorn, Ebenholz, gebeiztem Elfenbeim, oder anderer Materie. Ein kurzer Hirſchfänger ohne Bügel, welchen die Jäger und Förſter anſtatt des Hirſchfängers tragen, wird ein Fangmeſſer genannt. In der Hauptſache müſſen alle Hirſchfänger darin überein kommen, daß die Klinge einen etwas breiten Rücken habe, die Schneide ſcharf, und von der Spitze herab 4 Finger breit zweyſchneidig geſchliffen ſeyn, damit ſie deſto beſſer eindringen. In der Scheide muß neben einem guten Meſſer, welches zum Aufbrechen dienen könne, auch der im XVII, Th. S. 319 beſchriebene Genickfang befindlich ſeyn.

Die Hirſchfängerklingen ſind weit kürzer und ſchmäler als die Säbelklingen, werden vor andern Klingen aus gutem Stahl geſchmiedet, und kommen größtentheils von Solingen zu uns. Insgemein laufen ſie in gerader Linie fort. Die gekrümmten nennet man Pandurenklingen. Beynahe alle ſehr feine Hirſchfängerklingen haben eine blau angelaufene Par-

(*) Der Weidner muß nicht mit dem Weidemeſſer ſiehe (Jägermeſſer) verwechſelt werden.

rierung, worauf Jagdſtücke eingeäzt ſind. Der Jäger pflegt zwar insgemein ein metallenes und vergoldetes Gefäß zu wählen; allein, die feinen Hirſchfänger bekommen einen Griff oder ein Heft von Ebenholz und andern ſeltenen Holzarten, Elfenbein, Knochen, Hirſchhorn oder Ochſenhorn, (wozu die ſchwarzen Hörner der ungariſchen Ochſen die beſten ſind,) Schildkröte oder Email. In beyden Fällen führen die Theile einerley Namen.

Der Hirſchfänger, den die Zeichnung Fig. 1356 a) vorſtellt, hat einen Griff von Hirſchhorn. Bey dieſem werde ich zuerſt ſtehen bleiben, alsdann aber die Abweichung der übrigen hinzufügen.

Die Theile eines Hirſchfängergefäßes führen folgende Namen. Das Kreuz beſteht aus der Bruſt a b; der Parierſtange c, und dem Bügel b d. Der Zapfen des Bügels in d iſt in einer Einfaſſung e, welche man die Kappe *nennt, befeſtigt.* Anſtatt des Stichblattes erhält der Hirſchfänger eine Muſchel f, welche von ihrer Geſtalt dieſen Namen führt. Sie bedeckt bey dem Hirſchfänger der Jäger die Schale eines Meſſers, welches in einer kleinen Scheide nebſt der größern ſteckt. Die Muſchel hängt mit einer kleinen Platte unter der Bruſt a b zuſammen, die man das Kränzchen nennt. Endlich pflegen einige Hirſchfänger noch über der Bruſt a b eine Einfaſſung zu erhalten, welche der Zwinger heißt. Durch dieſe Einfaſſung wird die Zuſammenfügung der Bruſt und des Griffes verſteckt; und wenn ſie mangelt, ſo verſenkt der Schwertfeger das unterſte Ende des Griffes in eine kleine Zarge der Bruſt. Die Bruſt, nebſt der Parierſtange und dem Bügel, oder, mit einem Worte, das Kreuz gießt der Profeſſioniſt in einem Stücke, und er giebt der Parierſtange und dem Bügel einige erhabene und verſchnittene Figuren, der Bruſt aber nur einige Hohlkehlen und glatte Stäbe. Dieſe werden bloß mit der Feile ausgearbeitet. Die Muſchel f bekömmt insgemein durch den Guß erhabene Figuren, die man alſo verſchneiden muß. Sie wird durch Nieten an dem Kränzchen unter der Bruſt befeſtigt. Dieſes kann entweder gegoſſen, oder auch nur aus Meſſingblech geſchnitten, und in der Mitte mit dem Meißel ein Loch für die Angel der Klinge ausgehauen werden. Die Kappe e iſt iſt allemal gegoſſen, und wird gravirt oder verſchnit-

ten; der Zwinger hingegen wird aus Meſſinblech zuſammen gerollt, und mit Schlagloth gelöthet. Alle dieſe Theile können, auf die eine oder andere, Th. IX, S. 53, angezeigte Art, vergoldet oder verſilbert werden.

Der Griff oder das Heft g beſteht, in dem hier gezeichneten Hirſchfänger, aus einem Stücke Hirſchhorn. In dieſem Falle wird nur ein Stück vom dem Geweihe eines Hirſches mit einer Säge abgeſchnitten, und beyde Enden werden mit der Raſpel in die metallene Faſſung eingepaſſet. Durch die Axe des Griffes wird ein Loch gebohrt; und wenn das Horn in ſeiner Mitte Markröhren hat, wird bey der Zuſammenfügung der Theile des Gefäßes die Angel der Klinge glühend gemacht, und in das Loch des Griffes eingebrannt. Die Angel wird zuletzt auf der Kappe e vernietet. Der Hirſchfänger iſt nun zur Vollkommenheit gediehen, wenn das Hirſchhorn ſeine natürliche braune Farbe behalten ſoll. Die Schwertfeger verſtehen aber die Kunſt, das Horn ſchwarz zu beizen. In dieſer Abſicht kochen ſie daſſelbe zuvörderſt in Lauge, und hernach mit Braſilienholz, Galläpfeln und Schmack (Sumach) in Waſſer.

Nunmehr läßt ſich das Nöthige von den übrigen Griffen der Hirſchfänger mit wenigen Worten nachholen; denn die metallenen Theile bleiben wie bey dem vorigen Beyſpiele, auſſer daß einige Couteaux keinen Bügel haben. Vorher aber muß ich noch erinnern, daß der Griff zuweilen aus zwey Hälften beſteht. Dieſerhalb wird an der Bruſt a b eine meſſingene Angel angegoſſen, welche ſo lang und breit, als der Griff, iſt. Will man dieſe Angel mit Hirſchhorn belegen, ſo wird ein Stück Horn nach der Länge von einander geſäget, und der Umfang der beyden Hälften nach der Geſtalt der flachen Angel mit einer Raſpel faßoniert. Die Angel der Klinge iſt alsdann gleichfalls flach, und wird bloß in ein Loch, in der Mitte der meſſingenen Angel, eingeſchoben. Es müſſen aber einige Löcher durch dieſe Angel gebohrt werden, wodurch man ſie vermittelſt meſſingenern Niete an den Schalen befeſtiget. Auf gleiche Art geſchieht auch die Befeſtigung der Schalen auf der meſſingenen Angel. Es möge nun der Griff ein Ganzes ſeyn, oder in zwo Hälften auf einer meſſingenen Angel angenietet werden, ſo ſchneidet man ihn zuvörderſt mit einer Säge aus Ebenholz, Elfenbein, Knochen, oder Horn von ungariſchen Ochſen, und faßoniert ihn hernach mit der Raſpel, und zuletzt mit der Feile. Alle dieſe Griffe werden mit Bimsſtein geſchliffen, und alsdann mit Tripel und Baumöhl, vermitteſt eines Filzes, polirt. Die

feinſte Politur aber erhalten ſie, wenn ſie zuletzt mit dem Ballen der flachen Hand gerieben werden. Die emaillenen Griffe werden bloß gefaßet. Ehedem pflegte man auch die Griffe mit Schildkröte zu überziehen; der Griff ſelbſt aber iſt alsdann von Holz, und dieſes wird mit Schildkrötentafeln überzogen, die man im heißem Waſſer erweichet, mit Hauſenblaſe anleimet, und zuletzt auf gedachte Art polirt. Gemeiniglich erhalten jetzt die Couteaux einen Griff von Elfenbein, welcher die Geſtalt eines Kegels hat; um den Kegel ſchlingt ſich eine Windung, in welche man Draht und Lahn wickelt. Man nennt ſie franzöſiſche Griffe. Der Schwertfeger arbeitet den Kegel mit ſeiner Windung aus freyer Hand vermittelſt der Raſpel aus, und giebt ihm bloß ein Kreuz ohne Bügel.

Hirſch-Farben, **hirſchfarbig**, der gewöhnlichen röthlichen Farbe des Hirſches gleich oder ähnlich. Ein hirſchfarbenes Pferd.

Hirſch-Feiſte, ſiehe oben, S. 660.

Hirſch-Fett, ſiehe Hirſch-Talg.

Hirſch-Fuß, **Hirſchlauf**, ſiehe oben, S. 627, fgg. ihre Zubereitung in der Küche, S. 731.

Hirſch-Gallerte, ſ. oben, S. 734.

Hirſch-Garn, ſ. oben, S. 676.

Hirſch-Gefege, ſ. oben, S. 652.

Hirſch-Gehirn, deſſen Gebrauch, ſ. oben, S. 735.

Hirſch-Gelos, ſ. oben, S. 645, fgg.

Hirſch-gerecht, iſt und heißt ein Jäger, welcher ſeinen Hirſch und ſein Wildbret ohne Fehler anſprechen und unterſcheiden kann; und zwar den Hirſch in ſeiner Fährte, nach der Schwere ſeines Leibes, nach den Jahren und nach der Vielheit ſeiner Enden, die er auf ſeinem Gehörne hat, ob er nämlich jagdbar ſey oder nicht. Hienächſt wird auch von einem hirſchgerechten Jäger erfordert, daß er ſeinem Leithund gehörig zu tractiren und zu arbeiten wiſſe, ſein Thier zu Holze richten und beſtätigen könne, ſo daß man in bedürfenden Falle auf ſeinen Bericht das beſtätigte oder verneuerte ſtellen und einrichten könne. Kurz, ein hirſchgerechter Jäger iſt, welcher die Art und Weiſe, wie ein

ein Hirſch zu jagen iſt, mit allein dahin gehörigen Umſtänden, hinlänglich verſteht; im Gegenſatze der gemeinen Jäger, Feldjäger, Flug- oder Federſchützen, Hühner- oder Wachtelfänger, Windhetzer u. ſ. f.

Hirſch-Geweih, ſ. Hirſch-Horn.

Hirſch-Gewende, ſ. oben, S. 654.

Hirſch-Günzel, an einigen Orten ein Name des Alpkrautes, Waſſerdoſtes, Hirſchklees, oder Hirſchwundkrautes, Epatorium canabinum *L.* weil die angeſchoſſenen Hirſche dieſes Kraut eſſen, und ſich damit heilen ſollen. Siehe Hirſchklee, im Art. Klee.

Hirſch-Haar, deſſen Gebrauch, ſ. oben, S. 733.

Hirſch-Hals, eigentlich der Hals eines Hirſches; imgleichen ein dem Hirſchhalſe ähnlicher Hals. Pferde, welche den Kopf in die Höhe tragen, und immer über ſich ſehen, pflegt man Hirſchhälſe zu nennen, zum Unterſchiede von den Schweinhälſen und Schwanenhälſen. Siehe Th. XXI, S. 191, und die dazu gehörige Fig. 1169.

Hirſch-Haut, deren Gebrauch, ſ. oben, S. 731 und 743.

Hirſch-Heil, eine Pflanze; ſ. Hirſch-Wurz.

Hirſch-Herz, ſ. oben, S. 736.

Hirſch-Hohlunder, zuſammen gezogen Hirſchholder. 1. Ein Name des Berghohlunders, Sambucus racemoſa *L.* deſſen Blätter eine angenehme Speiſe der Hirſche ſind; ſiehe Hohlunder. 2. Des Bach- oder Waſſerhohlunders, Viburnum Opulus *L.*; ſiehe Schweikenbaum.

Hirſch-Horn, Hirſchgeweih; ſiehe oben, S. 595, 613, fgg. 626, 733, und 738, f.

—— —— (gebranntes) ſiehe oben, S. 738.

—— —— (geraſpeltes). ſ. oben, S. 733.

—— —— (philoſophiſch zubereitetes) ſ. oben, S. 739.

Hirſch-

Hirſchhorn=Baum, ſ. Hirſch=Baum.
Hirſchhorn=Flechte, Lichen islandicus *L.*; ſ. Th. XIV, S. 76.
Hirſchhorn=Geiſt, ſ. oben, S. 739.
Hirſchhorn=Gelee, ſ. oben, S. 734.
Hirſchhorn=Oehl, ſ. oben, S. 740.
Hirſchhorn=Salz, ſ. oben, S. 741.
Hirſchhorn=Same, ſ. oben, S. 734.
Hirſchhorn=Schwarz, ſ. oben, S. 741.
Hirſch=Hund, ſ. oben, S. 681.
Hirſch=Jagd, Hirſchjagen; ſ. oben, S. 665.
Hirſch=Käfer, Hirſchſchröter, Lucanus Cervus *L.*; ſiehe Hirſchkäfer, im Art. Käfer.
Hirſch=Kalb, ſ. oben, S. 591.
Hirſch=Kaſten, ſ. oben, S. 677.
Hirſch=Katze, ſ. Luchs.
Hirſch=Klaue, ſ. oben, S. 736.
Hirſch=Klee, ſ. Hirſch=Günzel.
Hirſch=Kohl, Hirſchmangold, Pulmonaria officinalis *Linn.*; ſ. Lungen=Kraut.
Hirſch=Kolben, ſiehe oben, S. 652.; deren Zurichtung in der Küche, S. 729, f.
Hirſchkolben=Baum, ſ. Hirſch=Baum.
Hirſchkolben=Waſſer, ſ. oben, S. 737.
Hirſch=Krankheit, eine Krankheit der Thiere, inſonderheit der Pferde, welche in einem Krampfe der Muskeln beſteht, welcher den Vorderleib oder auch einen größern Theil des Körpers befällt, und nach und nach von einem Theile des Leibes zum andern weiter fortgeht, doch ſo, daß ſich das Thier dabey ſeiner bewußt bleibt. Weil das Thier dabey oft ſo unbeweglich da ſteht, wie ein par force gejagter, verendender Hirſch, wird es die Hirſchkrankheit, Fr. Mal de cerf, und weil der Krampf vornämlich die Kinnladen ſchließt, die Klemme, im Oberd. der Klamm, und die Maulſperre (das Maulgeſperr) genannt.

Die

Dieſe Krankheit fängt damit an, daß die Muskeln, welche die untere Kinnlade gegen die obere bewegen, durch einen Krampf dermaßen angezogen werden, daß das Thier auf keine Weiſe das Maul zu öffnen im Stande iſt. Bald darauf befällt dieſer Krampf auch die Muskeln des Halſes, ſo daß das Thier auch den Kopf und Hals nicht mehr bewegen kann. Das Pferd ſieht dabey ſtarr und ängſtlich aus, und hält die Augen ſtarr im Kopfe: der Hals iſt ſteif und hart anzufühlen; die ganze Haut liegt feſt auf dem Leibe; das Athemholen wird ſchwer, und das Pferd nimmt weder Speiſe noch Trank zu ſich, weil es das Maul nicht öffnen kann. Bisweilen geht der Krampf noch weiter, und nimmt nicht allein den ganzen Vorderleib, ſondern auch wohl den mittlern Theil, ja ſelbſt den ganzen Körper ein, und das Pferd ſteht alsdann unbeweglich wie eine Statue.

Dieſe Krankheit kann auf eine doppelte Art entſtehen. Erſtlich muß das Maul bey einem Thiere feſt verſchloſſen werden, wenn die Muskeln, welche es öffnen, gelähmt werden und ihre Wirkſamkeit verlieren; denn alsdann werden diejenigen, welche das Maul verſchließen, deſto ſtärker wirken. Die zweyte Art, welche vielleicht die gewöhnlichſte iſt, beſteht darin, daß ein Krampf die Muskeln des Vorderleibes nach und nach dermaßen ſtark ſpannt und anzieht, daß das Thier ſie nicht nach ſeinem Willen nachzulaſſen vermögend iſt. Die Urſachen dieſes Krampfes können zu ſcharfe Säfte, welche die Faſern zu ſtark reizen und prickeln, und eine unordentliche Wirkung der Nerven auf die Muskeln ſeyn. Eine ſchlechte und ungeſunde Nahrung, eine plötzliche Unterbrechung der Ausdünſtung, wenn z. B. ein warm gerittenes Pferd ſogleich in kaltes Waſſer geführt oder dem kalten Winde ausgeſetzt wird; heftige Leidenſchaften; ſtarke Schmerzen ꝛc. können die Veranlaſſung zu dieſem Uebel ſeyn.

Hr.

Hr. Ehrmann bemerkte 1768 in Tübingen, daß die Maulſperre von Mangel an Getränk entſtehen könne. Ein Metzger, welcher Pferde auslieh, kaufte einen Fuchs, welcher den Koller hatte und biß. Dieſen glaubte er durch Entziehung des Waſſers zu curiren. Nach zween Tagen aber äußerte das Pferd in der Nacht alle Symptome der Hirſchkrankheit, ſo daß es todtgeſchlagen werden mußte.

Nach eben deſſelben Berichte, zog ſich in dem königl. Marſtalle zu Strasburg, im J. 1776, ein Hengſt, nach viermaliger Wiederholung des Beſchälens die Maulſperre zu, wovon die allzuſtarke Erhitzung und das damalige Regenwetter die Haupturſache geweſen.

Die Hirſchkrankheit iſt allemal eine gefährliche Krankheit, zumal wenn ſie ſchon weit um ſich gegriffen hat. Sie erfordert ſchleunige Hülfe, da ſie nicht lange anhält, ſondern gemeiniglich bald tödtet, wenn der Krampf auch die Lungen befällt, wobey das Athemholen ſehr ſchwer wird, bis das Thier niederfällt. Am neunten Tag pflegt ſich dieſe Krankheit entweder zum Guten oder Schlimmen zu ändern; wenn aber noch vorher ein Fieber hinzu tritt, ſo nimmt ſie meiſtentheils ein gutes Ende.

Man folge ja dem Rathe der Unwiſſenden nicht, welche verlangen, daß man dem Pferde in dieſer Krankheit das Maul mit Gewalt aufbrechen ſoll, wozu ſie ſich gewiſſer Maſchienen, oder wohl gar abergläubiger Mittel, wie z. B. Kirchenſchlüſſel u. d. gl. bedienen, weil man dieſe Krankheit, da ſie von jeher unheilbar geweſen, von der Hexerey hergeleitet hat. Die Abſicht eines vernünftigen Vieharztes muß vielmehr ſeyn, den Krampf, welchen die Muskeln erleiden, innerlich zu heben, wozu die äußerliche Gewalt nichts hilft.

Den Anfang der Cur kann man mit einem reichlichen Aderlaß machen, um den Zufluß des Blutes nach den leidenden Theilen in etwas zu mindern. Dabey giebt man täglich, ſo lange die Krankheit anhält, ein Paar Klyſtiere. Man läßt, in dieſer Abſicht, eine Handvoll Kamillen in 1 Quart Waſſer kochen, läßt

es

es durch ein Tuch laufen, thut einen guten Löffelvoll Salz, 4 Loth Lorbeer- oder Baumöhl, und 4 Loth Metallſaffran hin, und applicirt es laulich. Kann man dem Pferde noch einige Arzeneyen durch das Maul beybringen, ſo nehme man präparirten Bernſtein, präparirte Auſterſchalen und gereinigten Salpeter, von jedem 6 Loth, vitrioliſirten Weinſtein 3 Loth, vermiſche es mit 3 Quart Waſſer, und gebe ihm von dieſem Tranke, den man vorher wohl durch einander geſchüttelt hat, alle 2 Stunden ein halbes Quart ein.

Wenn ſich der Krampf noch nicht weiter, als am Kopfe, Maule und Halſe erſteckt, ſo nimmt man entweder Althäſalbe ½ Pfund, Steinöhl 8 Loth, und gepülverten Campher 4 Loth, unter einander gerührt; oder Althäſalbe ½ Pfund, deſtillirten Bernſtein- und Regenwürmeröhl, von jedem 6 Loth, Spiritus vini camphorat. 1 Quent, und Biberfett 3 Loth, miſchet alles wohl unter einander, und beſtreicht damit auf beyden Seiten die Gelenke der Kinnladen, wie auch oben auf dem Halſe zwiſchen den Ohren eine Handbreit gegen die Mähne, imgleichen den ganzen Hals an beiden Seiten auf den muskulöſen Theilen, und reibet ſtark mit der Hand, damit die Salbe recht eindringe. Hat aber der Krampf ſchon weit um ſich gegriffen, ſo kocht man 6 Hände voll Kamillen, 4 Hände voll Pappelblumen, und 1 Handvoll Majoran in 6 Quart Waſſer eine halbe Viertelſtunde lang, und ſtellt es warm in einem Gefäße unter dem Leib des Pferdes, welcher mit Decken ganz behangen iſt, damit der Dampf dem Pferde an dem Leib ſchlage. Wenn dieſes Waſſer kalt zu werden anfängt, wirft man große heiß gemachte Kieſelſteine hinein. Wenn das Pferd eine bis anderthalb Stunden in dieſem Dampfbade geſtanden hat, werden die Decken bald darauf abgenommen, und die Haut mit Stroh ſo lange gerieben, bis ſie trocken iſt, und alsdann werden die Decken wieder übergehangen. Auf

ſol-

ſolche Art verfährt man täglich zweymal, Morgens und Nachmittags, ſchmieret alsdann ſogleich den ganzen Rückgrath mit einer der oben verordneten Salben, und reibet mit der Hand ſo ſtark als möglich, damit die Hand ſich erhitze, und die Salbe eindringe.

Um das Pferd beſtändig in einer gemäßigten Ausdünſtung zu erhalten, woran bey dieſer Krankheit ſehr viel gelegen iſt, muß es nicht nur ſtets mit warmen Decken wohl behangen werden, ſondern man muß ihm auch ſehr vieles Stroh, und zwar bis an den Bauch, unterſtreuen, damit ihm die Füße und Schenkel warm bleiben. Nahrungsmittel wird das Pferd von ſelbſt nicht zu ſich nehmen können. Man ſtelle ihm aber einen Eimmer voll nicht zu kaltes Waſſer hin, und thue 2 Händevoll Gerſtenmehl mit etwas Honig umgerührt darein, ſo wird es öfters, wenn es auch nicht davon trinken will, das Maul hinein thun, und ſich erfriſchen. Damit aber doch dem Körper die Nahrung nicht gänzlich abgehe, muß man nährende Klyſtiere gebrauchen. In dieſer Abſicht muß man jederzeit 4 bis 5 Stunden vorher, ehe man ſie giebt, ein gelinde abführendes Klyſtier beybringen, damit die Gedärme um ſo viel leichter die nährenden Theilchen aus jenem aufnehmen können. Hernach kann man geſchälte Gerſte oder Hafergrütze in 1½ Quart Waſſer kochen, und alsdann durchſeihen, oder auch 1 Quart warme Milch nehmen, und unter jenes Waſſer oder unter die Milch das Gelbe von 6 Eyern rühren, und laulich täglich einmal durch den Hintern einſpritzen, um das Thier ſo lange bey Kräften zu erhalten, bis es das Maul wieder öffnen, und durch die natürlichen Wege Nahrung zu ſich nehmen kann. Wenn es möglich iſt, daß man dem Pferde den Kopf in die Höhe bringen kann, ſo könnte man ihm auch täglich das Gelbe von 3 Eyern zwiſchen den Hakenzähnen einflößen, und durch eben den Weg 1 Quart Waſſer mit Gerſtenmehl und Honig eingieſ-

ſen;

ſen; es wird aber nichts hinter ſchlucken können, weil die Muskeln des Schlundes von dem Krampfe unbeweglich bleiben.

Wenn der Krampf die Bruſt einnimmt, welches aus dem ſchweren Athemohlen zu erkennen iſt, ſo wird die Krankheit gefährlicher, und noch mehr, wenn der ganze, und ſogar der hintere Leib angegriffen wird. Das Pferd ſtirbt gemeiniglich am 4ten oder 5ten Tage, es ſey denn, daß, wie ich bereits erwähnt habe, ein Fieber dazu ſchlägt, indem man viele Beyſpiele hat, daß ſich durch die Erſchütterung der Fibern die Krankheit verzieht; ſonſt aber iſt vor dem 9ten Tage keine Wiederherſtellung zu erwarten.

J. C. P. Erxleben prakt. Unterricht in der Vieharzneykunſt, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 295, fgg.

J. B. v. Sind Pferdearzt, Frf. und L. 1770, 8. S. 51, fgg.

Eine beſondere Curart dieſer Krankheit, beſchreibt Hr. Jo. Chriſt. Ehrmann, ausübender Arzt von Straſsburg, in ſeinen praktiſchen Verſuchen in der Maulſperre oder Hirſchkrankheit der Pferde, 1779, 5. 2 B. Den erſten Verſuch derſelben machte er im J. 1770 an einem Pferde zu Schiltigheim bey Straſsburg, welcher, wie verſchiedene darauf erfolgte, mit dem beſten Erfolge geglückt, und bey dem Anfange der Krankheit, ſeiner Verſicherung nach, nie mißlungen iſt.

"Vor allen Dingen", ſagt er: " muß ein Tuch, wo möglich von Wolle, längs über das Pferd gedeckt, und durch Rauch von gemeinem Zucker, Wacholderbeeren, und etwas ſchwarz Pech, auf ausgebrannte Kohlen gelegt, eine künſtliche Wärme auf die Haut gebracht, und mit dieſem Räuchern wenigſtens eine ganze Stunde lang angehalten werden. Alsdann wird die Kinnlade auf beyden Seiten mit Merkurialſalbe eingerieben, und mit einer feurigen Schaufel gebähet. Iſt der Kiefer vorn noch nicht ganz geſchloſſen, ſo wird eine Mundſchraube dazwiſchen geſezt, um die gänzliche Sperre zu verhüten; ſteht die Kinnlade aber ſchon dicht unbeweglich auf, ſo wird an denjenigen Pferden, welche Haken haben, der Haken abgeſprengt; bey den andern aber ſchiebt man an dem Plaze, wo ſie ſonſt ſtehen, die Mundſchraube ein. Doch werden zwo erfordert,

um auf beyden Seiten ein gleiches bewerkſtelligen zu können. Mit der größten Behutſamkeit (denn es kracht immer bey dem Aufſchrauben,) muß ſolche nicht höher als 1 franzöſ. Zoll hoch geſtellet werden, d. h. nur ſo weit, daß man mit einem Stücke runden Fiſchbein, oder Farrenſchwanz, woran an das Ende ein Schwämmchen in Oehl getaucht, gebunden wird, in den Schlund fahren, und der darin befindliche zähe Schleim heraus gezogen werden kann.

Auf dieſes Verfahren wird mit einer gekrümmten Sprize folgendes eingeſpritzt: Rec. Geſtoßene rohe Gerſte, 3 Handvoll, koche ſolche mit $\frac{1}{2}$ Maß Brunnenwaſſer, ſo, daß 1 Schoppen übrig bleibt; durch ein Tuch geſeihet und ausgepreßt. Ferner thue dazu: Honig 2 Loth, Weinſteinpulver $\frac{1}{2}$ Loth, und mit Mandeln abgetriebenen Kampfer 1 Quent, mit etwas warmem Waſſer nach Belieben dünne gemacht, den halben Theil zu gebrauchen.

Nach dem Einſpritzen wird, ob der Schraube durch die kleine Oeffnung ein längliches Stück ganzen Salpeter in ein Tuch eingebunden, gezogen und mit 2 Bindfaden auf jeder Seite an der Halfter feſt gemacht, ſo, daß es das Pferd lecken, und immer mit der Zunge daran zu ſpielen gezwungen wird. Ferner muß bey anhaltender hartnäckiger Unbeweglichkeit dem Pferde auf beyden Backen ein klein engliſch Leder geſteckt, oder ein Haarſeil gezogen werden.

Erweichende Klyſtiere, eine Aderlaſſe an den Ohren, das Einſchlagen der Huf mit Kühmiſt, Eſſig, Senfmehl und Salz, ſind immer Nebenmittel, die ſehr oft zur guten richtigen Cur nach Umſtänden vieles beytragen.

Die Behandlung nach Hebung der Maulſperre hängt von den verſchiedenen Naturen der Pferde ab; doch wird man mit gelinden, kühlenden, abtreibenden Mitteln faſt allezeit ſeinen Zweck erreichen."

Nach der Theorie des ſächſ. gothaiſchen Landkammerrathes, Hrn. v. **Schönfeld**, *in ſeiner* **Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung**, Lpz. 1773, gr. 8. S. 428, fgg. entſteht dieſe Krankheit nicht allein von einer Stockung der Säfte und des Blutes, die meiſtens von einem Verſchlagen herrührt, ſondern auch zuweilen von einer Art eines Schlagfluſſes, ohne daß das Pferd verſchlagen hat.

Im

Im erſtern Falle räth Hr. v. Schönfeld alle äußerliche Mittel zur Erwärmung des Pferdes anzuwenden, da man mit Eingeben innerlicher Mittel nicht dazu kommen kann. Er rechnet darunter das Aufmachen des Feifels, der Kolleradern oben hinter den Ohren, der Schwanzader, um dem ſtockenden Blute dadurch einen Zug und Luft zu verſchaffen. Vor und nach dieſer Operazion ſoll das Pferd mit einem ſtarken wollenen Tuche viel gerieben werden, von unten an den Kinnbacken an bis oben hinter das Ohr. Dabey ſoll man ihm mit einem Blaſebalge, dergleichen bey der Dummheit gebraucht wird, ein Priſe Rappetobak oder etwas Nieſebulver in die Naſenlöcher einblaſen, welches ein Nieſen, oder vielmehr ein Brauſen, ſogleich auch eine ſtarke Bewegung an dem Kopfe und an dem Kinnbacken erreget. Der ganze Rückgrad ſoll ſtark mit gedachtem Tuche gerieben, und dadurch das Blut in Gang gebracht werden. Auch ſoll man dem Pferde, zu Beförderung der Wärme, beſonders wenn ſich zuweilen Verſtopfung dabey zeigt, ein Klyſtier beybringen. Würden alle dieſe Mittel, nach deren Anwendung man das Pferd ein wenig warm reiten, daſſelbe aber auch in einem warmen Stalle nachher wohl mit warmen Decken zudecken kann, keine Bewegung der Kinnladen bewirken, ſo ſey es ein Zeichen, daß es von einer andern Urſache, als vom Verſchlagen herrühre, nämlich von einer Ausdehnung der Kinnladen, da man äußerlich durch einige Stöße an der Seite, wo ſie oben einpaſſen, dieſelben wieder ins Gelenk bringt.

Da dieſe ſehr bösartige Stockung und incurable Krankheit aber auch zuweilen eine Art des Schlagfluſſes ohne Verſchlagen zum Grunde hat, und bey der Section ſolcher Pferde allezeit geronnenes ſtockendes Blut in allen Adern dieſer Gegend gefunden wird: ſo ſann Hr. v. Schönfeld, nächſt den oben beſchriebenen Mitteln, durch welche ſolche Pferde, die durch Verſchlagen gelähmet waren, curirt worden, noch auf einen Zuſatz, dergleichen Stagnation zu heben, und hat denſelben am ſicherſten in der Elektricität zu ſuchen geglaubt. Er empfiehlt ihn zu weiterer Ausführung den Roßärzten bey ſich ereignenden Fällen, und macht ihnen ſeine Verſuche darin als eine Vorarbeit bekannt. Ihm iſt, ſeit dem er dieſen Einfall gehabt, kein Pferd, welches mit der Maulſperre behaftet geweſen, vorgekommen, an welchem er die Ausführung dieſer hoffentlich wirkſamen Cur hätte anwenden können. Da ihm aber bey dem erſten Nachſinnen darüber viele Schwierigkeiten vorkamen, wie

man dergleichen Pferden den elektriſchen Schlag am Kopfe, und beſonders daß dieſer an den Kinnbacken eine ſtarke Bewegung machte, anbringen könnte, weil man zumal nicht in dieſem verſperrten Pferdemaule nach Gefallen arbeiten kann: ſo ſpannete er ein geſundes Pferd, welches an eine ſtarke Pilarenhalfter gelegt war, in die Pilaren, und nahm dazu eine kleine Elektriſirmaſchiene zur Hand; mit dieſer ſuchte er auf mancherley Art dem Pferde einen Schlag anzubringen, welche aber alle ohne des Pferdes Empfindung blieben, bis er ihm endlich, in Rückſicht, daß des krankes Pferdes Maul verſperrt iſt, und man nur in der Quere hinter dem Haken mit einem Drahte durchkommen kann, durch dieſen Draht den elektriſchen Schlag dermaßen anbrachte, daß es zurück prallete, und die ſtarke Pilarenhalfter zerriß.

Hirſch-Kraut, ſiehe Nacht-Schatten.

Hirſch-Kreuz, ſ. oben, S. 735.

Hirſch-Kugel, ſ. oben, 737.

Hirſch-Kuh, ſ. oben, S. 591.

Hirſch-Lattich, ſ. Huf-Lattich.

Hirſch-Lauf, ſ. Hirſch-Fuß.

Hirſch-Lecke, ſ. Salz-Lecke.

Hirſch-Leder, ſ. oben, S. 732.

Hirſch-Loſung, ſ. S. oben, 645, fgg.

Hirſch-Luchs, ſ. Luchs.

Hirſch-Mangold, ſ. Hirſch-Kohl.

Hirſch-Mark, deſſen Gebrauch, ſ. oben, S. 735, und 741.

Hirſch-Möhre, an einigen Orten ein Name der Paſtinaken; ſiehe dieſes Wort.

Hirſch-Netz, ſ. oben, S. 676.

Hirſch-Ohren, ihre Zurichtung in der Küche, ſ. oben, S. 729.

Hirſch-Peterlein, ſ. Peterſilie.

Hirſch-Pürſch, ſ. Hirſch-Bürſch.

Hirſch-Reh ſ. unter Reh.

Hirſch-Ruf, ſ. oben, S. 672, f.

Hirſch-Ruthe, ſ. oben, S. 737.

Hirſch-Schale, die hornartigen Schalen oder Klauen an den Füßen des Hirſches, worauf er gehet, die Schalen; im g. L. Hirſchklauen.

Hirſch-Schröter, ſ. Hirſch-Käfer.

Hirſch-Schwaden, ſ. oben, S. 592.

Hirſch-Schwamm. 1. Ein Schwamm, welcher über über der Erde wächſet, Phallus impudicus *L*; ſiehe Gichtſchwamm, im Art. Schwamm.

2. Ein Name der Hirſchtrüffeln, Lycoperdon cervinum *L*; ſ. unter Trüffel.

3. Ein großer Erdſchwamm, welcher unter den Eichen wächſet, und bey dem Friſch und Alberus Lacinia, bey dem letztern auch Bürbiſſer heißt, welches Friſch durch Bauernbilz erkläret.

Hirſch-Schwanz, ſ. Hirſch-Schwaden. Auch der Attich oder Feldhohlunder, Sambucus Ebulus *L*; iſt in einigen Gegenden unter dem Namen des Hirſch-Schwanzes bekannt.

Hirſch-Sehnen, deren Gebrauch, ſ. oben, S. 731, u. 735.

Hirſch-Sprung, ſ. oben, S. 736.

Hirſch-Stein, ſ. oben, S. 594, f.

Hirſch-Talg, deſſen Gebrauch, ſ. oben, S. 735, und 742.

Hirſch-Thräne, ſ. oben, S. 594, f.

Hirſch-Trüffel, ſ. unter Trüffel.

Hirſch-Wildbret. 1. Ein Geſchlechtswort, der Hirſch und die Hirſchkuh; ſ. oben, S. 591.

2. In den Küchen, das eßbare Fleiſch von einem Hirſche; ſ. oben, S. 591.

Hirſch-Wolf, ſ. Luchs.

Hirſch-Wundkraut, ſ. Hirſch-Günzel.

Hirſch-Wurz, eine Pflanze, welche auf den Bergen Deutſchlandes, der Schweitz, und Sibiriens wächſet, und mit welcher ſich der Hirſch, wenn er verwundet iſt heilen ſoll; Hirſchheil; Athamanta Cervaria *L*.

Auch eine Art der Silge, Selinum caruifolia *L*, welche in den Apotheken Gentiana nigra heißt, iſt, um dieſer Urſache willen, ſo wie der weiße Enzian, Laſerpitium latifolium *L.* unter dem Namen der Hirſch-Wurz bekannt.

Hirſch-Zähre, ſ. oben, S. 594, f.

Hirſch-Ziege, ſ. Hirſch-Bock.

Hirſch-Ziemen, ſ. oben, S. 737.

Hirſch-Ziemer, ſ. oben, S. 592; deſſen Zurichtung in der Küche, S. 726, fgg.

Hirſch-Zunge. 1. Eigentlich die Zunge eines Hirſches. 2. Eine Art des Milzkrautes, mit einfachen herzförmigen und dabey einer Zunge ähnlichen Blättern, Aſplenium Scolopendrium *L.* Lingua cervina *Tourn.* (wo der deutſche Name vielleicht aus Herzzunge verder iſt;) ſ. unter Milch-Kraut.

Hirſche, ſ. Hirſe.

Hirſchling, eine Art Erdſchwämme; ſiehe Hirſch-Brunſt.

Hirſe, (die) (*) eine Hülſenfrucht, welche der kleine rundliche glänzende Samen einer Art des Schwadengraſes, Panicum miliaceum *Linn.* iſt, welches in Oſtindien einheimiſch iſt, bey uns aber auf den Feldern gebauet, und gleichfalls Hirſe genannt wird; gemei-

ne

(*) Dieſe Frucht und die Pflanze, welche ſie trägt, heißt ſchon in den monſeeiſchen Gloſſen Hirſi, in gröbern Mundarten Hirſche, im Oberdeutſchen und ſelbſt bey den Landleuten Oberſachſens im männlichen Geſchlecht der Hirs, der Hirſe oder der Hirſen, im Niederſ. Heerſe, im Dän. Hirß, im Engl. Hirſe, im Schwed. Hers, im Holl. Hirs, Gheers. Einige leiten das Wort von Hirſch ab, weil der Hirſch nach dieſer Frucht lüſtern iſt, Friſch aber von dem Griech. κεγχρος, beyde nicht ohne Zwanq. Vielleicht gehört dieſer Name zu dem Geſchlechte des Wortes Korn oder Gerſte; vielleicht iſt er auch ausländiſch, da die Pflanze ſelbſt aus einer fremden Gegend zu uns gebracht woeden. Die oberdeutſche Form der Hirſen hat ſich auch in einige der folgenden Zuſammenſegungen eingeſchlichen.

ne oder Saat-Hirſe, L. Milium; Milium panicula laxa flaccida, foliorum vaginis pubeſcentibus; Milium Panicum *Mill.* Milium ſemine luteo et albo *C. B.* Fr. Mil, Milet, Engl. Millet, Ital. Miglio, Meglio, Nolgaſtro, Holl. Milie. Sie ſoll das Pannag des Propheten Ezichiel ſeyn.

Die Hirſe wächſt urſprünglich in Indien, und iſt von dort erſt nach Europa gekommen. Sie wird, um ihrer für Menſchen und Vieh genießbarer Körner willen, in Italien, in Spanien, und in den ſüdlichen Gegenden von Frankreich gebauet. Es wächſt auch etwas davon an etlichen Orten in England; doch bekömmt dieſes Land dasjenige, was es davon jährlich braucht, aus Oſtindien, daher es manche, wiewohl unrecht, oſtindiſchen Waitzen nennen. Auch in der Churmark wird ſie hin und wieder, inſonderheit auf den nahe an der Oder, Warte und Netze angrenzenden Aeckern, in ſolcher Menge gebauet, daß das ganze übrige Land damit verſorget werden kann. Die Hirſe im Churkreiſe, inſonderheit diejenige, welche um Herzberg und Lütte gebauet wird, hat an Weichheit und feinem Geſchmack wenig ihres gleichen.

Die Pflanze treibt einen dem Rohr ähnlichen, dicken, knotigen und gefurchten, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, an deſſen jedem Gelenke ein, über 1 Daumen breites, dem Schilfe ähnliches Blatt ſitzt, welches mit ſeiner das Gelenk des Stängels umfaſſenden und bedeckenden, und mit weichen Haaren beſetzten Scheide, feſt an das Gelenk anſchließt; von da an aber, wo es ſich ausbreitet, keine Haare, ſondern an der Mittelrippe parallel die Länge hinauf gehende Furchen hat. Oben auf dem Stängel ſteht ein großer, lockerer und an einer Seite herunter hängender Kolben, welcher hülſichte oder balgichte Blüthen hat, in welchen ſich einzele kleine ablangrunde glänzende Samenkörner, welche man das Hirſekorn nennt, und etwa ſo groß, als

Rübe- oder Kohlſamen ſind, erzeugen. Die Wurzel iſt hart und geſpalten; und die Aehre, welche in viele Sproſſen zertheilt iſt, beugt ſich zur Erde. Man theilt ſie in zotige und kolbichte oder Kolbenhirſe ein. Jene, welche zotige Riſpen trägt, hat die größten Körner, iſt gut zu ſtoßen, und iſt weiß, gelb oder ſchwarz. Die Kolbenhirſe, welche auch Stachelhirſe genannt wird, iſt mehr, als eine Varietät, weil ſie unverändert bleibt. Sie hat kleinere Körner, jedoch freſſen die Vögel dieſelben nicht ſo ſehr aus, wie die andere, und ſie ſchmeckt auch beſſer. Von der Kolbenhirſe hat man wieder zweyerley Arten: die gelbe, und die ſchwarze oder rothe. Letztere, Milium ſemine nigro *C. B.* Milium nigrum *Tab.* wird auch Sprallhirſe genannt, hat den Vorzug, weil ſie nicht allein faſt allezeit wohl geräth, ſondern auch ſich ſehr gut kochen läßt, und dazu von den Vögeln nicht ſo leicht, wie die gelbe, angegriffen wird.

Die Hirſe wird zwar gewöhnlicherweiſe nicht zu den gemeinen Getraidearten gerechnet, ſondern man ſieht ſie in den meiſten Wirthſchaften nur als eine Beyfrucht an, wovon man bloß ſo viel, als zur Haushaltung nothdürftig gebraucht wird, zu bauen ſuchet. Indeſſen giebt es Gegenden, wo man aus dem Anbau der Hirſe ein eigenes Gewerbe macht, welches um ſo vortheilhafter iſt, als dieſe Frucht ſich öfters mehr als hundertfältig vermehrt. Wird ſie aber nicht in das rechte für ſie ſich ſchickende Erdreich gebracht, ſo ſchlägt ſie auch ganz und gar fehl. Im Kleinen läßt ſie ſich auch bey überflüſſigem Gartenlande ſehr nützlich ziehen. Man ſäet ſie auf ein nicht gar fettes, ſondern mittelmäßiges, oder ſolches Land, als zu den Wurzelgewächſen gehört, im Anfange des May, auch in einem warmen Frühlinge noch wohl etwas eher, ſo weitläuftig, daß nachher eine jede Pflanze wenigſtens $\frac{1}{2}$ Fuß Raum hat. Im Großen muß man dieſelbe, wo möglich

lich, in ein neu aufgeriſſenes Land, es möge ſeiner Güte nach ſtark oder gelinde ſeyn, ſäen. Auf einem ſolchen neu aufgeriſſenen Acker, laſſen ſich von 12 Metzen Ausſaat, ſicher 80 Scheffel wieder gewinnen. In Ermangelung ſolcher Aecker aber, muß man unter den bereits bebaueten die tauglichſten dazu wählen. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſe Frucht auch in ſtarken wohl gemiſteten Aeckern ſehr gut gedeihe; und man pflegt ſie an denen Orten, wo man nur ſo viel, als zur Haushaltung nöthig iſt, ſäet, gemeiniglich auf alten Leinſtellen in dem vortreflichſten Wachsthume anzutreffen. Es führt aber die in ſolche ſtarke und fette Aecker geſäete Hirſe die große Unbequemlichkeit bey ſich, daß, weil dieſelbe nur ſehr dünn geſäet werden muß, eine ungeheure Menge von Unkraut darunter aufſchlägt, welches, wenn ſie nicht davon erſticket werden ſoll, fleißig ausgegätet, und ſolche koſtbare Arbeit öfters wohl zweymal wiederholet werden muß. Daher iſt in ſtarken Aeckern, die auch gemeiniglich zum Unkraut geneigt ſind, die Hirſeſaat nur im Kleinen anzuſtellen. Der eigentliche Anbau der Hirſe im Groſſen hat nur in einem leichten, ſandigen, dabey aber wohl gedüngten Boden Statt, jedoch muß es kein hitziger und brennender, ſondern kühler und feuchter Sand ſeyn. Auch ſchon der Torf, wenn er gehörig gedünget wird, trägt gute Hirſe; da er aber alsdann ebenfalls ſehr vieles Unkraut, welches die größte Hinderniß des Hirſebaues iſt, treibt, ſo würde ſolches dadurch, wenn er mit Sand vermenget würde, von ſelbſt wegfallen. Man ſäet die Hirſe auch mit beſondern Nutzen in ausgetrocknete Fiſchteiche und trockne Wieſen, welche man zuvor im Herbſte umgeriſſen, und im folgenden Frühlinge wieder zwey oder dreymal gepflüget hat. Diejenigen, welche die Hirſe in Brachfeld (welches nämlich den folgenden Sommer brach und unbeſäet liegen bleiben ſollte,) ſäen, laſſen den Acker

vor Winters, etwann im October mit Miſt befahren, und ſolchen bald breiten; die aber Jahrfelder haben, und keine brach liegen laſſen, düngen ſolchen Acker erſt gegen die Faſtenzeit, oder zu Anfange des Aprils, wie der Gebrauch iſt; welches man auch beobachtet, wo die Hirſe in Sommerfeld geſäet wird. Hienächſt muß der Hirſenacker vor Winters noch, ſo bald man vor nöthigerer Arbeit dazu kommen kann, er ſey gedüngt oder nicht, geſtürzet werden, damit ſich derſelbe im Winter erliegen, und der Raſen auf einander faulen könne. Im April wird er gerührt, und inſonderheit, wo es gebräuchlich iſt, die Fuhren mit dem Hakenpfluge quer überfahren und entzwey geriſſen, und alsdann bald und fein gleich eingeeget. Zu Ende des Aprils fängt man an, zur Saat zu pflügen und erhabene Beete zu machen, damit die Hirſe ſowohl wurzeln, als wachſen könne; worauf bald nach der Mitte des Mayes, ſobald die Fröſte und Reife nachgelaſſen haben, die Hirſe in den friſchen Acker dünn mit zwey Fingern geſäet wird. Einige ſäen die Hirſe, wenn die Aepfelbäume blühen; Andere, wenn das Korn blühet und ſchon Körner hat; noch Andere vor oder nach Pfingſten, in die zugerührten Krautäcker, darin ſie auch gut fortkömmt.

Zum Säen muß man recht reif gewordenen, ſchweren, von Farbe egalen und an einem trocknem Orte aufbehaltenen rohen Samen nehmen. Man nimmt daher gern ſolche Körner, welche beym Abladen auf der Scheuntenne ausfallen, oder nimmt die Körner aus den zu dieſer Abſicht vor der Aernde mit einem Meſſer abgeſchnittenen reifen Spitzen der Kolben. Der Brand in der Hirſe iſt eine der vornehmſten Urſachen, welcher viele von dem Hirſebau abhält. Da aber dieſer Brand bloß von unreifem Samen kömmt, ſo wird man, wenn man nur recht reife Körner ſäet, gewiß keinen Brand in ſeiner Hirſe finden. In gleicher Abſicht

ſicht waſchen Einige die Samenhirſe zuvor; Andere aber ſengen ſie, indem ſie einen Strohwiſch, oder, nach dem Aberglauben, eine alte Dachſchaube anzünden, und die Hirſe durch das brennende Stroh laufen laſſen. Noch andere weichen den Samen, ehe ſie ihn ſäen, über Nacht in Miſtgauche ein, und laſſen ihn, wenn er etwas getrocknet und darauf mit Aſche beſtreuet iſt, alsdann erſt durch das brennende Stroh laufen. Noch andere laſſen ihn in Meer- oder Salzwaſſer, mit Bolus vermiſcht, 24 Stunden liegen; welches alles aber etwas ſehr überflüſſiges iſt. Viele behaupten, daß dieſe Hirſe den Brand bekomme, wenn ſie im erſten Viertel geſäet werde; und daß ſie, wenn ſie früh Morgens geſäet wird, vor dem Ausfreſſen der Vögel ſicher ſey.

Von gedachtem reifen Samen, werden, auf einen Morgen von 180 Quadratruthen, 3 bis 4 Metzen mit 28 Metzen recht trocken geriebener Erde vermenget, und auf den zuvor überegeten Acker geſäet. Daß es durch die Erfahrung vortheilhaft befunden ſey, Hirſe und Hanf in proportionirlicher Quantität unter einander zu ſäen, habe im ich XXI. Th. S. 776, angeführt. Wenn die Hirſe geſäet iſt, muß man dieſelbe nach der Länge, nicht nach der Quere, damit der Same nicht zu ſehr in die Furchen geſtrichen werde, unteregen, zwiſchen jedem Beete die Furchen ausfahren, und, wenn es nöthig iſt, auch Waſſerfurchen ziehen laſſen.

Das geſäete Hirſekorn, ſchlägt, wie die Gerſte und der Hafer, ſeine Wurzeln an dem Orte, wo es auf dem Stielchen in der Spreuhülſe an dem Kolben geſtanden hat, unten, und der Keim oben an der Spitze aus. Das Körnchen ſpaltet ſich in der Erde von einander, und die Hülſe bleibt in der Erde am Stocke hangen. Wenn die Hirſe über die Erde kömmt, geht ſie in Geſtalt eines Ohres auf; die Spitze iſt hoch, und läuft rund, niedriger nach der Erde ausgehöhlt zu. Wenn

ſie

ſie ſich beſtocket und höher wächſet, ſchießt oder treibt ſie, wie anders Getraide, von innen aus mehrers in die Höhe. Der Stängel ſetzt und bringt auch Knoten; die Stängel ſind aber weit ſtärker, als an anderm Getraide, und haben etwas rauches an ſich. Wenn die Hirſe ſchoſſet, treibt ſie große Aehren, oder ſogenannte Kolben, welche aber ungleich ſind; denn einige hängen ſämmtlich auf eine Seite; andere hingegen ſind ſehr zerſtreut und verbreitet.

Fallen große und ſtarke Regen um die Zeit ein, da die Hirſe erſt eingeſäet iſt, oder ſchon etwas aufzugehen anfängt, ſo ſchlägt ſie gar leicht um; dann ſolche Regengüſſe werfen ſie aus dem Acker; oder wenn ſie ſchon aufgegangen iſt, ſchlagen ſie die Erde zwiſchen die zwey Samenblätter, wovon die Hirſe bald einen Anfall bekömmt, ſo daß ſie nirgend hin wachſen will. Der Landmann nennt dieſes: Es hat der Hirſe hinter die Ohren geregnet; oder, wenn der Platzregen der Hirſe Ackererde hinter die Ohren geſpritzt hat: der Hirſe wächſt Dreck hinter den Ohren. Solche ſchwere Regen ſind auch deswegen ſehr ſchädlich, weil ſich der Acker davon hart an einander ſetzt, und oben gleichſam eine Rinde bekömmmt, daß die Hirſe, welche ohne dies gar zärtlich iſt, darunter nicht hervor keimen und aufgehen kann. In ſolchem Falle muß man den Acker mit der Ege ein oder zweymal überfahren, damit die Hirſe hervor kommen könne, Wo aber dieſes nichts helfen will, muß man das Land wieder umpflügen, und aufs neue, doch nur mit der Hälfte des Samens, beſäen, weil vom vorigen noch vieles mit aufzugehen pflegt, und die Hirſe zu dick wachſen würde. Wenn die Hirſe zu dick ſteht, muß ein Theil davon mit der Hand ausgerauft werden; ſteht ſie aber nur fleckweiſe auf dem Acker hin und wieder zu dick, ſo pflegt man bey ſolchen Orten mit der Hacke einen Kreuzzug durchzumachen, und was die Schärfe faſſet, mit weg zu

neh-

nehmen, welches dann viel geſchwinder geht. Iſt ſie aber auf dem ganzen Flecke zu dick, ſo pflegt man denſelben mit der Ege zu überfahren, und dadurch einen Theil heraus zu zerren; man kann ſich aber auch hier mit der Hacke helfen.

Wenn die Hirſe 2 Zoll aus der Erde iſt, und viel Unkraut darin wächſet, muß dieſes, ſobald als möglich, ausgezogen werden, damit die Kräfte der Erde den Kolben allein zu Statten kommen.

Die Hirſe dient entweder grün, oder wenn die Körner ausgedroſchen worden, als ein gutes Futter für das Vieh; und dazu kann dieſelbe dicker geſäet werden, als wenn ſie zu Körnern wachſen ſoll. Die Pflanze hat viele Wurzeln, wird ſtark, und wächſet ſchnell; daher ſpricht man, ſie ſauge das Erdreich ſehr aus. Deswegen reißen Manche die Wurzeln aus, und pflügen das Feld gleich um, ſobald die Früchte davon weg ſind; Andere aber verfahren beſſer, und pflügen die Stoppeln und Wurzeln ein, damit ſie verfaulen und den Erdboden düngen.

Die Hirſe wird nicht, wie anderes Getraide, in der Aehre oder dem Kolben zugleich reif, ſondern jeder Kolben hat dreyerley Körner in ſich. Die an der Spitze werden zuerſt reif, wenn die in der Mitte nur halb reif, und die unterſten noch unreif und beynahe noch grün ſind. Weil die Hirſe keine große Spreucaſpeln oder Hülſen, und auch nur ganz ſchwache Stängelchen, woran ſie wächſt, hat, fällt ſie ſehr leicht aus. Ein einziger Wind reißt ſie in Menge von ihren ſchwachen Stielchen los; und das ſchlimmſte iſt, daß dieſes allemal die vorderſten Körner an der Spitze, welche die beſten ſind, trifft.

Sehr ſelten wird ein Stück oder Beet Hirſe anzutreffen ſeyn, welches nicht zweywüchſig wäre, indem, wenn die meiſten Körner nach dem Säen ſchon aufgegangen ſind und in artigen Stülpchen ſtehen, noch 5

bis 8 Tage darnach, aus denen Körnern, die etwas zu tief in die Erde gekommen ſind, neue Pflanzen entſtehen. Sind nun die erſten faſt reif, ſo ſind die letzten noch ganz grün. Außer dem aber hat die Hirſe, erwähntermaßen, die Eigenſchaft an ſich, daß ſogar kein einziges Stück oder Beet, ja kein einziger Halm zu finden iſt, woran nicht zwey- drey- oder vier- ja ſechſerley Riſpen und Zweige befindlich wären. Einige ſind brandig, ſchwärzlich, einige hochgelb, einige blaßgelb, andere gelbgrün, und noch andere ganz grün. Wollte man nun auf der letzten ihre Reife warten, ſo würde gewiß von den erſten 5 bis 6 Theilen kein Korn in die Scheuer kommen, indem dieſelben nicht allein von Vögeln gefreſſen, ſondern auch die zu überreifen Körner ausgefallen ſeyn würden. Wollte man auch, wie einige rathen, die reifeſten Wuppen oder Riſpen immer abſchneiden, ſo würde dadurch ſehr vieles zertreten und ruiniret werden. Dieſes könnte derjenige wohl thun, der nur ein kleines Beet beſäet hätte, Leute genug dazu gebrauchen könnte, und alle dieſe Arbeit nicht rechnen wollte. Auf anſehnlichen Landgütern aber, wo große Parteyen Scheffel ausgeſäet werden, gienge es gar nicht an, wo die Ausgaben für Arbeitsleute die Einnahme von der Hirſe leicht überſteigen könnten. Man verfährt daher am beſten, wenn die Hirſe ihre Reife erlangt hat, und zwar ſo, daß (wenn man alle Halme, Stauden oder Riſpen in 5 Sorten der Reife theilt,) 2 Theile gelbgrün, und zwar mehr grün als gelb, der fünfte Theil aber noch ganz grün ausſieht, gleichwohl unten an der Erde eine Hand breit die Stängel welk und gelb ſind, daß man alsdann ohne Anſtand dieſe Hirſe abſchneiden, ſogleich aber nach dem Abſchneiden nach Hauſe fahren, und unverzüglich ausdreſchen laſſe. Man pflegt die Hirſe zwar auch an vielen Orten, inſonderheit in Schleſien, ins Schwad zu hauen, und alsdann eben ſo, wie anderes Getraide,

ein-

einzubinden, in Mandeln zu ſetzen, und in die Scheuer zu fahren. Allein, dieſes iſt eine höchſt ſchädliche Wirthſchaft, wobey öfters mehr als die Hälfte der Körner, und zwar der beſten und vollkommenſten, verloren geht. Die reif gewordenen Körner ſitzen, wie ich ſchon geſagt habe, in den Kolben der Hirſe ſo loſe, daß ſie auch bey der geringſten Bewegung ausfallen und verſchüttet werden. Es iſt daher bey derſelben nicht einmal das Schneiden rathſam, ſondern man muß, wenn man nicht die Körner dieſer Frucht recht muthwilligerweiſe verluſtig gehen will, dieſelbe blos mit den Sicheln abkolben, die abgenommenen Kolben aber in Säcke ſtecken, und ſolcher Geſtalt zum Ausdruſch auf die Tenne bringen laſſen. Das ſtehen gebliebene Stroh kann man hernach bey Gelegenheit mit der Senſe abhauen, und zum Gebrauche einbringen laſſen.

Dieſe Frucht darf keine Nacht auf dem Felde abgeſchnitten liegen, weil ſonſt, wenn es regnen, und der Schwaden nur 2 Tage liegen ſollte, alles ausfallen würde, wenn die Sonne dazu käme. Wollte man eine große Partey, worunter viele grüne Halme und Riſpen ſich befinden, in der Scheuer lange in hohen Haufen liegen laſſen, ſo wird die Hirſe nicht nur zu ſchwitzen anfangen, ſondern ſich auch erhitzen, ſo daß ſie ſchimmelig, dumpfig und ſchwarz, und mithin ganz unbrauchbar würde. Daher, wie gedacht, alle Hirſe, ſo wie ſie vom Stiele abgeſchnitten iſt, ſogleich auf Wägen, worauf man, zum Auffammeln der heraus fallenden Köner, ein großes Tuch gebreitet hat, oder, noch beſſer, in Säcken nach Hauſe gefahren, und unverzüglich gedroſchen werden muß. Und ob gleich, erwähntermaßen, fünferley Sorten hierunter geweſen, nämlich ganz reife, $\frac{3}{4}$ reife und halb reife Körner, ſo werden doch, wenn die ausgedroſchene Hirſe auf dem Boden recht trocken, und hernach geſtampft und von Hül-

ſen

ſen geſäubert worden, alle Körner gleich gelb und ſchön ſeyn. Nach dem Dreſchen muß das Stroh ſogleich von der Tenne auf einen freyen, jedoch reinen Platz an die Sonne gebracht; öfters umgewendet, getrocknet, und hernach in den Schoppen aufgehoben werden.

Die nach dem Dreſchen getrocknete Hirſe kann in Tonnen geſchüttet, und länger als 10 Jahr aufbehalten werden, und gut bleiben. Sie muß aber wohl getrocknet worden ſeyn. Die ausgedroſchene Hirſe wird nämlich in der Scheuer wie anderes Getraide geworfen, durch die Fege gelaſſen, und recht rein auf einen gedielten Boden gebracht, wo ſie dünn, etwa eine Querhand hoch, ausgebreitet, ein Luftzug veranſtaltet, und die Hirſe täglich einige Wochen hindurch mit der Harke durchzogen oder umgeſchippet wird. Wenn ſie ſolchergeſtalt getrocknet iſt, wird ſie in Fäßer geſchüttet, wo ſie ruhig bis zur längſten Dauer gelaſſen wird, ohne zu befürchten, daß die Kornwürmer dieſelbe angreifen.

Ehe ich zur Beſchreibung der weitern Behandlung und Nutzung der Hirſe fortgehe, muß ich daß Beyſpiel einer Gegend, wo jährlich etliche hundert- bis tauſendfältige Hirſe gewonnen wird, anführen, und die Verfahrungsart des dortigen Hirſebaues beſchreiben.

Es iſt ſolches an der ſchleſiſchen Grenze dies- und jenſeits der Oder, im züllichauiſchen Kreiſe, in und um das an der Oder liegende Dorf Tſchicherzig, woſelbſt viele und die meiſten Einwohner in ihrem Felde bey mäßiger Witterung zu 60, 100, 150, 200 und mehr Scheffel Hirſe bauen. Wenn man ſie auf ihr Gewiſſen fragt, wie viele ſie davon ausgeſäet haben, ſo betheuern ſie höchlich, daß ſie nicht mehr als etwann 1 Viertel, oder 6 Metzen, höchſtens aber 2 bis 3 Viertel eines Scheffels ausgeſäet haben. Man beſäet zwar auch bey uns, und in ſtarkem Lande, mit 1 Metze Hirſe, oder dem 16ten Theile eines Scheffels, ſo viel Land, als man ſonſt zu einem Scheffel Korn oder Rocken brauchet. In gedachter Gegend aber wird dieſelbe noch weit dünner geſäet, und das Feld, welches künftigen Herbſt mit Korn oder Rocken beſäet werden ſoll, oder welches

zweymal Korn hinter einander getragen hat, und alsdann wieder friſch gedüngt worden iſt, wird nur mit Hirſe gleichſam beſprenget. Es iſt dort ein etwas graues Sandland, welches aber oft gedünget, und zu jeder Hirſeſaat zwar mit friſchem, aber auch mit hinlänglich gefaultem, und alſo nicht mit rohem Miſte oder Schlamme befahren, und wohl durchgearbeitet werden muß. Die Hauptarbeit iſt, daß dortige Einwohner ihre Hirſe nicht ein, ſondern etlichemal gäten, und vom Unkraute ſäubern, welches ihnen nicht ſo viel Mühe koſtet, weil das dortige Sandland weniger Gras bringt, und alſo das Unkraut aus ſolchem leicht heraus zu ſchaffen iſt. Bey dieſem Ausgäten des Unkrautes aber iſt ihre Hauptbemühung, die Hirſeſtöcke und Stauden gleichfalls recht locker zu machen, und mit der Hand zu untergreifen, gleichſam als ob ſie ſolchen Stock ſammt der Erde heraus heben wollten, welches ſie aber bald nach dem Regen oder bey anhaltendem Regenwetter unternehmen, und dazu alle ihre Kinder und Geſinde brauchen, wodurch die Arbeit, die keine ſtarke oder beſonders geſchickte Perſonen erfordert, beſchleuniget wird.

Einige ſprengen auch weißen Rübeſamen unter die Hirſe, weil durch deren nachherige Ausraufung gleichfalls das Erdreich locker gemacht wird, weil die Lockerheit des Erdreiches die Hauptſache bey einer reichlichen Hirſeerndte ausmacht.

Gleichmäßigen Fleiß wenden dortige Einwohner auch in der Erndte an. Sie warten nicht darauf, bis die Hirſe gänzlich, oder alle Stöcke und Stauden reif geworden, ſondern wenn ein Theil davon zu reifen anfängt, pflegen ſie entweder dieſen abzukolben, und dieſen abgeſchnittenen in den auf den Rücken gebundenen Grastüchern heraus zu tragen, oder ſie laſſen bey großen mit Hirſe beſäeten Fluren und Feldern die unreife Hirſe mit der reifen abſchneiden, und beyde noch an demſelben Tage, ehe ſie dürr wird und ausfällt, einbinden, und in die Scheuern bringen, worin ſie noch dieſen, oder doch den folgenden Tag, über= oder auch rein ausgedroſchen, und auf einem geräumigen Boden recht dünn aufgeſchüttet wird, damit dieſelbe durch das tägliche Umrühren vollends reifen und austrocknen könne.

Dieſe Gegend hat die größte Nahrung vom Hirſebau; und wenn ſolcher im ganze Lande zu mißrathen pflegt, ſo wird doch in ſelbiger Gegend ein mäßiger Zuwachs und noch alter Vorrath von Hirſe gefunden, welche im Preiſe öfters den

 beſten

beſten Weizen überſteigt, und auf 10 und mehr Meilen weit abgeholt wird.

13. St. der ſchleſ. oeconom. Sammlungen, Bresl. 1756, 8. S. 403, fgg.

Was die Einſammlung der auf oben erwähnte Art auf einem Gartenlande im Kleinen gebauten Hirſe betrifft, ſo fangen die Samenbüſchel gemeiniglich im Auguſt reif zu werden an. Sobald nun einer derſelben gelb, und die Körner hart zu werden anfangen, wird er, ehe der Same ausfällt, abgeſchnitten, und die jedesmal abgeſchnittenen Büſchel an ihren Stielen zuſammen gebunden, und in ein lüftiges Zimmer zum Nachreifen gelegt. Auf ſolche Art fährt man fort, bis alle Büſchel reif werden. Wenn alles trocken geworden iſt, reibt man den Samen aus.

Wenn die Hirſe auf dem Boden völlig trocken geworden iſt, muß, ehe ſie roh verkauft, oder, um die Schale oder Hülſe davon abzuſondern, geſtampft, oder zur Mühle gebracht wird, der ſämmtliche Vorrath vorher gewurft, und alsdann von dem Vorſprunge, als der reifſten und geſündeſten Hirſe, ſo viel als man künftig zum Samen nöthig hat, weggenommen, und an einem trocknen Orte bis zum Frühlinge verwahrt werden.

Wenn man ſeine Hirſe den Müllern nicht gern anvertrauen will, oder nur wenig davon gebauet hat; läßt man ſie in einer Handſtampfe ſtampfen (knauen, nauen, nauben). In dieſer Abſicht dörret man nur allemal ſo viel, als man auf einmal verfertigen laſſen will, auf dem Kachelofen, und läßt ſie hernach durch das Geſinde in einer Stampfe ausſtoßen. Man muß aber nicht zu wenig in die Stampfe ſchütten, weil ſie ſich ſonſt zerſtößt. Ein Paar Käſenäpfe voll auf einmal iſt das rechte Maß. Währendem Stampfen muß die Hirſe noch umgerührt werden, damit ſie nicht zu Mehl geſtoßen werde. Sobald ein Einſchütten faſt

rein

rein geſtoßen, und, um ſie von den Kleyen zu reinigen, ausgeſchwungen oder geſiebet iſt, ſetzt man ſolches bey Seite, ſchüttet von neuem ganze Hirſe, wie zuvor, in die Stampfe, und ſtößt ſie abermal ſo lange, bis ſie der vorigen gleich wird; alsdann ſchwinget oder ſiebet man dieſe wie jene, und ſchüttet ſie zu der andern, damit ſich die ausgehülſete Hirſe nicht zerſtoße. An einigen Orten giebt es gewiſſe Leute, welche hiemit gut umzugehen wiſſen, und dieſe Arbeit um Lohn verrichten. Man nennt ſie Hirſeknauer oder Hirſeſtampfer.

Bey großen Wirthſchaften muß man die Hirſe in Hirſemühlen ſtampfen laſſen, dieſelbe dem Müller aufs Gewicht geben, und hernach, incluſ. Hülſen, wieder zurück wägen laſſen. Die Einrichtung ſolcher Mühlen iſt eben dieſelbe, wie bey den Oehlmühlen, oder den im XIX. Th. S. 804 beſchriebenen, und Fig. 1069 abgebildeten, worin die gewöhnlichen groben Graupen geſtampft werden. Nur iſt wegen der Löcher in dem Grubenſtocke zu erinnern, daß, weil jedes Loch nur einen Stampfer bekömmt, man dieſelben im Diameter ungefähr 2 Zoll enger machen müſſe, als wenn deren zwey darein kommen. Uebrigens ſind die Stampfer, wie bey den Oehlmühlen, mit Eiſen verſchuhet, auch iſt der Boden der Löcher des Grubenſtockes mit eiſernen Platten gefüttert.

Die geſtampfte Hirſe läßt ſich nach dem Maße, wie viel man von der rohen oder ungeſtampften bekommen könne, nicht gut angeben. Man rechnet zwar gemeiniglich von 1 Scheffel roher Hirſe 8 gehäufte Metzen geſtoßene Hirſe und 4 Metzen Kleyen. Weil aber zuweilen die Hirſekörner in einem Jahre nicht innerlich derb genug geworden ſind, zerfallen ſie bey dem Stoßen in der Stampfe ſofort in Staub und Mehl. Man rechnet daher ſicherer nach dem Gewichte. Von

1 Ctn. Hirſe gehen nur 10 Pfund Hülſen ab. 90 Pfund rohe Hirſe können 50 Pfund reine geſtampfte geben.

Uebrigens iſt es allemal vortheilhafter, die Hirſe geſtoßen, als roh, zu verkaufen.

Wenn man den Scheffel rohe Hirſe zu 1 Rthlr. 16 Gr. anſchlägt, und rechnet, daß man davon 8 Metzen geſtoßene Hirſe, a 7 Gr. und 4 Metzen Kleyen, a 1 Gr. erhält: ſo hat man bey dem Verkaufe der geſtoßenen Hirſe 19 Groſchen Plus.

Die geſtampfte, geſtoßene oder geſchälte Hirſe bleibt nicht ſo lange gut, als wenn man ſie in ihrer Hülſe läßt. Wenn man ſie über ein halbes Jahr aufbehält, wird ſie bitter, und von Milben angegriffen. Doch hält ſich die weiße noch länger gut, als die *rothe*, welche leztere auch ſchwerer zu ſtampfen iſt. Auf dem Lande iſt es daher beſſer, ungeſtampfte Hirſe aufzubewahren, als geſtampfte, und von letzterer nur alle halbe Jahre einen Vorrath zu beſorgen.

Um die Hirſe als Vorkoſt zuzubereiten, muß dieſelbe zuvörderſt mit kochendem Waſſer begoſſen, darin umgerühret, und nach abgegoſſenem erſten Waſſer neues aufgegoſſen, und dieſes ſo lange wiederholt werden, bis die Hirſe ihren Kaffgeſchmack verloren hat, welches vornämlich bey der weißen Hirſe nöthig iſt. Alsdann wird dieſelbe in einen mit kochendem Waſſer etwa bis zur Hälfte gefüllten Keſſel gethan, und unter beſtändigem Umrühren (damit ſie nicht anbrenne) ſo lange gekocht, bis ſie weich und dick genug eingekocht iſt. In dieſem Zeitpuncte wird Milch angegoſſen, und ſo lange gerührt, bis ſie völlig eßbar iſt. Wenn man will, kann man vor dem Abnehmen vom Feuer auch noch Roſenwaſſer hinzu gießen. Wenn ſich auf der Hirſe in der Schüſſel eine Haut geſezt hat, wird klein geſtoßener Zimmet und Zucker dick obenher geſtreuet.

Die Menge der anzugießenden Milch muß von dem an denſelben Orten gebräuchlichen Maße beſtimmt werden. In guten Ländern wird die Hirſe mit lauter Milch gekocht, und das Waſſer weggelaſſen.

In Gegenden, wo die Hirſe ſtark gebauet wird, iſt ſie nur gemeine Vorkoſt. Dieſes Mittagseſſen wird an Fleiſchtagen, wie die Heidegrütze, entweder mit Eyerkuchen, Setzeyern ꝛc. oder mit Schinken, Knackwurſt, Rindfleiſch, welches friſch, gepökelt oder geräuchert ſeyn kann, begleitet. Eben ſo kann es auch für Harker in der Erndte ein Mittagseſſen ſeyn. Den Schnittern wird Hirſe, wie andere Milchſpeiſen, nicht gegeben, um ihnen, da ſie viel trinken müſſen, keinen Durchfall zu erregen. Wird ſonſt in Mittelländern die Hirſe an Werkeltagen ohne Eyerkuchen oder Fleiſch gegeben, ſo wird die Mahlzeit mit Butter und Käſe geſchloſſen.

Hirſebrey (in Niederſachſen **Hirſegrütze**) oder ſteif gekochte Hirſe wird auch in Flachsländern zum Morgen- oder Abendbrod bereitet, wenn ſich die Dorfleute zuſammen thun, um einander ihren Flachs unentgeldlich backen zu helfen. In ſolchem Falle pflegt man die Hirſe etwas weißer, vermittelſt mehr angegoſſener Milch, zu kochen, und mit rothem Zucker zu beſtreuen. Dieſe Färbung iſt weit beſſer, als der Sarmater, welche nach des **Plinius** Zeugniß, Lib. 18, C. 10, ihre Hirſe mit Pferdemilch kochten, aber zugleich den Pferden eine Ader öffneten, und das Blut mit darunter miſchten.

In einigen Gegenden wird die Hirſe bey Ausrichtungen, als: Taufmahlen, Hochzeiten u. ſ. f. mit Reiß vermenget, und ein angenehmes Eſſen daraus bereitet.

Gemeiniglich wird das Ueberbleibſel eines Hirſebreyes oder eines mit Milch gekochten Hirſegerichtes zu einer Suppe genommen. Dieſe Hirſe wird mit ſüſſer Milch und etwas Butter gekocht, und Semmelbrocken hinzu gethan.

Dieſe Suppe iſt nur eine gemeine, und wird nur des Abends gegeſſen. Hätte man kein Ueberbleibſel eines Hirſegerichtes, und wollte doch zur Veränderung dieſe Suppe haben: ſo müßte man dazu die Hirſe eigens, auf

die oben bey der Zubereitung als Vorkoſt beſchriebene Art kochen.

Die Hirſe giebt viel Mehl; das davon gebackene Brod aber iſt ſehr ſpröde, und nicht gut zu eſſen, als wenn es noch friſch iſt.

Die Hirſe, welche die Einwohner am Goldſtrande von Guinea Nieuw nennen, iſt der Schwarzen gewöhnliches Brodkorn. Sie haben dieſelbe von jeher gehabt, und ſich ſchon vor der Portugieſen Ankunft damit beholfen. Sie beſteht aus kleinen runden Körnern, wie unſere Hirſe, iſt aber an Geſchmack ſüß und zugleich ein wenig ſalzig. Sie kann mit geringer Mühe zu Brod gebacken werden.

Mit der Hirſe füllen arme Leute auch die Würſte.

Das diätetiſche Urtheil fällt für die Hirſe nicht günſtig aus. Sie hat einen zähen Nahrungsſchleim, der ſich in Waſſer ſchwer auflöſen läßt. Sie iſt *eine* ſchwerverdauliche und ſtopfende Speiſe; und wir können ſie überhin dem arbeitſamen Landmanne und gemeinem Volke überlaſſen, welche ſie mit Milch als Vorkoſt, Brey und Suppe eſſen. **Bapt. Fiera** ſchreibt von den Wirkungen der Hirſe Folgendes:

Sunt jejuna, alvum durantia, grata dolori,
Si *Milia* ignitis ſine prius uſta focis.
Lacte incocta fovent, molli vel inuſta liquore
Plenius; at cœnæ tarda tenacis erunt.

Zum Arzneygebrauche kömmt ſie auch in keine Betrachtung; denn wir haben beſſere Getreidearten. In Frankreich macht man daraus den ſogenannten Ambroſiustrank, Decoctum S. Ambroſii, welcher urin- und ſchweißtreibend ſeyn ſoll. Man nimmt nämlich Hirſe, kleine Roſinen und Feigen, von jedem 1 Loth, kocht es eine Stunde lang in 1 Quart Waſſer, und ſeihet es durch. Wenn man nun 6 Loth von dieſem Decocte mit 4 Loth weißen Wein vermiſcht, entſteht oben vorerwähnter Ambroſiustrank, deſſen man ſich in dreytägigen Wechſelfiebern, den Schweiß zu treiben, und

den Ausbruch der Maſern und Pocken zu befördern, bedient. Viele thun noch Scabioſen= oder Fenchelwurzel hinzu. Das Hirſemehl wird auch zu ſchmerzſtillenden und zertheilenden Breyumſchlägen gebraucht. Die geſtoßene und gedörrte Hirſe mit geröſtetem Salze vermiſcht, in ein Säckchen gethan, und recht warm aufgelegt, iſt ein Linderungsmittel der Schmerzen des Kopfes, des Unterleibes und anderer Theile, wenn ſolche von einem ſtockenden Schleime herrühren.

Die Hirſe dient nicht allein zur Speiſe für Menſchen, ſondern iſt auch ein ſchönes Futter für Hühner, welche größere Eyer darnach legen ſollen. Von ihrem Gebrauche zum Futter für Canarienvögel, ſ. Th. VII. S. 578.

Um Eyer einige Monate aufzuheben, ohne daß es viele Koſten verurſache, pflegt man ſie in rohe, ungeſtampfte, friſche, und mithin noch hinlänglich feuchte Hirſe zu legen, und die alſo eingelegten Eyer in Kaſten oder Laden verſchloſſen aufzubehalten. Weil ſich die rohe ungeſtampfte Hirſe am kühleſten hält, pflegt man das friſche Fleiſch, welches man einige Tage friſch erhalten will, hinein zu legen, in welcher Abſicht man das Fleiſch in eine Serviette oder in ein leinen Tuch ſchlägt, damit die Körner ſich nicht an das Fleiſch hängen.

Von der Hirſe, als einem Mittel wider den Kornwurm, ſ. in K.

Die Hirſeſpreu, welche mit durch das Sieb fällt, wird den Schweinen unter die Rockenſpreu gemengt, die gröbſte aber dem Rindviehe unter die Siede gethan.

Das Hirſeſtroh halten viele zum Viehfutter für untauglich, weil es nicht nur zu dick an Stängeln iſt, ſondern auch durch das Schwitzen und Erhitzen unbrauchbar wird, und gebrauchen es daher nur in den

Dünger. Allein die Erfahrung lehrt, daß daſſelbe dem Kuhviehe ſehr wohl gedeihe, wenn es klein geſchnitten, und unter der Siede mit angemenget wird. Man muß es aber recht gut abdörren, und, ehe ſolches geſchieht, recht weich dreſchen laſſen. An denen Orten alſo, wo die Hirſe weder gehauen noch geſchnitten, ſondern, nach vorerwähnter Methode, nur ab-abgekolbet wird, iſt das zurückgebliebene Stroh nicht bloß abzuhauen, und nachher ſogleich zu dörren, ſondern es muß vorher eben ſo, als wenn die Kolben noch daran wären, ein Paarmal überdroſchen und weich geſchlagen werden. Geſchieht dieſes nicht, ſo iſt es freylich zu hart und ſpröde, und mithin zur Fütterung untauglich. Da das Hirſeſtroh bis ganz zuletzt aufgehoben werden, und alſo zu allen Zeiten den Futtermangel verhindern kann, ſo iſt auch aus dieſem Grunde deſſen Zubereitung nicht zu verabſäumen.

Die bey dem Stampfen abgeſonderten Hülſen und Kleyen werden dem jungen Federviehe, inſonderheit den gemeinen und wälſchen Hühnern mit unter die gehackten Eyer, Quargkäſe und Schrot vermenget.

Da die Hirſe eine Ackerfrucht iſt, welche faſt in allen Landwirthſchaften, wenn es auch nicht weiter als nur zur bloßen Wirthſchaftsnothdurft geſchehen ſollte, gebauet wird; ſo findet man ſie auch faſt in allen Gütertaxen aufgeführt. So nutzbar dieſelbe, wie aus dem Vorhergebenden erhellet, in der Haushaltung iſt, ſo wenig ſind doch alle Gegenden dazu bequem, und noch weniger iſt es rathſam, ihren Bau ſo weit zu treiben, daß dadurch eine baare Einnahme erzwungen werde. Es iſt daher bey ihrem Bau hauptſächlich darauf zu ſehen, ob auch Plätze, die ſich zu ihrer Erzeugung ſchicken, wohin neu aufgeriſſene Aecker,

cker, beſonders aber die hohen Oerter in den Brüchen gehören, vorhanden seyn. Dieſe Frucht wächſt, oberwähntermaßen, zwar auch in ſtarkem und Mittelboden, welcher wohl gedüngt iſt, und die gehörige Fettigkeit bey ſich führt; allein die Menge des Unkrautes, die unter derſelben in ſolchem fetten Getreideboden, weil die Hirſe ſehr dünn geſäet werden muß, aufſchlägt, iſt die Urſache, warum es, dieſe Frucht daſelbſt im Großen zu bauen, nicht rathſam iſt. Das mühſame Gäten, welches, beſonders in etwas naſſen Jahren, mehr als einmal wiederholt werden muß, vereitelt allen Vortheil, den man ſonſt davon erwarten könnte. Kurz, auf Landgütern, wo ſonſt keine beſondere, zur Erzeugung der Hirſe ſich ſchickende Gelegenheit vorhanden iſt, iſt der Hirſebau bey den anzufertigenden Gütertaxen in keine Betrachtung zu ziehen. Will Jemand, zur Verſorgung ſeiner Haushaltung, einige Metzen ausſäen, ſo hängt ſolches von ſeinem Belieben ab; bey der Abſchätzung eines Lehen- und Landgutes aber kann darauf keine Rückſicht genommen werden.

Da die Hirſe zwar, wie ich geſagt habe, wenn ſie auf eine geſchickte Art angebracht wird, unter allen bekannten Ackerfrüchten ſich am ſtärkſten vermehrt, und die Vermehrung bis auf das Hundertfältige geht, dieſer Ertrag aber doch nicht in allen Jahren gleich, ſondern, wie bey allen andern Getreidearten, mancherley Abwechslungen und Unglücksfällen unterworfen iſt: ſo kann auch freylich dieſer höchſte Satz, bey Beſtimmung des jährlichen Ertrages, nicht ohne eine billige Mäßigung beybehalten werden. Indeſſen iſt es eine durch die Erfahrung beſtättigte Wahrheit, daß in den Brüchen und andern zum Hirſebau vorzüglich tauglichen Gegenden, der Ertrag derſelben, ein Jahr

dem andern zur Hülfe gerechnet, ganz füglich auf das 32ſte Korn beſtimmet, und alſo von 1 Metze Ausſaat 2 Scheffel, nach Abzug des Samens, wieder gewonnen werden können. Da in ſolchen Gegenden das Gäten nicht nöthig, oder doch wenig bedeutend iſt, und die übrige Bearbeitung derſelben, wenn der Bau nicht in allzu großer Menge geſchieht, ganz füglich mit eigenen Dienſtleuten, wozu zum Theil Kinder, auch ſchwache Perſonen tüchtig ſind, beſtritten werden kann: ſo iſt offenbar, daß der ſichere Ertrag von 1 Metze Ausſaat, wenn die Metze rohe Hirſe nach dem gewöhnlichen Preiſe auch nur auf 2 Sgr. gerechnet wird, in 2 Rthlr. 16 Sgr. beſtehe. Der bisher in der Mark eingeführte Gebrauch, bey Detaxation der Lehen- und Landgüter, 1 Metze Hirſeausſaat nur *zu* 1 Rthlr. anzuſchlagen, iſt daher dem wahren Ertrage dieſer Frucht nicht gemäß; und es kann, aus voran-geführten Urſachen, wohl kein Bedenken Statt finden, ſolchen wenigſtens auf 2 Rthlr. feſtzuſetzen. In Landwirthſchaften, wo dieſe Frucht nur metzenweiſe ausgeſäet wird, mag dieſer Unterſchied, ob er gleich, nach der bey allen gerichtlichen Taxen zu beobachtenden Genauigkeit, nicht übergangen werden kann, wohl allenfalls nur als eine Kleinigkeit angeſehen werden; auf den Bruchgütern aber, wo die Hirſe ſcheffelweiſe ausgeſäet wird, hört ſie ſolches zu ſeyn auf, und es haben in ſolchen Gegenden die Taxationscommiſſarien dieſelbe mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit in Erwägung zu ziehen, Urſache.

Oeconomia forenſis, 1. B. S. 392, f.

In Pommern wird die Hirſe an wenig Orten geſäet, und geräth überdies ſelten; daher dieſelbe nicht beſonders in Anſchlag gebracht, ſondern, ſtatt ihrer, ſo viel mehr Gerſte angeſchlagen wird, und daher

2 Metzen Hirſe auf 1 Scheffel Gerſte an Lande gerechnet zu werden pflegen.

v. Schweder von Anſchlagung der Güter, Berlin 1775, 4. S. 150.

* * *

Von der indianiſchen oder Mohrhirſe, Holcus Sorghum *L.* ſiehe Th. XIX. S. 742, fgg.

Außer dieſen Arten der Hirſe giebt es noch verſchiedene Arten der wilden oder Waldhirſe, hirſenartige Gräſer und andere Pflanzen.

Zu den hirſenartigen Gräſern, Hirſegras oder Hirſengras gehört zuvörderſt das Panicon oder Panicum *Linn.* oder Gramen paniceum, woraus man im Deutſchen die Namen Fench, Fennich, Fenchgras, Fönich, Fenk, Fenchelhirſe, Panikorn, Pennig, Pfänch, Pfench, Pfennig, Pennig u. ſ. f. gebildet hat; Fr. Panis, Engl. Panic. Zu dieſem Pflanzengeſchlechte hat Dietrich den deutſchen Namen Schwaden erwählt, welcher aber nur einer Art, nämlich dem Mannaſchwengel, der Schwadengrütze oder dem Schwadenmanna, Feſtuca fluitans *L.* eigen, oder vielmehr auch andern zu dieſem Geſchlechte mit gehörigen beygelegt worden iſt. Der Kelch beſteht aus 3 eyförmigen Bälglein, davon zwey größer, gemeiniglich aber von ungleicher Größe ſind, das dritte aber ganz klein, und bisweilen kaum mit bloßen Augen ſichtbar iſt, und enthält nur eine Blüthe. Von den 2 gleichfalls eyförmigen Spelzen oder Blumenblättern iſt die eine kleiner und platter, als die andere. Sonſt hat die Blume 3 haarförmige und kurze Staubfäden, einen länglichen Staubbeutel, einen rundlichen Eyerſtock, und zwey Griffel mit haarichten Staubwegen. Das Samenbehältniß fehlt. Das einzige Samenkorn iſt von

von einer Seite platt, von der andern rund, und in den Spelzen angewachſen. Nach der linnäiſchen Eintheilung ſtellen die Blumen entweder eine Aehre oder eine Riſpe vor. Zu den erſten gehören:

1. Das Blutgras, die Bluthirſe, wilde Hirſe, Fingergras, blutiges fingerartiges Fenchgras, Himmelsthau, Krähenfuß, wildes Mannagras, wildes Schwadengras, Gramen dactylon folio latiore *Bauh.* & *Scheuchz.* Iſchaemum *Geſn. Theod.* & *Cluſ.* Iſchaemum vulgare *Pen. Lobel.* & *Gerard.* Panicum ſanguinale, ſpicis digitatis baſi interiore nodoſis, floſculis geminis muticis, vaginis foliorum punctatis *Linn.* Die zaſerige und weißliche Wurzel dauert nur ein Jahr lang, und treibt *viele, nach* Verſchiedenheit des Bodens kürzere oder längere, auf der Erde liegende, oder unter einem ſchiefen Winkel ſich vorwärts aufrichtende Halme. Die Blätter ſind lanzenförmig, breit, und in fettem Boden zuweilen wellenförmig gebogen, am Rande und beyden Seiten glatt, öfters aber auch mit langen Haaren beſetzt, weich, dunkelgrün und zugeſpitzt, und haben zuſammengedrückte, geſtreifte und mattgrüne, zuweilen bräunliche Scheiden, welche mit erhabenen Puncten geziert ſind, deren jeder ein Haar trägt. Jeder Halm trägt 5 bis 7, in fettem Boden auch wohl an 12 Aehren, welche Anfangs wie Finger oder wie Zehen der Vögel dicht bey einander liegen, und ſich nach und nach von einander entfernen; jede davon ſitzt auf einem Knorpel oder Knoten, welcher inſonderheit auf der innern Seite merklich iſt. Jeder Griffel endigt ſich mit einem ſchön rothen feinen haarichten Büſchel oder Staubwege. Der Same iſt länglich, zuſammengedrückt, glatt, gelblich, und faſt durchſichtig. Es iſt dieſes ein ſehr gemeines Unkraut, in Weinbergen, Luſt- und Küchengärten und anderm Grabelande, beſonders in einem

nem lockern fetten oder gedüngten Boden, ſeltener auf Ackerfeldern, in Amerika, Medien, Holland, in der Schweitz, in Deutſchland, und in dem ganzen mittägigen Europa. Es blüht den ganzen Sommer hindurch, und noch ſpät im Herbſte. Der verſchiedene Boden bringt allerley Veränderungen in Geſtalt und Farbe hervor.

So unangenehm dieſes Gewächs bisweilen auf Aeckern, in Weinbergen und in Gärten ſeyn mag, wo es aber leicht durch öfteres Ausgäten oder Aushacken vertilgt werden kann: ſo nützlich wird es, wenn es mit Fleiß in einen dazu zubereiteten Boden geſäet wird, um einen zum Speiſen tauglichen Samen davon zu ziehen. Der Boden muß fett ſeyn, und eben ſo wie zur gemeinen Hirſe bearbeitet, die Ausſaat aber zeitig vorgenommen werden, damit auch die Aehren der ſpäten Nebenäſte zeitig, und der Same geſchwinde genug reif werde. Wenn nun eine vortheilhafte Witterung dazu kömmt, und das Gewächs nicht durch anhaltende Näſſe zurück gehalten wird, ſo hat man davon eine, wenigſtens fünfhundertfältige Erndte zu erwarten. Wenn die meiſten Aehren reif ſind, welches man an ihrer vermehrten Dicke, an der Sprödigkeit der Spelzen, und an dem Ausfallen der Körner leicht erkennen kann, werden die Stöcke ausgeraufet, in Tüchern eingetragen, auf einen lüftigen Boden zum Trocknen gelegt, und alsdann abgeklopfet. Weil aber der Same noch in den Spelzen eingeſchloſſen bleibt, muß er auf eben die Art, wie der Mannaſchwingel, (wovon ich im Art. Schwaden handeln werde) geſtampfet werden, wodurch man eine ſehr kleine kleinkörnige, gelbliche Grütze davon erhält. Dieſe Grütze ſchmeckt angenehm, wenn ſie an Fleiſch oder auf andere Art gekocht wird. Matthiolus zieht ſie dem Reiße vor. Der Same kann auch zu Mehl gemacht,

und

und zu Brod verbacken werden. Zu unſern Zeiten iſt dieſes Gewächs durch den beſſer ſchmeckenden Mannaſchwingel verdrängt worden. Am rathſamſten iſt wohl der Anbau deſſelben, unter andern dienlichen Gewächſen, in dürrem und brennendem Flugſande, welchen es durch ſeine ausgebreitete und platt aufliegende Halme dämpfen hilft. Den Namen Blutgras ſoll es deswegen erhalten haben, weil man mit den ſteifen und ſpitzigen Blumen ein Naſenbluten zuwege bringen kann, wenn man die Aehren zuſammengedreht in die Naſe ſtecket.

Die durch den Anbau veredelte Bluthirſe iſt von den ältern Schriftſtellern für eine beſondere Gattung angenommen, und Gramen dactylon eſculen*tum ge*nannt worden; und in neuern Zeiten hat Hr. v. Linné gleichfalls zwo Arten, welche er ſonſt vereinigt hatte, beſonders angenommen und beſtimmet. Bey der einen, welche das jetzt beſchriebene Panicum ſanguinale iſt, ſitzen die in Finger getheilten Blüthähren auf einem kleinen Knorpel, welcher inſonderheit auf der innern Seite merklich iſt; von den unbewehrten Blumen ſtehen allemal zwey bey einander, und die Blattſcheiden ſind getüpfelt. Bey der andern, Panicum dactylon, auch zahmes Mannagras und fingerförmiger Schwaden genannt, ſtehen die gefingerten Blüthähren mehr von einander, und ſind an der innern Seite ihres Knorpels rauch; die Blüthen erſcheinen einzeln, und aus der Wurzel treiben kriechende Ranken. Ob dieſer Unterſchied beſtändig ſey, kann ich nicht beſtimmen.

2. Der penſylvaniſche fingerartige Fench, Panicum filiforme, ſpicis ſubdigitatis, approximatis, erectis filiformibus, rhachi flexuoſa, dentibus bifloris, altero ſeſſili *Linn.* iſt eine von Kalm im nördlichen Amerika entdeckte Grasart, und mit dem vor=

vorher beſchriebenen blutigen Fenchgraſe ſo nahe verwandt, daß die Gränzen zwiſchen beyden ſich ſchwer beſtimmen laſſen. Die Halme wachſen gerade aufrecht, und ſind nebſt den Blättern und Blattſcheiden kahl. Das oberſte Glied des Halmes, welches die Aehren trägt, iſt überaus lang, und nur mit einem Blatte verſehen. Die Aehren ſtehen wechſelweiſe. Der Hauptſtiel iſt hin und her gebogen, und mit gepaarten Blumen einzeln beſetzt. Alles dieſes findet man auch zuweilen bey der erſten Art; nur das überaus lange Halmende mit einem Blatte ſcheint dieſer ausländiſchen Gattung eigen zu ſeyn. Nach Hrn. **Gleditſch** Muthmaßung iſt dieſes das rechte engliſche Raygras, welches von dem gemeinen engliſchen (Lolium perenne *L.*) und franzöſiſchen (Avena elatior *L.*) gänzlich unterſchieden iſt, und dieſe beyde an Güte weit übertrifft. Es iſt aus dem mitternächtlichen Amerika in die engliſchen Colonien gebracht, und in England unter den Klee geſäet worden, um deſſen blähende Eigenſchaft bey der friſchen Fütterung zu verbeſſern.

3. Das grannige Hirſegras; der grannige mit getheilten Aehren verſehene Fench; Hahnenfuß, Panicum herbariorum ſylveſtre *Lob.* Panicum ſpica ramoſa, ſetis nullis *Hall.* Panicum ſpicis alternis remotis declinatis compoſitis *Royen.* Panicum Crus galli, ſpicis alternis conjugatisque, ſpiculis ſubdiviſis, glumis ariſtatis hiſpidis, rhachi quinquangulari *Linn.* wächſt an Miſthaufen, in Gärten und Küchenfeldern, wo fetter Boden iſt. Es blüht im Jul. und Auguſt. Der Halm wird an 2 Fuß hoch. Die Blätter ſind ſcharf, und an der äußern Seite mit einer erhabenen weißen Rippe verſehen. Die Aehre beſteht aus mehrern kleinen Aehren, die am Ende des Halmes wechſelweiſe, und von einander entfernt, hervor kommen, und dieſe ſind oft wieder in Aehrchen

getheilt. Jede Aehre iſt bey ihrem Anfange, wo ſie aus dem Halme kömmt, mit langen dünnen Härchen beſetzt. Mit eben dergleichen, aber kürzern und dichtern Haaren iſt auch das größere von den Bälglein verſehen, und endigt ſich an der Spitze mit einer kurzen Granne; das kleinere, welches flach iſt, hat nur eine kleine Spitze; zuweilen ſind ſie beyde nur ſpitzig und ohne Grannen.

Eine Spielart dieſes Graſes unterſcheidet ſich durch die ſehr langen, meiſtens röthlichen Grannen, womit ſich die größern Bälglein des Kelches endigen.

4. Das grüne Hirſegras; der grüne mit einfachen Aehren beſetzte Fench, Fuchsſchwanzgras, Fuchsſteert, Fönich, gemeiner Schwaden, wilder Schwaden, Panicum ſylveſtre ſpica ſimplici *Bauh. Scheuchz. Moriſ. Raj.* Panicum vulgare ſpica ſimplici & aſpera *Tourn.* Panicum ſpica unica, floſculis ſeſſilibus ſolitariis, ſetis numeroſis *Hall.* Panicum viride, ſpica tereti involucellis bifloris faſciculato-piloſis, ſeminibus nervoſis *Linn.* wächſt im mittägigen Europa auf den Aeckern und in den Gärten. Es hat eine einfache länglichrunde, gelbgrüne oder auch dunkelbraune Blüthähre; die Hüllen beſtehen aus ganzen Büſcheln von Haaren, und enthalten nur zwey Blümchen. Die Samen ſind geſtreift. Es unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch ſeine rauhe Aehren, welche verurſachen, daß es ſich, wie das Klebekraut, Hallium Aparine *L.* überall anhängt. Es iſt ein ſchlechtes Viehfutter, und ſeiner Rauhigkeit wegen nicht gut zu käuen und zu verdauen; doch hat man bemerkt, daß es auf einem dürren Felſen, wo es häufig wuchs, von den Schafen gefreſſen wurde.

4. Das italieniſche Hirſegras; der wälſche großährige Fench; Dochan der Hebräer, Panicum *Rumph.* Panicum vulgare *Cluſ.* Panicum aliud indicum, pa-

nicula

nicula villoſa *Lob.* Panicum indicum villoſum hiſpanicum *Theod.* & *Gerard.* Panicum italicum ſ. panicula majore *C. B.* Panicum ſativum *Dalech.* Panicum ſpica compoſita, ariſtis floſculo brevioribus *Royen.* Panicum italicum, ſpica compoſita, ſpiculis glomeratis, ſetis immixtis, pedunculo hirſuto *Linn.* Wächſet in beyden Indien wild, und wird in Italien und andern warmen Ländern in den Gärten häufig gebauet. Es treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen und beynahe vier Fuß hohen Stängel. Die Aehre wird ein Fuß lang, dick, und iſt aus kleinern knäuelförmigen Aehrchen und dazwiſchen ſtehenden Borſten zuſammengeſetzt. Die Blumenſtiele ſind rauch. In Gärten kann man dieſen Fench ſehr leicht aus dem Samen ziehen; will man aber ganze Felder damit beſäen, ſo muß dieſes zu eben der Zeit, und auf eben die Art, wie bey der Gerſte geſchehen, doch muß er nicht zu dicht, und wenigſtens in achtzehn Zoll weit von einander entfernte Furchen geſäet werden, damit man ihn fleißig vom Unkraute reinigen könne. Weil die Vögel dem Samen ſtark nachſtellen, fällt die Aernde gemeiniglich ſchlecht aus. Der Same wird, wie von der erſten Art, zu Mehl gemacht, und in Italien häufig als Brey und Brod verſpeiſet. Weil er ſpät reif wird, ſchickt er ſich für kalte Länder nicht.

5. Der deutſche Fench, Panicum germanicum ſ. panicula minore *C. B.* Panicum germanicum, ſpica ſimplici cernua, ſetis brevioribus, pedunculo hirſuto *Linn.* wächſet in Deutſchland und Ungarn wild. Es giebt von ihm drey Varietäten, eine mit gelben, eine mit weißen, und eine mit purpurröthlichen Samenkörnern. Er treibt einen mit

Gelenken verſehenen, rohrähnlichen, ungefähr drey Fuß hohen Stängel, welcher ſo ſtark iſt, als das gemeine Schilfrohr, Arundo phragmitis *Linn.*, und an jedem Gelenke ein 1 ½ Fuß langes, und unten, wo es am breiteſten iſt, ungefähr ein Zoll breites, dem Graſe ähnliches, ganz ſpitzig zugehendes, rauh anzufühlendes, unten den Stängel umfaſſendes, und ungefähr ſeiner halben Länge nach, unterwärts gekehrtes Blatt hat. Auf den Stängeln ſtehen dichte acht bis neun Zoll lange Aehren, welche unten von der Dicke eines Mannsfingers ſind, langrund zugehen, und ganz dicht mit kleinen, rundlichen, der Hirſe ähnlichen Samenkörnern beſetzt ſind. Er iſt eine jährige Pflanze, und ſtirbt ab, ſo bald der Same reif iſt. Dieſes geſchieht im Auguſt, da alsdann die Stängel abgeſchnitten und getrocknet werden müſſen. Es wurde vormals in einigen nördlichen Ländern häufig zum Brodbacken gebauet. Er wird zwar nicht für ſo gut gehalten, als der italiäniſche; weil er aber in kalten Ländern beſſer reif wird, ſo bauet man ihn in ſolchen Gegenden, wo beſſere Kornarten nicht forkommen können. Man ſäet ihn im Frühlinge um die Zeit, und auf eben die Art und Weiſe, wie die Gerſte; nur muß er, weil die Samenkörner klein ſind, und die Pflanzen größer werden, als Gerſte, folglich mehr Raum bedürfen, nicht zu dicht geſäet werden. Gewöhnlich werden die Pflanzen nur drey, in ſehr fettem Boden aber vier Fuß hoch. Weil ihre Blätter ſehr groß, und die Stängel ſehr ſtark werden, muß jede Pflanze fünf Zoll weit Raum haben. Er iſt auch zum Futter für Canarienvögel ſehr dienlich, denen man in der Hecke zuweilen eine ganze Aehre vorwerfen kann.

6. Das eiſengraue Hirſegras, Panicum glaucum, ſpica tereti, involucellis bifloris faſciculato-piloſis, ſeminibus undulato-rigoſis *Linn.* wächſt in beyden Indien und in Italien wild, und wird, nach Anzeige des 43ten Stück der öconomiſchen Nachricht der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien vom Jahre 1777, S. 338, auch um Breslau wild auf den Kräuteräckern hin und wieder gefunden. Seine Wurzel iſt jährig. Die Borſten an ſeiner länglich runden Aehre ſind ſo lang, als die Blumen, und die Scheiden ſeiner Blätter ſind an ihrem Rande haarig. So lange die Aehre noch friſch iſt, ſtehen die Blumen ordentlich in Reihen. Der Blumenſtiel hat viele Furchen. Der Same hat wellenförmige Streifen, und giebt Mehl zu Brey.

Ob ich gleich die bisher gedachten Arten des Hirſegraſes nicht zum Anbaue empfehle, ſie aber doch zum Theil als ein allgemeines und häufiges Unkraut wachſen, ſo ſollte man ſie billig doch nicht bloß als Unkraut betrachten und verachten, ſondern ſie könnten vielleicht jung und grün zum Futter für das Vieh gebraucht werden.

Die Arten des Hirſegraſes, welche in Riſpen blühen, ſind insgeſamt, außer der gemeinen oder Saathirſe, ausländiſch, und in hieſigen Gegenden unbekannt.

Unter den hirſeartigen Gräſern, giebt es noch andere, welche mit dem jetzt beſchriebenen Fenche nicht gänzlich übereinkommen, und daher ein eigenes Geſchlecht ausmachen, welches den lat. Namen Milium erhalten hat, und im Deutſchen ebenfalls Hirſegras genannt wird. Damit aber dieſe und die Saathirſe

nicht verwechſelt werden möchten, haben Andere ſolches Fladergras, auch Miliisgras, genannt. Die Blumen ſtehen insgeſamt einzeln, und der Kelch beſteht aus zwey eyförmigen zugeſpitzten Bälglein, die nur eine Blüthe enthalten; beyde Spelzen ſind kleiner, als die Bälglein, doch iſt eine größer als die andere. In der Blüthe zeigen ſich 3 haarförmige und ſehr kurze Staubfäden, und 2 Griffel mit pinſelartigen Staubwegen. Das einzige runde Samenkorn iſt in den Spelzen feſt eingeſchloſſen. Von den 7 Arten, welche Linné anführt, findet man bey uns nur eine, nämlich:

das ſtraußige oder zerſtreute Hirſe= oder Fladergras, Waldhirſe, Waldhirſegras, Milium paniculis raris longiſſime petiolatis *Hall.* Milium effuſum, floribus paniculatis diſperſis muticis *Linn.* Es wächſt in ganz Europa in dichten Laubhölzern und ſchattigen Hainen, auch um dieſelben an Dämmen und Hecken, und blüht im May und Junius. Die Wurzel iſt ausdauernd. Die Stängel oder Halme werden 3 bis 4 Fuß hoch, und tragen zerſtreute, riſpenförmig zuſammengeſetzt unbewährte Blüthen. Die Kelchbälglein ſind grün und geſtrichelt. Die Blätter ſind 4 und mehr Lin. breit. Die Blätter haben einen angenehmen Geruch, faſt wie der Steinklee, und vertreiben die Motten und Milben; ſie werden auch, wenn ſie noch jung ſind, von Schafen und anderm Vieh gern gefreſſen, werden ihnen aber bald, wenn ſie etwas älter werden, zu zäh, hart und trocken. Die Halme kann man, ſtatt andern Strohes, zu verſchiedenen feinen Stroharbeiten gebrauchen. Die Samen ſind mehlig, und man kann ſich ihrer im Nothfalle zu Mehl bedienen.

Die Meer- Perl- oder Steinhirſe, Steinſame, Lithoſpermum *Tourn.* & *Linn.* Fr. Grémil, Herbe aux perles, eine Gattung Pflanzen, mit fünf kurzen Staubfäden, einem ſtumpfen doppelten Staubwege, rauhen Blättern, und vier eyförmigen, ſteinharten, glatten und runzeligen Samenkörnern. Linné giebt ſieben Arten an, von welchen ich aber nur 3 anführen werde.

1. Die kleinblumige Steinhirſe mit glatten Samen; große aufrecht ſtehende oder gerade Perlhirſe mit kleinen gelben Blumen; Marienthränen, Meergries, Perlkraut, Sonnenhirſe, weißer Steinbrech, Vogelhirſe, Lithoſpermum erectum *offic.* Lithoſpermum majus erectum *C. B.* Lithoſpermum ſ. Milium ſolis *J. B.* Lithoſpermum primum *Anguillar.* Lithoſpermum arvenſe *Theod.* Lithoſpermum minus *Mathiol. Dodon. Geſn. Lob. Durant. Dalech.* et *Gerard.* Lithoſpermum commune *Geſn.* Lithoſpermum legitimum *Cluſ.* Lithoſpermum ſativum *Fuchſ.* Lithoſpermum vulgare minus *Camerar.* Lithoſpermum erectum vulgare, flore ochroleuco *Moriſ.* Lithoſpermum alterum fruticoſum *Thal.* Lithoſpermum caule erecto ramoſiſſimo, floribus calycem vix ſuperantibus *Hall.* Lithoſpermum foliis ſubtus nervoſis, floribus in alis foliorum exeuntibus *Ejusd.* Lithoſpermum officinale, ſeminibus laevibus, corollis calycem vix ſuperantibus, foliis lanceolatis *Linn.* wächſt hin und wieder in ganz Europa, an ungebauten Orten, Wegen, Aeckern, in feuchten und ſandigen Gründen, zwiſchen Hecken und Geſträuchen. Die lange, ſtarke, einfache, röthliche, und mehrere Jahre dauernde Wurzel treibt zween bis drey gerade, rundliche, etwas rauhe Stängel, welche ein

zween Schuh hoch werden, und nach dem Gipfel zu in Zweige abgetheilet ſind. Die langen ſchwarzgrünen Blätter, welche etwas ſchmäler als die Olivenblätter ſind, ſtehen wechſelweiſe, ſind ungeſtielt, lanzettförmig, ſpitzig, völlig ganz, mit borſtigen Haaren verſehen, und rauh anzufühlen. Die Blumen zeigen ſich im May und Juny einzeln am Winkel der Blätter auf ganz kurzen Stielen, und ſtellen eine einſeitige Aehre vor; der Kelch iſt haaricht; das Blumenblatt nicht viel größer, als dieſer, weiß oder gelblich, und oben an der Röhre ſitzen fünf ſtumpfe, eingekerbte Schuppen, welche die Staubbeutel bedecken. Die Samen ſind weiß, ſehr hart, an Größe der Hirſe und an Geſtalt kleinen Perlen gleichend, glänzend, und ohne allen Geſchmack; ſie ſind gegen den Herbſt reif; anſtatt vier aber kommen gemeiniglich nur zween zur Reiſe. Sie geben ein ziemlich gutes Mehl, woraus Brod gebacken werden kann. Die Aerzte der ältern Zeiten haben die Samen als ein harntreibendes und ſteinzermalmendes Mittel, in verſchiedenen Zufällen der Harnwege, auch zu Beförderung der Geburt, und in dem täglichen Fieber, mit Waſſer und Wein abgeſotten, gerühmt; da aber dieſe Wirkungeu durch die Erfahrung nicht beſtätiget worden, ſind ſie ganz außer Gebrauch gekommen; doch vermuthet Hr. v. Haller, daß die junge Pflanze eine betäubende Kraft beſitze, und, dem Geruche nach, mit der Hundzunge übereinkomme.

2. Die kleinblumige Steinhirſe mit runzeligen Samen; Feldhirſe mit einer rothen Wurzel; wilde Steinhirſe; falſche Meerhirſe; wilde Rothwurzel; rothe Ochſenzunge; Schminkwurzel, Echioides flore albo *Riv.* Lithoſpermum arvenſe radice rubra C. B. Lithoſpermum nigrum quorundam flore

flore albo, ſemine echii *J. B.* Lithoſpermum ſylveſtre *Trag. Fuchſ.* & *Dod.* Lithoſpermum annuum album tetracarpon, ſemine nigro anguloſo *Moriſ.* Lithoſpermum ſylveſtre, arvenſe vel nigrum *J. Camer.* Lithoſpermum arvenſe, ſeminibus rugoſis, corollis vix calycem ſuperantibus *Linn.* nach Hrn. von **Haller** ein Heliotropium. Iſt eines der gemeinſten Unkräuter auf Aeckern und in Gärten. Die Wurzel iſt jährig, klein, ohne Geruch, von einem ekelhaften Geſchmack, hat eine rothe Rinde und ein ſchneeweißes Mark. Der Stängel iſt ein bis anderthalb Fuß hoch, rauh anzufühlen, und etwas geſtreift. Die Blätter ſind ungeſtielt, eyförmig, ſpitzig, borſtig, und ſtehen wechſelweiſe. Aus dem Blattwinkel entſtehen kleine Zweige. Der Hauptſtängel theilt ſich in drey Zweige, und in jedem Theilungswinkel ſitzt eine Blume, die übrigen ſitzen, der Länge nach an den Zweigen, in dem Winkel der dicht bey einander geſtellten Blätter, auf kurzen Stielen. Wenn die Samen reifen, entfernen ſich die Blätter weiter von einander. Die kleinen weißen Blumen zeigen ſich im May und Juny einzeln an dem obern Theile des Stängels. Die Samen ſtehen in einer einſeitigen Aehre, und werden im Auguſt reif. Man kann ihn, wie den von der vorher beſchriebenen erſten Art, aus dem Samen ziehen, den man bald, nachdem er reif iſt, auf ein Beet von friſcher Erde in Reihen, welche ein Fuß weit von einander ſtehen, ſäet, und die Pflanzen, wenn ſie aufgegangen ſind, von Unkraut rein hält. Er kömmt übrigens in jeder Lage und auf jedem Boden fort. Die Wurzeln von beyden Arten färben roth; da aber die erſte Art ſelten, und an den Wurzeln der letzten nur die Rinde an obern Theile gefärbt iſt, ſo kann von beyden eben kein beträchtlicher Gebrauch gemacht werden. Die

Bauermädchen in den nordiſchen Provinzen, wie auch in Schleſien, bedienen ſich der friſchen Wurzel von der letzten Art zur Schminke, und pflegen im Sommer das Geſicht damit roth zu malen, wie es dann auch eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die friſchen Wurzeln der Haut eine angenehme Röthe geben. An einigen Orten färbet man die Butter roth, und rühmt rühmt ſie alsdann in dem Seitenſtechen. Aus den Blumen holen die Bienen Stoff zu Honig. Da dieſe Pflanze auch rothe Ochſenzunge heißt, ſo muß man ſie nicht mit der ächten rothen Ochſenzunge, oder dem Färberkraute, Anchuſa tinctoria *Linn.* wovon ich im Artikel Ochſenzunge handeln werde, verwechſeln.

3. Die großblumige Steinhirſe mit geſtreckten und aufgerichteten Stängeln, die Perlhirſe mit kriechenden Stängeln und großen rothblauen Blumen; die kriechende Meerhirſe; kleine kriechende breitblätterige Perlhirſe, Lithoſpermum repens *offic.* Lithoſpermum minus repens latifolium *C. B.* & *Tourn.* Lithoſpermum majus flore purpureo, ſemine anchuſae *J. B.* & *Raj.* Lithoſpermum alterum *Anguillar.* Lithoſpermum majus *Dod. Pen. Lobel.* & *Dalech.* Lithoſpermum repens majus *Cluſ.* Lithoſpermum vulgare majus *Camerar.* Lithoſpermum umbellatum anguſtifolium (& latifolium) *Boconne.* Lithoſpermum virgatum *Thal.* Lithſopermum perenne procumbens, flore purpureo-coeruleo majore *Moriſ.* Lithoſpermum caulibus decumbentibus radicatis, ramis floralibus erectis *Hall.* Lithoſpermum flore magno, caule ex apice radices agente *Ejusd.* Lithoſpermum purpureo-coeruleum, ſeminibus laevibus, corollis calycem multoties ſuperantibus *Linn.* Fr.

Grémil

Grémil rampant, wächſt in England, Frankreich, Ungarn, Italien, der Schweiz, auch hin und wieder in Deutſchland, in Hainen und an Wegen. Die lange, ſchwarze, dicke und ausdauernde Wurzel, treibt jährlich zwey= bis dreyerley Stängel. Einige liegen geſtreckt auf der Erde, treiben keine Zweige und Blumen, ſondern nur Blätter, und am Ende Wurzelfaſern, wodurch neue Stöcke entſtehen. Die andern ſteigen etwa zween Fuß hoch, gerade aufwärts, theilen ſich in Zweige, und tragen Blüthen. Gemeiniglich brechen dieſe zuerſt hervor, und die kriechenden kommen alsdann zum Vorſchein, wenn an jenen die Blüthe vergeht. Die Blätter ſind lang, zungenförmig, völlig ganz, rauh anzufühlen, und ſitzen platt an, oder verlängern ſich in einen kürzern Stiel. Am obern Theile der Zweige erſcheinen im Junius die Blumen, welche in den Blätterwinkeln einzeln auf ganz kurzen Stielen ſtehen, und unter ſich eine Aehre formiren. Der Kelch iſt tief eingeſchnitten und rauh, das Blumenblatt zweymal größer, als dieſer, röthlichblau, in lanzettförmige Lappen zerſchnitten, und gleichſam mit einem doppelten Kranze beſetzt. Die Samen ſind glatt, und auf der einen Seite etwas eingekerbt.

Den Namen große Meer= oder Perlhirſe, führt auch die oben, S. 570, beſchriebene Hiobsthräne, Coix Lacryma Jobi *Linn.*

Hirſe, (Blut=) ſ. oben, S. 796.
—— (Fenchel=) ſ. oben, S. 795.
—— (gemeine) ſ. oben, S. 774.
—— (indianiſche) ſ. oben, S. 795.
—— (Kolben=) ſ. oben, S. 776.

Hirſe, (Meer⸗) ſ. oben, S. 804.
— — (Mohr⸗) ſ. oben, S. 795.
— — (Perl⸗) ſ. oben, S. 804.
— — (Saat⸗) ſ. oben, S. 775.
— — (Sonnen⸗) ſ. oben, S. 805.
— — (Sprall⸗) } ſ. oben, S. 776.
— — (Stachel⸗) }
— — (Stein⸗) ſ. oben, S. 804.
— — (Vogel⸗) ſ. oben, S. 805.
— — (Wald⸗) } ſ. oben, S. 796, und 804.
— — (wilde) }

Hirſe⸗Brey, Hirſenbrey, ſ. oben, S. 789.

Hirſe⸗Dorn, Rhamnus catharticus; ſ. Kreutz⸗Dorn.

Hirſe⸗Drüſe, Glandula miliaris, kleine, den Hirſekörnern ähnliche Drüſen, welche an verſchiedenen Theilen des Leibes in der Haut, beſonders zwiſchen den Häuten des Harnganges liegen, die Feuchtigkeiten abſondern, und den Schweiß befördern helfen.

Hirſe⸗Fieber, Hirſenfieber, Febris miliaris, eine Art eines hitzigen, mit Kopfweh, Durſt und trocknem Huſten verbundenen Fiebers, wobey ein bald rothes, bald weißes Frieſel in der Größe der Hirſekörner auf der Haut zum Vorſcheine kömmt; oft auch nur das Frieſel ſchlechthin; ſ. Th. XV, S. 110, fgg.

Hirſe⸗Fink, eine Benennung aller derjenigen kleinern Vögel, welche ſich gern in den mit Hirſe beſäeten Feldern antreffen laſſen, beſonders der Ammern, und des Grünfinken.

Hirſen⸗Flechte, Hirſengeflechte, ein räudiger Ausſchlag auf der äußern Oberfläche der Haut, Herpes miliaris; ſ. Th. XIV, S. 63.

Hirſe⸗Gras, ſ. oben, S. 795, und 803.

Hirſe⸗Grütze, ſ. oben, S. 789.

Hirſe⸗Knauer, ſ. oben, S. 787.

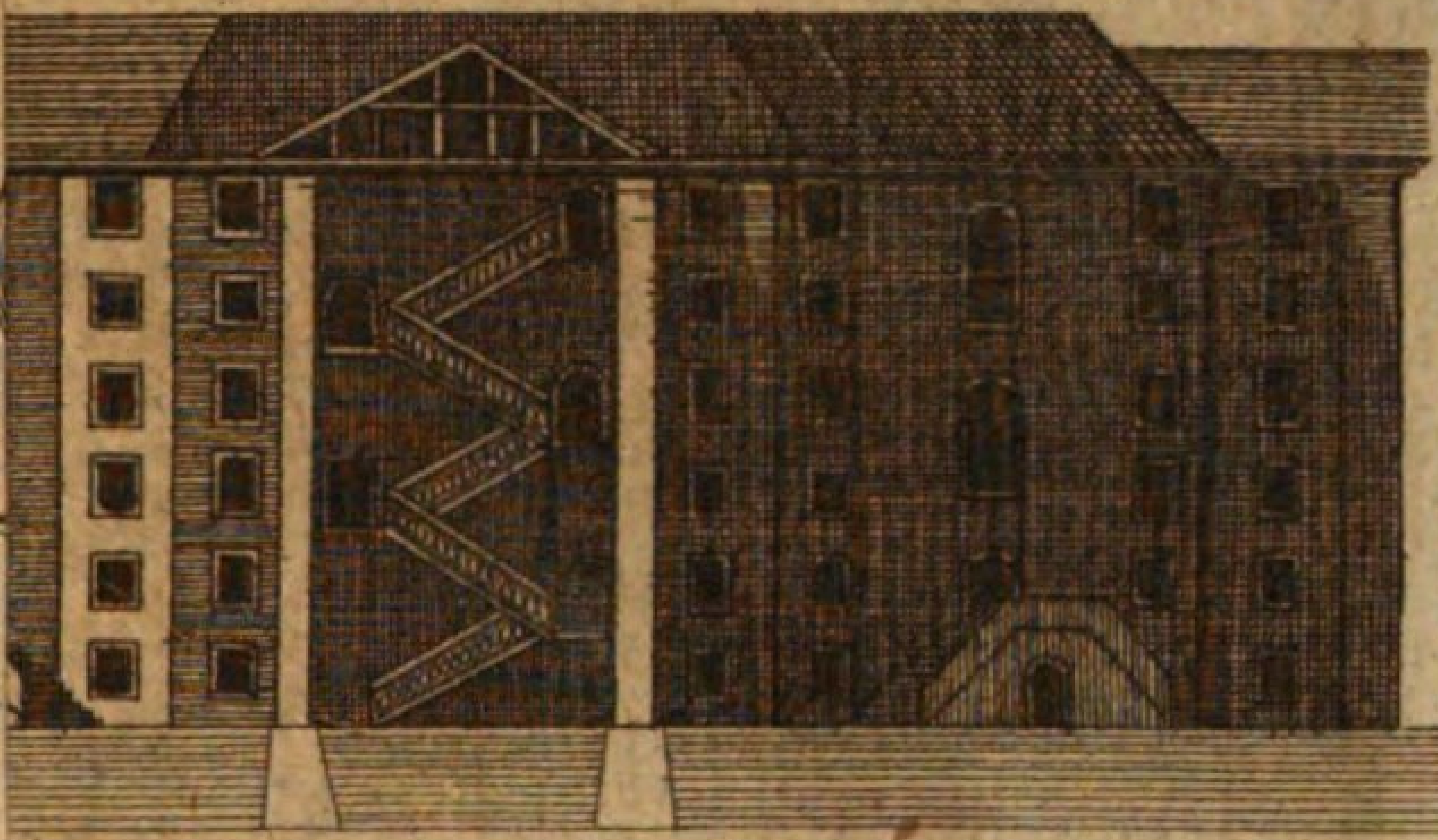
Hirſe⸗Korn, ſ. oben, S. 775.

Hirſe-Mühle, ſ. oben, S. 787.
Hirſen-Pfriemer, eine ſcherzhafte Benennung eines Grillenfängers, welcher viele mühſame Kunſt an unnütze Kleinigkeiten wendet, gleichſam Hirſekörner mit einem Pfrieme aufſpießet.
Hirſe-Spreu, ſ. oben, S. 791.
HirſeStampfer, ſ. oben, S. 787.
Hirſe-Stroh, ſ. oben, S. 791.
Hirſe-Suppe, ſ. oben, S. 789.
Hirſe-Vogel,, ſ. Th. XX, S. 215, und Ortolan.

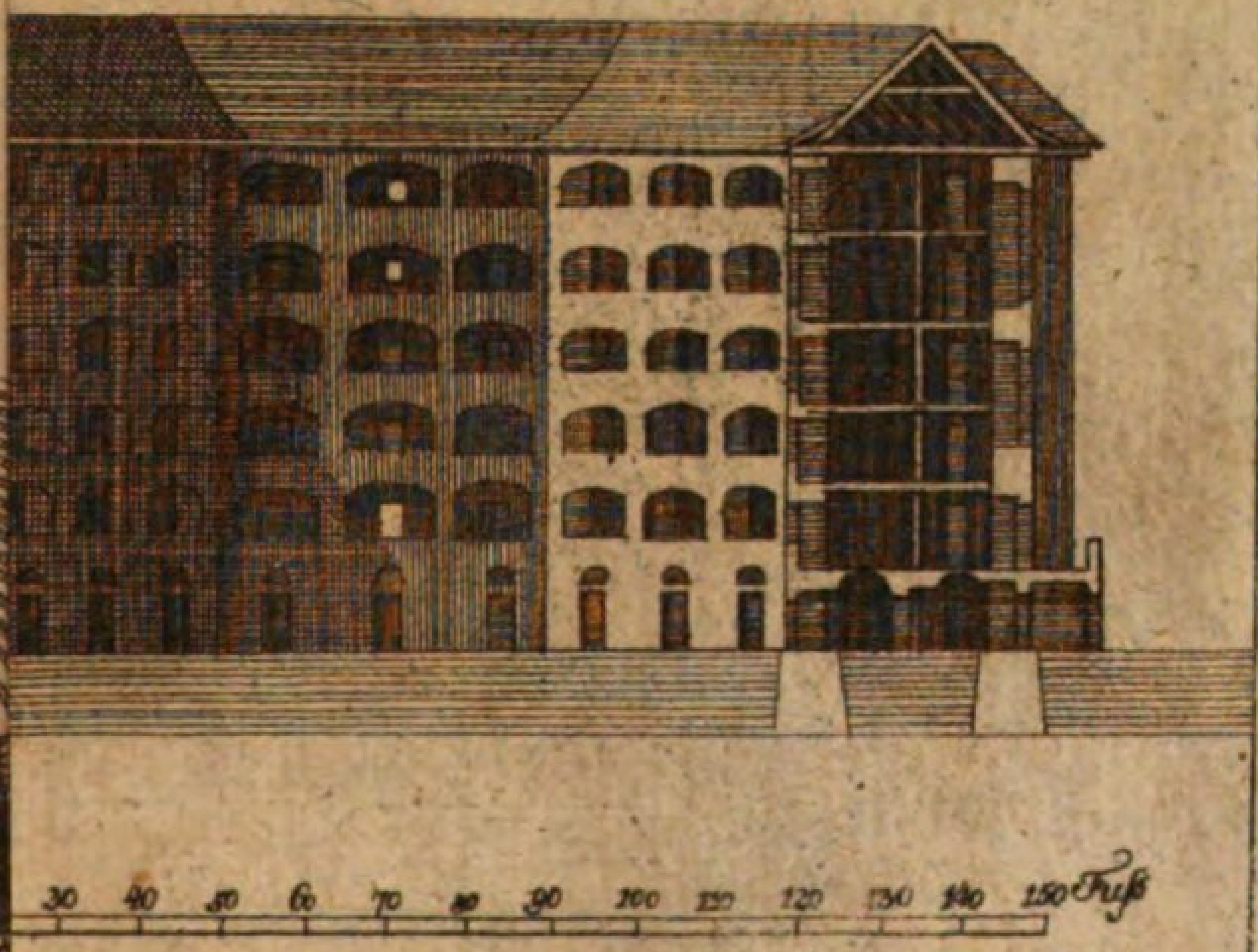
Ende des drey und zwanzigſten Theiles.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

F. 1310. d)

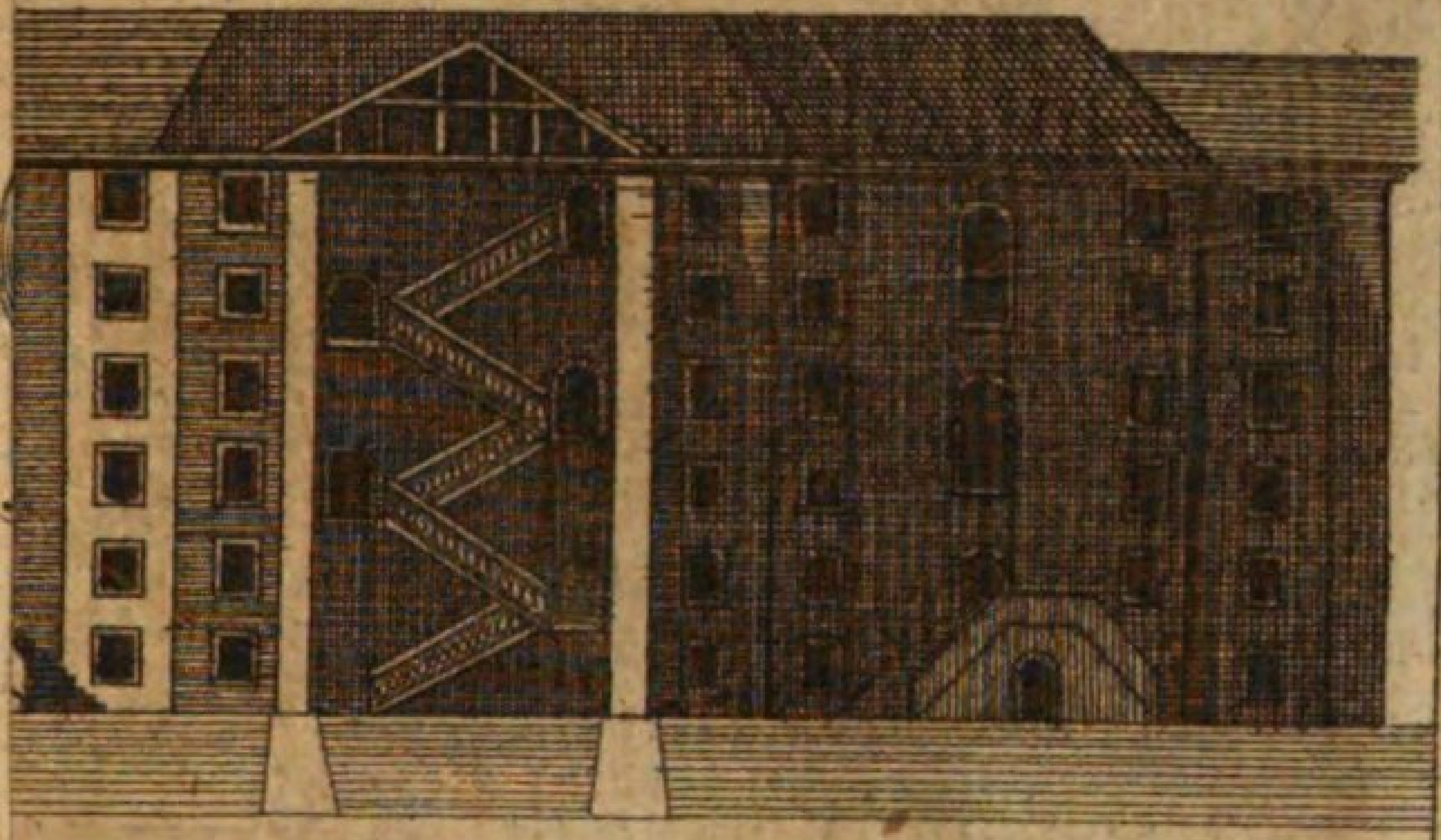


F. 1310. e)

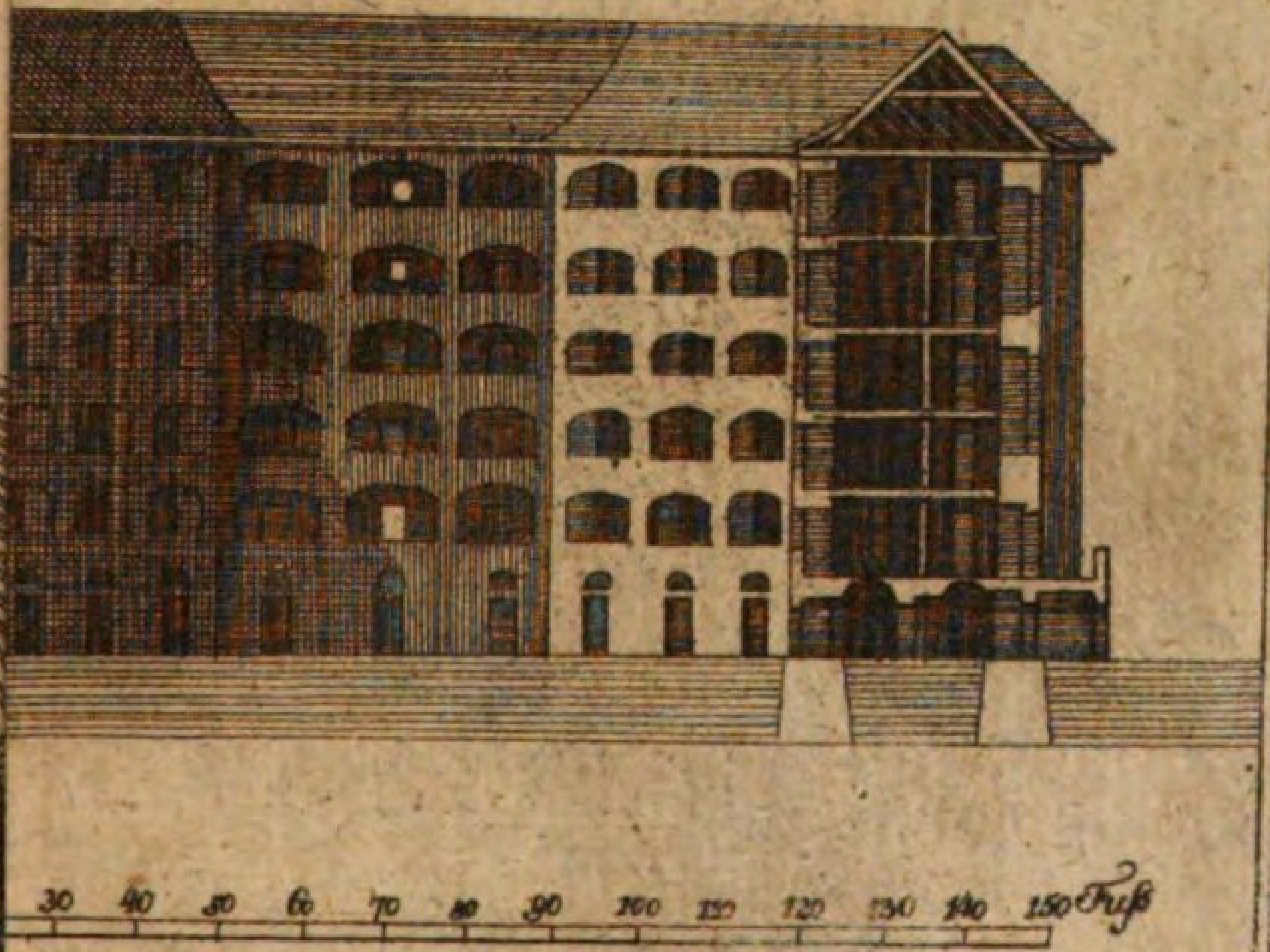


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

F. 1310. d)

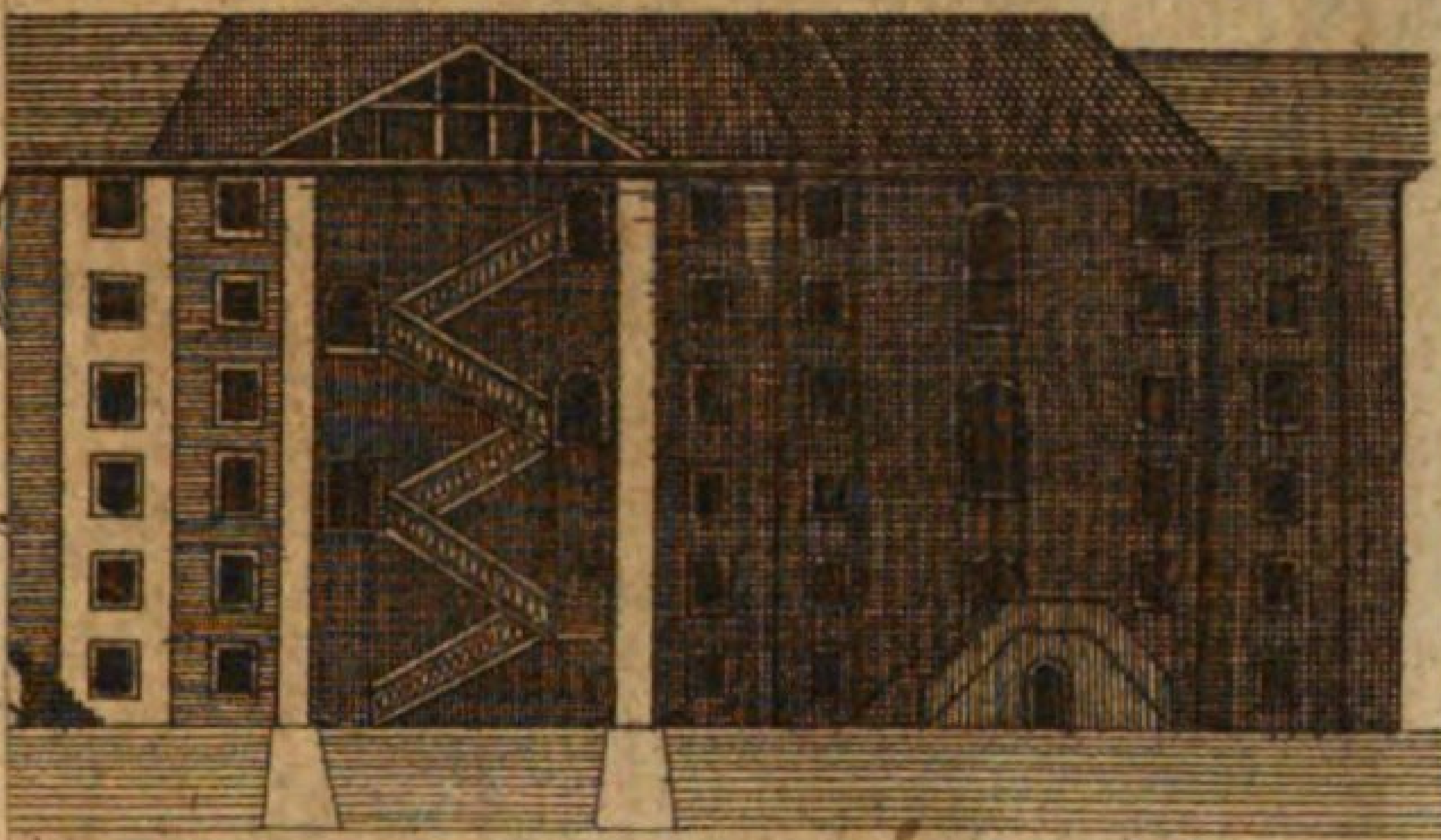


F. 1310. e)

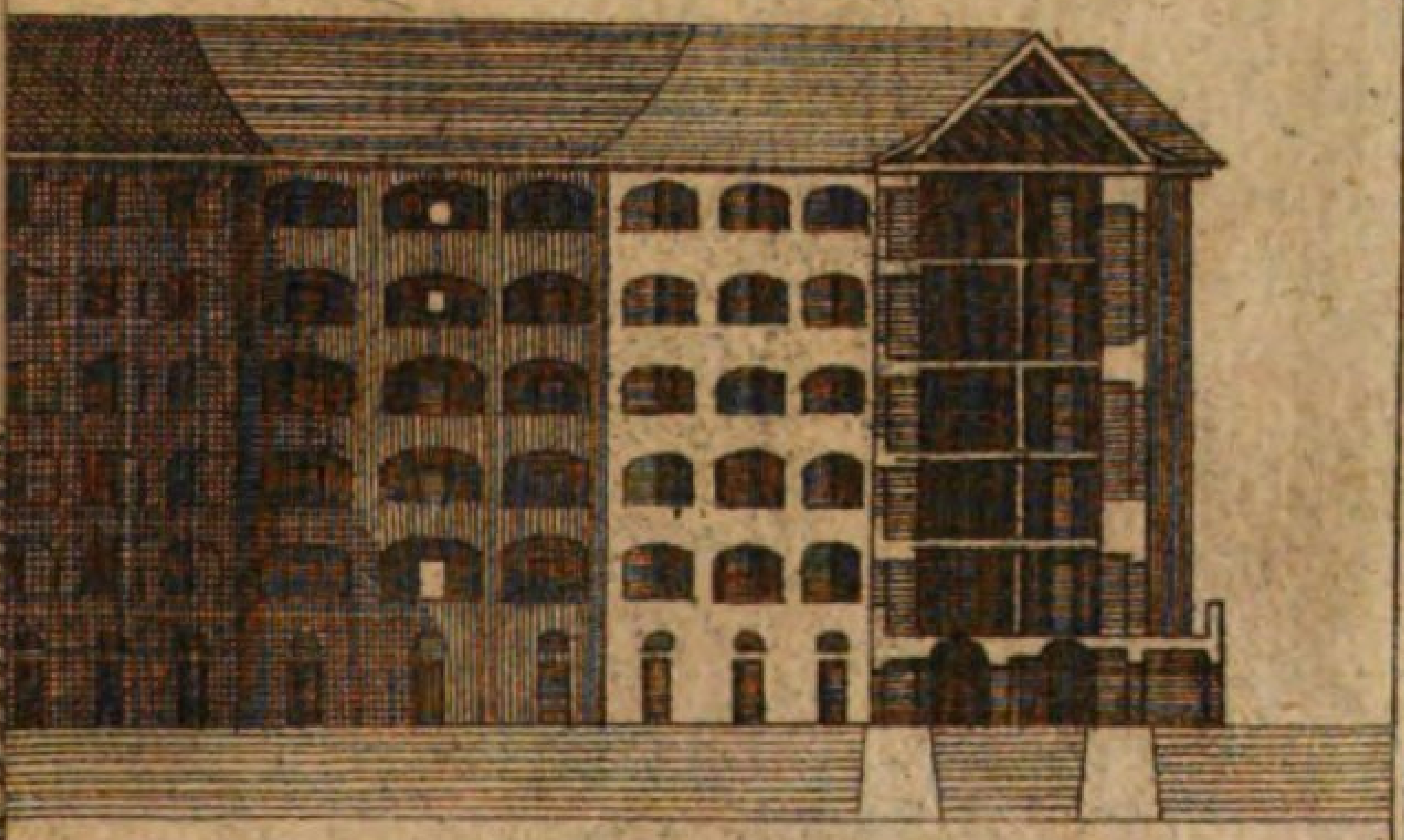


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

F.1310. d)

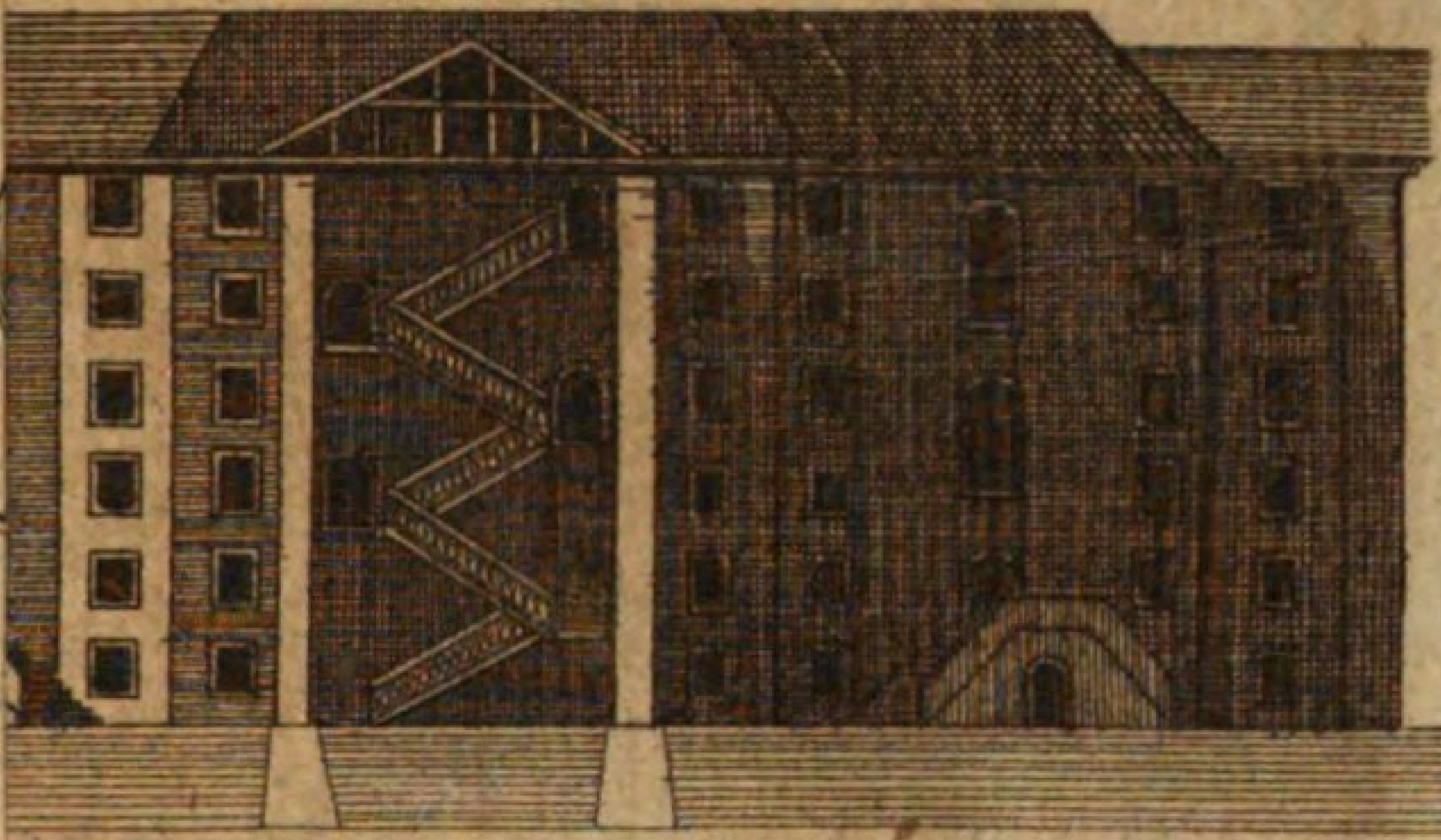


F.1310. e)

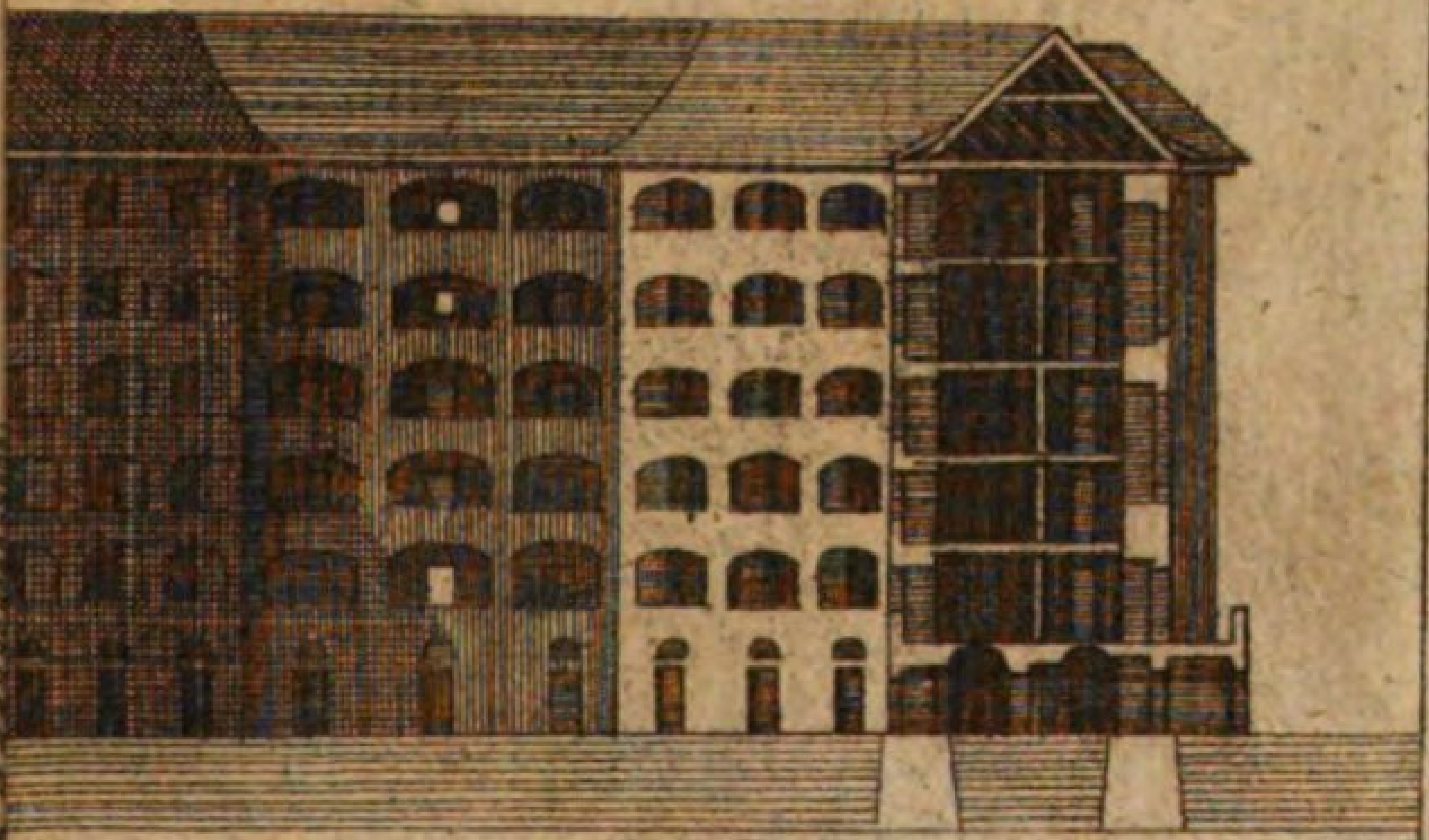


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

F. 1310. d)



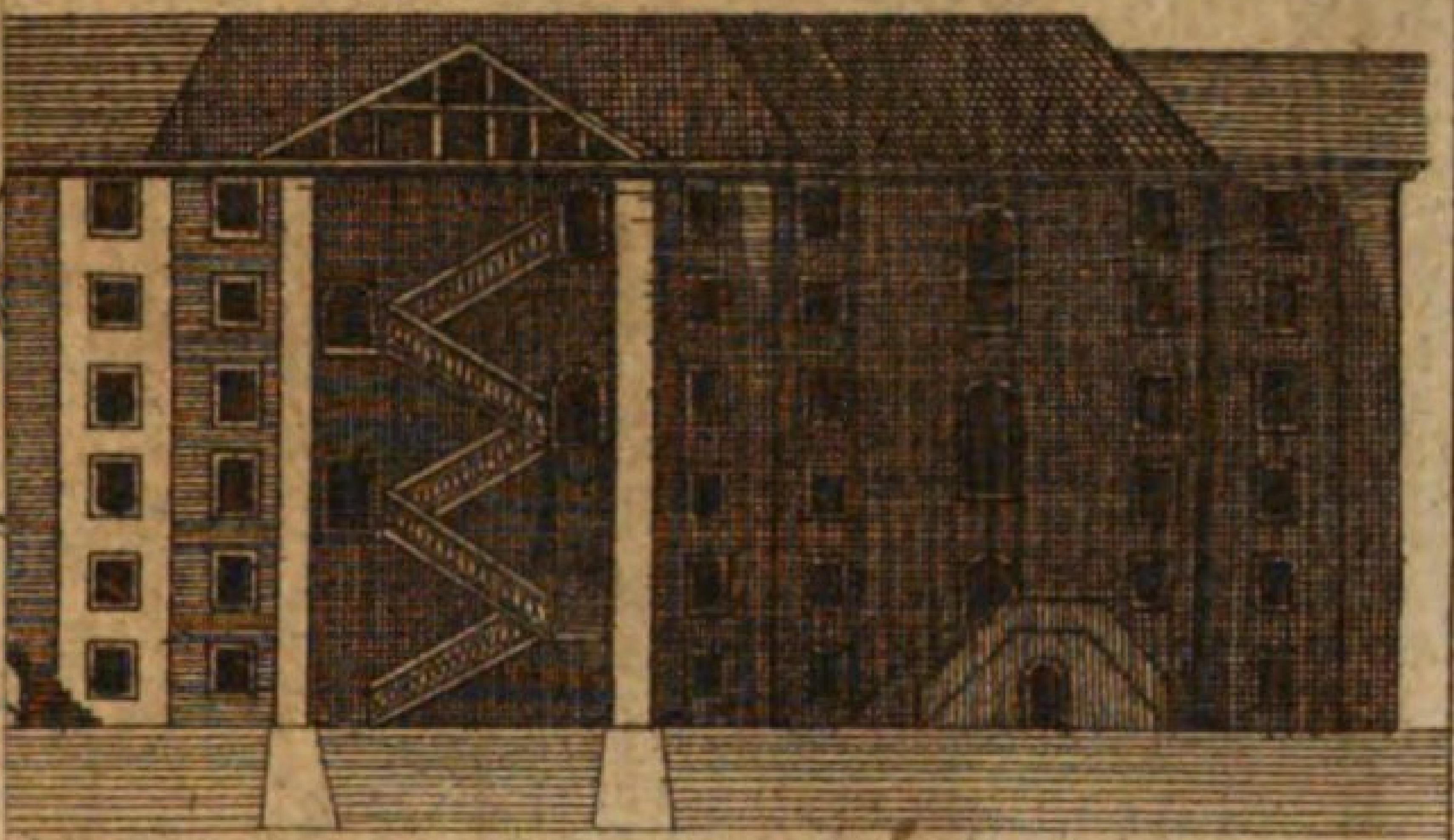
F. 1310. e)



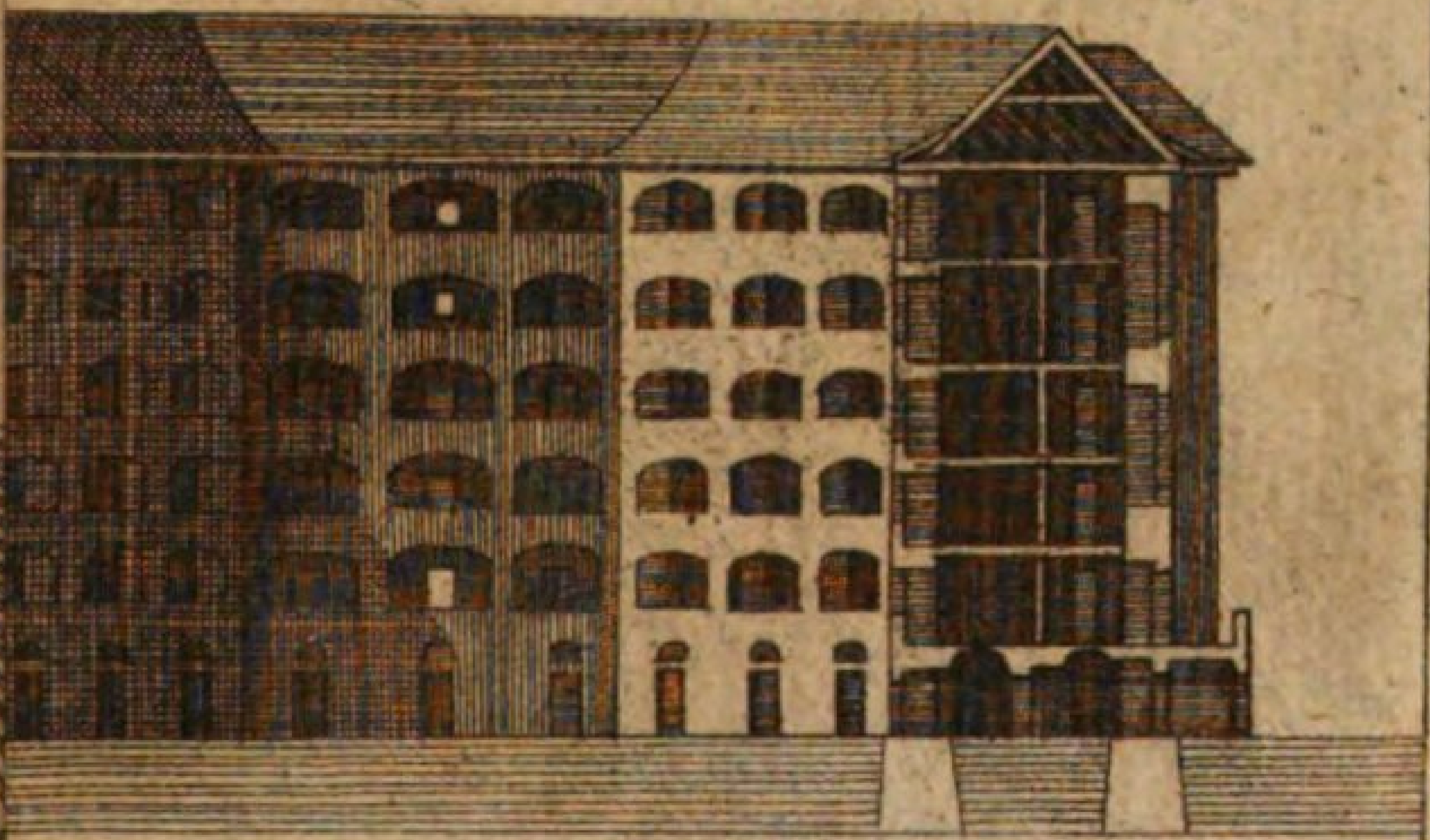
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

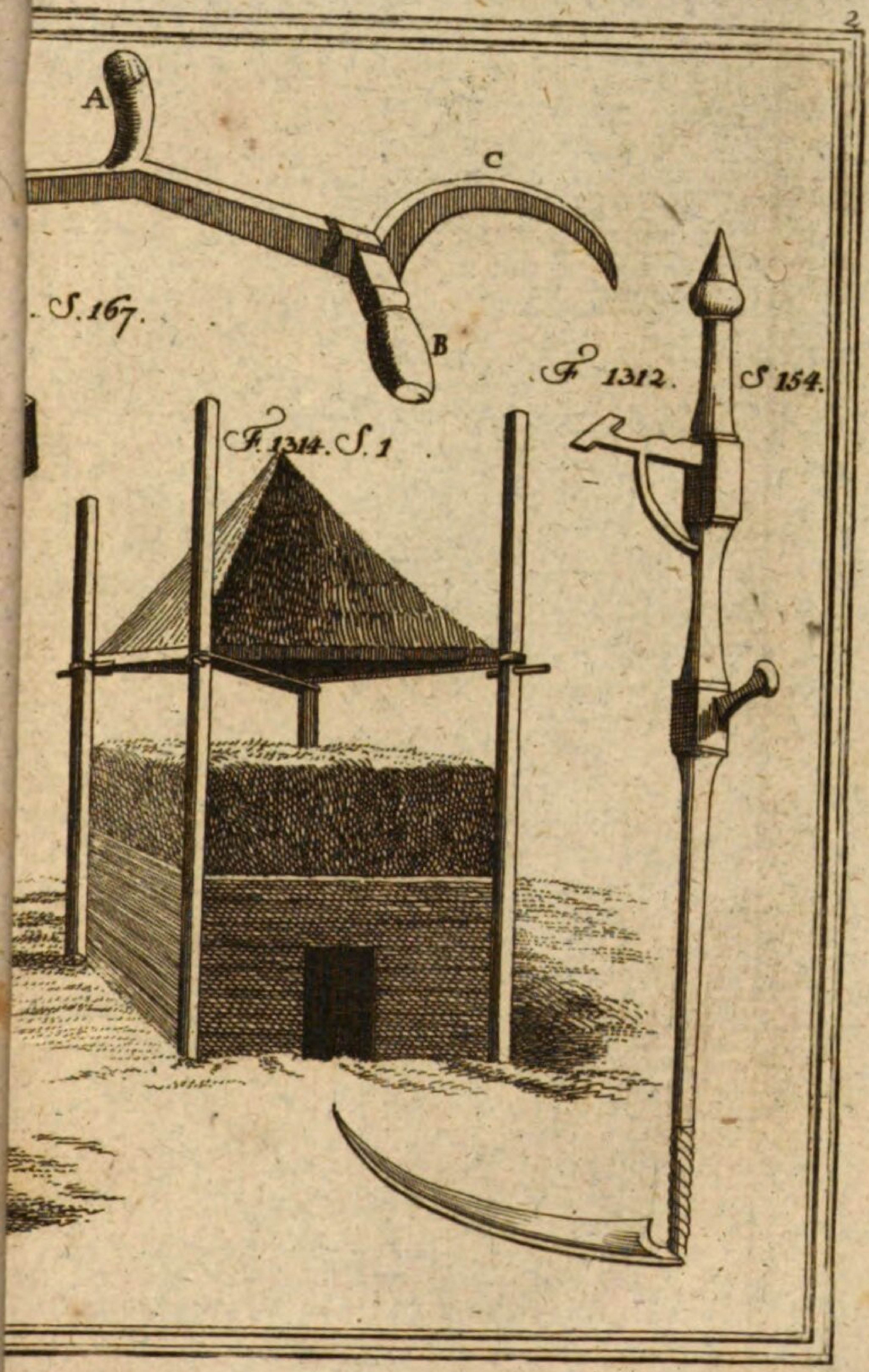
1

F.1310. d)



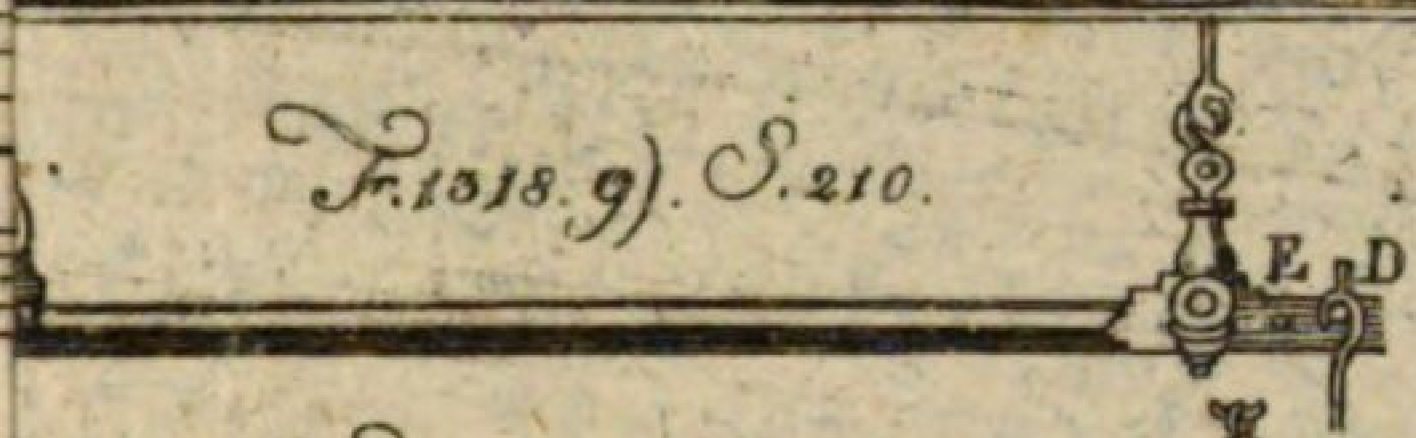
F.1310. e)



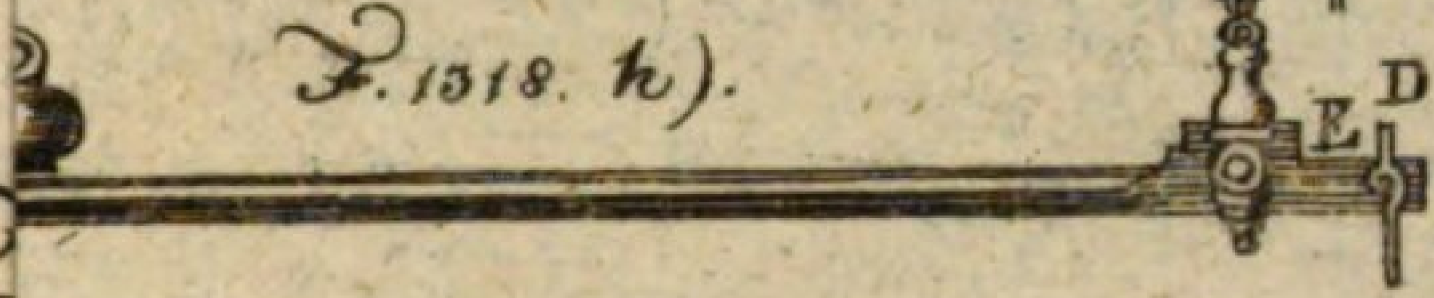

2
A
C
B
S. 167.
F. 1312.
S 154.
F. 1314. S. 1

3

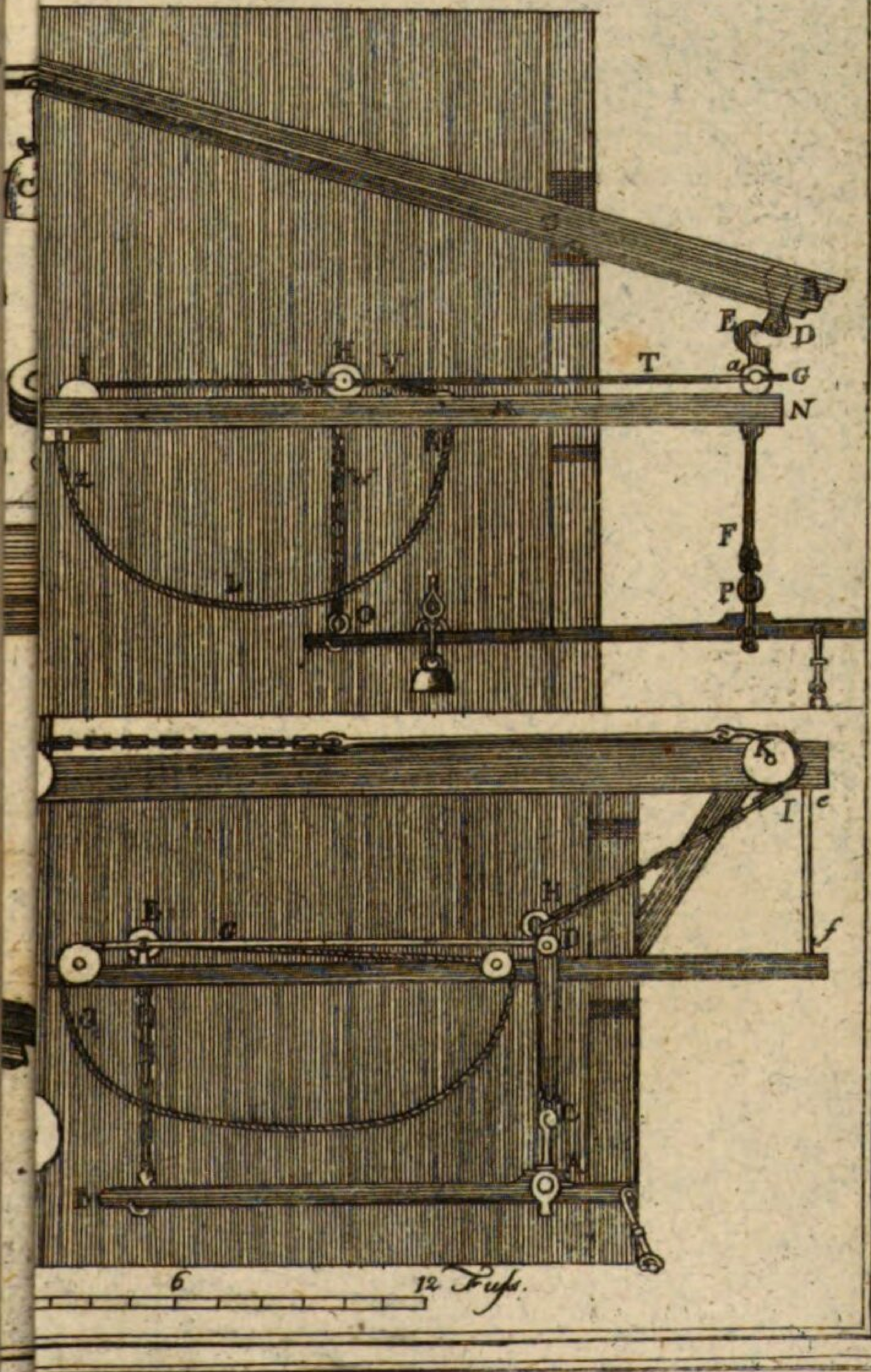
F.1318. g). S.210.



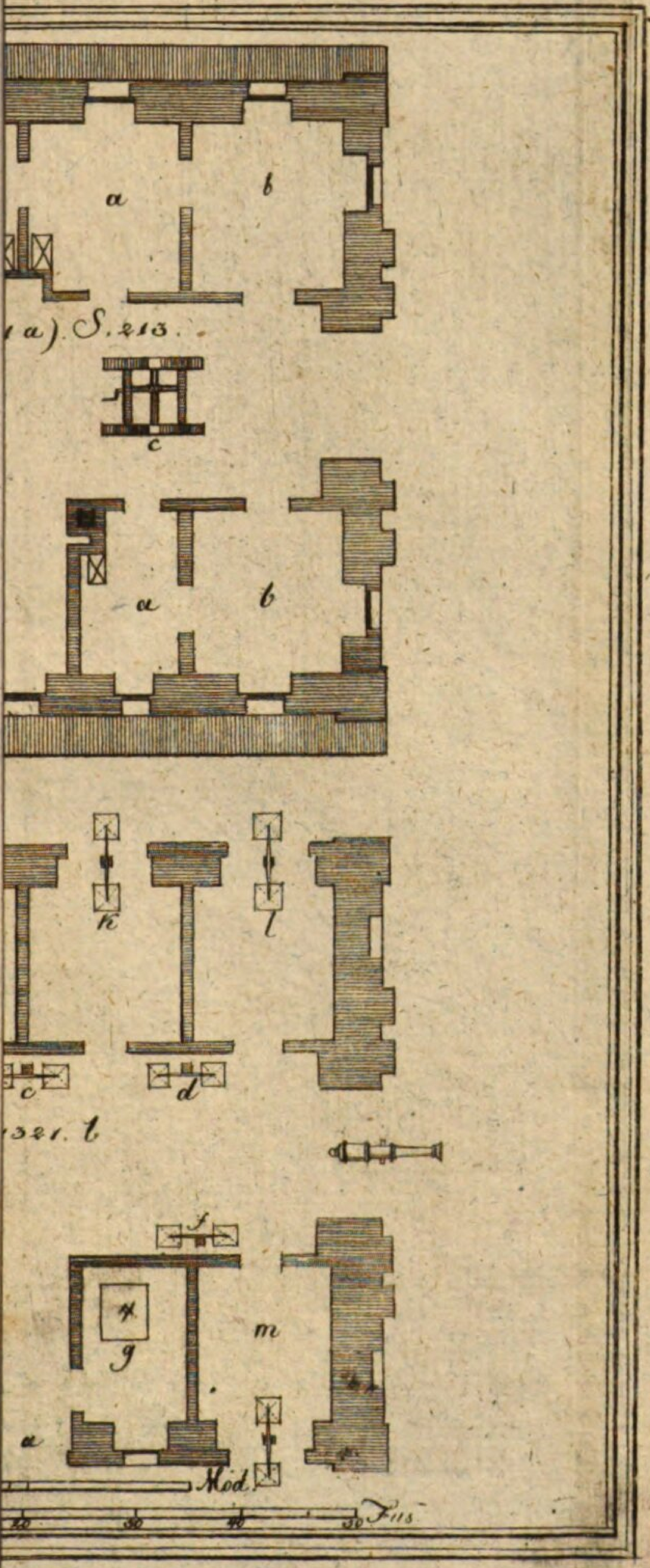
F.1318. h).



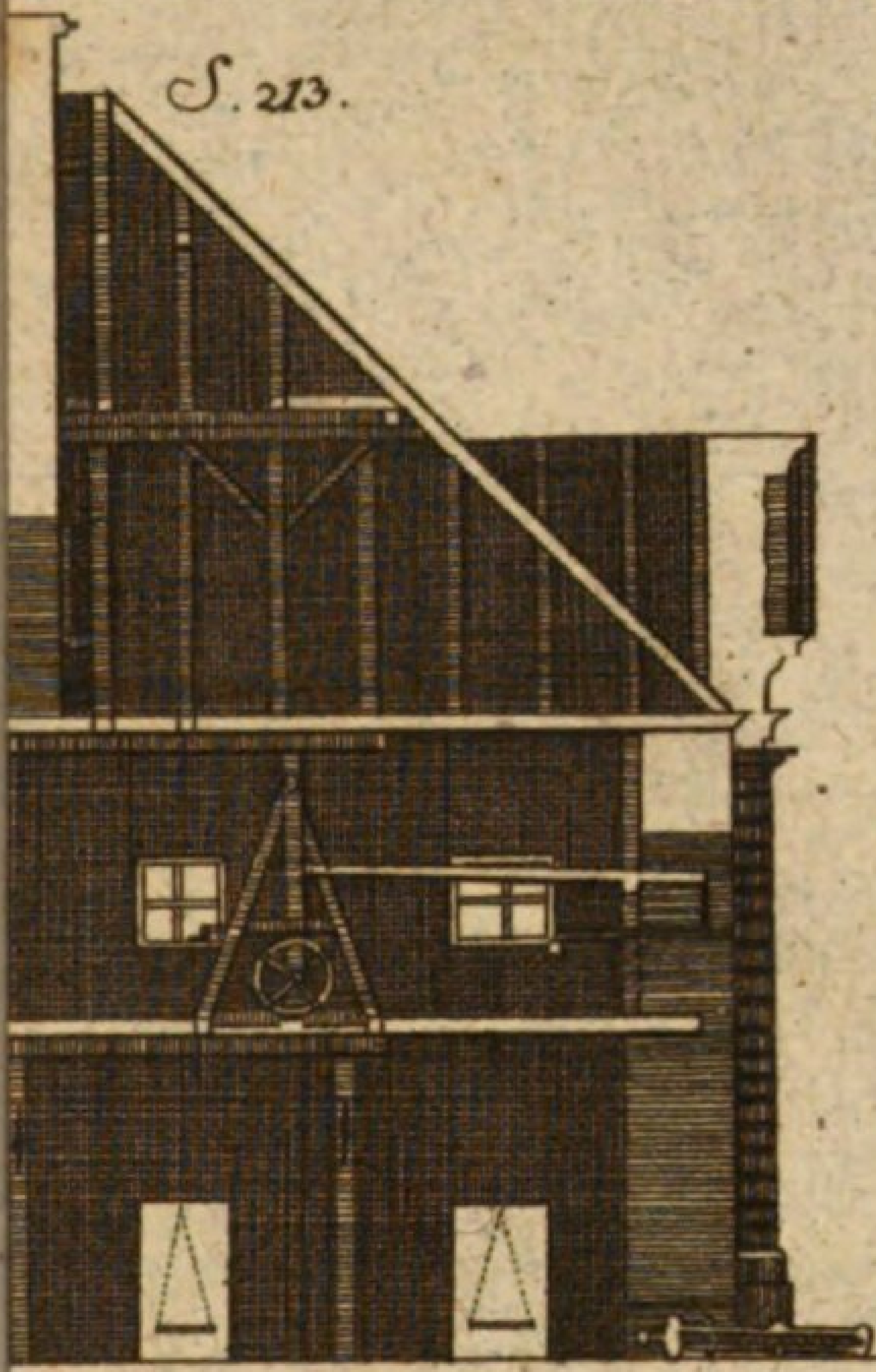
F.1319. a): S.211.



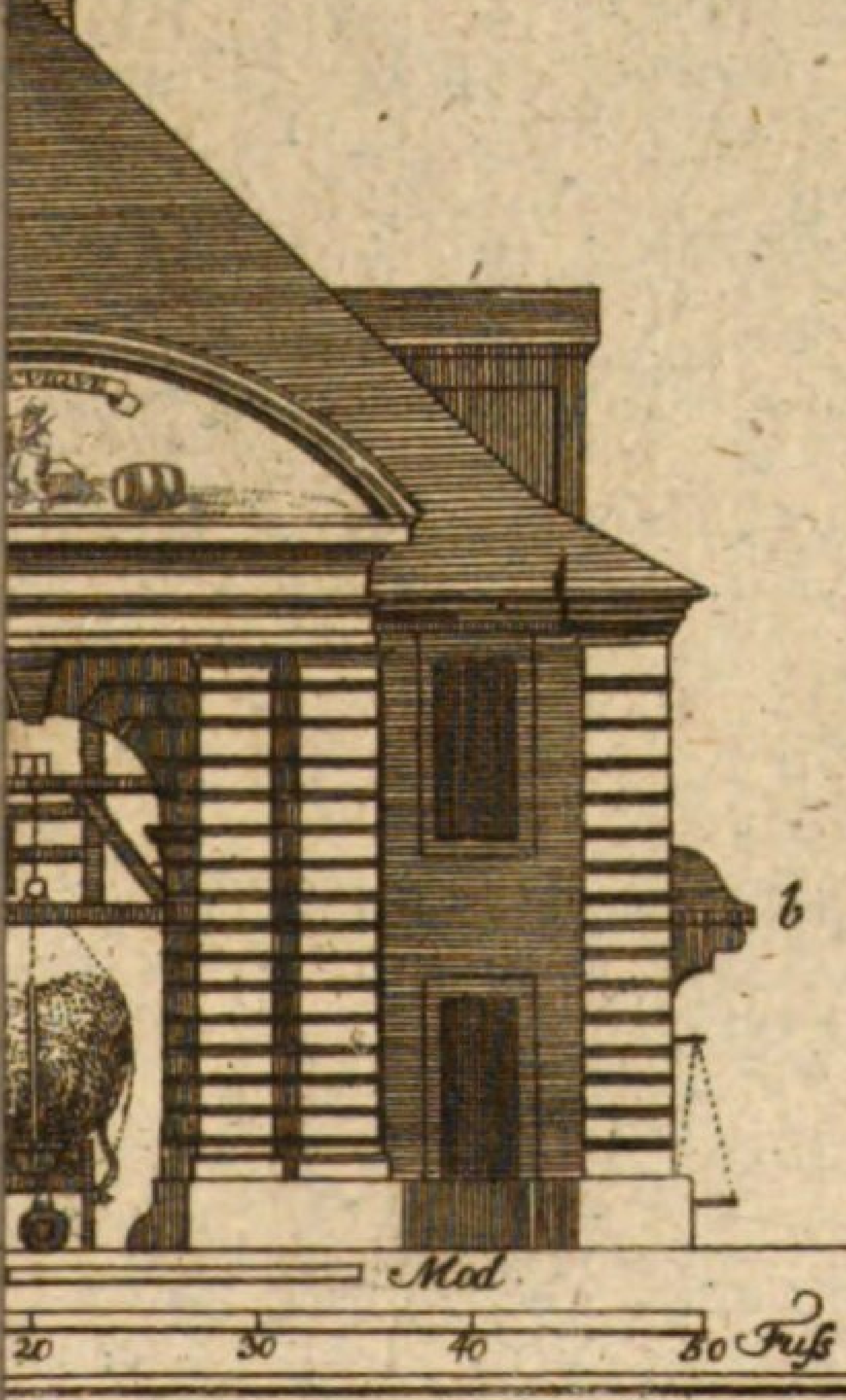
5



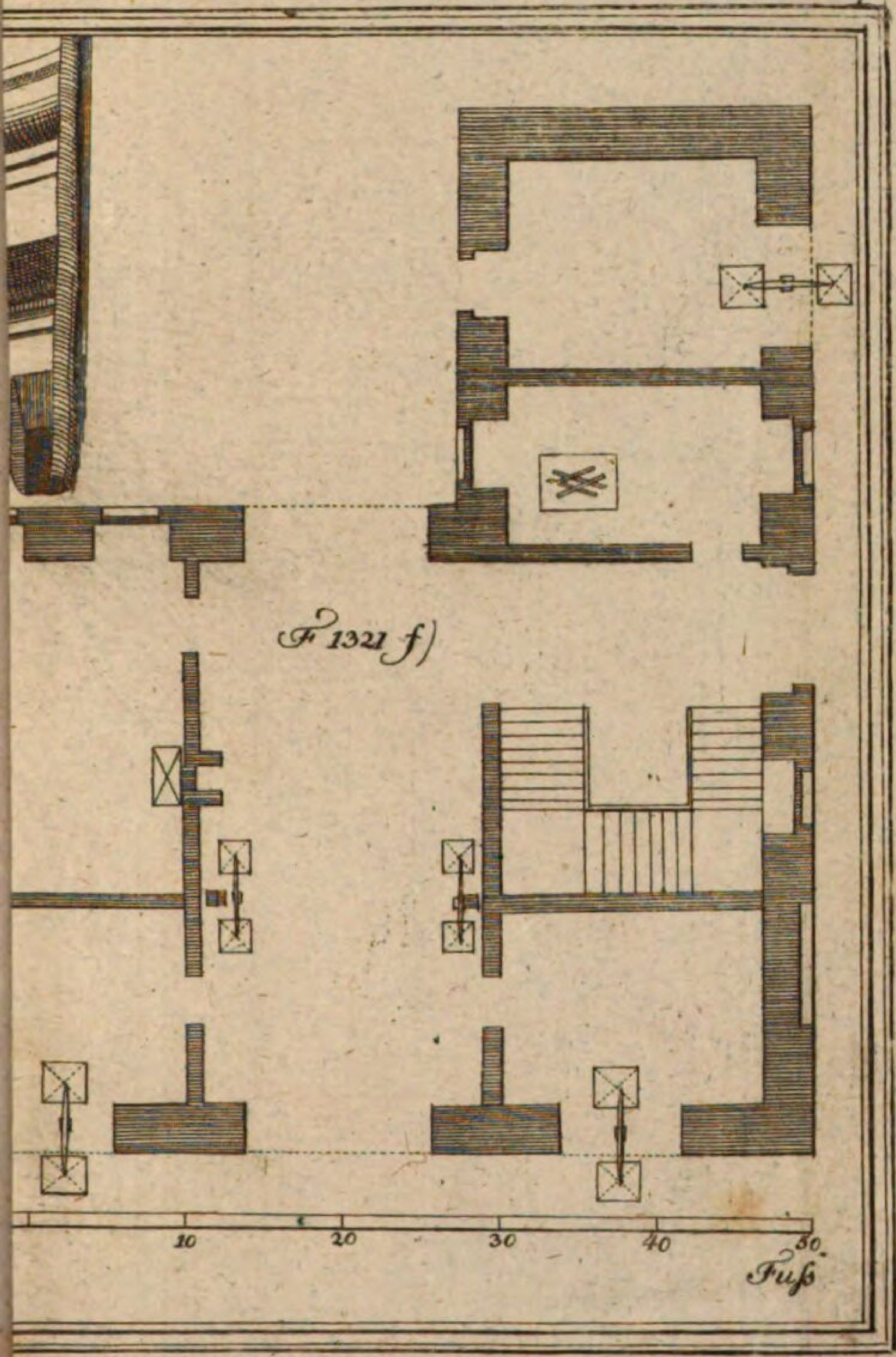
S. 213.



F. 1321. d)

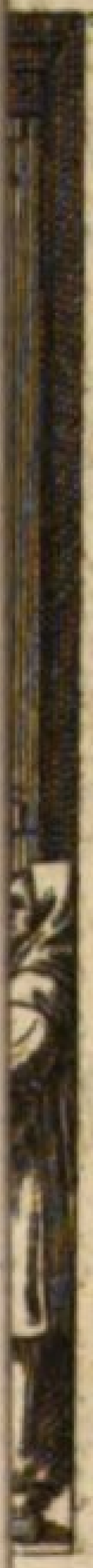


7



F. 1323. S. 333.

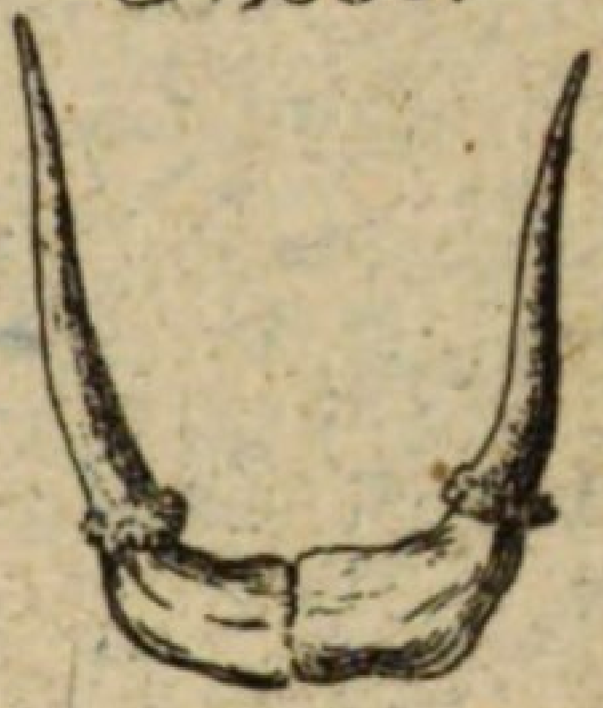
F. 1325. S 338.



Fr. 1331. c). S. 498.

Fr. 1332. S. 517.

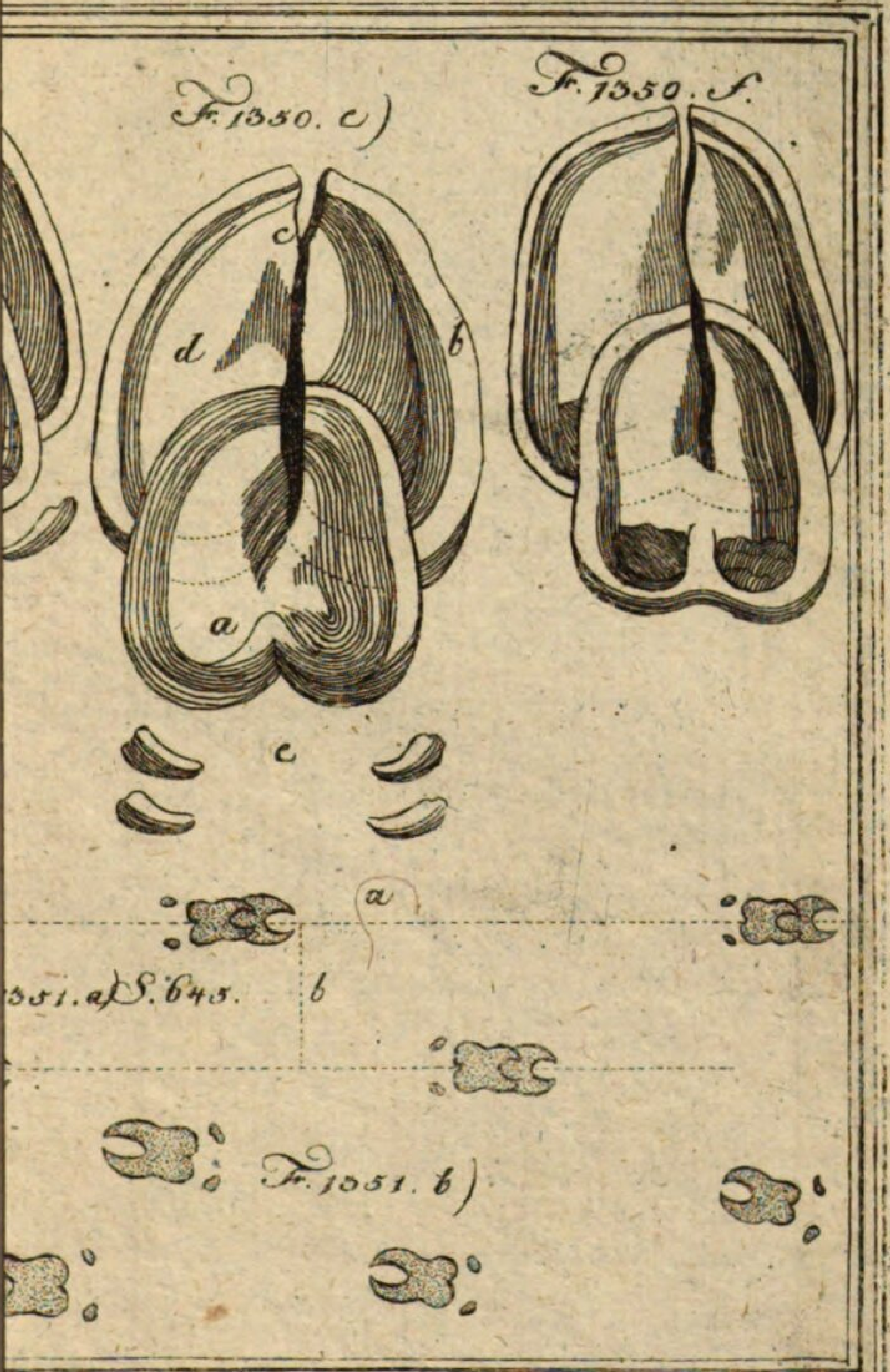
F. 1338.

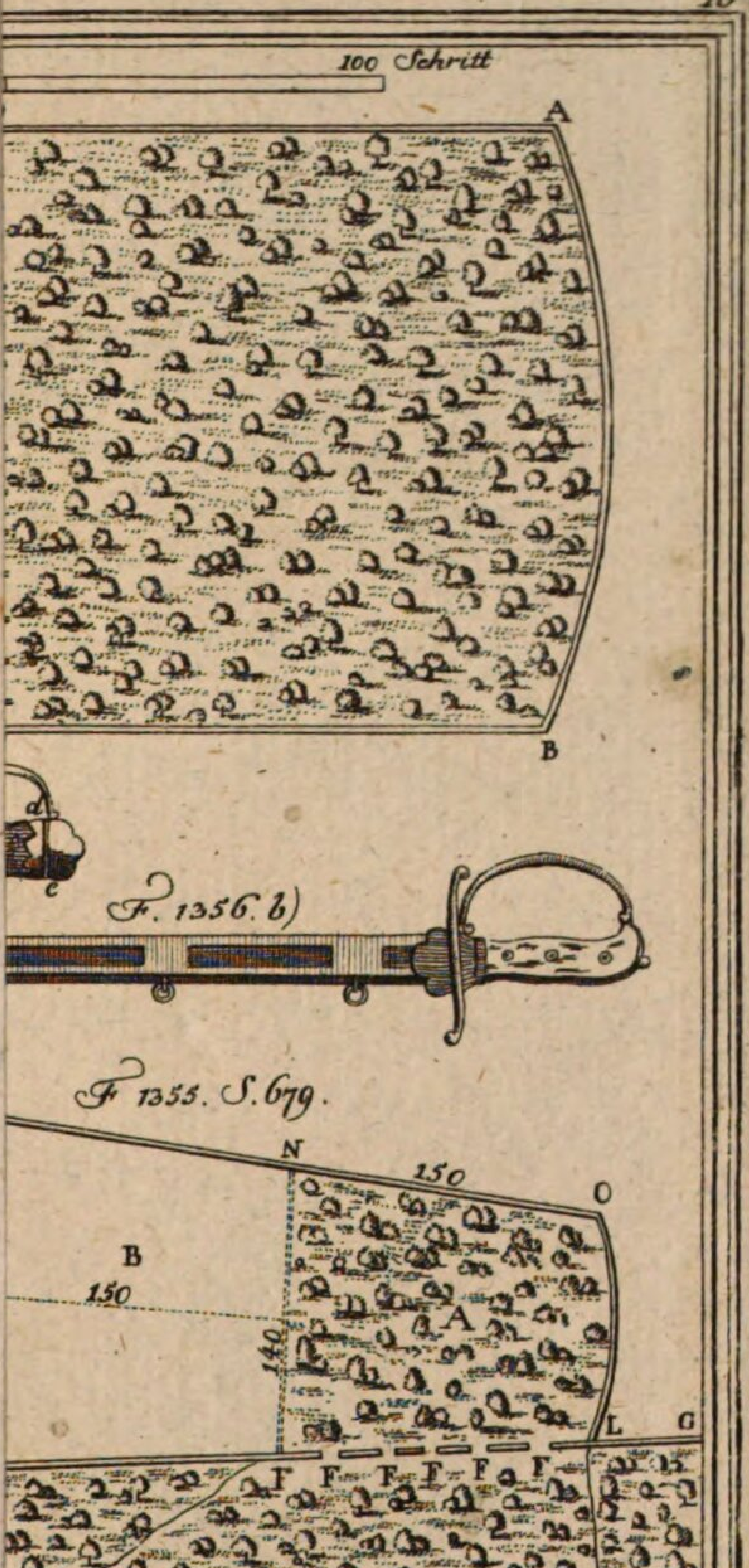


F. 1346. S. 617.

F. 1347.

F. 1349. S. 618.


Fr. 1350. c)
Fr. 1350. f.
d
b
c
a
c
a
351. a) S. 645.
b
Fr. 1351. b)


100 Schritt
A
B
d
e
F. 1356. b)
F 1355. S. 679.
N
150
O
B
150
140
A
L
G
F F F F F F
200
300
400 Schritt
M

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Mit 16 Kupfern

Bd.: 23

Brünn 1789

Oecon. 1033-23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296855-7
VD18 90040228